AUTHOR:

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON

TITLE:

GOETHE-BRIEFE; MIT EINLEITUNGEN UND ...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1902-05

Master Negative #

83-81273

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Briefe. 1902.

Goethe, Johann Wolfgang von, 1749–1832.
Goethe-briefe; mit einleitungen und erläuterungen, hrsg. von Philipp Stein ... Berlin, O. Elsner, 1902–05.

8 v. fronts. (ports.) facsim. 22½ cm.

Each volume has special t.-p. added.
"Litteratur" at end of each volume.

CONTENTS.—bd. I. Der junge Goethe 1764–1775. Mit Goethes jugendbildnis und der handschrift seines ersten erhaltenen briefes. 1902.—bd. II. Weimarer sturm und drang 1775–1783. Mit Goethes bildnis aus dem jahre 1776, nach dem gemälde von G. M. Kraus gestochen von Chodowiecki.—bd. III. Weimar und Italien 1784–1792. Mit Goethes bildnis aus dem jahre 1786, nach dem gemälde von J. W.

(Continued on next card)

[41e1] 6—34074

Briefe. 1902.

Goethe, Johann Wolfgang von, 1749–1832. Goethe-briefe ... 1902–05. (Card 2)

CONTENTS—Continued.

Tischbein. 1902.—bd. IV. Weimar und Jena 1792–1800. Mit einem bildnis der Christine Vulpius nach der kreidezeichnung von F. Bury 1800. 1903.—bd. V. Im neuen jahrhundert 1801–1807. Mit einem bildnis von J. W. v. Goethe nach einer kreidezeichnung von Friedrich Bury. 1904.—bd. VI. Dichtung und wahrheit 1808–1814. Mit einem bildnis von J. W. v. Goethe nach einem gemälde G. von Kügelgens. 1905.—bd. VII. Der alte Goethe 1815–1822. Mit einem bildnis von J. W. v. Goethe nach einer büste von Chr. D. Rauch. 1905.—bd. VIII. Goethe-briefe ausklang 1823–1832. Mit einem bildnis von J. W. von Goethe nach einer zeichnung von Schwerdtgeburth. 1905.

I. Stein, Philipp, 1853–1909, ed.

PT2005.A1 1902 6—34074

Library of Congress [41e1]

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

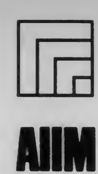
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4/7/93 INITIALS BE
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

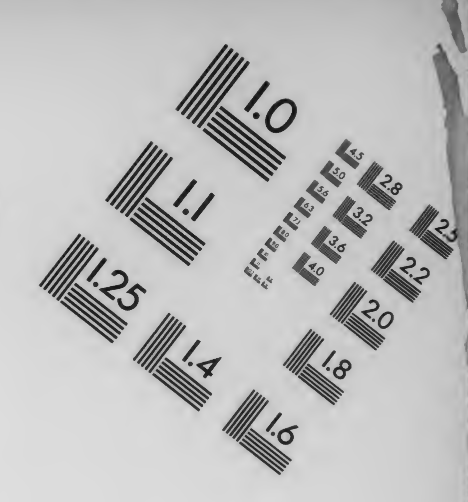
GUIDE TO CONTENTS
for

GOETHE -BRIEFE

REEL	MASTER NEGATIVE #	DATE	VOLUME
1	93-81272	1902	v.1
		1902	v.2
		1902	v.3
		1903	v.4
2	93-81273	1904	v.5
		1905	v.6
		1905	v.7
		1905	v.8

REEL 2 OF 2
VOLUMES 5-8





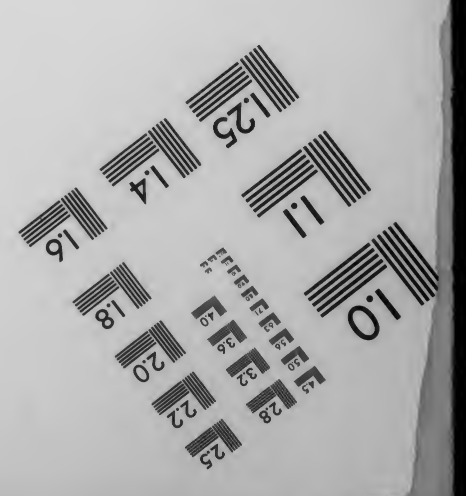
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1 8.0



VOLUME 5



Otto Elsner, Berlin

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band V

Im neuen Jahrhundert

1801—1807



Berlin 1904
Verlag von Otto Elsner

J. W. v. Goethe

Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury

Im neuen Jahrhundert

1801—1807

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury



Berlin 1904

Verlag von Otto Elsner

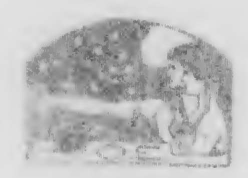
J. W. v. Goethe

Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury

[illegible]m neuen Jahrhundert

1801 – 1807

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury



Berlin [illegible]

Verlag von Otto Elsner

J. W. v. Goethe

Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury

Im neuen Jahrhundert

1801–1807

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury



Berlin 1904

Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

Einleitung.

Der vorliegende fünfte Band unserer Briefausgabe führt die Entwicklung Goethes in den Jahren 1801—1807 vor. Er umspannt einen etwas kürzeren Zeitraum als die früheren Bände, denn diese Jahre sind reich nicht nur an inneren Erlebnissen Goethes. Der Sturmwind, der im neuen Jahrhundert durch Deutschland dahinfegte, verschonte auch Weimar nicht; in die Stille der dem Musendienst geweihten Stadt grellt und schrillt der Kriegslärm hinein, und nach der Unglücksschlacht bei Jena wird die Litteratenstadt Weimar die Beute der französischen Sieger. Bis dahin hatte Goethe und sein Kreis den Wirren der neueren Zeit wie von einem still umfriedeten, dem Lärm der Welt fernen Eiland zugesehen — jetzt aber droht auch für Weimar der Zusammenbruch aller Verhältnisse.

Und in diesen Weimarer Schreckenstagen nun treten zwei Frauen, die bisher im Dunkel gestanden haben, heldenhaft in den Vordergrund: Herzogin Luise und Christiane Vulpius. Die Herzogin, die immer überstrahlt gewesen von dem Glanze der Herzogin-Mutter Anna Amalie und ihre Geistes- und Charaktergröße bisher nur in vornehmer Resignation hatte erkennen lassen, wird die Retterin Weimars und des Fürstenhauses, erweist sich — wie Knebel es treffend bezeichnet hat — als „Heldenengel". Als einzige des ganzen Hofes in Weimar zurückgeblieben, tritt sie Napoleon ent-

gegen; ihre Frauenhoheit erzwingt sich Achtung bei dem grollenden Sieger, der um ihretwillen Weimar und die Weimarer Fürstenherrschaft fortbestehen läßt. Und Christiane Vulpius, die von der Weimarer Gesellschaft Verlästerte und Vielgekränkte, wirft sich beherzt und mutig den trunkenen Franzosen entgegen, die Goethe anzufallen wagen, und rettet ihn vor Kränkungen und Fährlichkeiten. Wenige Tage darauf hat Goethe sich mit Christiane trauen lassen und seiner Gewissensehe die gesetzliche Weihe gegeben.

Die Briefe aus den Jahren 1806 und 1807 nehmen naturgemäß einen großen Raum ein in dem neuen Bande, in dem der Mensch Goethe uns mehr als sonst als Kämpfer erscheint, in dem mehr als sonst die Härten des Lebens auch diesem Götterliebling fühlbar werden. Der Beginn des neuen Jahrhunderts bringt ihm eine schwere Erkrankung: „eine schreckliche Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien.“ Und wenige Jahre später, da er wiederum krank darniederliegt, trifft ihn der schwerste Schlag — Schiller stirbt. Das ergreifendste und schlichteste, was Goethe über diesen unersetzlichen Verlust geäußert, sind seine Worte an Zelter: „ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr.“ Und es wird herbstlich im Goethekreise. Herder stirbt und die Herzogin-Mutter, und das lustige Hoffräulein v. Göchhausen folgt ihr bald nach — „manche Blätter des dreyßigjährigen Gesellschaftsstammes fallen ab und die Glieder der bisherigen Generation verlöschen.“ Es wird herbstlich um ihn und doch tauchen verheißungsvoll Keime auf, die auf neue Frühlingswunder hoffen lassen. Im letzten Briefe dieses Bandes spricht er von Minna Herzlieb und seiner Sonettendichtung. Ein Brief an Herrn v. Willemer führt unsere Gedanken auf

dessen spätere Gattin Marianne und auf die Suleikadichtungen. Ein Brief Goethes aus Karlsbad erzählt von Frau v. Broesigke und ihrer Tochter, der jugendlichen Frau v. Levetzow, der Mutter der damals zweijährigen Ulrike — es wird herbstlich um Goethe und doch sieht man die Sprößlinge keimen zu neuem Frühling.

Neue anregende Beziehungen Goethes eröffnet dieser Band in reichem Maße. Die jungen Romantiker treten an ihn heran und er fördert sie entgegenkommend. Als Theaterleiter erschließt er den beiden Schlegels die Bühne, wodurch Kotzebues Haß gegen ihn noch geschürt wird. Zwar vermag dieser seine Absicht, durch eine demonstrative Schillerfeier die beiden Großen einander zu entfremden, nicht durchzuführen, aber er erreicht doch nebenbei, daß Goethes litterarisch-geselliges Mittwochskränzchen gesprengt wird. In neue Beziehungen tritt Goethe, als er nach der Uebersiedelung der alten „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ von Jena nach Halle mit energischer Einsetzung seiner Kräfte für Jena ein neues Litteraturblatt schafft. Wie als Theaterleiter, so hat er auch als geistiger Leiter dieses Blattes nicht nur die großen Gesichtspunkte angegeben, sondern auch wiederholt mit Einzelheiten, wenn sie ihm prinzipiell wichtig erschienen, sich eingehend beschäftigt. Ihn als Oberredakteur an der Arbeit zu sehen, ist von großem Interesse und darum sind aus den Briefen an Eichstädt mehrere Einzelheiten in diesem Bande wiedergegeben. Der Briefwechsel mit Zelter wird inniger und immer mehr ein Bedürfnis für Goethe — aus ihm wie aus vielen andern Kundgebungen wird hier ersichtlich, wie schnell und wie entschieden Goethe nach jedem Schicksalsschlage immer wieder durch die Arbeit sich von dem Drucke der Verhältnisse zu befreien weiß. In die Totenklage um Schiller klingt bald das Verlangen hinein, das Gedächtnis des Freundes dichterisch zu verherrlichen —

und es entsteht der Epilog zu Schillers Glocke, zunächst gedacht im Anschluß an die dramatische Vorführung des Schillerschen Glockenliedes. Dem Theater gilt Goethes Interesse nach wie vor, wie aus den Briefen an Christiane, an Kirms, an Rochlitz besonders ersichtlich wird; und auf diesem Gebiete erträgt er weniger leicht Widerspruch als auf litterarischem — er setzt Bertuch gegenüber seine ganze Autorität ein, um die Aufnahme einer hämischen Kritik Böttigers, des Herrn Ubique, in das „Journal des Luxus und der Moden" zu verhüten. Mit besonderer Freude sieht er, wie Iphigenie und Götz sich nun die Bühne gewinnen.

Kann er in der Ungunst des Augenblicks die Poesie nicht kommandieren, so bethätigt er sich in Uebersetzungen — Voltaire wird übersetzt und „Rameaus Neffe" aus Diderots Manuskript — die letzte Arbeit, zu der ihn Schiller angeregt hat. Dann wird an der Farbenlehre fleißig gearbeitet und „Eugenie" (die natürliche Tochter) einem vorläufigen Abschluß entgegengeführt. In Karlsbad entstehen einige kleine Novellen, die dann in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" Aufnahme gefunden haben. Sorgsamer Durchsicht werden die bisherigen Arbeiten unterzogen für die neue Cottasche Gesamtausgabe seiner Schriften.

Es ist wiederum ein an Offenbarungen reiches Stück Goethebiographie, das in diesem Bande sich uns bietet — und wohl mehr noch als in den früheren Jahren zugleich ein Kultur- und Zeitbild. Zur Ergänzung habe ich vielfach Berichte von Zeitgenossen, besonders Briefe von Goethes Mutter, herangezogen. Letztere sind auch bedeutsam für die Charakteristik und Wertschätzung von Goethes Gattin, die seit Oktober 1806 den Namen trägt, der ihr gebührt: Christiane v. Goethe.

Philipp Stein.

Inhalt.

Seite

Seite

952.

An Elisa Gore.[1]

Nach einer schrecklichen Krise der Natur,[2] in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehen Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht der Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Übels erinnerte. Doch behaupten die Chirurgen, daß auch das Auge sich bald wieder in seinem natürlichen

---

[1] Tochter von Charles Gore (Bd. III, S. 58).

[2] Ueber Goethes schwere Erkrankung hatte Frau von Stein am 12. Januar ihrem Sohn geschrieben: „Entweder meldet dir mein Brief seine (Goethes) Besserung oder seinen Tod; eher laß ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." In den „Tag- und Jahresheften" erzählt Goethe, daß ihn zu Anfang des Jahres 1801 eine „grimmige Krankheit" überfallen — er führt die Erkrankung auf eine Erkältung zurück, die er sich im herzoglichen Schloß in Jena zugezogen. „Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediziner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlaufe sich entgegensetze." Dieses Mittel hatte denn auch vorübergehend gewirkt, dann aber nach der Rückkehr aus Jena kehrte der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurück, und Goethe geriet in einen „Zustand, der ihm die Besinnung raubte." Er berichtet dann weiter: „Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tasteten nur, der Herzog, mein gnädigster Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein und ließ durch einen Eilboten den Hofrat Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu meinem völligen Bewußtsein zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hilfe mich selbst wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zustande." — Das Brownische Dogma, von dem Goethe hier spricht, ist das System des schottischen Arztes John Brown (1735—88), wonach das Leben auf Erregbarkeit beruht und nichts ist als Erregung, hervorgebracht durch Reize: Krankheit entsteht danach entweder durch Mangel oder durch Uebermaß an Reizen. Die deutschen Naturphilosophen, an ihrer Spitze Schelling, gestalteten die Lehre Browns zur Erregungstheorie aus; Goethes Beziehungen zu ihnen hatten diesmal seine Gesundheit arg gefährdet, so sehr, daß man am 7. Januar einen Gehirnschlag für ihn befürchtete.

Zustande befinden werde. Ich empfehle mich der verehrten Gorischen Familie und dem vielgeliebten Prinzen August von Gotha zu fernerer freundschaftlicher Theilnahme.

Weimar am 17. Jan. 1801.

953.*

An Cotta.

Das neue Jahrhundert hat sich nicht gut gegen mich erwiesen, denn ich bin in den ersten Tagen von einer sehr heftigen, obgleich nicht ganz unvorhergesehenen Krankheit überfallen worden, welche neun Tage lang, indessen ich wenig von mir selbst wußte, die Fortdauer meiner Existenz sehr zweifelhaft machte. Indessen habe ich mich in der letzten Hälfte dieses Monats wieder so ziemlich erholt und fange an, die Lebensfäden wieder anzuknüpfen.

... Übrigens ist es recht schade daß wir so weit auseinander wohnen; in der Nähe könnte man manche Gelegenheit, und wäre es nur zu artigen Kleinigkeiten, nutzen. Das kleine Drama,[1] das jetzt in dem Seckendorfischen Taschenbuche steht,[2] nebst einer englischen Übersetzung desselben, von Herrn Mellish,[3] und dem Kupfer, welches mit der Zeitung für elegante Welt ausgegeben wird, hätte, in eins gefaßt, und splendid gedruckt und mit einigen Scherzen und Galanterien noch verziert, einen artigen Artikel gegeben; allein über so was läßt sich nicht correspondiren, weil alles vom Augenblick abhängt, und so muß man es denn zerstreut hinfahren lassen ...

Weimar am 29. Januar 1801. Goethe.

---

[1] „Palaeophron und Neoterpe".
[2] Neujahrs-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801.
[3] Diplomat J. C. Mellish.

954.

An Katharina Elisabeth Goethe.

Diesmal, liebe Mutter, schreibe ich Ihnen mit eigner Hand, damit Sie Sich überzeugen daß es wieder ganz leidlich mit mir geht.

Das Übel hat mich freylich nicht ganz ungewarnt überfallen, denn schon einige Zeit war es nicht völlig mit mir wie es seyn sollte. Hätte ich im vorigen Jahre ein Bad gebraucht wie ich in früheren Zeiten gethan; so wäre ich vielleicht leidlicher davon gekommen; doch da ich nichts eigentliches zu klagen hatte; so wußten auch die geschicktesten Ärzte nicht was sie mir eigentlich rathen sollten und ich ließ mich von einer Reise nach Pyrmont, zu der man mich bewegen wollte, durch Bequemlichkeit, Geschäfte, und Oekonomie abhalten, und so blieb denn die Entscheidung einer Crise dem Zufall überlassen.

Endlich, nach verschiednen katharralischen Anzeigen, zu Ende des vorigen Jahrs, brach das Übel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.[1]

---

[1] Christiane hatte ihr geschrieben, worauf Frau Aja geantwortet hatte:

Liebe Tochter!

Preiß — Danck und Anbethung sey dem Gott! der vom Tod erretten kan, und der Hülfe gesendet hat, damit unser Glaube an Ihn auf neue gestärcket — und wir mit neuem Muth immer auf Ihn hoffen und Ihm allein vertrauen! Er stärcke meinem geliebten theuren Sohn! Schencke Ihm die verlohrne Kräffte, und setze Ihn ferner zum Seegen zur Freude uns und allen die Ihn lieb und werth haben Amen. Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie soll ich Ihnen dancken, vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwießen haben — Gott sey Ihr Vergelter — Er hat Ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Ihm leben — und wird Ihr beyder Wohlseyn zu meinem größten Trost biß in die spätesten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich möchte gern (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben) ehestens wieder Nachricht haben, wie es aussieht — ob die Beßerung anhält — und was es denn eigendlich vor ein Übel war — das uns so schrecklich unglücklich hätte

Sobald ich mich wieder selbst fand ging die Sache sehr schnell besser, ich befinde mich schon ziemlich bey körperlichen Kräften und mit den geistigen scheint es auch bald wieder beym alten zu seyn.

Merckwürdig ist daß eine ähnliche Kranckheit sich theils in unsrer Nähe, theils in ziemlicher Entfernung in diesem Monate gezeigt hat.

---

machen können — Sie sollen nicht schreiben, erholen stärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst das sollen Sie, nicht Schreiben, auch mein Sohn nicht der soll sich pflegen und erholen — Aber entweder dictiren Sie Geisten — oder Augst oder laßen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der ersten Post!!!! Die Kranckheit, muß doch erst nach neujahr gekommen seyn, denn die Christtage habe ich Briefe die gut lauten von Ihnen und von Ihm — Nochmahls Tausend Danck vor alle Liebe — treue und Besorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembten auf die schreckhafteste art erfahren können.

Und am 31. Januar schrieb sie an Goethe:

Lieber Sohn!

Dancke meiner Lieben Tochter vielmahls vor Ihren Lieben Brief vom 22ten Jenner — Gott sey Lob und Danck! daß Er die dir gedrohte große Gefahr so gnädig und bald abgewendet hat — Ach was ist die Unwißenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück das dich betrofen gewußt ehe die Beßerung da war, ich glaube ich wäre im Elend vergangen — so aber war ich gerade diese kritische Tage froh und vergnügt — nun war es aber wieder sehr gut, daß ich Nachricht von deiner Beßerung hatte, sonst wäre es noch erschrecklicher geweßt — denn der Brief meiner Lieben Tochter kam Sontags früh um 11 Uhr an — ich hatte der Syndicus Schlossern versprochen Sie Abens mit ins Schauspiel zu nehmen weil Johanne von Monfocon gegeben wurde — ich sagte nicht ein Wort von deinem Kranckfein — ein Unglück lauft gleich einem Lauffeuer — und sowas kan ich nicht ertragen — Aber nun kommts warum es so herrlich gut war, daß ich deine Beßerung erfahren hatte: Herr Handelsmann Friederich Schmidt mein Logen Nachbar fragte, was ich vor Nachricht von dir hätte, du müßest sehr kranck seyn — denn der Hertzog hätte einen Eilboten nach Jena geschickt um einen dortigen geschickten Artz um Hülfe zu rufen — Nun bitte ich dich überlege wenn ich den guten Brief deiner Beßerung nicht in Händen gehabt hätte, ich glaube der Schrecken wäre mir tödlich geweßen, so aber sagte ich gantz kurtz, daß du wieder beßer wärest, fragte aber doch woher er das wiße? ein Vetter von mir erwiederte er studirt in Jena — der hat es mir geschrieben. Innerlich danckte ich Gott vor meinen vor ein paar Stunden vorher empfangenen Brief — und war so zimmlich ruhig. Jetzt hoffe ich, daß du völlig wieder hergestelt bist — auch daß du mit deinem schönen braunen Auge Gottes Schöpfung wieder frölich anschauen wirst, und bitte sehr um baldige Nachricht, von den Fortschritten deiner Besserung, damit meine Seele mit freudigem Munde und Hertzen, Gott davor dancken könne! Ihro Hochfürstliche Durchlaucht lege meinen innigsten Danck zu Füssen vor alle die gnädige Sorgfalt und Liebe, die dieser vor-

Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine [1] bey dieser Gelegenheit erwiesen werden Sie Sich dencken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beyde machen mir, bey meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude.

Auch war mir der Antheil sehr tröstlich, den Durchl. der Herzog, die fürstliche Familie, Stadt und Nachbarschaft

---

trefliche Fürst in diesen Bößen und gefährlichen Tagen dir erzeigt hat — Gott! seegne den Besten Fürsten und das gantze Hochfürstliche Hauß zeitlich und ewig davor Amen. Lebe wohl! und laße mich balde wieder etwas gutes von dir hören — grüße meine Liebe Tochter — und den guten Augst von

Euerer treuen Mutter und Großmutter
Goethe.

Auf den vorstehenden Brief Goethes (954) vom 1. Februar antwortete sie am 7. Februar:

Lieber Sohn!

Dein wieder besserbefinden so gar ein Brief von deiner eigenen Hand, hat mich so glücklich so schreibeselig gemacht, daß ich dir mit umlaufender Post antworte. Der 6te Februar da ich deinen mir so theuren Brief erhilt, war ein Jubel, ein Beth und Danckfest vor mich! ohnmöglich konte ich diese große Freude vor mich behalten, Abens war ich bey Syndicus Schlossern theilte meine Freude mit — und erhilt von allen die hertzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schlossern einen sehr guten Brief von dem Braven Seidel — die Stockin hatte auch deßgleichen von Demoiselle Kapspers — wir waren den gantzen Abend froh und frölig und alle alle laßen dich hertzlich grüßen. Unsere gantze Stadt war über deine Kranckheit in alarm — so wie deine Beßerung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wolte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen — Herr und Frau Schöff von Wiesenhüten waren die ersten — gleich nach Tische kam Herr von Fleischbein — dann Tante Melbert u. s. w. Was ich gethan habe weiß niemand als — Gott! Vermuthlich ist dir aus dem Sinne gekommen was du bey deiner Ankunft in Straßburg — da deine Gesundheit noch schwankend war in dem Büchlein das dir der Rath Moritz als Andencken mitgab, den ersten Tag deines dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst aus brechen, zur rechten und zur lincken. Jesaia — 54 v. 2. 3.

Gelobet sey Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat. Nochmahls hertzlichen Danck, vor deinen Lieben Brief — thue mir die Liebe, und laße von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben wie es um dich steht — Grüße meine Liebe Tochter — den Lieben Augst und Gott stärcke dich ferner an Seele und Leib dieses ist mein täglicher Wunsch und das Gebeth

deiner treuen — frohen — Mutter
Goethe.

[1] Christiane.

bey meinem Unfalle bezeigten. Wenigstens darf ich mir schmeicheln daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Existenz einige Bedeutung zuschreibt.

So wollen wir denn auch hieraus das Beste nehmen und sehen wie wir nach und nach die Lebensfäden wieder anknüpfen.

Ich wünsche daß Sie diesen Winter recht gesund und munter zubringen mögen und da ich weder gehindert bin Gesellschaft zu sehen noch mich zu beschäftigen; so dencke ich die Paar traurigen Monate nicht ohne Nutzen und Vergnügen zuzubringen.

Hier die Affiche des Tancred.[1] Kurz vor meiner Kranckheit war ich damit fertig geworden. Grüßen Sie alle Freunde.

Weimar d. 1. Febr. 1801. G.

955.*

An Schelling.

Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil an meiner Genesung, möge es sich doch recht bald schicken, daß ich das Vergnügen habe, Sie auf einige Tage wieder zu sehen; denn leider war, als wir Abschied nahmen, die Krankheit schon mit ziemlicher Gewalt eingetreten und ich verlor bald darauf das Bewußtsein meines Zustandes. Auch fühlte ich schon sehr während Ihres Hierseins, daß mir der völlige Gebrauch meiner Geisteskräfte abgehe.

Nach den Versuchen, die ich in diesen Tagen gemacht habe, scheint sich so ziemlich alles in seine alte Ordnung hergestellt zu haben. Doch wird sich das erst in der Folge zeigen. Meine körperlichen Übel nehmen täglich ab und

[1] Erstaufführung am 31. Januar.

meine Kräfte zu, und so wollen wir sehen, wie weit wir mit der Pflege Geistes und Leibes nach und nach gelangen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und nur gerade von dem, was Sie eben interessirt. Es werden auch dadurch in mir immer mehr Berührungspuncte erzeugt . . .

Um wenigstens etwas zu thun, so habe ich in diesen Tagen[1] angefangen, das Büchlein Theophrasts von den Farben zu übersetzen. Es ist eine wunderliche und schwierige Aufgabe, welche aber aufgelöst zu haben nicht ohne Nutzen sein wird.

Leben Sie recht wohl und sagen Sie mir bald wieder ein Wort.

Weimar am 1. Februar 1801. Goethe.

956.

An J. F. Reichardt.[2]

Nicht Jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vortheil, als ich von meiner kleinen Abwesenheit.

Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Überzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für Andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht; so sollte ich auch bey meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

[1] Laut Tagebuch am 19. Januar.
[2] In Berlin; es ist der erste Brief an Reichardt seit den Xenienkämpfen.

Wie angenehm Ihr Brief mir, in diesem Sinne, war, sagen Sie sich selbst, mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden. Um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herstellt.

Von dem was ich gelitten habe weiß ich wenig zu sagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur, unter so vielerley seltsamen Formen, daß meine Genesung, selbst den erfahrensten Ärzten, auf einige Zeit, zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieser Zustand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichste war, daß in dem Augenblicke, als die Besinnung eintrat, ich mich selbst ganz wieder fand.

Man erzählt von Hallern[1] daß, als er einmal eine Treppe herunter und auf den Kopf gefallen war, er sogleich, nachdem er aufgestanden, sich die Nahmen der chinesischen Kaiser nach der Reihe hergesagt, um zu versuchen, ob sein Gedächtniß gelitten habe.

Mir ist nicht zu verdenken, wenn ich ähnliche Proben anstellte. Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit in den vergangnen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen. Keiner ist abgerissen wie es scheint, die Combination geht wie vor Alters fort, und die Production scheint auch in einem Winkel zu lauren, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen.

Doch wollen wir uns indeß als Genesende behandeln und, zufrieden mit einer so baldigen Wiederherstellung, nach

[1] Dem bekannten Naturwissenschaftler und Dichter Albrecht von Haller (1708—1777).

einem so großen Übel, in geschäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenschlendern.

Das erste höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Musik, das man denn auch, so gut es die Umstände erlaubten, zu befriedigen suchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neusten Compositionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Festabend machen.

Empfehlen Sie mich dankbar bekannten und unbekannten Wohlwollenden und Theilnehmenden in Berlin.

Ich wünsche nichts mehr, als so vielen Freunden, die auf meine Existenz einen Werth setzen, auch künftig zur Freude und zum Nutzen zu leben.

Nehmen Sie wiederholten Dank für Ihre Annäherung in diesem Zeitpunct und genießen einer dauerhaften Gesundheit.

Weimar am 5. Februar 1801. Goethe.

957.

An Schiller.

Ich nehme die Lectüre[1] mit vielem Vergnügen an, um so mehr als ich Sie selbst ersuchen wollte mir wenigstens den Plan von vorn herein zu erzählen. Nur kann ich heute nicht ausfahren, weil Starke[2] heute früh eine etwas schmerzliche, ich hoffe aber die letzte Operation am Auge vorgenommen und mir das Ausgehen wegen der Kälte verboten hat. Ich schicke Ihnen daher um halb Sechs den Wagen und so können Sie auch nach Tische nach Hause fahren. Ich verspreche mir viel Gutes von dieser Lectüre sowohl für Ihr Fortschreiten als für eigne Production.

Weimar am 11. Febr. 1801. G.

[1] Der ersten drei Akte der „Jungfrau von Orleans".

[2] Der vom Herzog herbeigerufene Hofrat, Leib- und Garnisonarzt Professor Dr. Joh. Christian Stark in Jena.

958.

An Kirms.

Nachdem Dem. Matizek angezeigt, daß sie ein anderweitiges Engagement eingegangen und von dem hiesigen Theater abzugehen entschlossen sey; so hat man ihr beiliegende Berechnung ihrer Rückstände vorgelegt, worauf sie erklärte: daß sie bei ihrem Abgange darauf etwas zu bezahlen nicht im Stande sey, jedoch wolle sie sich von der an dem Ort ihrer neuen Bestimmung zu erhaltenden Gage vierteljährig zwanzig Thaler abziehen lassen; auch habe sie nichts einzuwenden, wenn man deshalb die Garantie der Hamburger Direktion wolle ausstellen lassen; doch müsse sie bemerken, daß sie daselbst nur auf ein Jahr Kontrakt habe. Und ist von ihr auf wiederholte Vorstellung keine andere Erklärung zu erlangen gewesen.

Weimar am 19. Febr. 1801. G.

959.

An Schiller.

Obgleich Florentin[1] als ein Erdgeborner auftritt, so ließe sich doch recht gut seine Stammtafel machen, es können durch diese Filiationen noch wunderliche Geschöpfe entstehen.

Ich habe ohngefähr hundert Seiten gelesen und conformire mich mit Ihrem Urtheil. Einige Situationen sind gut angelegt, ich bin neugierig ob sie die Verfasserin in der Folge zu nutzen weiß. Was sich aber ein Student freuen muß, wenn er einen solchen Helden gewahr wird! Denn so ohngefähr möchten sie doch gern alle aussehen.

[1] Roman von Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohns und späteren Gattin Friedrich Schlegels.

Dagegen sende ich Ihnen eine andere Erscheinung,[1] die, wie sie sagt, vom Himmel kommt; allein, wie mich dünkt, gar zu viel von dieser altfränkischen Erde an sich hat. Der Verfasser dieses Werkleins scheint mir sich wie im Fegefeuer zwischen der Empirie und Abstraction, in einem sehr unbehaglichen Mittelstande zu befinden, indeß ist weder an Inhalt noch an Form etwas über das sonst gewohnte.

Ich wünsche daß Schlegel von diesem Kampf einigen Vortheil ziehen möge, denn freylich habe ich seine Gabe als Docent, auch von seinen besten Freunden, nicht rühmen hören.

Ob wir gleich Ihre Abwesenheit hier sehr fühlen: so wünsche ich doch daß Sie so lange als möglich drüben bleiben. Wenigstens ist mir die letzte Zeit immer in der Einsamkeit die günstigste gewesen, welches ich Ihnen auch von Herzen wünschen will.

Keinen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freylich zusammen zu nehmen.

Hartmanns[2] erster Entwurf von dem angezeigten Bilde hat schon vieles zur Sprache gebracht. Wenn er das prosaisch reelle durch das poetisch symbolische erheben lernt, so kann es was erfreuliches werden.

Übrigens sagte ich neulich zu Meyern: wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christenthum, nur daß wir ein bischen klärer sind als wie er. Es ist recht sonderbar wie gewisse Denkweisen allgemein werden und sich lange Zeit erhalten können und so lange wirklich als ein Bestehendes der menschlichen Natur angesehen werden können. Es ist dieß einer von den Hauptpuncten auf den zu reflectiren ist, wenn die Preisfrage zur Sprache kommt.

[1] Herders „Adrastea“, erstes Heft.
[2] Maler Ferdinand Hartmann (1774—1842).

Leben Sie recht wohl und genießen das akademische Wesen nach Herzenslust.

Weimar am 18. März 1801. G.

960.

An Rochlitz.*

Die Aufführung des kleinen Stücks[1] ward von Zeit zu Zeit, wie es bey Theatern zu gehen pflegt, aufgeschoben; desto angenehmer ist mirs daß ich gegenwärtig von einer sehr guten Aufnahme desselben sprechen kann, ohngeachtet ich mit der Darstellung nicht ganz zufrieden war. Daß ich den Verfasser verschwieg erregte von einer Seite Neugierde und ließ von der andern den Eindruck desto unbefangner. Das nächstemal soll es noch besser werden, indessen hat doch schon eine Liebhabergesellschaft, die sich hier befindet, sich das Stück ausgebeten, welches denn auch ein gutes Zeichen ist.

Das Original sende ich mit Dank zurück. Die wenigen Veränderungen die ich gemacht habe, betreffen einige harte Worte, welche man unter Personen einer gewissen Art, besonders unter Soldaten, mit Recht vermeidet, sodann einige Scherze welche sich auf Philosophie beziehen, die ich im doppelten Sinne nicht billigen kann, weil man entweder dadurch keine Wirkung hervorbringt, oder weil man die Menge veranlaßt über etwas zu lachen das sie nicht versteht und das sie wenigstens verehren sollte.

Verzeihen Sie diese Pedanterie; man weiß aber nicht eher als nach einem längeren Lebenslauf was ächte Maximen, die uns über das Gemeine heben, für einen hohen Werth haben, der so selten anerkannt wird . . .

---

[1] Joh. Fr. Rochlitz, Dichter und Musikschriftsteller (1769—1842) hatte ein einaktiges Lustspiel „Jedem das Seine" eingesandt, das ohne Autornamen am 23. März zum ersten Male aufgeführt wurde.

Die Fragen wegen Wilhelm Meisters möchte ich am liebsten einmal mündlich beantworten. Bey solchen Werken mag der Künstler sich vornehmen was er will, so giebt es immer eine Art von Confession und zwar auf eine Weise von der er sich kaum selbst Rechenschaft zu geben versteht. Die Form behält immer etwas unreines und man kann Gott danken, wenn man im Stand war so viel Gehalt hinein zu legen, daß fühlende und denkende Menschen sich beschäftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln. Die Recension in der allgemeinen Litteraturzeitung[1] ist freylich sehr unzulänglich, für jeden, der selbst über das Werk gedacht hat; doch ist sie nicht ohne Verdienst, wenn man sie als die Meinung eines einzelnen ansieht, der seine Gedanken darüber äußert. Freylich hat man Ursache von einer Recension mehr zu verlangen, besonders von einer so späten . . .

Weimar d. 29. März 1801.

Goethe.

961.

An Anna Elisabeth v. Türckheim geb. Schönemann.[2]

Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein,[3] daß Sie meiner während Ihres Aufenthalts in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.

---

[1] Jahrgang 1801, Nr. 1 und 2.

[2] Vergl. Bd. I, S. 241; als Gattin Bd. II, S. 125.

[3] Henriette Gräfin von Egloffstein.

Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabey, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen.

Nun möcht' ich auch gerne etwas zu Ihrer Zufriedenheit beytragen, indem ich den Wunsch des Herrn Kochers[1] begünstigte: sein bey mir eingelaufenes Schreiben soll zwar bestens empfohlen werden, allein ich befürchte, theils daß man die Stelle eine zeitlang offen läßt, bis die neue Gestalt der deutschen Angelegenheiten zu mehrerer Bestimmtheit und Festigkeit gelangt, theils daß einige unter den mehreren Competenten durch nähere Verhältnisse einer Art von Anwartschaft darauf sich getrösten können. Dem ohngeachtet will ich nicht verfehlen, das, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich seyn sollte, zu bewirken.

Leben Sie recht wohl und gedenken meiner auch künftig. Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge.

Weimar, den 30. März 1801.

962.*

An Schiller.

Ich wünsche Glück zu Ihrer Zurückkunft nach Weimar und hoffe Sie bald wieder zu sehen, entweder daß Sie mich besuchen, oder daß ich mich auch wieder nach der Stadt verfüge.

[1] Ein Erlanger Jurist, für den Lilli bei Goethe wegen der von den sächsischen Fürstenhäusern zu vergebenden Legations-Sekretärstellung in Nürnberg sich verwandt hatte.

Mein hiesiger Aufenthalt bekommt mir sehr gut, theils weil ich den ganzen Tag mich in freyer Luft bewege, theils weil ich durch die gemeinen Gegenstände des Lebens depotentiirt werde, wodurch eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zustand kommt, die ich lange nicht mehr kannte.

Was die Fragen betrifft die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meynung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube daß alles was das Genie, als Genie, thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächste Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreyt werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Jemehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das Einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas das nun ein für allemal nicht Poesie ist. Wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden, und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja mit der Kunst im weitsten Sinne.

Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitere Ansprüche macht.

Von Ihrer neusten Arbeit[1] hoffe ich sehr viel Gutes. Das Werk ist gut aufgefaßt und wenn Sie sich genug Muße

[1] „Jungfrau von Orleans“.

Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabey, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen.

Nun möcht' ich auch gerne etwas zu Ihrer Zufriedenheit beytragen, indem ich den Wunsch des Herrn Kochers[1] begünstigte: sein bey mir eingelaufenes Schreiben soll zwar bestens empfohlen werden, allein ich befürchte, theils daß man die Stelle eine zeitlang offen läßt, bis die neue Gestalt der deutschen Angelegenheiten zu mehrerer Bestimmtheit und Festigkeit gelangt, theils daß einige unter den mehreren Competenten durch nähere Verhältnisse einer Art von Anwartschaft darauf sich getrösten können. Dem ohngeachtet will ich nicht verfehlen, das, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich seyn sollte, zu bewirken.

Leben Sie recht wohl und gedenken meiner auch künftig. Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge.

Weimar, den 30. März 1801.

962.*

An Schiller.

Ich wünsche Glück zu Ihrer Zurückkunft nach Weimar und hoffe Sie bald wieder zu sehen, entweder daß Sie mich besuchen, oder daß ich mich auch wieder nach der Stadt verfüge.

[1] Ein Erlanger Jurist, für den Lilli bei Goethe wegen der von den sächsischen Fürstenhäusern zu vergebenden Legations-Sekretärstellung in Nürnberg sich verwandt hatte.

Mein hiesiger Aufenthalt bekommt mir sehr gut, theils weil ich den ganzen Tag mich in freyer Luft bewege, theils weil ich durch die gemeinen Gegenstände des Lebens depotentiirt werde, wodurch eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zustand kommt, die ich lange nicht mehr kannte.

Was die Fragen betrifft die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meynung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube daß alles was das Genie, als Genie, thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächste Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreyt werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Jemehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das Einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas das nun ein für allemal nicht Poesie ist. Wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden, und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja mit der Kunst im weitsten Sinne.

Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitere Ansprüche macht.

Von Ihrer neusten Arbeit[1] hoffe ich sehr viel Gutes. Das Werk ist gut aufgefaßt und wenn Sie sich genug Muße

[1] „Jungfrau von Orleans".

geben, so wird es sich von selbst ründen. An Faust ist in der Zeit auch etwas geschehen. Ich hoffe daß bald in der großen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll, welcher denn freylich als ein eigenes Werk anzusehen ist und aus dem Stegreife nicht entstehen wird...

Oberroßla (3. oder 4. April.)[1]

G.

963.

An Marianne v. Eybenberg geb. Meyer.[2]

Nach einer bösen Prüfung gehöre ich wieder zu den Lebendigen und hätte wohl gewünscht auch wieder einmal ein Blättchen von Ihnen zu sehen. Nehmen Sie deßhalb diesen laconischen Gruß als ein Lebenszeichen eines beynahe verlornen Freundes günstig auf und lassen mir wissen wie Sie sich befinden und ob Sie noch geneigt sind in diesem Jahr unsere Gegend zu besuchen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 27. Apr. 1801.

964.

An Schiller.

Indessen Sie allerley außerordentliche theatralische Ergetzlichkeiten[3] genießen, muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerley gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln,[4] Besuchen in der Nachbarschaft und sonstigen

[1] In der Handschrift ist der Brief versehentlich „6. März 1800“ datiert.
[2] Vergl. Bd. IV, S. 61.
[3] Das Weimarer Gastspiel Gerns.
[4] Uebernahme des Landgutes.

realistischen Späßen unterhalten. Kann ich es möglich machen so komme ich Sonnabends. Sagen Sie mir doch ein Wort wie es mit Nathan[1] geht, und ob die tapfere Jungfrau sich weiters producirt hat. Von mir kann ich weiter nichts sagen als daß mir der hiesige Aufenthalt physisch nicht übel bekommt und daß ich wohl damit zufrieden seyn kann, da ich von meinem reconvalescirenden Zustand ohnehin keine Wunder erwarten darf. Leben Sie recht wohl und erfreuen mich bald mit einigen Zeilen.

Oberroßla am 27. April 1801. G.

965.

An Schiller.

Ich habe diese Tage gerade das Gegentheil von Gesang und Tanzkunst erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das eckelhafteste Mein und Dein im Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden und nun giebt es so manches zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis anzieht. Ich glaube daher kaum daß ich Sonnabends kommen werde. Nehmen Sie sich doch einer Leseprobe vom Nathan einstweilen an, bis ich eintreffe, denn ohne Leitung würden sich die Leute gar nicht zu helfen wissen, es ist ein sehr undankbares Geschäft, doch kann man es nicht ganz los werden.

Einer Vorstellung Ihrer Jungfrau möchte ich nicht ganz entsagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir schon große genug überwunden, aber freylich wird durch theatralische Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. Daß Sie persönlich etwas besseres thun können als sich einer solchen Didaskalie zu unterziehen bin

[1] Dessen Bühnenbearbeitung Schiller beschäftigte.

ich selbst überzeugt, es käme darauf an ob ich bey meiner jetzigen Halbthätigkeit dazu nicht am besten taugte. Doch davon wird sich reden lassen wenn wir wieder zusammenkommen.

Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bey feuchtem Wetter und keinen im Schatten bey Sonnenschein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben bis die Anlage fertig ist, weil sie mir sonst zuletzt noch verpfuscht werden könnte. Leben Sie indessen wohl in einer bessern Welt und sinnen Sie auf neue Schöpfungen zu unserer Freude.

Oberroßla am 28. Apr. 1801. G.

966.

An Zelter.

Sie haben durch das Denkmal, das Sie Faschen[1] errichtet, ein sehr verdienstliches Werk vollendet und auch mir dadurch viel Vergnügen gemacht.

Das Andenken an ein vergangenes Menschenleben zieht sich so sehr ins Enge zusammen, daß die Neigung erst wieder die Asche palingenesiren und den verklärten Phönix unserm Auge darstellen muß. Jeder Biedermann darf wünschen auf diese Weise von dem Freunde, dem Schüler, dem Kunstgenossen dereinst geschildert zu werden.

Wie übel nehmen sich gegen ein so liebevoll wieder auferwecktes Individuum jene Nekrologen aus, die, indem sie das was Gutes und Böses, durch das Leben eines bedeutenden

[1] Der 1759 in Zerbst gestorbene Kapellmeister und Komponist Joh. Fr. Fasch, über den Zelter eine Studie veröffentlicht hatte, die Goethe im April zugegangen war.

Menschen, von der Menge gewähnt und geklatscht worden, gleich nach seinem Verscheiden, emsig gegen einander stellen, seine sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch, weit schlimmer als der Tod, eine Personalität zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzten Eigenschaften gedacht werden kann.

Die Entstehung der sechszehenstimmigen Messe und der daraus hervorwachsenden Singgesellschaft hat mich besonders ergötzt. Wie sehr habe ich dem guten Fasch gegönnt daß er so glücklich war eine solche Idee zuletzt noch realisirt zu sehen.

In einem frühern Briefe, auf den ich Ihnen leider die Antwort schuldig geblieben, fragen Sie an, ob nicht etwas das einer Oper ähnlich sieht sich unter meinen Papieren befinde?

Von einem zweyten Theil der Zauberflöte werden Sie die ersten Scenen in dem nächsten Wilmannischen Taschenbuche finden, zu einem ernsthaften Singstücke, die Danaiden, worin, nach Art der älteren griechischen Tragödie, der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte, hatte ich vor einigen Jahren den Entwurf gemacht; aber keins von beyden Stücken werde ich wohl jemals ausführen. Man müßte mit dem Componisten zusammenleben und für ein bestimmtes Theater arbeiten, sonst kann nicht leicht aus einer solchen Unternehmung etwas werden.

Senden Sie mir doch von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Compositionen, die mir viel Vergnügen machen. Übrigens lebe ich in keiner musikalischen Sphäre, wir reproduciren das ganze Jahr bald diese bald jene Musik, aber wo keine Production ist kann eine Kunst nicht lebendig empfunden werden.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 29. Mai 1801. Goethe.

967.

An Holcroft.[1]

Indem ich die mir mitgetheilte Übersetzung von Hermann und Dorothea mit Danck zurücksende erlauben Sie mir, werthgeschätzter Herr, einige Betrachtungen.

Man kann wie es mir scheint, nach zweyerley Maximen übersetzen, einmal wenn man seiner Nation den reinen Begriff eines fremden Autors überliefern, fremde Zustände derselben anschaulich machen will, wobey man sich denn genau an das Original bindet; man kann aber auch ein solches fremdes Werk als eine Art Stoff behandeln, indem man es, nach eignen Empfindungen und Überzeugungen, dergestalt verändert, daß es unserer Nation näher gebracht und von ihr gleichsam als ein Originalwerk aufgenommen werden könne.

In dem letzten Falle scheinen Sie sich zu befinden. Sie haben zwar im Ganzen den Gang meines Gedichtes beybehalten, aber durchaus, so viel ich beurtheilen kann, die Dramatisch charakteristischen, läßlichen Äußerungen meiner Personen strenger, auffallender, didacktischer überliefert, und die gemächliche Epische Bewegung in einen ernsteren gemeßnern Schritt verwandelt.

Nach meiner wenigen Einsicht in die englische Litteratur darf ich schließen daß Sie hierbey den Charakter Ihrer Nation vor Augen gehabt, und es ist mir um so angenehmer eine völlige Aufklärung hierüber in der Vorrede und den Noten, welche Sie Ihrer Arbeit beyzufügen gedenken, nächstens zu erhalten.

[1] Schriftsteller in Hamburg.

Übrigens kann ich die meisten Abweichungen vom Original aus meinem gefaßten Standpuncte ziemlich beurtheilen, nur vermag ich nicht einzusehen warum Sie die Stelle, vom 126. Vers Ihrer Übersetzung an, bis zum 142., auf den ehemaligen Brand des Städtchens gedeutet, da, im Original, dieser längst vergangenen Begebenheit nur im Vorbeygehen erwähnt und eigentlich die Beschreibung des Zuges der Ausgewanderten durch diese Stelle fortgesetzt wird. Doch erhalte ich wohl auch hierüber einige Belehrung und ergreife vielleicht irgend eine Gelegenheit über die vier,[1] nunmehr vor mir liegenden, Übersetzungen meines Gedichtes öffentlich meine Gedanken zu sagen.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Jena am 29. Mai 1801.

968.

An Henrich Steffens.[2]

Jedes Zutrauen das Sie mir unter vier Augen bewiesen hätten würde mich erfreut haben, um so mehr dasjenige womit Sie mich öffentlich beehren,[3] ich danke Ihnen aufs beste, daß Sie mich dadurch als Ihren Mitarbeiter anerkennen. Ich werde Ihr Werk fleißig lesen und wenn Zeit und Umstände es erlauben einige Bemerkungen dazu aufsetzen.

Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken auffordert, daß uns ihre Fülle mancherley Methoden abnöthigt, um sie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber ist

[1] Eine dänische von Jens Smith (1799), eine französische von Bitaubé (1800) zwei englische von Mellish (nicht im Druck erschienen).

[2] Professor in Halle (Bd. IV, S. 290).

[3] Steffens hatte seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" Goethe gewidmet.

man überhaupt wohl einig; daß aber beym Anschauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr selbst, ja eine größere zuschreiben, von denen wir uns dürfen leiten lassen, sowohl wenn wir suchen, als wenn wir das Gefundne ordnen, darüber scheint man nur in einem kleinern Zirkel sich zu verstehen.

Zur Zeit da ich den für mich einzig möglichen Weg die Natur zu studiren einschlug fand ich mich in der weiten Welt ganz allein, um desto angenehmer muß ich mich nun in späteren Jahren belohnt fühlen, wenn ich an jüngern Männern Gesellschaft finde, die sich in eben diesen Gegenden mit lebhaften Schritten bewegen und zu deren Übereinstimmung mit mir ich ein desto reineres Zutrauen haben darf, als sie aus ganz fremden Regionen, mit unerwarteten Schätzen bereichert, herankommen und mit mir ohne Verabredung zusammentreffen.

Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit Nachricht haben von Ihren Fortschritten und bleiben Sie meines lebhaften aufrichtigen Antheils gewiß.

Jena am 29. Mai 1801.

969.

An Christiane Vulpius.

(Göttingen, 6. Juni.)

Da wir glücklich angekommen sind wollte ich mit August, weil es noch heller Tag war um die Stadt gehen. Die Promenade hat uns viel Vergnügen gemacht. Geist hat indeß unsre Reise beschrieben[1] und ich habe nichts hinzuzusetzen als daß das Kind sehr gut und artig ist und daß

[1] Geists sehr anschaulicher Bericht lautet:

wir oft vom Mutterchen sprechen und uns freuen dich wieder zu sehen. Lebe wohl, die Reise bis hierher ist mir sehr wohl bekommen. Lebe recht wohl. G.

970.

An Christiane Vulpius.

Da eine Depesche an Herrn Hofkammerrath Kirms, in theatralischen Angelegenheiten, abgeht, so will ich auch ein Blättchen für dich beylegen.

Göttingen am 6. Juni 1801.
Abends 6 Uhr.

Wertheste Demoiselle.

So eben sind wir glücklich und gesund hier angelangt und finde es nun für meine Schuldigkeit Ihnen doch eine kleine Skizze von unserer Reise zu geben.

Am 5. Juni kamen wir zeitig in Erfurth an und hielten Mittag in Gräfin Tonna, einem artigen gothaischen Dorfe von da gingen wir durch Langensalze und kamen bey guter Tageszeit noch in Mühlhausen an, der Herr Geheimde Rath und Augustchen (welche auf das herzlichste grüßen) gingen sogleich miteinander ein wenig spätziren und als dieselben zurück ins Wirthshaus kamen, so sagte ich Augustchen daß sich auch ein Trupp Schauspieler hier aufhielte, und selbst diesen Abend das Stück: Die neuen Arkadier, aufgeführt würde, sobald er das von mir gehört hatte, so konnte er nich einmal, vor Begierde diese Gesellschaft zu sehen, diesen Abend ruhig essen und nach dem es der Herr Geheimde Rath erlaubt hatten, so gingen wir beyde diesem Spiel mit beyzuwohnen, aber dem Himmel seys geklagt, wie erbärmlich und elend fanden wir alles das Lokal war sehr schlecht in einem Hause wo kein einziges Fenster mehr ganz war. Terkalion hatte sein ganzes Gesicht Feuerroth gemacht und sich rund um mit Sand angefüllten Därmern behängt, welches Schlangen vorstellen sollten, so daß bey seinem Toben und Wüthen ein Darm davon aufging und den Musicis im Orchester in die Augen flog, auf einmal gerieth alles in Stocken und wenn die Schauspieler ihren Gesang nicht fort gewinselt hätten so hätten sie alle schließen müssen, Hier hat Augustchen ganz entsetzlich gelacht und sich sehr darüber lustig gemacht. Doch hiervon genug.

Heute als den 6. Juni gingen wir früh 5 Uhr wieder von Mühlhausen weg und kamen über Dingelstadt und hielten Mittag in Heiligenstadt von hier durch einige unbedeutende Dörfer bis wir endlich glücklich und gut Göttingen erreichten unser Logie ist in der Krone. Der Fuhrmann hat uns sehr gut gefahren und der Herr Geh. Rath sind sehr zufrieden mit ihm. So weit schreibe ich dieses mal und empfehle mich mit aller Hochachtung Ihren gütigen Wohlwollen. Augustchen bittet recht sehr um Verzeihung daß er Ihnen nicht selbst ein Brieschen geschrieben hat, er verspricht aber alles noch nachzuholen.

Die Kur wird mir hoffentlich gut bekommen, ob sie mir gleich beym Gebrauch unbequem ist, indem sie mir den Kopf einnimmt und mich nicht das mindeste arbeiten läßt.

August ist sehr glücklich. Das lange schlafen, spazieren gehen, ein wenig Wasser trinken, Kirschen und Erdbeeren essen, baden u. s. w. bekommt ihm fürtrefflich.

Gestern waren wir auf einem Hügel 5/4 Stunden von hier, wo Versteinerungen und Krystallisationen angetroffen werden, deren Suchen und Auffinden das größte Fest war.

Das Wetter ist seit ohngefähr 8 Tagen sehr schön und der Aufenthalt deswegen recht angenehm, da sehr viele und schattenreiche Alleen sich ganz nahe hier mitten in dem Ort befinden.

Wegen der Leinwand habe ich meine Gedanken geändert, da in den letzten Tagen sehr schöne gedruckte Mouseline und Batiste angekommen sind, unter welchen ich dir wohl ein Kleid aussuchen werde. Man hat mir gerathen noch damit zu warten, weil noch einige Kaufleute fehlen, die noch vielleicht etwas neueres und geschmackvolleres mitbringen. Übrigens denken wir sehr oft an dich, und August trinkt täglich deine Gesundheit.

Unsere Lebensart ist sehr einfach. Früh um 6 Uhr wird aufgestanden, bis 8 Uhr Brunnen getrunken, um 9 Uhr gefrühstückt, bis 11 Uhr herumgeschlichen und diskurirt, dann über den andern Tag bis gegen 12 Uhr gebadet, um 1 Uhr zu Hause gegessen, ein Paar Stunden nach Tische zugebracht wie es gehen will, und des Abends in der Gegend bald da bald dorthin spazieren gegangen.

Die Lage um Pyrmont ist sehr angenehm und in der Nähe giebt es allerley Merkwürdigkeiten, Mineralien, Ruinen und was dergl. seyn mag.

Morgen bin ich nun schon 14 Tage hier und du sollst von Zeit zu Zeit hören wie es mir geht und was ich vor-

habe, damit du dich darnach einrichten kannst. Lebe wohl und gedenke unser.

Pyrmont am 26. Juni 1801. G.

971.

An Christiane Vulpius.

Ehe ich von Pyrmont gehe, will ich dir noch ein Paar Worte selbst schreiben, ich habe mich leidlich befunden und hoffe noch gute Folgen von der Cur. Das Beste dabey war die Bewegung und Zerstreuung. Ich habe viele Menschen gesehen, mit vielen gesprochen und kann auf mehr als Eine Weise zufrieden seyn. Nur war das Wetter gar zu schlimm und ist gegenwärtig am aller ärgsten. August hat sich gar artig betragen und hat mir viel Freude gemacht, du wirst dich über ihn verwundern wenn du ihn wiedersiehst.

Die Ausgaben waren mäßig, ich habe mich aber auch durchaus eingeschränckt. Einiges habe ich dir eingekauft. Einiges sollst du dir in Cassel selbst kaufen, wo alles sogut wie hier zu haben ist.

Mittwoch d. 15ten gehe ich nach Göttingen, wo ich noch einige Zeit bleibe und du sollst auf alle Fälle zur rechten Zeit hören wann du mich in Cassel trifft. Ich schreibe dir alles umständlich. Sage nur dem Herrn Professor:[1] daß er sich vorläufig einrichtet um mit dir kommen zu können. Wir freuen uns beyde recht herzlich darauf dich wieder zu sehen. Gustel wünscht nur daß wir in Cassel besser Wetter haben als hier.

Lebe recht wohl, beschäftige dich mit deinen Gärten, wo ich mit dir vergnügt bald herum zu wandlen hoffe.

Pyrmont d. 12. Juli 1801. G.

[1] Meyer.

Ich will noch ein Paar Worte hinzufügen und dir sagen daß wir beyde dich herzlich lieb haben und oft deine Gesundheit trincken. Ich wünsche nichts mehr als wieder bey dir zu seyn, wir wollen den Rest des Sommers vergnügt zusammen zu bringen. Auf Cassel freue ich mich besonders.

Von Augelchen war wohl manches artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen.

Der Herzog ist munter und lustig, dagegen war ich die letzte Zeit recht mißmuthig. Das Wetter zerstörte alles, Cur, und Spazierengehen und Geselligkeit, heute stürmts und regnets. Ich habe einheizen lassen.

Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel wieder sehen und dich an mein Herz drücken und dir sagen daß ich dich immer fort und immer mehr liebe. G.

972.

An Christiane Vulpius.

Nun bin ich acht Tage hier und befinde mich ganz leidlich. Obgleich Pyrmont mich nicht gänzlich von meinen Übeln befreyt hat; so muß ich doch hoffen daß (wie die Ärzte sagen) die beste Wirckung nachkommt. Ich will mich hier noch einige Zeit in Ruhe halten und im Stillen fleißig seyn, wozu ich auf der Bibliotheck die beste Gelegenheit habe. Indessen, da die Briefe von hier aus manchmal so langsam gehen, will ich dir voraus meinen Plan sagen: Ich wünsche daß du Sonnabend d. 15ten August in Cassel eintreffest, ich werde an demselbigen Tage auch anlangen. Du kehrst im Posthause am Königsplatz, bey Mad. Goullon ein, wer zu erst kommt macht Quartier, so daß wir zwey Zimmer haben, eins für dich und Gustel, eins für mich und den Professor. Mache diesem mein schönstes Kompliment und sage ihm daß er ja

sich losmachen und mit dir kommen soll. Indessen sagt niemanden daß ich so lange ausbleibe. Bringe einiges Geld mit, etwa 100 rh. und laß dir von unserm Nachbar Goullon ein Briefchen mitgeben, das du aber erst in den letzten Tagen zu fordern brauchst.

Ich freue mich herzlich dich wieder zu sehen und mit dir in Cassel, unter soviel neuen und schönen Sachen, einige Tage zuzubringen. Ein recht zierliches Unterröckgen und einen großen Schaal, nach der neusten Mode, bring ich dir mit. In Cassel kannst du dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neusten Waaren dort sogut als irgendwo.

August ist gar lieb und gut und macht mit allen Menschen Freundschaft, du wirst dich recht freuen wie er zugenommen hat, wenn du ihn wieder siehst. Lebe wohl, behalte mich lieb und sey überzeugt daß meine Liebe gegen dich unveränderlich ist. Schreibe mir gleich wenn du diesen Brief erhältst, damit ich doch auch weiß wie dirs geht und setze auf die Adresse Bey Herrn Instrumentmacher Krämer, an der Allee.

Göttingen d. 24. Jul. 1801. G.

973.*

An J. H. Meyer.

Für die Nachricht von Ihren Zuständen danke ich zum schönsten. Von mir kann ich wenigstens gegenwärtig sagen daß es mir recht leidlich geht. Es sey nun daß die Bibliothek und das akademische Wesen, indem sie mich wieder in eine zweckmäßige Thätigkeit, nach meiner Art, versetzten, mir zur besten Kur gediehen, oder daß wie die Ärzte sagen die Wirkung des Brunnens erst eine Zeit lang hinterdrein kommt; denn ich kann wohl sagen daß ich mich in meinem Leben nicht leicht mißmuthiger gefühlt habe als die letzte Zeit in Pyrmont.

Zur Geschichte der Farbenlehre habe ich auf der Bibliothek recht viel und glücklich zusammengearbeitet. Wenn man eine Zeit lang hier bliebe, so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele andere, reizend werden. Wenn man nach allen Seiten hin so bequem erfahren kann was geschehen ist, vergißt man fast darüber was geschehen sollte . . .

Daß Schiller nach Dresden und nicht an die Ostsee geht ist mir herzlich lieb, grüßen Sie ihn, wenn er noch da ist, zum schönsten. Wir andern sollten uns niemals so weit in die Welt verlieren, daß wir nicht wenigstens mit Einem Fuß in der Region der Kunst oder Wissenschaft fest stünden, und ich müßte mich sehr irren, dort hinten ist in diesen Fächern wenig zu holen.

Leben Sie recht wohl und kommen Sie ja nach Cassel. Es wird für uns beyde sehr erquicklich und erspießlich seyn.

Empfehlen Sie mich in Tiefurt zu Gnaden und sagen Herrn Gentz[1] meine schönsten Grüße.

Göttingen am 31. Jul. 1801. G.

974.*

An Georg Sartorius.[2]

. . . Mad. Unzelmann traf auch zu Ende Sept. hier ein und gab etwa sieben Vorstellungen. Ihr durchaus charakteristisches, gehaltenes, verständiges, gehöriges, ungezwungenes Spiel hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht und wenn ich über das was sie leistet ins einzelne gehen dürfte; so würde ich an ihr rühmen daß sie, gegen die Mitspielenden, mit der größten Leichtigkeit, eine gefällige

[1] Bd. IV, S. 207.
[2] Professor der Geschichte in Göttingen.

Lebensart ausübt, auch, wenn sie nichts zu sprechen hat, jedem pantomimisch etwas artiges zu erzeigen und das Ganze dadurch zu beleben weiß.

Doch ich darf mich in diese dramaturgischen Bemerkungen nicht weiter verlieren.

Herr Tieck,[1] Bildhauer, der eben von Paris zurückkehrt, modellirt gegenwärtig an meiner Büste. Ich hatte dabey Gelegenheit mich viel mit ihm über jene wunderliche Hauptstadt der Welt zu unterhalten, wo er beynahe 3 Jahre studirt hat. Wenn seine Arbeit glückt, wie ich hoffen kann, so erlauben Sie ja wohl daß ich Ihnen gelegentlich einen gipsenen Freund ins Haus schicke . . .

Weimar am 10. Oct. 1801.

975.

An Henriette Gräfin v. Egloffstein geb. v. Egloffstein.

Ihr liebes Billet, verehrte Freundinn, habe ich mit nach Jena genommen, um mich daran, auch in meiner Einsamkeit, zu freuen und eine nicht ganz unfruchtbare Antwort zu übersenden.

Wenn wir unsern guten Wieland behaglich unter uns sehen wollen, so müssen wir unsre moralische Texte künftig etwas mehr versinnlichen. Nehmen Sie beyliegenden Versuch[2] günstig auf, in welchem ich das kühle Grab mit einer Lebensposse auszustechen suche und zugleich meine Wünsche für unsre Gesellschaft sinnbildlich ausdrücke.

Zeitig genug werde ich in Weimar seyn um, vor unsrer nächsten Zusammenkunft,[3] mit Ihnen und Ihren Freundinnen,

[1] Christ. Friedrich Tieck (1776—1851), Bruder des Dichters.
[2] Das „Stiftungslied".
[3] Die „Mittwochsgesellschaft". (Statuten, Goethe-Jahrbuch VI.) Seit Oktober hatte Goethe eine Gesellschaft von sieben bestimmten Paaren zu regelmäßigen

denen ich mich schönstens und bestens empfehle, noch manches bereden zu können.

Möge diese schöne Vereinigung, die sich so zufällig und doch so natürlich zusammenfand, recht lange dauern und ich dadurch meines alten Wunsches theilhaft werden recht oft in Ihrer Nähe zu seyn.

Jena d. 6. Nov. 1801.

Goethe.

976.

An F. H. Jacobi.

Das grüne Briefblatt, das ich lange nicht gesehen hatte, war mir höchst erfreulich, nur hätte ich demselben auch einen heitern Inhalt gewünscht. Es schmerzt mich daß dir ein gesundes und glückliches Alter versagt ist, das doch so manchem zu Theil wird, und wünsche nur daß deine Reise eine Wirkung haben möge, die du freylich selbst nicht zu hoffen scheinst.

Laß mir, wenn du von Paris zurückkehrst, wissen wie es dir ergangen ist; da du dort in Verhältnissen lebst, die dir eine nähere Einsicht in manche Zustände gewähren.

Zusammenkünften, als „eine cour d'amour nach der wohlbekannten Minnesängersitte" vereinigt. In dem für die Zusammenkunft am 11. November bestimmten „Stiftungslied" heißt es zum Schluß:

Und eins im andren freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Es sollte das erste für die Gesellschaft gedichtete Lied „Zum neuen Jahre" (hier als das kühle Grab bezeichnet) als eine Lebensposse ausstechen. Für dieses Kränzchen hat Goethe mehrere Lieder gedichtet. Die sieben Paare waren: Goethe und Gräfin v. Egloffstein, Wolzogen und Charlotte v. Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, Kammerherr v. Einsiedel und die Hofmarschallin v. Egloffstein, Hofmarschall v. Egloffstein und Frl. v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffstein und Amalie v. Imhof, Prof. Meyer und Frl. v. Göchhausen. — Ueber das frühe Ende dieser Gesellschaft vergl. Brief 995.

Wenn du einen Freund hast, der auch ein Kunstfreund ist, wie du mir Quatremère de Quincy[1] (wenn ich recht lese), nennest, so verschaffe mir durch ihn eine kurze Anleitung, die man einem jungen Künstler, der nach Paris reist, mitgeben könnte, damit er sich in die dortigen Verhältnisse am schnellsten finde.

Es eilt gegenwärtig so mancher hin, den man seinem guten Glück überläßt, und doch ist hier und da einer für den man etwas zu thun wünscht. Erlaubte dein Freund daß man ihm einen solchen von Zeit zu Zeit addressirte und ihn seiner Vorsorge empföhle, so würde mir dadurch eine besondere Gunst wiederfahren, der ich mich jedoch nur mit der größten Bescheidenheit bedienen würde.

Es hält sich gegenwärtig ein Düsseldorfer Mahler, Nahmens Heinrich Kolbe, in Paris auf, einer von denen, die bey uns den Preis gewannen, der ein schönes Talent besitzt und eine gar gute Natur zu seyn scheint. Möchtest du ihn kommen lassen und ihm etwas Freundliches sagen, oder erzeigen, so würde deine dortige Gegenwart auch für diesen jungen Mann gesegnet seyn.

Übrigens wünsche ich dir zu deinem dortigen Aufenthalt alles Gute und Erfreuliche.

Was mich betrifft, so habe ich mich, nach meinem vorjährigen großen Übel, ganz leidlich erholt und diesen Sommer fünf, meist regnigte und unangenehme Wochen in Pyrmont; dagegen fünf sehr lehrreiche und zufriedene in Göttingen zugebracht.

Es ist gar zu angenehm, auf einem solchen Meere des Wissens, nach allen Gegenden, die uns interessiren, mit Leichtigkeit, hinsegeln zu können.

Das alte poetisch-wissenschaftliche Wesen, das du an mir kennst, fahre ich eben fort auszubilden. Man lernt

---

[1] Der bekannte Kunstforscher (1755—1849).

mehr einsehen, indem man weniger leistet, und so hat jede Jahreszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile.

Die jährliche Kunstausstellung schafft uns viel Vergnügen und Nutzen, indem sie Gelegenheit zu einer, in ihrer Art, einzigen Unterhaltung giebt.

Die übrigen Geschäfte die ich treibe beziehen sich auch auf Natur, Kunst oder Wissenschaft.

Wie ich mich zur Philosophie verhalte kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung als seyen wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender συγκρισις und διακρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen und du kannst meinen Antheil an deinen Arbeiten darnach berechnen.

Für den überschickten Aufsatz danke ich schönstens, der Almanach ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Seit Herr Himly in Jena ist bin ich einigemal drüben gewesen und habe ihn verschiedentlich gesehen. Er gefällt mir im Ganzen recht wohl, auch habe ich verschiedenes von ihm gelesen, wo er mir auf guten Wegen zu seyn scheint. Nur glaubte ich aus seinen Reden zu schließen, daß er einige Aversion für der Philosophie habe, welches ihm früher oder später zum Nachtheil gereichen muß.

Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn was tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le scavoir ist und bleibt, gegen die Philosophie, besonders wie sie in unsern Tagen erscheint, eine Art Apprehension, die aber nicht in Abneigung ausarten, sondern sich in eine

stille vorsichtige Neigung auflösen muß. Geschieht das nicht, so ist ehe man sichs versieht der Weg zur Philisterey betreten, auf dem ein guter Kopf sich nur desto schlimmer befindet, als er, auf eine ungeschickte Weise, die bessere Gesellschaft vermeidet, die ihm allein bey seinem Streben behülflich seyn konnte.

Deinen Enkel habe ich nur einige Augenblicke gesehen, etwas näher den Sohn unserer Freundin.[1] Die drey Schlosser und zwey Voße machen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen sind. Der jüngste Sohn des Schöff Schlosser ist ein kleiner Enragé für die neuste Philosophie und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unser Wunder daran sehn. Sein älterer Bruder ist eine ruhige verständige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena, zu der seligmachenden Lehre, gerufen hat. Der Sohn meines Schwagers scheint seinen Vater nicht zu verläugnen. Mir kommt vor daß er einen guten geraden Sinn hat, Lust an der Erfahrung. Nicht wenig scheint er betroffen zu seyn daß er alles, was man ihm an Philosophie eingeflößt, abschwören soll. Wozu ihn doch wahrscheinlich sein kleiner Vetter endlich nöthigen wird.

Von den Voßens scheint mir der eine etwas überspannt und der andere etwas dunkel. Wär es nicht die Neigung und das Verhältniß zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen.

Unsere Schlosser hat mir geschrieben, ich denke ihr in diesen Tagen zu antworten. Grüße mir deine treue Schwester in deiner Nähe, und Klärchen, wenn du ihr schreibst, zum schönsten. In unserer Gegend kann ich kaum hoffen dich

---

[1] Eduard Schlosser, der Sohn von Johann Georg und Johanna Schlosser (letztere, geb. Fahlmer, vergl. Bd. I, S. 204).

zu sehen und wo wir uns sonst einmal treffen möchten — Lebe wohl und reize mich bald wieder dir ein neues Blatt anzufangen.

Weimar am 23. Nov. 1801. G.

977.

An Johanna Schlosser.

Die Ankunft deines Sohnes in Jena, liebe Freundin, hat mich um so mehr in die vorigen Zeiten versetzt, als er mit seinen Vettern zu mir kam und dadurch einen Familienkreis darstellte. Es ist recht wundervoll wie die jungen Leute mehr oder weniger ihren Vätern gleichen und untereinander Familienähnlichkeit haben. Da sich nun auch zwey Söhne von Voß dazu schlugen, so machen sie zusammen eine kleine Colonie aus, welcher es an Ernst sich auszubilden nicht zu fehlen scheint. Man sieht sie hier weder in der Comödie, noch bey sonstigen Lustbarkeiten und ich habe sie bisher immer nur in Jena gesprochen, ich werde von Zeit zu Zeit nach ihnen sehen und ihre Fortschritte beurtheilen.

Übrigens geht es jetzt in wissenschaftlichen Dingen so rasch und sonderbar zu, daß man von einer Seite die Jugend glücklich preisen muß, indem sie unglaubliche Vortheile genießt, von der andern Seite aber zu fürchten hat, daß sie sich eben dieser Vortheile unmäßig und zu ihrem Schaden bediene. Vielleicht kann ich, gerade in der Lage in der ich mich befinde, theils selbst, theils durch Freunde, auf diese jungen Leute etwas gutes wirken.

Es war ungeschickt vom Zufall daß er uns in Göttingen nicht zusammenbrachte. Da er sich so manchen abgeschmackten Spas macht, so hätte er uns wohl auch diesen artigen machen können. Ich erfuhr nicht ohne Verdruß daß wir uns um so weniges verfehlt hatten.

Von Jacobi, der nun in Paris seyn wird, hatte ich einen Brief von Aachen. Er ist leider mit seiner Gesundheit sehr unzufrieden. Gestern habe ich ihm wieder geschrieben, auch deiner dabey gedacht.

Mich freut es herzlich daß du, von deinen Kindern und Enkeln, den Dank für deine Sorgfalt so rein und reichlich genießest. Grüße sie alle und gedenke auch mein.

Auch ich habe Ursach mit meinem Schicksal zufrieden zu seyn, das mich durch manche gefährliche Zustände, denen meine Natur unterworfen war, glücklich hindurch geführt und auf den Beinen erhalten hat.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar am 24. Nov. 1801.

978.

An Johann Daniel Sander.[1]

Für die doppelte Attention,[2] womit Sie, sowohl meine Küche, als Büchersammlung versorgen, bin ich Ihnen zum schönsten verbunden, um so mehr, als Ihr beyderseitiges Andenken mir dabey, auf eine so gefällige Weise, entgegen kommt.

Was die Gevatterschaft betrifft, so weiß ich nicht recht was ich dazu sagen soll, wenn ich auch gleich dabey Ihre freundlichen Gesinnungen nicht verkenne.

Meine Nahmen sind von der Art daß man sie weder einem Knaben, noch weniger einem Mädchen aufbürden kann, welche letztere man, wegen künftiger Abentheuer, so lieblich

---

[1] Verleger in Berlin, den Goethe im Jahre vorher auf der Leipziger Messe kennen gelernt hatte.

[2] Teltower Rübchen und Kotzebues bei Sander erschienenes Werk „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“.

als möglich bezeichnen soll. Stört nicht z. B. die unglückliche Christel, in so mancher interessanten Scene des bedeutenden Lebensjahrs? Hätte die Gattin eines würdigen Verwiesenen etwa Emilie geheißen, welch einen andern Effect würde das thun! Wir Menschen sind nun einmal nicht anders und unser Ohr scheint, noch mehr als unser Auge, mit dem Schicklichen im Bunde zu stehen.

Wenn ich nun ferner bedenke wie wenig mein Zeugniß in der christlichen Kirche bedeuten kann; so muß ich, ohne weiteres Raisonnement, Ihnen eben ganz anheim stellen in wie fern Sie mich zu einem solchen Act einladen dürfen.[1] Mögen Sie meiner bey dieser geistlichen Verwandschaft in Liebe gedenken und überzeugt seyn, daß ich an Ihnen und den Ihrigen herzlichen Antheil nehme, so sehe ich davon für mich den besten Gewinn.

Leben Sie recht wohl.

Weimar am 25. Nov. 1801. Goethe.

979.*

An W. v. Humboldt.

Es war mir äußerst unangenehm Sie in Weimar[2] verfehlt zu haben. Wenn man so lange auseinander gewesen ist gehört eine mündliche Unterhaltung dazu, um sich wechsels-

[1] Sander, der seiner neugeborenen Tochter den Namen Emilie gab, antwortete u. a.: „Sie sagen: Ihr Zeugniß bedeute in der christlichen Kirche wenig. Uns, den Eltern, wäre es schon recht, wenn unser Kind gar nicht getauft zu werden brauchte; denn wir begnügen uns, wie Lessings Tempelherr, Menschen zu seyn; doch glücklicher Weise besorgt die Taufen in Cölln an der Spree, wo wir wohnen, ein sehr vernünftiger Geistlicher, der die Pathen der Kinder ihr Ja nur auf Fragen antworten läßt, die auch der Jude und der Mohammedaner unbedenklich beantworten könnte. Unser beider noch lebende Kinder sind in der That nicht auf das Christenthum, sondern auf reine Humanität getauft; und Emilie soll eben dieses Vorzuges genießen."

[2] Wo Humboldt am 3. August gewesen war.

weise über die gegenwärtigen Zustände klar zu machen. Von Ihnen haben mir die hiesigen Freunde manches erzählt, aber mich nur um so begieriger gemacht auch an denen Schätzen, die Sie auf der Reise erbeutet, Theil zu nehmen, und die Hoffnung bald etwas davon zu lesen war mir um desto angenehmer.

Was mich betrifft so können Sie leicht denken, daß man in meinen Jahren nicht leicht etwas neues angreift, und mein Wunsch darf nur seyn, nach einiger Zeit, bey einem freundschaftlichen Examen, dergestalt zu bestehen daß man mich nicht stationair finde.

Daß Sie Herrn Gentz[1] bey mir einführen wollen dafür danke ich Ihnen bestens. So sehr ein Mann sich auch selbst empfiehlt, so sehr begünstigt die Empfehlung eines Freundes die ersten Augenblicke der Bekanntschaft . . .

Tieck[2] den Sie ja selbst näher kennen, ist eine Zeit lang bey uns gewesen, als Künstler und Mensch erregt er lebhaftes Interesse. Er besitzt ein schönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu sehr an den affectionibus juventutis, indem er sich ein äußerst heftig absprechendes Urtheil erlaubt, das denn doch oft eine große Beschränktheit andeutet. Dieses schadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rath unempfänglich macht, wie ich bey verschiedenen Gelegenheiten bemerken können, theils äußerlich, in Bezug auf die Gesellschaft, indem er sich, ganz ohne Noth und Zweck, Widersacher, Feinde und strenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, so werden Sie ein großes Verdienst um ihn haben; denn er ist, wie ich merke, zugleich sehr empfindlich und mag nicht wohl ver-

[1] Der Staatsmann und Publizist Fr. v. Gentz, damals Kriegsrat.

[2] Der Bildhauer Chr. Fr. Tieck (1776—1851).

tragen, daß es aus dem Wald schalle, wie er hinein gerufen hat. Und freylich ist es eine ganz natürliche Folge, daß man demjenigen, der alle Menschen beurtheilt, als wenn sie unbedingt wirken könnten, wenn er selbst producirt, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten läßt, welche ihn beschränken, sondern gleichfalls, bey Beurtheilung seiner, ein Absolutes zum Maßstab nimmt . . .[1]

Weimar am 29. Nov. 1801.

980.

An J. F. Reichardt.

(1. December.)

Abermals Dank auch für die letzte Sendung![2]

Mögen Sie die Partitur von Jery und Bätely schicken, so werden Sie unsere Schuld, die wir dankbar abzutragen gedenken, vermehren und ich werde wenigstens dieses Stück in Bewegung bringen können.

Nun eine Anfrage: Hätten Sie wohl Zeit und Lust beykommenden Hymnus zu componiren? Er gehört zu einem

[1] Eine interessante Ergänzung dieser Stelle findet sich in einem durchstrichenen Konzept zu diesem Briefe, in dem es u. a. heißt: „Mit Tiek bin ich, betracht ich ihn als Künstler und als Mensch, recht wohl zufrieden, nur leidet er gar zu sehr an den *Affectionibus* der Jugend. Zwar wir waren auch etwas unleidlich da wir jung waren; ob wir aber so selbstsüchtig, so absprechend, so ohnbehof't, so grob und so empfindlich waren, weiß ich mich wirklich nicht zu erinnern.

Das schlimmste ist, daß er sich sein Leben von Grund aus zerstört, wenn ihm nicht bald ein Licht über seinen sittlichen Zustand aufgeht. Denn natürlich, wenn einer so selbstisch, rechthaberisch, ohne irgend eine Rücksicht, in den Wald hineinschreyt, so erwiedert ihm das Echo solche frazenhafte Töne, die ihm freylich zu keinem Ohrenschmaus gedeyen. Nun hat der Wald unrecht! und die Welt! und ein kränklich ombrageuses Menschenfeindchen ist fertig, das viele Jahre braucht um nur gegen sich selbst und gegen andere wieder eine vernünftige Positur zu fassen. Wer der Welt grad aus zu Leibe gehen will muß ein derbes Fell auf den Knochen haben."

[2] Klavier-Auszug von „Jery und Bätely". Das Singspiel war in Berlin in der Komposition Reichardts aufgeführt worden — die „Berliner Nachrichten von

Stücke Jon,[1] das ehestens auf unserer Bühne gegeben werden wird und das ich auch wahrscheinlich bald nach Berlin sende.

Ich sollte glauben wenn dieser Gesang blos für Stimme und Pianoforte behandelt würde, so sollte es ganz zweckmäßig seyn. Können Sie mir die Composition innerhalb der drey nächsten Wochen schicken so geschieht mir eine Gefälligkeit. Dem. Jagemann wird ihn singen, deren Talent Sie kennen.

Der ich recht wohl . . .

981.

An J. L. Tieck.

(17. December.)

Ich war in einiger Verlegenheit was ich Ihnen, werther Herr Tieck, auf Ihre Anfrage zu antworten hätte.[2] Indessen

Staats- und gelehrten Sachen" rühmten die „liebliche Musik". Die erste Aufführung am Weimarer Theater erfolgte im Juni 1804. Vorher hatten Seckendorf und Kayser (vergl. Bd. III, S. 76) das Stück komponiert, später Marx, Birey, Seidel und Reetz.

[1] Von A. W. Schlegel (Erstaufführung in Weimar 2. Januar 1802).

[2] Zu diesem Briefe liegt noch der erste Entwurf in einem Konzept des Schreibers Geist vor; er ist wesentlich wärmer gehalten als der dann abgesandte Brief. Es heißt darin: „Es ist an dem, werther Herr Tieck, daß man in Frankfurth am Main bey einer neuen Theatereinrichtung sich nach einem Regisseur umsieht, und so viel ich jene Verhältnisse kenne, braucht man dort einen Mann, der bey diesem Geschäft hergekommen ist, und das Mechanische desselben vollkommen inne hat. Es ist überhaupt ein Posten, an dem sich niemand, der nicht viel Routine und noch dazu ein gewisses Geschick hat, nicht halten kann.

Das Theater überhaupt, so lustig es dem Zuschauer dünkt, ist eines der mißlichsten Dinge und so sehr es von der einen Seite an das Ideale zu gränzen scheint oder gränzt, so sehr hängt bey der Einleitung und Behandlung dieser wonnereichen Erscheinung viel von gemeinen und viel von geringen Mitteln ab.

Ich glaube zwar, daß sich mancherley Ideen darauf realisieren lassen, aber nur durch den, der ganz Herr von dem realistischen Theil der ganzen Anstalt ist, so wie sie jetzt auf dem Strom der Zeit hinschwimmt."

ist Herr Frommann bey mir gewesen, ich habe ihm aufrichtig und weitläufig meine Meynung gesagt und ziehe mich nunmehr deshalb ins Kurze zusammen.

Ich würde Ihnen niemals rathen eine Stelle anzunehmen, die so viel routinirte Gewandtheit erfordert, wenn man sie mit einer gewissen Aisance bekleiden und nicht sein Leben darüber aufopfern will. Doch übernimmt die Jugend wohl manches in Hoffnung durchzukommen und nach einigen Prüfungsjahren zu einem erwünschten Genuß zu gelangen. Durchaus abrathen kann ich also auch nicht.

Was eine Empfehlung betrifft so darf ich damit wohl nicht hervortreten, weil ich, auf verschiedene an mich geschehene Anträge, verweigert habe an jenem Geschäft irgend einigen Antheil zu nehmen. Sollten Sie zu jenem Platz gelangen und ich kann Ihnen alsdann mit etwas dienen; so werde ich es mit Vergnügen thun. Ihren Herrn Bruder hoffen wir hier bald wieder zu sehen und beym Schloßbau zu beschäftigen.

Goethe.

982.

An Schelling.

Auf den Sonnabend wird Ion gegeben, den man bis jetzt nicht weniger als vier Verfassern zuschreibt. Meine Loge soll für Sie und Ihre Freunde bereit stehen. Mögen Sie nach der Comödie bei uns übernachten, so sollen Sie sehr willkommen sein. Mehr sage ich nicht, weil ich Sie bald mündlich zu begrüßen hoffe.

Weimar, am 30. December 1801.

Goethe.

983.

An F. J. Bertuch.

Ew. Wohlgeb.

erlauben mir, im Betracht unseres immer gut bestandenen Verhältnisses, den Wunsch, die Notizen, welche künftig, über das weimarische Theater, in das Mode Journal[1] eingerückt werden, im Manuscript zu sehen; damit ich nicht, bey meinen mannigfaltigen Bemühungen für solche Anstalt, zwar gewiß ohne Absicht Ew. Wohlgeb., aber doch durch Ihre Vermittelung, manches unangenehme erfahre, wie es mir noch neuerlich, bey dem Unzelmannischen Fall, ergangen ist.

Sie verzeihen eine Äußerung, die ich nur früher hätte thun dürfen, um von Ihrer Gefälligkeit eine angenehme Behandlung zu erwarten.

Weimar am 3. Jan. 1802.

Goethe.

984.

An F. J. Bertuch.

Was ich von einem niederträchtigen Menschen, wie der Verfasser Ihrer Theaterrecensionen ist, in einem solchen Falle zu erwarten hatte, schwebte mir vor, als ich Sie neulich freundschaftlich um künftige Mittheilung solcher Aufsätze ersuchte. Sie schicken mir ihn[2] gegenwärtig halb gedruckt,

[1] Der Theaterreferent von Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden" war C. A. Böttiger. Der Brief ist geschrieben, um den Abdruck der Böttigerschen Kritik über Schlegels „Ion" zu verhüten.

[2] Ueber „Ion" von A. W. Schlegel, aufgeführt am 2. und am 4. Januar. Herders Gattin schrieb darüber an Knebel: „Ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück ist noch nicht gegeben. Jena war wieder herübercitirt zum

und ich kann nur so viel sagen: daß wenn Sie nicht selbst geneigt sind, die Sache zu remediren, und den Aufsatz zu unterdrucken, ich sogleich an Durchl. den Herzog gehe und Alles auf die Spitze setze. Denn ich will entweder von dem Geschäft sogleich entbunden oder für die Zukunft vor solchen Infamien gesichert seyn. Mag der allezeit geschäftige Verzerrer seine Künste doch in der Allgemeinen Zeitung, oder wo er will, aufgaukeln, in Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen wo ich als öffentliche Person anzusehen bin. Ich erbitte mir vor vier Uhr Ihre Erklärung[1] darüber; mit dem Schlage geht meine Vorstellung an Durchl. den Herzog ab.

Weimar, am 12. Jan. 1802.

J. W. v. Goethe.

985.

An Wieland.

Ich überwinde einige Bedenklichkeit, um dich, lieber alter Freund, auf einen Fall aufmerksam zu machen, woraus vielleicht für uns beyde einiges unangenehme entstehen könnte.

Daß, bey der Erscheinung des Jon, der Parteygeist des Herrn Überall[2] seine Flügel regen dürfte, war voraus-

Klatschen. Bei der zweiten Vorstellung waren wenige darin, zum drittenmale wollen sie's nicht wagen, denn da möchte das Haus ganz leer bleiben." Goethe berichtet darüber in den „Tag- und Jahresheften" 1802: „Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefsten beleidigt; deshalb trat schon am Vorstellungsabend Jons, dessen Verfasser kein Geheimnis geblieben war, ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor: in den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich, etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Modejournal projektirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten."

[1] Böttigers Aufsatz wurde in Bertuchs Journal nicht veröffentlicht und erschien erst nach des ersteren Tode in seinen „Kleineren Schriften".

[2] Böttiger.

zusehen. Schon bey der ersten Vorstellung rannte dieser Tigeraffe im Parterre herum, durch pedantische Anmerkungen den Genuß einer Darstellung, wie sie Weimar noch nicht gehabt hat, zu stören. Da ihm dieß nicht gelang, so schob er eine Anzeige davon in das Modejournal ein, welche für die Direction äußerst beleidigend war und welche auszumerzen Bertuch noch zeitig von Rudolstadt zurückkehrte.

Jener Mißwollende überläßt sich, wie es scheint, um desto getroster seiner Wuth, als er gewisse stoffartige Urtheile vor sich hat, die du, dem das problematische Argumentum fabulae gar wohl bekannt ist, leicht wirst zu beurtheilen wissen.

Da ihm nun der Weg ins Modejournal verrannt ist, und er dießmal die Sache auf die Spitze setzen zu wollen scheint, so wünschte ich nicht, daß er den Merkur zum Gefäß seiner Unreinigkeiten ersehe. Mag er sich doch der auswärtigen Organe nach Belieben bedienen!

Ich habe bisher so manches hingehen lassen; allein da es nun auf Extreme angelegt zu seyn scheint; so bin ich auch bey der Hand, und da wünschte ich denn nicht, daß, indem ich diesem Schuften zu Leibe gehe, mir ein verehrter und geliebter Nahme als Talisman entgegen stünde.

Vergieb mir diese freundschaftliche Anzeige. Ich mußte, um sie zu thun, meine Maulfaulheit überwinden. Vielleicht hätten frühere Winke dir und andern manchen Verdruß ersparen können.

Ich hoffe dich bald hier zu sehen und das Corpus delicti vorzulegen, dessen ich mich weiter nicht annehme, als in so fern ich mir die Mühe gegeben habe seine Aufführung ins Werk zu setzen. Wie ich denn auch, bey einer Anstalt, die ich im Auftrag von meinem Fürsten, mit so vieler Aufopferung verwalte, wenigstens eine schickliche Behandlung von meinen Mitbürgern erwarten darf.

Ein nochmaliges Lebewohl mit dem Wunsch, daß du bald dich entschließen mögest, aus der warmen Umgebung der Musen dich in das erzkalte Weimar zu versetzen.

Weimar am 13. Jan. 1802.

986.

An Christiane Vulpius.

Es ist recht gut daß ich Pferde und Schlitten drüben gelassen, hier ist völliges Thauwetter, bey euch wirds nicht anders seyn.

Mein Mittagstisch ist wie immer nur zur Noth genießbar, gestern habe ich mir, durch ein Gericht Meerrettig, den ganzen Nachmittag verdorben. Götze hat mir fürtreffliche Knackwürste ausgemacht, sie mögen nur ein klein bischen zu stark gesalzen seyn. Deine bleiben noch immer die besten. Sorge ja bey der neuen Schlacht dafür daß sie gut werden, weil ich zum Frühstücke nun daran gewöhnt bin.

Die Abendessen sind desto besser, indem, in kleiner Gesellschaft, allerley Gutes aufgetischt wird; allein ich muß mich Abends in Acht nehmen und esse also nicht wo ich zu essen finde, und wo ich essen möchte habe ich nichts.

Schicke mir ja das Schweinewildpret, damit ich Lodern eine Artigkeit erzeigen kann, und frage beym Hofkammerrath an: ob er dir etwas Caviar ablassen möchte? Wenn du mich damit versorgst, so bringe ich dir auch einige Flaschen Champagner mit.

Jena am 19. Jan. 1802. G.

987.

An Schiller.

In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum, auf dieser Erde, so viel productive Momente verdanke. Es ist lustig daß ich an einen weißen Fensterpfosten alles aufgeschrieben habe was ich, seit dem 21. Nov. 1798, in diesem Zimmer, von einiger Bedeutung, arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stünde gar manches darauf was unser Verhältniß aus mir heraus lockte.

Eine Schnurre über das Weimarische Theater[1] habe ich zu dictiren angefangen und mache dabey, wie billig, ein erstaunt ernsthaft Gesicht; da wir die reelle Leistung im Rücken haben, so ist es gut ein wenig dämisch auszusehen und sich auf jede Weise alle Wege frey zu halten.

Hiebey kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels.[2] Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen, es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen:[3] denn wir haben doch schon öfters gesehen daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks für uns und das Ganze incalculabel sind.

Indem ich in das Büttnerische[4] und akademische Bibliothekswesen hinein sehe, und die Idee eines virtualen

[1] Der Aufsatz „Weimarisches Hoftheater", zuerst erschienen im Märzheft des „Journals des Luxus und der Moden".

[2] Goethes „Iphigenie".

[3] Die Aufführung im Weimarer Theater erfolgte am 15. März 1802.

[4] Christian Wilhelm Büttner, geboren 1716, war am 8. Oktober 1801 gestorben. 1782 hatte Carl August die namhafte Bibliothek des infolge seines Sammeleifers verschuldeten Gelehrten, den Goethe als „das alte lebendige encyklopädische Dictionair nutzte," angekauft. Statt der baren Auszahlung der 8000 Thaler Kaufsumme gab man dem Alten eine jährliche Pension und ließ ihn in seiner von Götringen nach Jena überführten Bibliothek weiter hausen. (Goethe-Jahrbuch XIV, 22).

Katalogs, der drey, im Lande bestehenden, Bibliotheken, auszuführen trachte, muß ich auch in die ungeheure Empirie des Litterarwesens hineinschauen, wo einem denn doch, wenn man auch die Forderungen noch so hoch spannt, manches respectable Streben und Leisten entgegen kommt.

Im Geiste der immer neuen Jenaischen Jugend werden die Abende gesellig hingebracht. Gleich Sonntags bin ich bey Lodern, bis 1 Uhr in der Nacht, geblieben, wo die Gesellschaft gerade einige Kapitel historischer Kenntnisse aufrief, die bey uns nicht zur Sprache kommen. Bey einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf was man für ein interessantes Werk zusammenschreiben könnte, wenn man das was man erlebt hat, mit der Übersicht, die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.

Die Botenstunde naht, ich eile ein freundliches Lebewohl zu sagen.

Jena am 19. Jan. 1802. G.

988.

An C. G. Voigt.

Gestern, als der Conducteur Koch das Büttnerische Quartier aufsiegeln ließ, um, wegen Reparatur desselben, einiges vorzukehren, ging ich auch mit hinein und kann versichern, daß die geläufigste Zunge und geschickteste Feder nicht fähig seyn würde den Zustand zu beschreiben, in welchem man diese Zimmer gefunden. Sie schienen keineswegs von einem Menschen bewohnt gewesen zu seyn, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durch einander, mit diesen litterarischen

Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackebreter und Drehorgeln. Alles zusammen durch ein Element von russigem Staub vereinigt. Die alte Garderobe machte zu lachen, erfreute aber besonders den Trabitius,[1] dem sie vermacht ist. Im Wohnzimmer, dessen Decke, Wände, Fußboden und Ofen gleich schwarz aussahen, waren mehrere Dielen von Feuchtigkeit und Unrath der Thiere aufgeborsten. Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese litterarische Schweinigeley eine militarische Propretät folgen kann.

Übrigens habe ich bey diesem Anblick erst gefühlt, was unser gnädigster Herr Ihren unterthänigsten Dienern, durch schnelle Vergebung dieses Quartiers, für eine Noth decretiren. Hätten wir es nur ein halb Jahr behalten können, so wäre das ganze Geschäft nach und nach aufzulösen gewesen, indem man eine Arbeitsstube drüben eingerichtet hätte, und der Knaul hätte sich nach und nach abgewickelt. Jetzt sollen wir in wenig Tagen räumen und werden, bey aller Vorsicht, kaum vermeiden können diese Unordnung noch mehr zu verwirren. Das gestern gedachte ehemalig Loderisch-Lenzische Auditorium ist noch hiebey unser einziger Trost. Die Bücher, die wir darin gefunden haben, sind eilig in den engsten Raum geschichtet worden und ich habe mir Breter geben lassen, um nur auf Böcken einstweilen Lager für dasjenige, was nun herein geschafft werden soll, zu bereiten.

Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen versichern kann: daß der Alte, während seines Hierseyns, eine Masse von sechs bis acht Tausend Bänden, von denen wir so gut als nichts wußten, da sie noch nicht in den Katalog eingetragen sind, über einander gehäuft hat. So fanden sich noch ein paar uneröffnete Kisten, die aus Auctionen angekommen waren.

[1] Schloßvogt in Jena.

Ich gedenke nun alles in Rücksicht auf das große Vornehmen des allgemeinen Virtualkatalogs einzuleiten. Es ist allerdings ein großes Unternehmen, dessen Möglichkeit ganz auf der Personalität des Doctor Ersch[1] ruht. Bey der Akademie ist übrigens ein allgemein guter Wille dazu. Die medicinische Facultät hat schon 400 rthlr. Vorschuß aus den Bibliotheksgeldern verwilligt. Ich werde, nach der mir gnädigst ertheilten Erlaubniß, eine Erklärung wegen der Doubletten, doch nur in gewisser Maße abgeben. Das Geschäft ist von der Art daß fast jede Stunde was neues lehrt und neue Maßregeln anräth. Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn meine Einrichtungen Serenissimi und Ihren Beyfall finden.

Was ich wegen der Kosten ausgedacht habe, die uns auch bey der Büttnerischen Bibliothek erwarten, will ich gründlich vorlegen.

Nach Professor Walther[2] will ich mich erkundigen.

Ich wünsche Glück zur eintretenden Besserung und empfehle mich bestens.

Jena am 22. Jan. 1802. G.

989.

An Christiane Vulpius.

In meinen Arbeiten und Geschäften geht alles gut von Statten, nur finde ich doch daß es nicht gut ist mir gar keine Bewegung zu machen. Schicke mir deswegen Montags den Wagen und laß Augusten mitfahren, so daß er früh um

[1] Joh. Samuel Ersch (1766—1828), der bekannte Bibliograph, Bibliothekar und Professor in Jena.
[2] In Gießen, der nach Jena empfohlen war.

10 Uhr hier ist. Es wird ihm ein unsägliches Vergnügen machen bey der Eröffnung des Büttnerischen Nachlasses gegenwärtig zu seyn, denn von einer solchen Gerümpel-Wirthschaft hat man gar keinen Begriff. So sind z. B. ein halb Duzend Dreh-Orgeln und Hackebreter, die auch durch Walzen bewegt werden, unter dem Zeuge. Eine Menge Schubkästchen mit allerley antiken Kleinigkeiten, physikalische Spielereyen und was nur so ein Kindskopf wünschen kann.

Da wir nun überdieß noch in wenig Tagen räumen müssen, weil das Quartier für den neuen Commandanten bestimmt ist, so kann er mit schleppen und tragen und seine Zeit vergnüglich hinbringen. Was zur Redoute Noth thut, das ist ja wohl vorher alles berichtigt, laß aber allenfalls bey der Gräfin anfragen ob er abkommen kann? und wann er wieder da seyn soll.

Lebe recht wohl und gedenke mein.

Jena am 22. Jan. 1802. G.

Es thut mir leid daß deine Übung im Schlittenfahren so bald unterbrochen worden ist, und es scheint als wenn für diesen Winter wenig Bahn mehr zu hoffen wäre.

Von den Feldhühnern habe ich eins verzehrt und Loders haben mir auch von dem Schwarzwildpret eine sehr gut zugerichtete Portion zugeschickt, und so geht mirs ganz leidlich.

Doctor Meyer[1] danke für die überschickten akademischen Zahnstocher.

Die Abende gab es meist gesellschaftliche Unterhaltung. Schreibe mir wie dirs gegangen ist.

Den vorigen Brieftag hast du dich recht gut gehalten.

[1] Nicolaus Meyer, Arzt in Bremen (1775—1855), der sich zur Zeit in Weimar aufhielt. „Akademische Zahnstocher", weil sie nach Meyers Mitteilung in Papier aus dem Heft eines Studenten eingewickelt waren.

990.

An Christiane Vulpius.

Ich freue mich daß die Pferde eben zu rechter Zeit eingetroffen sind und daß du nun die Schlittenbahn genießen kannst, doch thut es mir leid daß der Docktor[1] kranck geworden ist. Sorge für ihn, so gut du kannst und besuche ihn manchmal. Du kannst ja Ernestinen[2] mitnehmen, daß es nicht etwa falsch gedeutet wird. Zu des Professors[3] Genesung wünsche ich Glück. Er schreibt mir: daß er sich auf den Champagner wohl befindet und von Lodern noch etwas haben möchte; ich glaube aber kaum daß dieser Freund noch hergeben kann und mag. Indessen, biß ich das ausmache, will ich ihm ein Paar von den unsrigen überlassen und deren Erstattung auf irgend eine Weise annehmen.

Eine Fahrt herüber will ich dir nicht rathen, besonders gehts im Mühlthale so oft durchs Wasser und Eis, daß der Schlitten sich nicht wohl dabey befinden dürfte. Auch will ich von meinen Lieben nichts sehen, biß ich hier fertig bin.

Mit meinem Geschäft geht es gut, auch mit einigen poetischen Arbeiten. Wenn ich beyde biß zu einem gewissen Punckt gebracht habe, dann komme ich gleich.

Der Beyfall den Dlle Maas[4] erlangt freut mich und ich wünsche sie bald selbst zu sehen.

Wenn du mir das Nachtwestchen das du mir versprachst nun wolltest machen lassen, geschähe mir ein Gefalle, ich gehe nun den ganzen Tag am liebsten in so einem leichten

---

[1] Nicolaus Meyer.

[2] Christianens Schwester.

[3] Joh. Heinr. Meyer, der in Goethes Hause wohnte.

[4] Wilhelmine Maaß, die am 17. Februar in Krotters „Mädchen von Marienburg“ gastiert hatte.

Wämschen, und da trifft mich manchmal jemand in meinem gegenwärtigen an, das nicht zum besten aussieht.

Lebe recht wohl und behalte mich so von Grunde des Herzens lieb wie ich dich.

Jena d. 19. Febr. 1802. G.

991.

An Kirms.

Es thut mir herzlich leid, daß ich, in der Angelegenheit der Kleinstädter,[1] nicht von der Meynung des Verfassers seyn kann, und weil man sich in solchen Fällen selten vereinigt, so will ich meine Überzeugung hierüber nur kurz eröffnen.

Alle deutschen Regieen, Directionen, Intendanzen und Theatercensuren haben sich das Recht angemaßt, nach ihren Verhältnissen und Convenienzen, aus den Schauspielen manches wegzulassen, und dieses Recht so lebhaft ausgeübt, daß das Wort Streichen sogar ein Kunst-Terminus geworden ist. Einer solchen herkömmlichen Befugniß habe ich mich auch gegen die Kleinstädter bedient, wobey ich dem Herrn Verfasser, über die nothwendig gewordene Ausfüllung der entstandenen Lücken, wie billig das Urtheil überließ.

Von jener ersten Redaction kann ich jedoch um so weniger abgehen, als ich mir fest vorgenommen habe, auf dem weimarischen Theater künftighin nichts mehr aussprechen zu lassen, was, im Guten oder Bösen, einen persönlichen Bezug hat, noch was auf neuere Literatur hinweist, um so mehr da hier auch nur meistens persönliche Verhältnisse berührt werden.

---

[1] Goethe hatte in Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern“ einige, meist gegen die Brüder Schlegel gerichtete Stellen gestrichen. Kotzebue war entrüstet. — „Der Kotzebue ist ganz doll“, berichtet Christiane an Goethe.

Wenn dem Herrn v. Kotzebue dagegen in den Theatralischen Abentheuern[1] die Schauspielerin aufgefallen ist, welche mehr sich selbst, als die Gurli[2] parodirt, so kann ich darüber nur so viel sagen: daß ich, bey diesem alten und oft aufgeführten Stück, an jene Scene weiter nicht gedacht habe, daß ich aber solche sogleich streichen und eine andere an ihre Stelle setzen werde.

Ich glaube hierdurch am besten meine Liebe zum Frieden an den Tag zu legen, den ich, so lange als nur immer möglich, zu erhalten wünsche.

Weimar, am 28. Febr. 1802.

J. W. v. Goethe.

992.

An Caroline Kotzebue.

Da Sie Sich, werthe Frau Legationsräthinn anmaßen, mir grade zu zu sagen: daß ich, in einer Sache, in der ich mein Amt, nach meiner Überzeugung verwalte, völlig unrecht habe so muß ich Ihnen dagegen eben so gerade versichern: daß ich solche Begegnung weder leiden kann, noch werde und daß ich mir alle unüberlegte Zudringlichkeiten dieser Art, sowohl für jetzt, als künftig, ausdrücklich verbitte; um so mehr als es mir äußerst unangenehm ist, wenn man mich, durch Unhöflichkeiten, nöthigt, aus den Grenzen heraus zu gehen, in denen ich mich so gern halten mag.

Weimar am 3. März 1802.

---

[1] Von Cimarosa.

[2] In Kotzebues „Indianer in England."

Ueber diese Angelegenheit berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften": „Man regte sich von der Gegenseite gewaltig und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig sei, man mit ihm Rath zu pflegen habe; es sei mit Schillern geschehen, und ein anderer könne das Gleiche fordern." Diese „wunderliche Schlußforderung" ließ Goethe aber nicht gelten: es sei das Kunststück solcher Gesellen (wie Kotzebue), „daß sie jedes wahre reine Verhältniß mißachtend, ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen wissen." Wie die Jon-Affäre, so machte auch die der „Kleinstädter" Aufsehen in Weimar — „dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am 5. März zu feiernden Festes in der Weimarischen Sozietät sich ereignete. — Es sollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeinde ganz neu dekorierten Stadthaussaale Platz finden. Die Absicht war offenbar, Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegenzustellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegenzusetzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen." — Kotzebue hatte am 25. Februar, bei seinem Donnerstagsempfange die Damen der Weimarer Gesellschaft für die von ihm geplante Feier interessiert und die Rollen an sie verteilt. Das Fest kam jedoch nicht zu stande — wohl noch mehr zur Freude Schillers als Goethes. Schillers einzige Originalbüste, eine Gabe Danneckers, die in der Weimarer Bibliothek sich befand, wurde für das Fest verlangt — das Verlangen wurde aber abgeschlagen „weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe." Und als die Zimmerleute kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, fanden sie den Stadthaussaal auf Veranlassung des Bürgermeisters K. A. Schultze verschlossen und erhielten zur Erklärung: „er sei erst ganz neu eingerichtet und dekoriert, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne."

*

Darauf nimmt Goethe Bezug im Brief

993.*

An Schiller.

(Jena, 16. März.)

... Seitdem ich mich aus den weimarischen Stürmen gerettet, lebe ich recht zufrieden und froh und auch nicht ganz unthätig, indem sich einige lyrische Kleinigkeiten eingestellt haben, mit denen ich zwar nicht als Werken, doch aber als Symptomen ganz wohl zufrieden bin.

Dafür daß Sie den 5. März so glücklich überstanden, wären Sie dem Bürgermeister als einem zweyten Aesculap einen Hahnen schuldig geworden, da er unterdessen von oben herein solchen Lohn empfangen, können Sie Ihre Dankbarkeit in petto behalten.

Bey dieser Gelegenheit dachte ich wieder was es für ein sonderbares Ding um die Geschichte ist, wenn man von ihr die Ursachen, Anlässe und Verhältnisse der Begebenheiten im einzelnen fordert; ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja ich bin mit darin verwickelt und weiß eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammenhängen. Vielleicht waren Sie glücklicher als ich ...[1]

---

[1] Schiller hatte dann geschrieben: „Der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Caesar der fünfzehnte und ich höre von dieser großen Angelegenheit gar nichts mehr. Wie aber der Zufall immer naiv ist und sein muthwilliges Spiel treibt, so hat der Herzog den Bürgermeister den Morgen nach jenen Geschichten wegen seiner großen Verdienste zum Rath erklärt. Auch wird heute auf dem Theater „Ueble Laune" von Kotzebue dargestellt." Und Goethe erzählt in den „Tag- und Jahresheften", daß diese Auszeichnung des Bürgermeisters dem ganzen Ereignis die Krone aufgesetzt habe und „Die Weimaraner, denen es an geistreichen das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben dem Bürgermeister daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädikat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist."

994.*

An Schiller.

... Wenn die dabey interessirte Gesellschaft das Abentheuer vom 5. h. m. einigermaßen verschmerzt hat, so wollen wir bald wieder ein Picknick[1] geben und die neuen Lieder, die ich mitbringe, versuchen. Haben Sie denn die Ihrigen etwa Zeltern mitgegeben? da die Körnerischen Compositionen nicht greifen wollten?

Ich wünsche Ihnen einen recht guten Humor und eine recht derbe Faust, wenn Sie auf die irenische Einladung antworten. Es wäre recht schön wenn Ihnen eine Epistel glückte, die auf alle das Packzeug paßte, dem ich immer größern Haß widme und gelobe.

Ich freue mich zu hören daß Sie Ihre Johanna, auch für uns, der theatralischen Möglichkeit nähern wollen. Überhaupt müssen wir, da wir mit dieser Vorstellung so lange gezaudert, uns durch irgend etwas auszuzeichnen suchen.

Mit der Iphigenie ist mir unmöglich etwas anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die paar zweydeutigen Verse corrigiren und das Einstudiren dirigiren wollen, so glaube ich nicht daß es gehen wird, und doch wäre es in der jetzigen Lage recht gut und sie würde denn vielleicht für andere Theater verlangt, wie es ja schon mit dem Nathan gegangen ist ...

Seitdem ich dieses dictirt, habe ich mich entschlossen Dienstag nach Weimar zu gehen. Da Sie denn, zum Voraus, auf den Abend schönstens eingeladen sind.

Wollten Sie sich erkundigen: ob die Freunde Mittwoch Abends bey mir zusammenkommen wollen? und in jedem Falle das Ja oder Nein in mein Haus wissen lassen.

---

[1] Wie es bei der Mittwochsgesellschaft üblich.

Da ich nun so bald das Vergnügen hoffe Sie zu sehen, füge ich nichts weiter hinzu.

Jena am 19. März 1802. G.

995.

An Henriette v. Egloffstein.

Geliebte Freundin,

lassen Sie mich im Singular sprechen! da ich hoffen kann, daß wenigstens Eine unter Vieren empfindet, wie schmerzlich mir es war, Ihren Namen unter dem Scheidebriefe[1] zu sehen. Gewiß ich konnte mir nicht überreden daß Sie fehlen würden, als ich gestern die Freunde, in der Zahl der Musen, beisammen sah. Noch wehte der Geist der ersten Stiftung über der Gesellschaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unser Wunsch ist ihn zu erhalten, und dazu wird das Andenken an Sie das beste Mittel sein. Möchten Sie Ihn lebendig frisch dereinst wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Überzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten.

Weimar d. 25. März 1802.

Goethe.

996.

An J. G. Herder.

Du willst, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen,

[1] Die Hofdamen v. Göchhausen und v. Wolfskeel hatten zusammen mit Gräfin v. Egloffstein ihren Austritt aus der Mittwochsgesellschaft erklärt, da sie Goethe wegen des Nichtzustandekommens des Kotzebue-Festes vom 5. März zürnten. Goethe

auf eine liberalere Weise als das Herkommen vorschreibt. Ich dancke dir herzlich dafür und freue mich daß er den, für Kinder immer apprehensiven, Schritt, an deiner Hand, auf eine Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrift. Er wird sich dir, mit seinem Lehrer, nächstens vorstellen, empfang' ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem du meiner gedenckst.[1]

Weimar d. 26. Apr. 1802.

Goethe.

997.*

An A. W. Schlegel.

Auf mehrere Ihrer werthen Briefe habe ich nicht geantwortet; Sie verzeihens, da ich indeß nicht weniger an Sie gedacht und an allem was Sie betrifft Theil genommen habe. Aus der Vorstellung Ihres Jons hat sich eine Ilias von Händeln entwickelt, die, wie ein ächtes rhapsodisches Werk, noch immer kein Ende nehmen will.

Können Sie es einrichten daß Sie Pfingsten in Weimar sind; so treffen Sie mich daselbst. Vielleicht wird es auch möglich alsdann Ihren Jon zu geben.

Können Sie mir eine leichte Skizze von Genelli's Decoration[2] verschaffen; so würde ich, in so fern es möglich, die Idee für unser Theater nutzen. Der Tempel war die schwächste Seite unserer Darstellung, den ich wohl mit einem bedeutendern künftig auswechseln möchte.

erzählt in den „Tag- und Jahresheften“: „Wo die Geselligkeit Unterhaltung findet, ist sie zu Hause. Alle freuten sich, an dem Feste des 5. März aktiven Theil zu nehmen, deshalb ich denn, als vermeintlicher Zerstörer solches Freuden- und Ehrentages, eine Zeitlang verwünscht wurde. Unsere kleine Versammlung trennte sich.“

[1] Vergl. Brief vom 14. Juni, S. 1005.

[2] Von der Berliner Aufführung.

Schicken Sie mir doch baldigst die Nachträge zu Alarkos,[1] den ich ehestens geben werde; die Rollen sind schon ausgeschrieben. Das Stück hat mir in seiner Gedrängtheit viel Vergnügen gemacht, weniger Octavian in seiner Diffusion, ob man gleich das Tieckische Talent, im Einzelnen, nicht verkennen kann . . .

Jena am 3. Mai 1802.

Goethe.

998.

An Christiane Vulpius.

Ich habe diese Tage nicht geschrieben, weil ich sehr fleißig bin, und mir was ich vornehme recht gut von Statten geht. An den heißen Tagen komme ich gar nicht aus, nur Abends gehe ich einige Stunden spazieren. Die Blüthen sind hier außerordentlich schön, wie sie bey der günstigen Witterung wohl weit und breit seyn werden, besonders ists hinter Griesbachs Garten ganz bewundernswürdig.

Mit der Kost geht es recht gut, indem ich mit Herrn von Hendrich esse, der eine so gute Küche führt, daß man nur fast zu viel ißt und zu lange bey Tische bleibt. Ob ich dich auf den nächsten Sonntag einladen werde, weiß ich nicht, denn da ich noch bis in künftige Woche hier bleiben kann; so wünsche ich auf meine ganz ungestörte Weise meinen Weg fortzugehen.

So viel kann ich dir melden daß der zweyte Aufzug, des bewußten Stückes,[2] fertig ist, und, wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen.

[1] Von Friedrich Schlegel; Erstaufführung am 29. Mai.
[2] „Eugenie", später „Die natürliche Tochter" betitelt.

Schicke mir noch einige Fläschchen Port und Madera! wenn du ein gut Gericht Spargel hast, so schicke es doch auch, denn daran fehlt es hier gar sehr, besonders da die Griesbachischen, welche nun zu lange stehen, anfangen abzunehmen.

Jena d. 4. May 1802. G.

999.*

An Schiller.

Mme Bürger[1] hat uns bis jetzt noch verschont, wenn sie nicht etwa morgen noch kommt und auf eine Sonntagsdeclamation Anspruch macht. Auf alle Fälle werde ich mich in eine Ecke des Saals, nicht weit von der Thüre, setzen und nach Beschaffenheit der Umstände aushalten oder auf und davon gehen.

Was Sie mir von Iphigenie sagen ist mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe sähe und es Sonnabend den 15. geben; so bliebe ich noch eine Woche hier und brächte manches vor und hinter mich.

Wie ich höre geht der Theaterbau in Lauchstädt recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieser Pilz aus der Erde wachsen wird. . .

Das Bibliothekswesen construirt sich nach und nach, obgleich noch immer langsam genug. Ich halte meine Taktik und suche nun immer, von Epoche zu Epoche, vorzurücken.

[1] Elise Hahn, das „Schwabenmädchen", das 1790 Bürger geheiratet hatte und im März 1792 von ihm geschieden war; seitdem zog sie als Schauspielerin und Deklamatrice umher. In Weimar hatte sie am 3. März in „Ariadne von Naxos", Duodrama von Brandes-Benda, gastiert. „Das wart vor lachen nicht auszuhalten", berichtet Christiane über diese Leistung.

Irgend eine poetische Stunde und sonst ein wissenschaftlicher Gewinn fällt auch mit ab.

Leben Sie recht wohl und richten sich recht behaglich ein.

Jena am 7. May 1802. G.

1000.

An die Hoftheater-Commission.

Über die Kranzische Angelegenheit denke ich folgendermaßen:

Ein gnädigstes Rescript, das, in einer Disciplinsache, an irgend ein Departement, ergeht, ist keineswegs als ein Urtheil in einer Rechtssache anzusehen, das dem Peccirenden publicirt werden muß. Dießmal hat das Departement verfügt und der Fürst gebilligt. Herrn Kranz ist so viel bekannt als nöthig: daß er suspendirt war und ist, weiter braucht es nichts.

Sein Promemoria an das Hofmarschallamt wird also beygelegt, und wenn er sich untersteht ein gleiches an die Theatercommission zu bringen, und zu fragen: ob seine Sache vergessen werden soll, so will ich ihm den Kopf waschen daß er Zeitlebens an mich denken wird.

Jena am 8. May 1802. G.

1001.*

An Kirms.

. . . Lassen Sie Mme Vohs weiß gehen wie sie will.[1] Diese Gespensternarrheit ist einmal den Weibern unserer

[1] Prof. J. H. Meyer hatte für die Iphigenie ein „gelb gefärbtes Mousselines Kleid" gewünscht; Madame Vohs wollte aber weiß gekleidet sein.

Zeit nicht aus dem Sinn zu bringen. Suchen Sie nur das übrige, nach der Angabe des Professor Meyer, einzurichten, besonders, daß keine Seide in dem Stück erscheine.

Haben Sie die Güte, Sich nur Punktweise aufzuzeichnen was wir allenfalls zusammen zu sprechen haben. Ich will das Gleiche thun und dann läßt sich in ein Paar Tagen vieles abthun.

Leben Sie recht wohl und vergnügt in Ihren mannigfaltigen Geschäften.

Jena am 9. May 1802. G.

1002.

An Schiller.

Ihre Sorgfalt für die Iphigenie danke ich Ihnen zum allerbesten, künftigen Sonnabend werde ich am Schauspielhause anfahren, wie ein anderer Jenenser auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.

Über den Alarcos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt wir müssen alles wagen, weil am Gelingen, oder nicht Gelingen, nach außen gar nichts liegt. Was wir dabey gewinnen scheint mir hauptsächlich das zu seyn, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen lassen und sprechen hören. Übrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch was rechnen.

Im Ganzen geht es mir hier sehr gut und es würde noch besser gehen und werden, wenn ich meinen Aufenthalt noch einige Wochen hinausdehnen könnte.

Leben Sie recht wohl, richten Sie sich immer besser ein und gedenken unser.

Jena am 9. May 1802. G.

1003.

An Christiane Vulpius.

Vorausgesetzt daß Iphigenie Sonnabend d. 15ten gegeben wird, kommst du Donnerstag nachmittag herüber und logirst bey Mad. Keil, wie dir dein Bruder weitläufiger erzählen wird. Es soll mich sehr vergnügen, wenn du wieder einmal ein Paar gute Tage in Jena findest. Das liebe Kind bringe auch mit, wir wollen ihn schon unterbringen.

Wäre aber Iphigenie, wie beym Theater so mancherley vorfällt, nicht Sonnabend; so will ich noch acht Tage hier bleiben, weil meine Arbeiten gut von Statten gehen und du kämst Donnerstag über acht Tage. Weshalb du von Herr Hofr. Schiller die beste Nachricht haben kannst.

Ich freue mich sehr dich und das Kind wieder zu sehen, und bin guten Humors, weil ich verhältnißmäßig viel gethan habe. Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben, so wäre das Stück fertig. Lebe wohl und liebe mich.

Jena d. 11ten May 1802. G.

Dein Bruder hat ja wohl die Gefälligkeit indeß in unsrer Hinterstube zu schlafen, daß jene Seite nur nicht ganz allein steht.

Bringe einige Fläschchen Port und Madera mit, welche dem Herrn Cammerherr und Major sehr gut schmecken.

Dein Bruder wird erzählen wie gut uns Mad. Keil bewirthet hat.

1004.*

An A. W. Schlegel.

Das Lustspiel,[1] welches Sie mir vor einiger Zeit gesendet, hätte ich gerne auf das Theater gebracht, um die Wirkung davon zu erfahren; allein ich konnte die zwei Frauenzimmer, welche in Mannskleidern erscheinen müssen, nicht so austheilen, daß ich gegründete Hoffnung des Gelingens hätte fassen können. Will der Verfasser es auf andern Theatern versuchen, so wüßte ich nichts dagegen zu erinnern.

Denn es steht überhaupt mit den Concurrenzstücken wunderlich. Es sind dreyzehen angekommen, davon keines aufzuführen war, ob man gleich einigen manches Verdienst zusprechen mußte.

Uns haben diese Erscheinungen Vergnügen und Belehrung gegeben, wollte man aber öffentlich darüber sprechen; so wäre mehr Zeitaufwand nöthig, als das Resultat werth seyn könnte. Vielleicht spreche ich einmal, im Vorbeygehen, bey anderer Gelegenheit, davon . . .

Leben Sie recht wohl und thätig und gedenken mein.

Jena am 13. May 1802. Goethe.

1005.

An Herder.

Mit herzlichem Dancke empfinde ich die Neigung mit der du das gestrige Geschäft[2] vollbracht hast, empfehle dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bey.

Weimar d. 14. Jun. 1802. Goethe.

---

[1] Ein Intriguenlustspiel, das Schlegel, ohne sich als Autor zu nennen, zur Lustspielkonkurrenz eingesandt hatte.

[2] Augusts Konfirmation.

1006.*

An Schiller.

Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe, man denkt wunder was man zu Stande gebracht habe, wenn man copulirt ist und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames, nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß.

Verzeihen Sie mir diese pragmatische Reflexion zum Anfange meines Briefs, einige mehr oder weniger bedeutende Geschäfte, die mir dieses Jahr aufliegen, nöthigen mir diese Betrachtung ab. Ich glaubte sie abzuthun und sehe nun erst was sich für die Zukunft daraus entwickelt.

Gestern Abend habe ich die neunte Vorstellung[1] überstanden. 1500 rthlr. sind eingenommen und jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, sieht und hört gut und findet, für sein Geld, immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechstehalbhundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren.

Unsere Vorstellungen waren:

Was wir bringen und Titus . . .	672	Personen
„ „ „ und die Brüder[2] .	467	„
Wallenstein	241	„
Die Müllerin[3]	226	„
Die beyden Klingsberge	96	„
Tancred	148	„

[1] Die Eröffnungsvorstellung des Theaters in Lauchstedt — Goethes Vorspiel „Was wir bringen“ und Mozarts „Titus“ — hatte am 26. Juni stattgefunden.
[2] Lustspiel in vier Akten von Einsiedel nach Terenz.
[3] Oper in drei Akten von Paisiello.

Wallenstein auf Verlangen	149	Personen
Oberon[1]	531	„
Der Fremde[2]	476	„

Es kommt darauf an daß eine geschickte Wahl der Stücke, bezüglich auf die Tage, getroffen werde, so kann man auch für die Zukunft gute Einnahmen hoffen. Überhaupt ist es mir nicht bange das Geld, was in der Gegend zu solchem Genuß bestimmt seyn kann, ja etwas mehr, in die Kasse zu ziehen. Die Studenten sind ein närrisches Volk, dem man nicht Feind seyn kann und das sich mit einigem Geschick recht gut lenken läßt. Die ersten Tage waren sie musterhaft ruhig, nachher fanden sich einige sehr verzeihliche Unarten ein, die aber, worauf ich hauptsächlich Acht gebe, sich nicht wie ein Schneeball fortwälzen, sondern nur momentan und, wenn man billig seyn will, durch äußere Umstände gewissermaßen provocirt waren. Der gebildetere Theil, der mir alles zu Liebe thun möchte, entschuldigt sich deshalb, mit einer gewissen Ängstlichkeit, und ich suche die Sache, sowohl in Worten, als in der That, im Ganzen läßlich zu nehmen, da mir doch überhaupt von dieser Seite nur um ein Experiment zu thun seyn kann.

Auch ein eigenes Experiment mache ich auf unsere Gesellschaft selbst, indem ich mich unter so vielen Fremden auch als ein Fremder in das Schauspielhaus setze. Mich dünkt ich habe das Ganze sowohl, als das Einzelne, mit seinen Vorzügen und Mängeln noch nicht so lebhaft angeschaut.

Mein alter Wunsch, in Absicht auf die poetischen Productionen, ist mir auch hier wieder lebhaft geworden:

[1] Oper in drei Akten von Wranitzky. — In Bezug auf diese Vorstellung schreibt Goethe an Kirms: „Die letzte Vorstellung des Oberons war, außer der Jagemann, kaum auszuhalten. Die Studenten haben Benda und die Teller ausgelacht, welches man ihnen keineswegs übel nehmen konnte.“
[2] Lustspiel in vier Akten von Iffland.

daß es Ihnen möglich seyn könnte, gleich anfangs concentrirter zu arbeiten, damit Sie mehr Productionen und, ich darf wohl sagen, theatralisch wirksamere lieferten. Das Epitomisiren eines poetischen Werks, das zuerst in eine große Weite und Breite angelegt war, bringt ein Schwanken zwischen Skizze und Ausführung hervor, das dem ganz befriedigenden Effect durchaus schädlich ist. Wir andern, die wir wissen woran wir sind, empfinden dabey eine gewisse Unbehaglichkeit und das Publikum kommt in eine Art von Schwanken, wodurch geringere Productionen in Avantage gesetzt werden. Lassen Sie das, was ich hier aus dem Stegreife sage, einen Text unserer künftigen Unterredung seyn . . .

Lauchstädt am 5. Juli 1802. G.

1007.

An Schiller.

Ob ich gleich von meinem hiesigen Aufenthalt wenig Productives rühmen kann und sonst eigentlich nicht wüßte warum ich hier seyn sollte; so will ich doch wieder von mir hören lassen und Ihnen im allgemeinen sagen, wie es mit mir aussieht.

Heute bin ich 14 Tage da und da ich auch sonst hier so viel Zeit brauchte um mich in Positur zu setzen; so will ich sehen ob von nun an die Thätigkeit gesegneter wird. Einige unangenehme äußere Vorfälle, die zufälligerweise auch auf mich stärker, als unter andern Umständen einwirkten, haben mich auch hin und wieder retardirt. Selbst daß ich morgens badete war meinen Vorsätzen nicht günstig.

Hier haben Sie also die negative Seite. Dagegen habe ich einiges erfunden das auf die Zukunft etwas verspricht, besonders auch sind gewisse Betrachtungen und Erfahrungen

im naturhistorischen Fache nicht unfruchtbar geblieben. Einige Lücken in der Lehre der Metamorphose der Insecten habe ich nach Wunsch ausgefüllt. Bey dieser Arbeit ist, wie Sie wissen, mir nur darum zu thun, daß die schon gefundnen Formeln anwendbarer werden und also gehaltvoller erscheinen, und daß man gedrängt werde neue Formeln zu erfinden; oder vielmehr die alten zu potentiiren. Vielleicht kann ich bald von beyden Operationen erfreuliche Beyspiele geben.

Das Vorspiel habe ich nochmals durchgesehen und es an Cotta abgeschickt. Es mag nun auch in der weiten Welt graffiren.

Wegen des Honorars habe ich es in Suspenso gelassen und nur geäußert: daß ich von meiner Seite auf Sie zu compromittiren in jedem Falle gern gesinnt bin. Es kann ja ohnehin nur von etwas auf oder ab hier die Rede seyn.

Ich bin neugierig ob Ihnen die Muse günstiger war, und ob sie mir vielleicht auch in diesen letzten Tagen noch etwas bescheren mag.[1]

Die Erscheinung von einem friedlich Besitz nehmenden Heere[2] wird Ihnen einige Tage Unterhaltung geben. Was mich betrifft, so will ich, wo möglich, diese Expedition in der Stille abwarten und hinterdrein vernehmen wie es abgelaufen ist.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir ein Wort und trösten mich über meine lange Entfernung von Ihnen, welche nur durch eine bedeutende Fruchtbarkeit einigermaßen entschuldigt und entschädigt werden könnte.

Jena am 17. Aug. 1802. G.

---

[1] Das Tagebuch vermerkt am 6. August: „An Eugenien gedacht." Und in den „Tag- und Jahresheften" 1802 berichtet er: „Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab, meinen Liebling Eugenien im stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand, daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt konzentrierte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte." „Eugenie" erhielt später den Titel „Die natürliche Tochter".

[2] Uebernahme Erfurts durch die Preußen.

1008.*

An Zelter.

Seitdem Sie, werther Herr Zelter, nichts von mir vernommen, bin ich, ohne eine weite Reise zu machen, meist von Hause entfernt gewesen. In Lauchstädt hatte ich dem Bau eines neuen Theaters vorzustehen und die Eröffnung desselben einzuleiten, wobey denn, wie gewöhnlich, in solchen Fällen, für das Vergnügen anderer mit wenig eigenem Vergnügen zu sorgen war. Sodann verweilte ich eine Zeitlang in Jena, in litterarischer und bibliothekarischer Einsamkeit; doch haben weder Lärm noch Stille dießmal etwas hervorgebracht woran der Tonkünstler sein Behagen finden könnte. Wir wollen hoffen daß eine freundschaftliche Geselligkeit des Winters uns wieder manchmal in einen lyrischen Zustand versetzen wird, welches dann wohl am sichersten geschähe, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführten und wieder zu uns kämen. Geben Sie mir doch hierüber bey Zeiten eine freundliche Gewißheit ...

Das Vorspiel, das ich zu der Eröffnung des Lauchstädter Theaters gemacht habe, werden Sie bald gedruckt sehen. Anfangs hatte ich keine Neigung es heraus zu geben, weil alles auf die Gelegenheit, den Moment, die Individualität des Personals, die Gewalt der Musik und der übrigen sinnlichen Darstellung berechnet war, nun mag denn aber was auf dem Papiere stehen geblieben ist, auch in die Welt gehen und wirken so gut es kann.

Geben Sie mir bald ein Zeichen Ihres Andenkens.

Weimar d. 31. Aug. 1802.

Goethe.

1009.

An Schelling.

Für die überschickten Hefte der Menechmen[1] danke recht sehr. Ich wünsche, daß die Übersetzung im Ganzen sich zu dem Theater eignen möge. Auf den wenigen Blättern vorn herein, die ich durchlesen konnte, scheint mir die Sprache innerhalb des Verses nicht gewandt und klar genug; doch vielleicht giebt sich das in der Folge und es läßt sich der Anfang alsdann noch einmal durcharbeiten.

Wegen der bewußten Angelegenheit[2] wünsche ich Sie freilich zu sprechen. Möchten Sie vielleicht nächsten Mittwoch herüberkommen? da Sie dann, auf alle Fälle, an meinen kleinen Familientisch geladen sind; wenn ich auch selbst, wie es mir widerfahren kann, etwa nicht zu Hause speisen sollte.

Der ich in Hoffnung, Sie bald zu sehen, recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 18. September 1802.

Goethe.

---

[1] Schelling hatte den ersten Akt seiner Uebersetzung der Shakespeareschen Menechmen („Komödie der Irrungen") übersandt.

[2] Die Angelegenheit der Scheidung Carolinens von A. W. Schlegel, für deren Herbeiführung Goethe seine Unterstützung versprochen hatte. Am 2. Oktober schrieb ihm Schelling: „Zugleich folgt der Entwurf einer Bittschrift an Se. Durchlaucht in der bewußten Angelegenheit. Sie waren so gütig zu erlauben daß sie Ihnen zuvor zugeschickt werde." Und bald darauf: „Hier folgt Ihrer Erlaubniß gemäß das Bittschreiben, welches ganz so abgefaßt ist, wie Sie es schon gelesen, ohne weitere Veränderung oder Zuthat. Hoffentlich sind die äußeren Formalien alle richtig beobachtet. Es hängt nun von Ihrer gütigen Verwendung ab, der Sache guten Erfolg und günstige Wendung zu verschaffen. Mme. Schlegel legt sie nochmals mit dem größten Zutrauen und Dankbarkeit in Ihre Hände. Es muß Sie nicht befremden, wenn Schlegel seine Verpflichtungen deßhalb gegen Sie nicht ausdrückt, da er dem ersten Vorsatz gemäß über diesen Punct der Sache ununterrichtet geblieben ist." — Caroline, als Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis am 2. September 1763 geboren, hatte 1784 den Bergmedikus Böhmer geheiratet, 1788 war sie Witwe geworden. Im Juli 1796 hatte sie sich mit A. W. Schlegel vermählt. Carolinens Tochter aus erster Ehe, Auguste, starb im Juli 1800 in Boklet, wohin sich Caroline mit ihr

1010.

An den Herzog Karl August.

Ew. Durchl.

haben mir den Brief des jungen Jagemann,[1] aus Paris, mitzutheilen geruht und befohlen, daß ich darüber meine Gedanken äußern möge. Ich thue dieses um so lieber, als ich aus demselben sehe, daß der junge Mann Gesinnungen eines Künstlers zeigt, der etwas zu leisten gedenkt.

Es ist schon eine schöne Einleitung, wenn man die Vorzüge der Alten und unter den neuern besonders Rafaels zu schätzen weiß; aber auch hier liegt ein Abweg an der Seite. Denn indem man die höchste Vollkommenheit, die freylich weit genug von uns, in einer unerreichbaren Region zu Hause ist, unverrückt im Auge hat und auf sie loszugehen glaubt; so schätzt man nicht genug das nähere Verdienst, das auf den Zwischenstufen steht, von dem und an dem gar manches zu lernen ist. Desto angenehmer war mirs zu sehen, wie der junge Jagemann von David[2] und seiner Schule denkt und den Vorsatz gefaßt hat daher den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Nicht weniger findet er schöne Gelegenheit, da jetzt nach Paris so viel zusammengebracht ist, den historischen Theil der Kunst zu studiren und die Tugenden so mancher

---

und Schelling zur Kur hinbegeben hatte. Schelling hatte in Auguste die ihm zugedachte Lebensgefährtin verloren, hatte jedoch, wie ein Brief Augustens erkennen läßt, längst schon Caroline geliebt, während Carolinens Ehe mit Schlegel, auch durch des letzteren längeren Aufenthalt in Berlin, sich immer mehr lockerte. Am 17. Mai 1803 wurde Caroline von Schlegel geschieden; am 26. Juni heiratete sie Schelling, dessen Vater sie traute. Diese glückliche Ehe wurde am 7. September 1809 durch Carolinens frühen Tod zerrissen.

[1] Maler Ferdinand Jagemann (1780—1820), Bruder der Schauspielerin und Sängerin; der Herzog ließ ihn in Wien und Paris studieren.

[2] Maler Jacques Louis David (1748—1802).

Schulen und Meister kennen zu lernen. Denn ein liberales Anerkennen aller Talente, die wir gewahr werden, ist eine schöne Eigenschaft eines gebildeten Menschen, besonders aber eines Künstlers, die er früh zu erwerben suchen wird, wenn er sich überzeugt daß er nur dann seine eigne Fähigkeiten zu beurtheilen im Stande ist, wenn er gegen die Fähigkeiten der andern gerecht zu seyn versteht. In allen diesen Rücksichten gönne ich dem jungen Jagemann von Herzen das Glück eines längern Aufenthaltes in Paris und bin, nach seinen ersten Schritten, überzeugt, daß er diese Vortheile auf das beste nutzen wird.

Ew. Durchl.
unterthänigster
Goethe.

W. den 28. Sept.
1802.

1011.

An Clemens Brentano.

Unter denen, vor mehr als Einem Jahr, eingeschickten Lustspielen[1] zeichnete sich das hier zurückkommende, durch seinen guten Humor und angenehme Lieder, besonders aus.

---

[1] Brentano (geb. 8. Sept. 1788), Enkel der Sophie La Roche, Sohn von Goethes Jugendliebe Maximiliane, hatte aus Anlaß der in den Propyläen gestellten dramatischen Preisaufgabe ein Lustspiel eingesandt: „Die Arbeit, die ich überschickt habe heist Ponce von Leon, als ich sie nach Weimar schickte, rührte mich die Hofnung sehr, Etwas über mein Talent zu hören, das meinen Arbeiten in dieser ängstlichen kritischen Zeit, Muth oder Ende machen sollte, ich habe nachher oft mit kindischer Bangigkeit die Blätter durchsucht, in denen ich hoffen konnte, eine Nachricht über das Schiksal der Kriticken zu erhalten, das war umsonst, und das mancherlei Gerede, das ich vernahm, wie keine Kriticken erfolgen würden, da alle Arbeiten zu sehr unter der Kritick stünden, hat mich ganz niedergeschlagen. Die lezte Freude, die mir nun mein armer Ponce machen kann, will ich mir nun nicht nehmen laßen, es ist die, ihn aus Ihren Händen zurückzuerhalten, und der Gedanke, eine eigne Arbeit zu besizzen, der sie vielleicht einige Blicke geschenkt haben. Aber ich fühle hier, daß selbst die Hoffnung eine Reliquie ist, indem ich Sie um die Zurücksendung des Manuskriptes bitte, wenn wirklich keine Kriticken erfolgen dürften.“

Eine öffentliche Recension unterblieb, weil keine der eingesendeten Arbeiten eine Darstellung auf dem Theater zu vertragen schien, und da wir die versiegelten Zettel zu eröffnen kein Recht hatten, warteten wir ab, bis die Stücke zurück gefordert würden, welches nach und nach geschehen ist. Nach Ihrem Begehren erhalten Sie also auch das Ihrige, mit Dank für die Unterhaltung die Sie uns dadurch verschafft haben.

Weimar am 16. Octobr. 1802.

J. W. v. Goethe.

1012.

An Zelter.

Der Fall,[1] mein werthester Herr Zelter, wegen dessen Sie sich an mich wenden, ist gewöhnlich, aber bedenklich. Der Mensch löst sich freylich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rath und Beystand verdanken könnte, doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß und jeden Rath und Beystand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bey Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigner Herr seyn will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punct wird in der Erziehung, aus mehr als Einer Ursache, verabsäumt. Die Weise, wie ich darüber denke, benimmt mir alle Hoffnung an ein schriftliches Wirken gegen Entfernte und gewissermaßen Fremde. In der Gegenwart läßt sich manches leisten; aber nur durch stetige Behandlung.

[1] Zelter hatte ihn gebeten, er möchte auf den jungen Steffany, Zelters Stiefsohn, einwirken durch „einige ernsthafte Worte, die meinem Sohn, der Ihren Namen vergöttert, zugleich zum Heil würden."

Das zurückgezogene Wesen des jungen Steffany kenne ich auch an ihm und andern jungen Leuten. Jeder gebildete Mann benimmt ihnen gleich völlig alle Freyheit, und sie mögen sich nicht gerne da befinden, wo sie sich zu weit zurück, ja vielleicht gar in einem Gegensatz fühlen.

Wie gern möchte ich mit Ihnen eine solche Materie durchsprechen, die, weil sie sich an alles anschließt, schriftlich so schwer zu behandeln ist.

Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren, Sie diesen Winter bey uns zu sehen. Prof. Meyer[1] heyrathet und ist ausgezogen. Sie finden deshalb ein leidlicher Quartier.

Voß hat, wie Sie wohl wissen, Eutin verlassen und sich in Jena angekauft. Er wünscht sehnlich, mit uns andern, Sie wieder zu sehen.

Wenn ich gegenwärtig von kleinen Gedichten nichts schicke, so verzeihen Sie. Ich bin eben im Begriff eine Partie derselben durchzuarbeiten und mag sie gern zusammenhalten, bis ich an jedem in seiner Art nichts weiter thun kann.

Wenn Sie Ihren Sohn in die Welt schicken; so lassen Sie ihn bey mir vorbey gehen. Haben Sie die Güte sich des jungen Steffanys ferner anzunehmen und besuchen uns sobald es möglich ist.

Weimar am 3. Nov. 1802. Goethe.

1013.

An Friederike Unzelmann.[2]

Ihr Sohn,[3] liebe kleine Freundin, ist glücklich angekommen, seine Person sowie sein Betragen sind gefällig; auch habe

[1] Goethes bisheriger Hausgenosse.
[2] Bd. IV, S. 203.
[3] Carl Unzelmann, geb. 1786.

ich ihm schon einiges lesen lassen, und er hat sich aus den verschiedenen Aufgaben recht gut herausgezogen. Auf dem Theater[1] hoffe ich, soll er bald zu Hause seyn und unser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn er sich nur gehörig applicirt.

An den Professor Kästner,[2] der Ihnen selbst schreiben wird, lasse ich monatlich 24 rthlr auszahlen; davon gehen ab 19 rthlr 8 gr für Kost, Logis pp und die überbleibenden 4 rthlr 16 gr sind zu Musik- und andern Stunden bestimmt. Sie geben, wie ich höre, dem Knaben noch ein ansehnliches Taschengeld, wovon er, wenn er wirthschaften lernt, manches bestreiten kann; auch sorgen Sie für Kleidung pp. Möge er Ihnen das alles durch seine Fortschritte lohnen!

Wegen der vierteljährigen 50 rthlr schicke ich gelegentlich eine Anweisung. Gegen Weihnachten hören Sie mehr von mir. Wie sehr werde ich mich freuen, wenn der Knabe sich dergestalt ausbildet, um einigermaßen neben seiner Mutter erscheinen zu können.

Leben Sie recht wohl und meiner eingedenck. Gegen Neu Jahr hören Sie wieder von mir.

W. d. 10. Nov. 1802.

Goethe.

1014.

An die Mitglieder der Hofkapelle.

Fürstl. Hof-Theater Commission hat, mit äußerstem Mißfallen, vernommen, daß die Glieder der ihr untergeordneten Fürstl. Hofkapelle sich unterfangen, vor einigen Tagen, eine

[1] Er trat zuerst am 29. November als „Gürge“ in Walls „Die beiden Billets“ auf, vergl. Brief 1017.

[2] Gymnasialprofessor Joh. Fr. Kästner.

Versammlung in dem Comödienhause zu verabreden. Dieser ungebührliche Schritt wird denselben hiermit nachdrücklich verwiesen und dergleichen gesetzwidrige Zusammenkünfte, so wie jede von sämmtlichen Mitgliedern etwa zu unterzeichnende oder in ihrem Nahmen zu überreichende Vorstellung, alles Ernstes, unter Androhung mißliebiger Verfügungen, ausdrücklich, untersagt; wogegen jedem Einzelnen der bisherige Weg der Registratur, bey fürstl. Hofkanzley, zu Darlegung bescheidner Wünsche, unbenommen bleibt.

Weimar am 15. Nov. 1802.

1015.

An J. H. Voß.

(30. November.)

Durchlaucht der Herzog, der Ihnen, verehrter Mann, gern etwas Angenehmes zum Eintritt in sein Land erzeigte, hat hiervon durch Ertheilung der Schriftsässigkeit ein Merkmal zu geben geglaubt. Ihre Jenaischen Freunde werden das Angenehme, das mit diesem Privilegio verbunden ist, bald erklären. Ich lege die Copie dessen, was an fürstliche Regierung ergangen, hier bei.

Sie erhalten zugleich einige Arbeiten,[1] die gewissermaßen nur durch unmittelbare theatralische Zwecke entschuldigt werden können. Ich würde sie Ihnen nicht vorlegen, wenn ich nicht wünschte Ihre Meynung über unsern zehen- oder eilfsilbigen Jambus näher zu vernehmen.

Wenn ich das Vergnügen habe Sie wieder zu sehen, so erlauben Sie mir wohl über eines und das andere anzufragen

[1] „Was wir bringen“ und die Uebersetzungen des „Mahomet“ und des „Tancred“.

und zu Erleichterung meiner Absicht, einige Scenen gegenwärtiger Stücke mit Ihnen durchzugehen. So wie ich überhaupt noch einige andere dramatische Angelegenheiten an Sie zu bringen wünschte.

Möchten Sie doch bei dem endlich eintretenden unfreundlichen Wetter sich recht wohl befinden und meiner freundschaftlich gedenken.

1016.

An den Herzog Karl August.

(Ende November.)

Durchlauchtigster pp.

Ew. pp. haben uns, mittelst Rescripts[1] vom 5ten dieses, zu befehligen gnädigst geruht: über die Bedenklichkeiten, welche der Anstellung des Concertmeisters Destouches bey dem Unterricht des Chori musici alhier entgegen stehen, unterthänigst gutachtlichen Bericht zu erstatten, und wir verfehlen nicht, diesem höchsten Befehle submisseste Folge zu leisten.

Da man, von Seiten fürstl. Theatercommission, ohne Mitwirkung des Chores, die Aufführung der Oper zu leisten nicht im Stande wäre; so hat es ihr freylich wünschenswerth geschienen, wenn ein und dieselbe Person an beyden Orten Einfluß haben könnte.

Wird der künftige musikalische Unterricht, bey hiesigem Gymnasio, dergestalt eingeleitet, daß für ein tüchtiges Fundament gesorgt ist; werden, bey geistlichen Handlungen, solche Stücke aufgeführt, die aus dem wahren Charakter

[1] Veranlaßt durch Herders Einspruch gegen die Heranziehung des Seminar- und Gymnasialchores, der übrigens erfolglos blieb.

einer Kirchenmusik nicht heraus treten; so wird es den jungen Leuten, in der Folge, weder an Geschick noch Geschmack fehlen, diesen Theil ihrer Pflichten zu erfüllen.

Von Seiten des Theaters hat man gegenwärtig schon die Einrichtung getroffen, daß die Proben von 11—12 und Abends von 4 Uhr an gehalten werden; auch wird hierinn zu beyderseitiger Zufriedenheit vollkommene Ordnung bestehen können, wenn der Concertmeister Destouches die dortigen Verhältnisse kennt und seine Incumbenzen zu vereinigen sucht.

Außer allen Zweifel scheint es gesetzt zu seyn, daß schon dadurch viel Zeit und Mühe erspart wird, wenn ein Lehrer mit seinen Schülern etwas unternimmt, die er kennt, die seine Methode gewohnt sind und die er auf mehr als eine Weise zu üben verpflichtet ist.

Was der Concertmeister Destouches[1] bey dem Gymnasio, unbeschadet seines Dienstes bey Hof und Theater, zu leisten gedenkt, ist von demselben in der Beylage verzeichnet worden.

Wie wir nun die deßfallsigen Entschlüsse Ew. Hochfürstl. Durchl. in schuldigster Devotion, so wie die allenfallsige Remuneration desselben, anheim geben; so können wir nicht unbemerkt lassen: daß es bey einer Sache, die so mancherley Seiten hat, und wobey so viel auf persönliche Verhältnisse ankommt, vielleicht räthlich seyn möchte die Einrichtung, nur zum Versuch, auf eine gewisse Zeit zu treffen und von der Erfahrung zu erwarten, in wie fern die concurrirenden und, hie und da, vielleicht streitenden Interessen vereinigt werden könnten.

Die wir pp.

[1] Als Nachfolger des verstorbenen Kantors Rempt.

1017.

An Friederike Unzelmann.

Ihr Söhnlein, meine liebe kleine Freundin, ist, wie Sie aus beyliegendem Zettel sehen werden, nunmehr aufgetreten und hat sich dabey als einen wackren Sohn gezeigt. Er besitzt von Natur gar manches, was durch keine Mühe erworben wird, bildet er das aus, und sucht zu überwinden was ihm etwa entgegensteht; so können Sie Freude an ihm erleben.

Nachdem ich sein Talent hie und da versucht hatte, kam ich auf den einfachen Gedanken ihm den Gürge in den beyden Billets zu geben, den soll er nun auch im Stammbaum[1] und im Bürgergeneral machen, wobey manches zu lernen ist. Das erstemal übereilte er die Rolle zu sehr; weil aber jederman das Stück gleichsam auswendig weiß und er sich sehr dreist, gewandt und artig benahm, auch einige naive Hauptstellen glücklich heraushob; so gewann er sich Gunst und Beyfall, die sich, hoffe ich, nicht vermindern sollen.

Er hat Lust zu dem Bruder des Mädchens von Marienburg[2] bewiesen, eine Rolle die ihm unser Becker abtritt, mit dem er überhaupt in gutem Verhältniß steht, dessen Dauer ich wünsche. Ich werde, ehe er auftritt, jedesmal seine Rolle, es sey auf dem Theater, oder im Zimmer, hören, um zu sehen, wo es hinaus geht. An fortdauernden Erinnerungen, besonders, anfangs, wegen des technischen, soll es nicht fehlen. Übrigens kann man bey seinem Talent dem Glück und der Routine viel überlassen.

Bey einer Theaterdirecktion ist, wie Sie wissen, wenig Freude und Trost zu erleben, indessen hoffe und wünsche ich, daß er mir die Zufriedenheit, die ich mir, in der Folge, von ihm verspreche, nicht verkümmern werde.

[1] Schauspiel in fünf Akten von Kratter.
[2] Schauspiel von Kratter, bearbeitet von Vulpius.

Gegen Weihnachten will ich, mit seinem Hausvater, dem Professor Kästner, ein ausführliches Gespräch halten, der bis dahin schon mehr Gelegenheit hat ihn kennen zu lernen.

Theilen Sie meinen Brief Ihrem werthen Gatten, nebst vielen Empfehlungen, mit. Jedermann will den Vater in diesem Sprößling sehen, möge er doch bey uns recht wohl gedeihen!

Ich drücke Ihnen die Hand und küsse Ihre freundlichen Augen. W. d. 2. Dez. 1802. Goethe.

1018.

An Zelter.

Wenn ich in diesen trüben Tagen an erheiternde Gegenstände dachte; so erinnerte ich mich öfters Ihrer vorjährigen erfreulichen Gegenwart. Die Hoffnung Sie bald wieder zu sehen ist gering, und doch ist mein Wunsch daß immer ein Faden zwischen uns fortgesponnen werde.

Nehmen Sie also den Grafen und die Zwerge,[1] die sich hier produciren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben. Hegen Sie diese muntern Wundergeburten im treuen musikalischen Sinne und erheitern Sich und uns einige Winterabende. Nur lassen Sie das Gedicht nicht aus den Händen, ja, wenn es möglich ist, halten Sie es geheim.

Mein ganzes Hauswesen denkt Ihrer mit Anhänglichkeit und Liebe.

Weimar am 6. Dec. 1802.

Goethe.

[1] Die Ballade erhielt später den Titel „Hochzeitlied“ („Wir singen und sagen vom Grafen so gern“).

1019.

An Schiller.[1]

(16. December.)

Herzlich dancke ich für den freundschaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen ist bey uns glücklich angekommen. Biß jetzt geht alles gut. Die Kleine[2] wird sich Ihres Andenckens recht erfreuen. G.

1020.

An Schiller.

Bey uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper[3] anmerckten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen[4] und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfielt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils.

Heute Abend hoffe ich doch zu kommen um die Lücken meines Wesens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen.

d. 19. Dez. 1802. G.

1021.

An Genast und Becker.[5]

Die bey dem hiesigen Theater von Zeit zu Zeit bemerkten Mängel und Nachlässigkeiten hat Fürstl. Commission bisher

[1] Der erste Brief, der die Adresse trägt „Herrn Hofrat v. Schiller"; am 16. November war das Adelsdiplom aus Wien in Weimar eingetroffen.

[2] Christiane.

[3] „Camilla" von Paer.

[4] Das Kind starb bereits am 21. Dezember.

[5] Die beiden „Wöchner".

deshalb stillschweigend übergangen, weil bey den Mitgliedern überhaupt ein so vorzüglicher guter Wille und ein schätzbares Anstrengen herrschend ist.

Da aber leider zuletzt manche Unregelmäßigkeiten wiederholt, ja sogar öffentlich, vorgekommen, so sieht man sich genöthigt, nachstehendes zu verordnen:

Sollte ein Mitglied ohne Urlaub verreisen; eine Probe gänzlich versäumen, oder besonders bey Hauptproben aufzutreten verweilen; bey der Aufführung aus irgend einer Scene völlig wegbleiben, oder sein Auftreten verspäten; sollte anderes Unziemliche als Lärm in den Garderoben oder auf dem Theater vorkommen: so wird solches mit genauer Bemerkung der Umstände bey dem Rapport folgenden Tages angezeigt, damit nach Befinden der Umstände die desfallsige Zurechtweisung und Ahndung vor Ende der Woche ungesäumt verfügt werden könne.

Weimar den 3. Jänner 1803.

Commissio.

1022.

An Johann Jakob Willemer.[1]

Weimar, den 24. Januar 1803.

Indem ich das kleine artige Stück, als bey uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unsern alten freundschaftlichen Verhältnissen, für Pflicht, die näheren Ursachen anzugeben:

[1] Geheimrat J. J. Willemer in Frankfurt, der spätere Gatte Mariannens. Vorstehenden Brief hat Goethe in den „Tag- und Jahresheften" 1803 wiedergegeben. Er bemerkt von Willemers Stück: ... „ein kleines Lustspiel mit dem Titel: Der Schädelkenner, die respektablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend."

Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, alles, was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil die Akademie Jena in unserer Nähe ist und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann theils für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er, im Vorbeygehen, sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt.[1] Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig bisher alles, was sich in einiger Breite auf philosophische oder litterarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch, so wenig als der Lavaterischen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, besonders da wir fürchten müßten, manchen unserer achtenswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Haben Sie übrigens Dank daß Sie bey dieser Gelegenheit sich meiner erinnern wollen und erhalten mir auch künftighin ein freundschaftliches Andenken.

1023.

An W. v. Humboldt.

Wenn der Januar nicht vorbey gehen soll, ohne daß ich einen Brief an Sie abschicke, so muß ich mich, aus dem

[1] Wie Goethe zu Beginn des 10. Auftrittes von „Was wir bringen". („Das scheint mir ein Physiognomist zu sein" ꝛc.)

Stegreife, einen Abend, da alles in der Comödie ist, entschließen zu dictiren, ohne daß ich eben weiß was ich zu sagen habe. Denn was könnte ich Ihnen sagen, da Sie im Genuß alles dessen sind[1] über dessen Entbehren ich zeitlebens nicht zur Ruhe komme. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht beym Anblick des großen Prospects von Rom, oder irgend einer andern Charte, besonders da mein Knabe jetzt römische Antiquitäten studirt, halb unzufrieden ausrufe: Diesen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Colossen auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu sehen wünschte, ganz bequem herum und von da hängt es blos von ihnen ab, sich zu andern köstlichen Gastmahlen hinzubewegen, indeß wir arme Nordländer von den Brosamen leben, die keineswegs vom Tische fallen, sondern die wir uns, noch überdieß, mit Mühe, Zeit und Kosten zu verschaffen haben. Damit Sie aber geneigt werden, mir zu jeder Stunde auch nur das Augenblicklichste Ihres Zustandes zu melden; so will ich, ohne Bedenken, ob das was ich schreibe auch werth sey eine so große Reise zu machen, hiermit folgendes erzählen.

Eine Indisposition, die mich übrigens an einer leidlichen Stubenexistenz nicht hindert, hält mich, seit dem Anfange dieses Jahrs, zu Hause, hier sind die 1400 Mionnetischen Schwefelpasten antiker Münzen,[2] für die Anschauung ein großer Gewinn. Ich habe sie so lange angesehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hülfe bedurfte, dann nahm ich Eckhels[3] fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem schön geordneten

[1] Humboldt befand sich in Rom.
[2] Sammlung des Numismatikers Th. Edmond Mionnet (1770—1842).
[3] Numismatiker Jos. Hilarius v. Eckhel (1737—98).

Vortrag, an der großen Redlichkeit zum Geschäft und der daraus herfließenden durchgängigen Treue.

Wie angenehm ist mirs, keinen Widerspruch mit meinen eignen Ansichten und zugleich das ganze historische Bedürfniß so kräftig und zweckmäßig dargestellt zu finden.

Hierzu tritt noch Meyer mit seinem scharfen Blick in die Unterscheidungszeichen der Kunstepochen, dadurch denn eine schöne Unterhaltung bewirckt wird.

So sieht es also von dieser Seite, wenigstens im kleinen Format, noch ziemlich leidlich aus! Ferner sind mir einige eigenhändige Radirungen trefflicher Meister, diese Tage, zugekommen, wodurch ich in die Eigenthümlichkeit ihres Naturells und ihrer Studien ganz erfreuliche Blicke werfen konnte, so wie die Kenntniß des Ganzen doch immer dadurch erhalten und aufgefrischt wird.

Die Stunden, in welchen etwas Productionsähnliches bey mir sich zeigte, habe ich auf die neue Ausgabe meiner Übersetzung des Cellini verwandt, wozu ich, in einem Anhang, einiges hinzufüge, das den Zustand damaliger Zeit und Kunst einigermaßen näher bringen soll. Wenn Sie es künftig einmal in Rom lesen, so haben Sie Nachsicht! Es sind mehr Nachklänge als daß es der Ton selbst wäre.

Schiller wird wohl selbst schreiben. Ich habe ihn in mehrern Tagen nicht gesehen, er hält sich auch zu Hause, um eine Arbeit[1] zu vollenden, die er sehr glücklich angefangen hat.

Meyer hat sich in diesen Tagen verheirathet und ist, wie billig, in seiner eignen Häuslichkeit geschäftig.

So haben Sie also, von einem ziemlich einsamen Freund aus Norden, wo es seit länger als vierzehn Tagen, ohne Schnee, sehr heiter kalt ist, die ersten Nachrichten. Ich werde fortfahren, gegen Ende jedes Monats Ihnen ein Blatt

[1] „Braut von Messina".

solcher Confessionen zu schicken und bitte mir das Gleiche aus. Ich weiß von Alters her, daß man entfernten Freunden gar nicht schreibt, wenn man darauf warten will, bis man ihnen etwas zu schreiben hat. Daß ich Ihnen beyden[1] für die Nachrichten von Florenz und für alle freundliche Erinnerung von Herzen danke, versteht sich. Können Sie mir, da Sie wissen was mich freut, gelegentlich etwas schicken, so werden Sie mich sehr verbinden. Bezeichnen Sie mir nur, ohne Umstände, Ihren Geschäftsträger, dem ich die Auslagen sogleich erstatten kann. Vielleicht nimmt Fernow[2] was mit? Denn man wünscht doch immer wieder, durch etwas Gutes, neu gereizt zu werden. Bey meiner Durchreise durch Kassel bemerkte ich einen sehr schönen Kopf in Marmor, einer wahrhaften Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß besitze; leider ist das Original beschädigt und der Abguß ungeschickt geformt. Und doch macht er mir große Freude. Wie glücklich sind Sie, in der Nähe so mancher unschätzbaren Originale zu wohnen. Küssen Sie der Minerva Iustiniani doch ja von mir die Hand.

Wie es jetzt in Rom mit den sogenannten Ciceronen, mit den Künstlern und dem Kunsthandel aussieht, schreiben Sie mir doch ja und gedenken Sie mein auf allen sieben Bergen, so wie im Tiberthal, von Ponte Molle bis nach St. Paul fuor de mura, und über alles erhalten Sie sich gesund.

W. d. 27. Jan. 1803.

Bisher habe ich mich mit den beyden Freunden besprochen, das fernere soll an die liebe Frau besonders gerichtet seyn.

Sie haben mir, durch den Bericht über die Gemählde in Spanien, einen Schatz hinterlassen, für den ich Ihnen

[1] Humboldt und seine Gattin Caroline.
[2] Vergl. Bd. IV, S. 141.

nicht genugsam danken kann. Er wird oft genug consultirt, wenn die Rede davon ist, wohin manches bedeutende Gemählde gekommen sey. Nun werden Sie aber auch mancherley Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünschte.

Zuvörderst wollte ich Sie bitten mir von den lebenden Künstlern einige Nachricht zu geben, und zwar vor allen Dingen von den deutschen. Wer daselbst übrig geblieben, oder neuerlich hingekommen? wie es mit ihrer Persönlichkeit steht und ihren Arbeiten, was sie am besten machen, was sie fertig haben, was sie sich für ihre Arbeiten, wenn man sie bestellte, bezahlen lassen? Besonders wie es mit Reinhardt[1] ist. Sehen Sie sich doch auch nach einem Stuttgarder um, der sich auszeichnen muß, dessen Nahmen ich aber vergessen habe.

Ehemals war auf dem Corso ein Kunsthändler, den man den Genuesen hieß, er hatte meist nur alte Sachen. Besteht er noch? und wie siehts in seinem Laden aus?

Ist vielleicht, aus dieser Sündfluth der Revolution, irgend etwas neues der Art entstanden?

Überhaupt thun Sie es ja, daß Sie mir, wenn Humboldt auch nicht Zeit hat, alle Monate schreiben, Sie sollen in gleicher Epoche einen Brief von mir haben, der wenigstens meinen Zustand ausdruckt, andere Freunde und Freundinnen werden wieder, von andern Seiten, die Fäden fortspinnen, die Sie mit uns verbinden.

Daß Frau von Wolzogen zurückgekommen ist,[2] wissen Sie wohl schon, daß sie aber von ihrer republikanischen Reise als die entschiedenste Tyrannenfeindin zurückgekommen, ist Ihnen vielleicht noch nicht so ganz klar. Ich muß Sie hiervon benachrichtigen, damit es Sie nicht überrascht, wenn

[1] Der Landschaftsmaler Joh. Christian Reinhardt (1761—1847).

[2] Aus Paris, wo sie sich mit ihrem Gatten, der den Erbprinzen dorthin begleitet, aufgehalten hatte.

uns die Verfasserin der Agnes von Lilien nächstens mit einer Charlotte Corday in Erstaunen setzen sollte.

Lassen Sie sich es auch nicht verdrießen, mir von Jahrszeit und Witterung einiges zu melden, man mag doch gar zu gern wissen wie sich der Himmel in fremden Landen aufführt. Bey uns ist nach langer anhaltender trockner Kälte seit gestern die erste Schlittenbahn. Und hiermit meine besten Wünsche für Ihr Wohl.

W. d. 29. Jan. 1803.

1024.

An Zelter.

Ich begreife recht wohl, daß eine Entschließung dazu gehört seinen Kreis zu verlassen und, in dieser Jahreszeit, auswärtige Freunde aufzusuchen. Dießmal aber hat mich Ihr absagender Brief in gar vielfachem Sinne betrübt. Außerdem was wir, für das Allgemeine und Höhere der Kunst, durch Communication, würden gewonnen haben, bin ich noch in dem besondern Fall, daß ich, diesen Winter, mit der Organisation der Oper und des Orchesters mehr für die Zukunft als für den Augenblick beschäftigt bin, wobey ich Ihren Beystand mir als ganz unentbehrlich gedacht habe.

Die Wichtigkeit des alten sprichwörtlichen Rathes: gehe vor die rechte Schmiede! ist mir früh einleuchtend gewesen; aber was hilft die Einsicht, wenn die Schmiede so weit liegt, daß man mit seinem Geschirr sie nicht erreichen kann.

Ich darf daher die Hoffnung Sie zu sehen nicht aufgeben und thue deswegen einen Vorschlag, den Sie freundlich aufnehmen werden.

Wäre es möglich daß Sie mehr oder weniger Zeit fänden einen Ausflug zu uns zu unternehmen; so würde ich,

in meiner gegenwärtigen Lage und in Rücksicht des großen Vortheils den ich für die Anstalten, die mir am Herzen liegen, durch Sie erwarte, mich verpflichtet fühlen Ihnen wenigstens die Kosten der Hin- und Herreise zu erstatten und für Ihren hiesigen Aufenthalt zu sorgen. Wollten Sie alsdann die Beschwerlichkeit der Reise und die Verwendung Ihrer kostbaren Zeit gegen das Vergnügen aufrechnen, das Sie allenfalls bey uns genießen möchten; so blieben wir doch nicht in so hohem Grad Ihre Schuldner und es ließe sich vielleicht eine Leitung treffen, daß wir uns, wo nicht mit Ihrem großen Vortheil, doch wenigstens ohne Ihren ökonomischen Nachtheil, auch künftig öfters sehen könnten.

Bedenken Sie das und sagen mir Ihre Gedanken über diesen Vorschlag, auf den ich um so eher eine günstige Antwort hoffe, als Sie wegen der Zeit keineswegs genirt sind, und binnen hier und Pfingsten Ihre Ankunft uns jeden Tag willkommen seyn würde.

Noch steht Ihr Zimmer ruhig und bereit Sie zu empfangen.

Alle Freunde gedenken Ihrer mit Enthusiasmus, welcher durch die gestern erst wieder aufgeführten neuen Compositionen des Reiterliedes[1] und der Zwerge[2] aufs neue angefacht worden. Schiller dankt sehr lebhaft.

Es ist ein neuer Tenor[3] bey uns angelangt, der eine sehr schöne Stimme hat, aber in jedem Sinne noviz ist. Was würde ihm und uns ein Wink seyn, auf welche Weise er sich weiter zu bilden hätte. Ich nenne nur dieses einzige Glied aus der Kette der Verbindlichkeiten die wir Ihnen schuldig zu werden wünschten.

[1] In „Wallensteins Lager".
[2] Goethes „Hochzeitslied".
[3] Brand.

Daß die Verbesserung unsers Theaters und besonders der Musik, in Rücksicht der Vermählung unseres Erbprinzen,[1] und der in dem letzten Viertel des gegenwärtigen Jahres nothwendigen Feste u. s. w. ein ernsthaftes Geschäft sey, brauche ich nicht zu sagen, so wie ich meine gethane Vorschläge und Bitten nicht wiederhole.

Die verlangte, sehr liebenswürdige Composition liegt bey.

Wenn Sie die von Herder ehemals herausgegebenen Volkslieder durchlaufen, so wie seine zerstreuten Blätter, finden Sie gewiß manches was Sie anspricht. Ich wünsche sehr, daß, in meinen kleinen Conzerten, jener Freund sich über sich selbst verwundere, wenn er seine Arbeiten durch Ihr Organ wieder vernimmt.

Sagen Sie mir doch ein gründliches Wort wie Sie Madame Mara[2] gefunden?

Leben Sie recht wohl und lassen mir bald ein erfreuliches Wort hören.

W. d. 10. März 1803. Goethe.

1025.*

An W. v. Humboldt.

(14. März.)

Der Februar ist vorbeygegangen, ohne daß ich einen Brief an Sie abgelassen hätte. Mein Anhang zum Cellini und dessen schließliche Redaction hat mir noch viel zu schaffen gemacht. Einige Parthieen davon, hoffe ich, sollen Sie mit Vergnügen lesen. Diese Arbeit wäre ich nun los, und gleich rückt schon wieder manches andere an.

[1] Erbprinz Carl Friedrich, der sich in Begleitung Wolzogens im Juli nach Petersburg begab, wo die Verlobung mit der Großfürstin Maria Paulowna stattfand. Die Vermählung, die hier schon als etwas Bestimmtes behandelt wird, erfolgte erst 1804.
[2] Die große Sängerin Gertrud Elisabeth Mara (1749—1833).

Doctor Chladni[1] war vor einiger Zeit hier. Durch ein abermals neuerfundnes Instrument introducirt er sich bey der Welt und macht sich seine Reise bezahlt; denn bey seinen übrigen Verdiensten um die Akustik könnte er zu Hause sitzen, lange weilen und darben. In einem Quartbande[2] hat er diesen Theil der Physik recht brav, vollständig und gut geordnet abgehandelt. Wenn man sich nach einem höhern Standpunkte umsieht, wo das Hören, mit seinen Bedingungen, als ein Zweig einer lebendigen Organisation erschiene; so ist es jetzt eher möglich dahin zu gelangen, weil eine solche Vorarbeit gemacht ist, die dann freylich, von den Nachfolgern, noch tüchtig durchgeknetet werden muß.

Die von ihm entdeckten Figuren, welche auf einer, mit dem Fiedelbogen, gestrichnen Glastafel entstehen, hab ich die Zeit auch wieder versucht. Es läßt sich daran sehr hübsch anschaulich machen, was das einfachste Gegebene, unter wenig veränderten Bedingungen, für manchfaltige Erscheinungen hervorbringe.

Nach meiner Einsicht liegt kein ander Geheimniß hinter diesen wirklich sehr auffallenden Phänomenen.

Für das Gehör, im höhern Sinne, hat indessen auch unser wackrer Zelter gesorgt, der durch Compositionen einiger Lieder, von Schiller und mir, unsre Winterstunden sehr erheitert hat. Er trifft den Charakter eines solchen, in gleichen Strophen, wiederkehrenden Ganzen trefflich, so daß es in jedem einzelnen Theile wieder gefühlet wird, da wo andere, durch ein sogenanntes Durchcomponiren, den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelnheiten zerstören.

Er hatte uns Hoffnung gemacht diesen Winter zu kommen; ist aber abgehalten worden, wodurch ich, für Genuß, Belehrung und Beyhülfe sehr viel verliere . . .

[1] Ernst Florens Fr. Chladni, Physiker (1756—1827) reiste damals mit seinem „Clavicylinder“.
[2] „Lehrbuch der Akustik“.

1026.

An Friederike Unzelmann.

Sie haben mich, liebe kleine Freundin, durch Ihr köstliches Geschenk[1] auf's Angenehmste überrascht, indem Sie mir zugleich einen Beweis Ihrer Neigung und eine musterhafte Arbeit überschicken. Man sieht nicht leicht an Form, Farbe, Verguldung, Behandlung etwas so Vollendetes.

Daß Sie bei Vorstellung der Iphigenia[2] eine satte Farbe an der Kleidung mit gebraucht, erfreut mich sehr. Das schreckliche, leere, melancholische Weiß verfolgt uns vom Augenblick des Negligés bis zur höchsten Repräsentation. Man flieht die Farben, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Geschmack und Anmuth zu bedienen.

Mit Ihrem Söhnlein[3] werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; sie fahren gegen alle Scheiben, und es ist schon Glück genug, wenn sie sich nicht die Köpfe einstoßen, ehe sie begreifen lernen, daß nicht alles Durchsichtige durchdringlich ist.

Ich kenne das Pädagogische überhaupt und besonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wissen, daß eigentlich hauptsächlich Alles darauf ankommt, daß der Mensch einsehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt.

Wir haben in diesem Augenblicke bey unserm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden versprechen. Stünde ich in einem größeren Verhältniß, so

[1] Eine Tasse mit dem Porträt der Künstlerin als Iphigenie.
[2] Berliner Aufführung vom 27. Dezember 1802.
[3] Dem jungen Schauspieler Carl.

müßte ich ihrer funfzig haben; denn was an Einem geschieht, sei es wenig oder viel, geschieht am Andern, und eigentlich ist, wie oben gesagt, die Hauptsache, daß nach und nach die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im Einzelnen.

Solche Reflexionen, die, wie ich merke, beinahe ein pedantisch-rodomontisches Ansehen gewinnen wollen, verzeihen Sie mir gewiß, wenn Sie bedenken, daß ich dadurch nur der Mutter Geduld und Nachsicht empfehlen will, die ich selbst in hohem Grade ausüben mag. Wenn Ihr Karl erst einmal unsern ganzen Theaterkurs durchlaufen hat, mit in Lauchstädt und Rudolstadt gewesen ist, einsehen lernt, daß man, um dauernden Beifall zu gewinnen, etwas über sich selbst vermögen muß, so wird vielleicht geschwind entstehen, was wir wünschen. Bis jetzt habe ich recht gute Hoffnung und sehe, wie billig, über Alles weg, was auf die Mittelzeiten der Bildung hindeutet. Die Hauptfrage ist, ob wir zu den Epochen unserer Zwecke gelangen können? Sie sollen darüber zur rechten Zeit meine aufrichtigen Gesinnungen vernehmen.

Leben Sie recht wohl und fahren fort, meiner mit Neigung zu gedenken.

Weimar, den 14. März 1803. Goethe.

1027.

An v. Hendrich.[1]

Hochwohlgeborner
Insonders Hochzuehrender Herr.

Ew. Hochwohlgeb. ist bekannt, welcher anständigen Ruhe wir uns in dem weimarischen Schauspielhause erfreuen;

[1] Kommandant von Jena.

besonders haben sich die jenaischen Studirenden, seit der veränderten Einrichtung des Saals, musterhaft betragen, indem von denselben weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Mißfallens, selbst nicht eines allzulauten Beyfalls ausgegangen. Um so unerwarteter war es, daß, nach dem Schluß der Braut von Messina, ein, dem Dichter zwar schmeichelhafter, den Verhältnissen aber unangemeßner Dank ausgerufen wurde.[1]

Hätte man diesen Zuruf als reine Ergießung des guten Willens, einer fremden, mit den hiesigen Einrichtungen unbekannten Jugend ansehen können; so ließe sich allenfalls darüber hinausgehen; auffallend mußte es dagegen seyn, daß die Veranlassung zu dieser Acclamation vom Balkon ausgegangen, noch mehr aber, da, von mehrern Seiten, als gewiß angegeben wurde, daß der jüngere Herr Schütz sich einer solchen Übereilung schuldig gemacht.

Ew. Hochwohlgeb. habe ich daher auf besondern Befehl Serenissimi den Auftrag zu ertheilen: daß Dieselben gedachten Doctor Schütz vor sich kommen lassen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborner, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt seyn mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobey Sie ihm Serenissimi Mißfallen und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle, auf das nachdrücklichste, werden zu erkennen geben.

Als Fürstl. zu diesem Geschäft bestellter Commissarius habe ich ferner Ew. Hochwohlgeb. angelegentlich zu ersuchen: bey schicklicher Gelegenheit, die akademische Jugend zu Fort-

[1] Dr. Schütz, der Sohn des Hofrats Prof. Schütz, des Herausgebers der „Litteratur-Zeitung", hatte nach der ersten Aufführung der „Braut von Messina" am 19. März einen Vivatruf auf Schiller ausgebracht, in den die Jenaer Studenten und ein großer Teil des Publikums mit eingestimmt hatten.

setzung einer ruhigen Theilnahme am hiesigen Schauspiel, durch diensame Vorstellungen, zu ermahnen.

Bey uns kann kein Zeichen der Ungeduld Statt finden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beyfall nur durch Applaudiren bemerklich machen, kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweytenmal gefordert werden. Alles was den gelaßnen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauses bis zum Verschluß, auf irgend eine Weise, stören möchte, ist bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht Statt finden.

Wobey ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache, nach der schon lange bestehenden Einrichtung, höhere, nunmehr wiederholte Ordre hat, jeder ungewöhnlichen Bewegung nachdrücklich zu steuern. Deßwegen die Vorsteher eines, ohnehin dornenreichen Geschäftes, nichts lebhafter wünschen müssen, als daß ein, durch Geist, Mühe, Sorgfalt und Aufwand vorbereitetes öffentliches Vergnügen nicht in die unangenehmsten Ereignisse und Weiterungen übergehen möge.

Der ich in Erwartung baldiger Nachricht des Ausgerichteten mich mit besonderer Hochachtung unterzeichne.

Weimar am 21. März 1803.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Zugleich erhalten Ew. Hochwohlgeb. den Auftrag, im Nahmen Serenissimi, Herrn Hofrath Schütz zu erkennen zu geben: Höchstdieselben hätten sich von ihm versprochen, daß sein Sohn besser gezogen seyn würde.

Weimar am 21. März 1803.

J. W. v. Goethe.

1028.

An Henriette Caroline Friederike Jagemann.

Weimar, 3. April 1803.

Indem ich anfrage, wie Sie auf Ihre gestrigen Reisen aus Leidenschaft geschlafen haben, lassen Sie mich Ihnen für die schönen Bemühungen danken, womit Sie meine Bilder ins Leben geführt.[1]

So wenig Stimmen auch noch zu mir erschallen, so scheinen doch alle sich zu Ihrem Lobe zu vereinigen, wozu ich Ihnen und mir Glück wünsche. In Hoffnung Sie bald wiederzusehn.

1029.*

An Marianne v. Eybenberg.

Schon einige Wochen, in denen ich wieder, mit Ihrer guten Chokolade, ein erwünschtes Frühstück nehme, fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen zu danken, und nun kommt gar Ihr lieber Brief dazu, der mich auf's Neue an diese angenehme Pflicht erinnert.

Sie haben — daß ich Sie doch auch einmal ganz direct lobe — unter so vielen liebenswürdigen Eigenschaften die besondere, daß Sie die kleinen, grillenhaften Wünsche Ihrer Freunde für etwas halten, und, um sie zu befriedigen, sich eine gefällige Mühe geben mögen. Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß diese Eigenschaft so selten ist. Man liebt seine Freunde, man schätzt sie, man mag ihnen gern einmal

---

[1] Die Künstlerin hatte am Abend vorher in der ersten Aufführung der „Natürlichen Tochter" die Eugenie gespielt.

einen derben Dienst, auch mit einiger Aufopferung, erzeigen, aber einem flüchtigen Geschmacke, einem launigen Einfalle, irgend einer Grille genug zu thun sind wir, ich weiß nicht, zu bequem, zu nachlässig, zu trocken, zu falsch=vornehm, und bedenken nicht, daß eben diese wunderlich scheinenden Gelüste, befriedigt, den angenehmsten Genuß geben . . .

Was mich betrifft, so habe ich diesen Winter ziemlich einsam gelebt und unter andern ein etwas sonderbares Stück verfertigt, das, wie Sie aus beyliegendem Zettel sehen, gestern gespielt worden.

Die Rolle der Eugenie ist sehr bedeutend, und Dlle. Jagemann hat sie sehr gut gespielt. Wenn Sie, liebe Freundin, dereinst dieses Stück lesen, sollen Sie beurtheilen, ob dieses „natürliche Töchterchen" wohl in der Reihe ihrer übrigen weiblichen Geschwister stehen darf. So viel kann ich nur sagen, daß sie sehr jung supponirt ist, und daß ich versucht habe, das weibliche, in die Welt ausblickende Wesen, von kindlicher, ja kindischer Naivetät an bis zum Heroismus durch hunderterley Motive hin und wieder zu führen. Im Ganzen nimmt sich's gut aus, im Einzelnen kann ihm hie und da nachgeholfen werden, da sich's denn wohl auf unserm Theater erhalten möchte. Ob es auf andern Theatern durchgehen wird, mag sich zeigen.

Die Proben und überhaupt das Arrangement dieses Stückes haben mir seit vierzehn Tagen so viel zu schaffen gemacht, daß ich diesen schon längst angefangenen Brief nicht fortbringen konnte, und auch heute würde er wieder liegen bleiben, wenn ich mich nicht kurz und gut entschlöße, hier abzubrechen, Ihnen nochmals für alles Gute und Freundliche zu danken, und mich schönstens zu empfehlen.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar, am 4. April 1803.

Goethe.

1030.

An F. J. Bertuch.

Ew. Wohlgeb.

eine vertrauliche Eröffnung zu thun, werde durch verschiedene Umstände bewogen.

Schon lange sind mir die Mißhelligkeiten, welche, zwischen unsern Jenaischen Lehrern, sich in heftigen Ausbrüchen gezeigt, so wie andern Freunden der Wissenschaft, höchst bedauerlich gewesen, weil offenbar dadurch ein so schönes Institut manchen Schaden erleiden mußte. Leider haben hiezu manche nicht genugsam überdachte Ausdrücke in periodischen Blättern und Schriften die nächste Veranlassung gegeben. Die Übel, welche daraus entstanden, habe ich als Privatmann innig bedauert.

Nun tritt aber ein Umstand ein, der mich, im Geschäfts=gange, aufmerksam macht. Die zur Oberaufsicht über das neue botanische Institut im Fürstengarten zu Jena bestellte Commission hat bey der Correspondenz, welche sie wegen Wiederbesetzung der, durch den Tod des Professors Batsch erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt, daß man gedachtes Institut auswärts verrufen und dadurch Personen, von der Annahme des Rufs, abschrecken wollen.[1]

[1] In den „Tag- und Jahresheften" von 1803 erörtert Goethe eingehend die Fährnisse der Universität Jena — er beginnt seine Erörterung mit den Sätzen: „So wie schon einige Jahre, machte der Zustand von Jena uns auch diesmal gar manche Sorge. Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hiezu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höhern Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreise sich versprechen konnte. Diese großweltischen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im allgemeinen einen Begriff machen will von dem, was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete."

Ohne untersuchen zu wollen woher solche Insinuationen gekommen seyn mögen, sieht sich fürstl. Commission veranlaßt besonders die Herrn Redacteurs der allgemeinen Litteraturzeitung[1] auf alles dasjenige aufmerksam zu machen, was ihr sowohl wegen des Instituts selbst als wegen den litterarischen Arbeiten des nunmehr dabey angestellten Professor Schelvers[2] eingesendet werden könnte. Man muß ausdrücklich wünschen, daß nichts unangenehmes, noch verkleinerndes vorkommen möge, damit eine, im Wachsen begriffene Anstalt nicht gehindert noch verletzt werde.

Ew. Wohlgeb. ersuche ich um diese Gefälligkeit im Nahmen fürstl. Commission nicht ohne höheres Mitwissen und bin zu allen Gegendiensten gerne bereit.

Weimar am 13. May 1803.

J. W. v. Goethe.

Nachschrift. Professor Schelver wird zu Einleitung seiner Vorlesungen ein kurzes Programm schreiben, wovon ich eine Anzeige für die Litteraturzeitung einzusenden nicht abgeneigt bin.

G.

1031.

An Graff.

Dem Hofschauspieler Herrn Graff wird hierdurch auf die von ihm gethanen Anträge erwiedert:

Daß Serenissimus gnädigst geruhen ihm eine Pension von 200 rthlr. auf den Fall zusichern zu lassen, wenn derselbe bey dem hiesigen Theater durch Alter oder Krankheit in den Fall kommen sollte, die Obliegenheiten eines Schauspielers nicht weiter erfüllen zu können.

Daß Höchstdieselben ferner fürstl. Theatercommission erlaubt haben ein Capital von 250 rh. zu garantiren, um Herrn Graff von einzelnen Schuldposten zu befreyen, worauf denn aus gnädigsten Rücksichten eine jährliche Gratification von 100 rh. aus fürstl. Chatoulle erfolgen soll, daß sowohl diese Summe als der bey der Hofcasse bestehende Vorschuß nach und nach getilgt werden könne. Vorausgesetzt daß Herr Graff geneigt sey, über den bis zu Ostern künftigen Jahrs bestehenden Contract, sich noch auf zwey fernere Jahre bis Ostern 1806 bey dem hiesigen Theater zu engagiren.

Welches zu dessen Notiz und weiterer Erklärung demselben hiermit bekannt gemacht wird.

Weimar den 13. May 1803.

[1] Der in Bezug auf die Verpflanzung der Zeitung vorbereitete Plan war Goethe noch unbekannt. (Vergl. Brief 1039)

[2] Friedr. Jos. Schelver (1778—1832).

1032.

An Schiller.

Mit ein Paar Worten muß ich Ihnen nur sagen: daß es mir dießmal, bis auf einen gewissen Grad, mit der Farbenlehre zu gelingen scheint. Ich stehe hoch genug um mein vergangenes Wesen und Treiben, historisch, als das Schicksal eines Dritten anzusehen. Die naive Unfähigkeit, Ungeschicklichkeit, die passionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das alles macht in den Papieren und Acten eine recht interessante Ansicht; aber, unbarmherzig, excerpire ich nur und ordne das auf meinem jetzigen Standpunct Brauchbare, das übrige wird

auf der Stelle verbrannt. Man darf die Schlacken nicht schonen, wenn man endlich das Metall heraus haben will.

Wenn ich das Papier los werde, habe ich alles gewonnen; denn das Hauptübel lag darin, daß ich, ehe ich der Sache gewachsen war, immer wieder einmal schriftlich ansetzte, sie zu behandeln und zu überliefern. Dadurch gewann ich jedesmal! nun aber liegen von Einem Capitel manchmal drey Aufsätze da, wovon der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellt, der zweyte eine bessere Methode hat und besser geschrieben ist, der dritte, auf einem höhern Standpunct, beydes zu vereinigen sucht und doch den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Was ist nun mit diesen Versuchen zu thun? sie auszusaugen gehört Muth und Kraft, und Resolution sie zu verbrennen, denn Schade ists immer. Wenn ich fertig bin, in so fern ich fertig werden kann, so wünsche ich mir sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich sie nicht vertilge.

Und so viel von meinen Freuden und Leiden. Schreiben Sie mir auch bald was, wie es Ihnen geht.

Herrmann und sein Gefolge[1] hat sich also schlecht exhibirt. Das Goldene Zeitalter hat seine Nachkömmlinge nicht sonderlich versorgt.

Leben Sie recht wohl.

Jena d. 22. Mai 1803. G.

---

[1] Gemeint ist Klopstocks „Hermanns-Schlacht". Ein Bardiet für die Schaubühne (1769), vielleicht auch „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787). Schiller hatte am 20. Mai an Goethe berichtet:

„Die Hermannsschlacht habe ich gelesen, und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührende Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indigniert wird."

1033.

An Christiane Vulpius.

Mit dem schlechten Wetter müßt Ihr freylich Geduld haben und sehen wie ihr euch in Sälen und sonst unterhaltet, dagegen kann es bald recht schön werden und ich sehe gern wenn du solange dort bleibst[1] als dir's gefällt. Im Hause vermissen wir dich sehr und Ernestine[2] wird für Sorgen schon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüß, oder sonst was zukaufen, weil das Ausgesetzte nicht reichen will. Das ist aber eigentlich ein Spas und August ist sehr thätig bey dieser Gelegenheit. Er wird dir selbst schreiben. Wir kommen fast nicht voneinander und er ist gar unterhaltend und artig. Nach Lauchstedt möchte er gar zu gern. Vor Allem will ich Schillers Reise abwarten und dann auch an die meinige dencken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke[3] und will sehen wie weit ich komme. Fahre nur fort mir täglich zu schreiben, wenn es auch nur wenig ist. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen wie du deine Zeit hinbringst. Lebe wohl und gedencke mein. Ich liebe dich herzlich.

W. d. 21. Jun. 1803. G.

1034.

An Christiane Vulpius.

Du bist recht lieb und gut daß du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen auch im Einzelnen zu wissen wie dir's geht. Bleibe nur in

---

[1] Christiane war seit Mitte Juni in Lauchstädt.
[2] Christianens Schwester.
[3] Nicht festzustellen.

Lauchstädt solange du Lust hast, auf alle Fälle sehe ich gern wenn du dich den ganzen Monat Juli dort aufhältst, denn ich habe eine wichtige Arbeit[1] vorgenommen, wobey mir die Einsamkeit wohlthut, ob ich mich gleich oft genug nach dir sehne. Bin ich damit zu Stande, so komme ich dich abzuholen, das mir auch gut seyn wird.

Im Hause läßt sich's auch besser an, und da der Herzog wieder hier ist werde ich öfter nach Hofe geladen, manchmal bin ich in Tiefurth und da ich öfters reite, so vermisse ich die Pferde auch nicht. Sey also nur froh und ausser Sorgen.

August hält sich sehr brav und bleibt gern bey mir, auch gehen wir oft zusammen spazieren.

Der guten Mutter ist eine große Freude begegnet wie du aus beyliegendem[2] Blat sehn kannst. Zeige das Blat niemand ob du gleich das allgemeine der Geschichte erzählen kannst.

---

[1] „Farbenlehre".

[2] Es war der Brief der Frau Rat vom 24. Juni, in dem es heißt: „Die große Freude die mir am Sontag den 19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen also vernim was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Willhelmsbaad — die Königin äußerte daß Sie die Räthin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getrofen werden mögten mich hinzubringen — die Gräffin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestätt demnach zu wißen thun, und kamen um 2 Uhr Mittags mich in einem schönen Wagen bespant mit 4 raschen Pferden abzuholen. 4½ Uhr waren wir im Willhelms Baad — ich wurde in ein schönes Zimer geführt da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute Sich hertzlich mich zu sehen presentirte mich an Dero 3 Schwestern die Herzogin von Hillburghaußen — Erbprintzses von Turn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten Sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Haußes und der gleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimt war wer kam da dazu?? Unser Hertzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — o! wie viel liebes und gutes hat Er von dir gesagt — ich dancke Ihm mit gerührtem Hertzen vor die Gnade die Er dir in der letzten fatalen Kranckheit erwißen — Er sagte (auch sehr gerührt) das hat Er auch an mir gethan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespant daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließe mich die Königin in ein anders Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbahres goldenes Halsgeschmeide und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit Ihren eigenen Händen — biß zu Thränen gerührt — konte ich nur schlecht dancken."

August grüßt. Er hat das Heumachen besorgt, gehauen ist es und wird, bey dem schönen Wetter, auch wohl glücklich hereinkommen. Lebe tausendmal wohl.

W. d. 28. Jun. 1803. G.

1035.

An Christiane Vulpius.

Gestern habe ich deinen Brief erhalten der mir viel Vergnügen macht. Fahre ia so fort mir täglich zu schreiben was dir begegnet, wir lesen alsdann zusammen das Tagebuch[1] und manches fällt dir dabey wieder ein. Ich will versuchen diesen Brief auf der Post zu schicken und bin neugierig wann er in deine Hände kommt.

Mit den Äugelchen geht es, mercke ich, ein wenig starck, nimm dich nur in Acht daß keine Augen daraus werden. Nach deiner Beschreibung muß es jetzt sehr artig in Lauchstedt seyn und da du leicht in die Nachbarschaft fahren kannst; so giebt es doch auch Abwechslung genug. Genieße das alles mit frohem Herzen. Mit der Geldzahlung habe ich gar keine Plage, es geschieht nur in meiner Gegenwart, Berechnung und alles machen übrigens Stichling[2] und Kirchner.[3]

Seit einigen Tagen bin ich in Jena, wo auch die Sachen ganz gut gehen. Geh. Rath Hufeland[4] von Berlin ist hier, da sind Abends große Thees und dergleichen.

Meine Arbeiten rücken vor und ich dencke Sonnabend wieder hinüber zu gehen, und mit dem nächsten Boten hörst du mehr von mir.

---

[1] Christiane hat aus Lauchstädt nach Angabe der Sophien-Ausgabe 81 Quartseiten Briefe an Goethe geschrieben, also wohl eine Art Tagebuch.

[2] Weimarer Rat.

[3] Hofadvokat in Weimar.

[4] Christoph Wilh. v. Hufeland (1762—1836), der berühmte Arzt, Verfasser der Makrobiotik.

Wie sehr von Herzen ich dich liebe fühle ich erst recht, da ich mich an deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.

Durch Ludekus und Dem. Probst hast du wieder einigen Wein erhalten. Bey nächster Gelegenheit will ich sehen dir noch etwas hinzuschaffen.

Grüße Herrn Hofr. Schiller! Ich wünsche daß er sich wie du in Lauchstädt gefalle und lange dort bleibe.

Auch die Silie[1] grüße schönstens. Lebewohl und liebe mich und gedencke mein, wie ich mit Sehnsucht an dich dencke. August ist mit hier und beträgt sich sehr artig.

Jena Donnerstag d. 7. Juli 1803.

Bemercke ja, wenn du diesen Brief erhältst. Möge er dich zur guten Stunde treffen. G.

1036.

An Christiane Vulpius.

Dienstag d. 12ten Jul. 1803.

Erst heut erwarteten wir deinen Brief der uns desto größere Freude machte als er schon gestern Abend unvermuthet ankam. Daß dir alles glücklich von Statten geht freut mich sehr, du verdienst es aber auch, da du dich so klug und zierlich zu betragen weißt. Mache dir wegen der Ausgaben kein Gewissen, ich gebe alles gern und du wirst zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurück kehren. Sonnabend d. 16ten werden die Kaufgelder bezahlt, da es denn hinter drein manches zu bedencken und zu besorgen giebt. Aus dieser und andren Ursachen komme ich

[1] Schauspielerin Friederike Silie (eigentlich Petersilie), später Gattin von Karl Unzelmann.

nicht nach Lauchstedt, wo ich ohnehin, ausser dir, nichts zu suchen habe.

Dir aber wollte ich rathen nach Dessau zu fahren und etwa Dlle Probst mitzunehmen, damit du dort auf eine anständige Weise erschienst. Schlösse sich noch andre Gesellschaft an; so wäre es auch schicklich. Doch das wirst du schon selbst am besten einrichten. Du brauchst vier biß fünf Tage zu dieser Tour, wenn du alles sehen und mit einiger Ruhe genießen willst und so ginge dir der Monat vergnügt hin. Die Kosten mußt du nicht scheuen! Mein einziger Wunsch ist daß du heiter und liebend zurückkommst. Auf deine Erzählungen freu ich mich sehr. Wenn ich es kann möglich machen; so schicke ich dir Gusteln damit du ihn nach Dessau mitnehmen kannst. Übrigens ist er gar artig und hat so auf die Lauchstedter Reise ziemlich Verzicht gethan.

Mittwoch d. 13ten.

Deinen Brief von gestern habe ich heut nach Tische erhalten und freue mich dir immer zu folgen wohin du gehst und aus deinen Nachrichten zu sehen daß es dir recht gut geht.

Seit meiner Rückkunft von Jena greift sich die Köchin besonders an und kocht sehr gut. Die Bohnenstangen sind auch angekommen, die noch fehlten, das war das einzige was im Garten abging und ich wüßte überhaupt nichts was dir Sorge zu machen brauchte.

Donnerstag. spät.

Herr Hofrath[1] ist angekommen und hat mir deinen Brief gebracht. Ich freue mich deiner Freude und schicke dir Gegenwärtiges durch einen lieben Boten.[2]

[1] Schiller.
[2] August.

Er wird hoffe ich glücklich bey dir eintreffen und dir sagen wie viel wir an dich gedacht haben. Dem Kutscher habe ich einen Cronenthaler mit gegeben daß er für August unterwegs bezahlen soll, höre was übrig geblieben ist und gieb dem Menschen ein gutes Trinckgeld. Auch erhältst du noch 6 Bouteillen Wein.

Jetzt da du Augusten hast besinne dich nicht lange und fahre auf Dessau und wieder auf Lauchstedt zurück, bleibe noch etliche Tage und komme Ende des Monats wieder; so hast du einen hübschen Genuß gehabt und ich werde mich an deiner Erzählung nachfreuen.

Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann. Lebe wohl. Grüße Silien und dancke ihr für ihren artigen Brief.

Schreibe mir so bald als möglich wieder.

W. d. 14. Jul. 1803. G.

Deine Briefe habe, wie du siehst, sämmtlich erhalten.

Da du mehrere Personen in Lauchstedt findest welche in Dessau gewesen; so erkundige dich nur nach der Art und Weise wie man dort verfährt. Die Trinckgelder in Wörlitz, wo man an soviel Gärtner und Castellane zahlen muß, betragen vielleicht einen Carolin. Ein Lohnbedienter macht das gewöhnlich. Du mußt ja alles sehen. Lebe recht wohl und liebe mich.

1037.

An Christiane Vulpius.

Ob ich dir gleich alles gute gönne und dir mit August eine Reise nach Dessau wohl gewünscht hätte; so ist es mir

doch auch sehr angenehm daß du früher zurückkommst;[1] denn freylich fehlst du mir an allen Enden.

Mit der Gutsübergabe[2] ist es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Cammerkonsulent) hat als Notarius sein Hocuspokus recht ordentlich gemacht, am Schlusse ließ ich etwas Kaltes aufsetzen. Das Geld schaffe ich wieder fort, und, durch eine Verbindung von Umständen, komme ich mit den Intressen sehr leidlich weg. Wenn du zurückkommst wollen wir unsern Haushalt recht schön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen.

Thue mir aber nun die Liebe und übertreib es diese letzte Zeit nicht mit Tanzen und schließe deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße August. Ich erwarte dich mit herzlicher Sehnsucht.

W. d. 20. Jul. 1803. G.

1038.

An Zelter.

So oft bin ich Ihnen in Gedanken gefolgt daß ich leider versäumt habe es schriftlich zu thun; heute nur weniges zur Begleitung beyliegenden Blättchens. Ich werde diese Betrachtung fortsetzen und nur, so kurz als möglich, die Hauptpuncte berühren, die Ausführung werden Sie ihm schon selbst geben.

Von Mozarts Biographie[3] habe ich noch nichts weiter gehört, ich werde mich aber darnach, so wie nach ihrem Verfasser erkundigen.

---

[1] Sie hatte geschrieben, „es sei mit Danzsen und Äugelchen gust genuch" und sie sei seit einer Woche schon in Gedanken wieder bei Goethe.

[2] Goethe hatte sein Gut zu Oberroßla wieder verkauft.

[3] Zelter hatte ihm von einer Mozart-Biographie Mitteilung gemacht, die zur Hälfte Goethe gewidmet war.

Ihre schöne Königin[1] hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter, ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts erfreulicheres begegnen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und schicken mir doch etwa alle Monate die Comödienzettel. Schreiben Sie mir doch auch etwas von der Aufführung der natürlichen Tochter,[2] nur gerade zu und ohne Rückhalt. Ich habe ohnehin Lust einige Scenen zu verkürzen, welche lang scheinen müssen, selbst wenn sie vortrefflich gespielt werden.

Mögen Sie mir einmal die Pflichten eines Conzertmeisters skizziren? so viel als allenfalls für unser einen zu wissen nöthig ist, um einen solchen Mann einigermaßen zu beurtheilen und allenfalls zu leiten.

Madame Mara hat Dienstag in Lauchstädt gesungen, wie es abgelaufen ist weiß ich noch nicht.

Für die Lieder, die ich durch Herrn von Wolzogen erhalten habe, danke ich zum schönsten, in meinem Nahmen und im Nahmen der Freunde.

An Production war die Zeit nicht zu denken. Nächstens hoffe ich Ihnen die Aushängebogen meiner Lieder zu schicken, mit Bitte sie die erste Zeit geheim zu halten, bis sie im Buchhandel erscheinen. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 28. Jul. 1803.

[Beilage.]

Sie haben nunmehr die Braut von Messina gedruckt vor sich und wissen genauer zu schätzen was der Dichter geleistet hat, so wie Sie aus seiner Vorrede erfahren, wie er über die Sache denkt und in wie fern Sie mit ihm übereinstimmen. Ich will, bezüglich auf Ihren Brief, meine

[1] Königin Luise (vergl. Anmerkung zu Brief 1034).
[2] In Berlin am 12. Juli zuerst gegeben.

Gedanken über diesen Gegenstand hinwerfen, wir werden ja einander durch wenig Worte verständlich.

In der griechischen Tragödie zeigt sich der Chor in vier Epochen.

In der ersten treten zwischen dem Gesang, in welchem Götter und Helden erhoben, Genealogien, große Thaten, ungeheure Schicksale vor die Phantasie gebracht werden, wen'ge Personen auf und rufen das Vergangene in die Gegenwart. Hievon findet sich ein annäherndes Beyspiel in den Sieben vor Theben, von Aeschylus. Dieses wären also die Anfänge der dramatischen Kunst, der alte Styl.

Die zweyte Epoche zeigt uns die Masse des Chors als mystische Hauptperson des Stücks; wie in den Eumeniden und Bittenden. Hier bin ich geneigt den hohen Styl zu finden. Der Chor ist selbstständig, auf ihm ruht das Interesse, es ist, möchte man sagen, die republikanische Zeit der dramatischen Kunst, die Herrscher und Götter sind nur begleitende Personen.

In der dritten Epoche wird der Chor begleitend, das Interesse wirft sich auf die Familien, und ihre jedesmaligen Glieder und Häupter, mit deren Schicksalen das Schicksal des umgebenden Volkes nur lose verbunden ist. Der Chor ist untergeordnet, und die Figuren der Fürsten und Helden treten, in ihrer abgeschloßnen Herrlichkeit, hervor. Hier möchte ich den schönen Styl finden. Die Stücke des Sophokles stehen auf dieser Stufe. Indem die Menge dem Helden und dem Schicksal nur zusehen muß und, weder gegen die besondere noch allgemeine Natur etwas wirken kann, wirft sie sich auf die Reflexion und übernimmt das Amt eines berufenen und willkommenen Zuschauers.

In der vierten Epoche zieht sich die Handlung immer mehr ins Privatinteresse zurück, der Chor erscheint oft als ein lästiges Herkommen, als ein aufgeerbtes Inventarienstück.

Er wird unnöthig und also, in einem lebendigen poetischen Ganzen, gleich unnütz, lästig und zerstörend, z. B. wenn er Geheimnisse bewahren soll, an denen er kein Interesse hat und dergl. Mehrere Beyspiele finden sich in den Stücken des Euripides, wovon ich Helena und Iphigenie auf Tauris nenne.

Sie sehen hieraus daß man, um sich musikalisch wieder anzuschließen, Versuche aus den zwey ersten Epochen machen müßte, welches durch ganz kurze Oratorien geschehen könnte.

Weimar am 28. Jul. 1803. G.

1039.*

An Zelter.

Weimar d. 29. Aug. 1803.

Ich muß einen Anlauf nehmen um mich der Schuld gegen Sie zu entladen. Es ist die Zeit her so wild und wunderlich bey uns zugegangen, daß ich an das wertheste Abwesende nicht habe denken können . . .

Fichte hat einen sehr schönen und liebenswürdigen Brief[1] über die Eugenie an Schiller geschrieben. Danken Sie ihm dafür und sagen Sie ihm zugleich daß wir seine Angelegenheit[2] bestens beherzigen. Leider ruhet auf dem, was Advocatenhände berühren, so leicht ein Fluch.

Was sagen Sie zu dem Unternehmen die Litteraturzeitung nach Halle zu verpflanzen.[3] Wir andern, die

[1] Fichtes Brief über die „Natürliche Tochter“ ist im Goethe-Jahrbuch XV (1894) abgedruckt. Es heißt darin: „ich halte es für das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht, und eben so unergründlich, in jedem seiner Theile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit, wie jenes.“

[2] Fichte hatte ersuchen lassen, daß die herzogliche Kammer eine Hypothek von 1100 Thalern, die er auf seinem früheren Hause in Jena hatte, übernehmen möge.

[3] Es sollte die „Litteraturzeitung“ gegen eine preußische Entschädigung von 10 000 Thalern mit Schütz nach Halle kommen. Goethe verhandelte erst mit Paulus

wir hinter den Coulissen stehen, können uns nicht genug wundern, daß sich ein königl. preußisches Cabinet, so gut wie jedes andere Publikum, durch Nahmen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum besten haben läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportiren ließe, wie der Laokoon, oder ein anderes bewegliches Kunstwerk.

Wir setzen sie eben in Jena immer fort, und da der thätigste Redacteur, Hofrath Eichstädt, bleibt; so geht alles seinen alten Gang, Neue Menschen die beytreten, neue Mittel die man vorbereitet, sollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausschlag geben.

Wollen Sie von den unsrigen seyn so sind Sie bestens dazu eingeladen. Wie schön wär es wenn Sie den Weg der Recension dazu benutzten, um das was über Musik gegenwärtig zu sagen so noth ist, in einer gewissen Ordnung ins Publikum zu bringen.

Ich werde räthlich und thätig bey der Sache mitwirken, Schiller, Voß, Meyer sind geneigt ein gleiches zu thun, und ich hoffe das nächste Jahr soll sich vortheilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen. Sagen Sie das auch Fichten, welcher gleichfalls eingeladen ist, Schiller wird ihm deßhalb noch umständlicher schreiben.

Wissen Sie uns sonst noch einen tüchtigen Mann, in Berlin, in welchem Fache es sey, dem der alte Sauerteig Schützisch-Bertuchisch-Böttigerischer Schaubrote widersteht; so ziehen Sie ihn mit ins Interesse. Überhaupt können Sie von dieser Sache öffentlich sprechen. Das Privilegium für eine Societät, die gedachte Fortsetzung unternehmen will,

und gewann dann Prof. Eichstädt wegen Uebernahme einer „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung“. Die geplante Verlegung der „Litteraturzeitung“ war durch eine gegen die Akademie Jena gerichtete Indiskretion Kotzebues in seinem „Freymüthigen“ vorzeitig bekannt geworden, so daß Goethe mit Erfolg die Jena drohende Gefahr durch rechtzeitige Begründung der neuen Zeitschrift vermindern konnte.

wird eben ausgefertigt und nächstens wird eine vorläufige öffentliche Ankündigung erscheinen, so wie ich auch bald das weitere melde . . .

Daß Cellini auf Sie wirken sollte, hoffte ich voraus, denn welch eine Welt kommt nicht aus diesem Werk entgegen. Die Zeit, welche ich auf die Bearbeitung verwendet, gehört unter die glücklichsten meines Lebens und ich werde fortfahren noch manches dafür zu thun. Hat Sie diese Lectüre in einem gewissen Sinne traurig gemacht, wie ich recht gut begreife, so wünsche ich daß der heitere Effect nachkommen möge.

Übrigens fühle ich durchaus mit was Sie im allgemeinen und besondern beklagen. Das beste Lebewohl. G.

1040.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

ist aus unterthänigsten Vorträgen genugsam bekannt, und wird aus beygehendem Actenfascikel das mehrere dargelegt werden können, wie die jenaischen Angelegenheiten überhaupt, besonders aber der Litteraturzeitung sich auf einem sehr guten Wege befinden. Unterzeichnete würden auch die Eichstädtischen förmlichen Vorschläge abgewartet haben, um diese Sache wieder zur Sprache zu bringen, wenn nicht Umstände einträten welche eine Beschleunigung nöthig machen.

Der übelwollende Theil jenaischer emigrirender Professoren benutzt das diesseitige vorsichtige und sachgemäße Stillschweigen, um die Erschütterung, die Furcht vor einem vorgespiegelten Untergang zu vermehren und den Unglauben an eine mögliche Rettung auszubreiten.

Wir halten es unter der Würde, Ew. Durchl. mit einem Detail hiervon zu behelligen, welches jedoch völlig mit den öffentlichen Äußerungen in Einstimmung ist.

Unterzeichnete wagen daher Ew. Durchl. unterthänigst zu bitten: das wegen der Fortsetzung der Litteraturzeitung in Jena beschlossene Privilegium auf das baldigste ausstellen zu lassen und auf die patriotischen Männer zu richten welche, aus eignen Kräften, in diesem gefährlichen Augenblicke ein solches Unternehmen wagen.

Professor Eichstädt könnte als Repräsentant aufgestellt, durch einen Revers vinculirt und das Ganze höherer Leitung vorbehalten werden.

Noch ein Umstand macht diesen unterthänigsten Vortrag dringend. Ew. Durchl. erfreulicher Geburtstag steht bevor, die mineralogische Gesellschaft hält eine große Zusammenkunft im Schlosse, wohlgesinnte akademische und städtische Bürger haben sich, in Vertrauen und Hoffnung, kleine Feste ausgedacht; könnte man auf diesen Tag eine völlige Entscheidung ins Publikum bringen, so sind wir überzeugt daß alles auf einmal ein anderes Ansehen gewinnen und ein neuer Zustand sich herstellen würde.

Wir können nicht bergen daß man fortfährt unter Vorspiegelung eines nahen Untergangs Professoren, Privatdocenten, Repetenten, Studirende, mit Versprechungen zu sollicitiren um, bey der Rathlosigkeit einzelner Menschen, dadurch mehrere, wo nicht zu gewinnen, doch äußerst zu beunruhigen.

Daß bey dieser vorgeschlagenen Eile alles mit größter Vorsicht geschehen und das gegenwärtige, so wie das künftige Beste bedacht werden solle, dürfen diejenigen versichern die sich mit Verehrung unterzeichnen Ew. Durchl.

Weimar am 31. Aug. 1803.

unterthänigste treu gehorsamste
J. W. v. Goethe.
C. G. Voigt.

1041.

An den Herzog Carl August.

Als man, nicht ohne Überlegung, das kühne Wort aussprach: die allgemeine Litteraturzeitung in Jena fortsetzen zu wollen, sah man voraus daß, besonders Anfangs, bey jedem Schritt Hindernisse entstehen würden, die sich einzeln wohl würden überwinden lassen.

Nachdem nun schon manches in kurzer Zeit beseitigt und eingeleitet ist; so tritt gleich eine Hauptfrage ein, mit welchen bedeutenden Männern man sich verbinden, wen man zur Theilnahme einladen wolle?

Es sey mir erlaubt von zwey derselben zunächst zu sprechen.

Der Präsident Herder ist durch seine Schriften, seinen Stand, seine Persönlichkeit in großem Ansehen durch ganz Deutschland. Ihn, der sich aus mancherley Ursachen und auf mancherley Weise zurückgezogen, glaubt man für das neue Institut gewinnen zu können, wenn Serenissimus die Gnade hätten die bisher verweigerte Anerkennung[1] bey seiner Rückkunft, aus dem Bade, zu gewähren. Unterzeichneter würde dadurch Gelegenheit erhalten ein, vor kurzem, wieder angeknüpftes altes freundschaftliches Verhältniß zu beleben und ihn mit dem neuen Institute zu befreunden.

Doctor Paulus[2] ist der zweyte den man der Akademie und besonders auch dem Institut zu erhalten wünscht. Der Akademie, weil, nach seinem und Griesbachs Abgang, die Theologische Facultät selbst mit großen Kosten kaum wieder zu restauriren wäre; dem Institut, an dem er bisher den thätigsten Antheil genommen, indem er, bey seinen großen

[1] Des Herder von dem Kurfürsten von Bayern 1801 verliehenen Adels (vergl. Brief 1044).

[2] H. E. Paulus, Professor der Theologie.

Einsichten in den alten und neuen Orient, eine sehr große Breite der Litteratur beherrscht und glücklich beurtheilt.

Sein, von allen Seiten her, als unaufhaltsam geschilderter Abgang scheint mir noch zu hintertreiben, wenn Serenissimus geneigt wären, auf irgend eine Weise, ihm Fürsorge und Wohlwollen zu bezeigen.

Hofrath von Schiller, der mit ihm in sehr gutem Verhältnisse steht, könnte deßhalb einen unpräjudicirlichen Versuch machen.

In der gegenwärtigen Lage bleibt nichts übrig als die Akademie und Zubehör von allen Seiten zu bedenken, und sowohl die wissenschaftlichen als Landesherrlichen Kräfte sämmtlich aufzubieten. Ich sehe ein Vierteljahr von Mühe, Sorge, Verdruß und Gefahren vor mir, welche alle unnütz überstanden würden, wenn nicht, von oben herein, die Hebel der Gaben, der Gunst, der Gnade, der Theilnahme gleichfalls angelegt würden.

Weimar am 1. Sept. 1803.

J. W. v. Goethe.

1042.

An Sabine Wolff geb. Schropp.[1]

Madame!

Es hat sich vor einiger Zeit ein junger Mann bey mir gemeldet und den Wunsch geäußert auf unserm Theater angestellt zu seyn. Bey einer genauen Prüfung fand ich daß er nicht ohne Anlage sey und als ich mich näher nach seinen Lebens- und Familienumständen erkundigte, erfuhr ich dieselben besonders durch Ihren mütterlichen Brief vom 12. Aug. wodurch ich bewogen werde gegenwärtiges an Sie zu erlassen.

[1] Die Mutter von Pius Alexander Wolff (1782—1828).

Der Schauspieler befindet sich bey uns keineswegs in der Lage wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerthen Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beym Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß.

In solchen und andern Rücksichten habe ich, nach wiederholtem Gespräch und vielfacher Überlegung, Herrn Wolf nicht abrathen können die Bühne zu betreten. Wird er sich einige Jahre, durch Fleiß, Betragen und Wirthschaftlichkeit, auszeichnen; so ist voraus zu sehen daß er, unter Begünstigung glücklicher Umstände, seiner Natur gemäß, ein zufriednes Leben führen werde.

Stille sowohl als brausende Leidenschaften, welche dem Menschen die Tage verbittern, sind in allen Ständen rege, wie Sie selbst in Ihrer Familie erfahren. Aber glücklicherweise kann man sich auch in jedem Stande sittlich bearbeiten und bilden.

Gönnen Sie Ihrem Sohn fortan Ihre mütterliche Liebe und den Beystand, dessen er in der ersten Zeit noch bedarf, bis er sich, durch sein gesteigertes Talent, in eine bequemere Lage versetzen kann.

Ich wünsche daß Sie sich durch diese Betrachtungen beruhigt fühlen, um so mehr als ich versichern kann daß es nur von dem Betragen des jungen Mannes abhängen wird, bey uns in gutem Verhältniß zu stehen und zu bleiben.

Weimar d. 1. Sept. 1803.

J. W. v. Goethe.

1043.

An Schiller.

Heute ist es das erstemal daß mir die Sache[1] Spaß macht. Sie sollten den Wust von widersprechenden und streitenden Nachrichten sehen! ich lasse alles heften und regalire Sie vielleicht einmal damit, wenn alles vorbey ist. Nur in einem solchen Moment kann man am Moment Interesse finden. Nach meinem Nilmesser kann die Verwirrung nur um einige Grade höher steigen, nachher setzt sich der ganze Quark wieder nach und nach und die Landleute mögen dann säen! Ich freue mich Ihrer Theilnehmung und sehe Sie bald.

Weimar d. 6. Sept. 1803. G.

1044.

An J. G. v. Herder.

Zur glücklichen Wiederkehr wünsche Glück! Möge Bade- und Reisekur guten Erfolg haben!

Deiner Angelegenheit[2] ist indessen auch gedacht worden. Hier das Resultat:

Du unterzeichnest dich bey Expeditionen mit dem adelichen praefixo, die Canzeleyen werden angewiesen, dich gleichmäßig zu ehren. Hierdurch wird der gewünschte Effect erreicht, nur daß die Operation nicht durch Rescripte geschieht, aus Gründen die bisher der ganzen Sache im Wege standen.

Möge dir hierdurch etwas angenehmes geschehen! Alles kann bey Seren. Wiederkunft sogleich berichtigt werden.

[1] Die Angelegenheit der „Litteratur-Zeitung“, zu deren Ordnung Goethe am 7. nach Jena ging.

[2] Vergl. Brief 1041, Anmerkung.

Nächstens mehr, wenn ich komme mich deines Wohlbefindens zu freuen.

W. d. 22. Sept. 1803.

Der Deine
Goethe.

1045.

An A. W. Schlegel.

Weimar am 2. Octobr. 1803.

Vom werthen Schelling weiß ich leider nichts zu sagen[1] als daß jeder Gedanke an ihn von dem Bedauern über seinen Verlust begleitet ist. Man sagt er sey in Würzburg wirklich angestellt. Ich wünsche ihm, wo er auch sey, das Glück das er verdient.

So eben gehen mir noch Belobungsschreiben wegen der gestrigen Aufführung[2] zu. Man bemerkt daß das Stück in England nie unverkürzt und seit 50 Jahren gar nicht mehr gegeben worden weil Garrick selbst einmal daran gescheitert war. Man erinnert sich des großen Aufwandes den Herr v. Dalberg in Manheim vormals[3] gemacht hatte ohne das Stück beleben oder lebendig erhalten zu können.

Sie nehmen gewiß Theil an der Freude dieses Gelingens. An Sorgfalt haben wir es wenigstens nicht fehlen lassen. Nächstens mehr.

G.

[1] Schlegel hatte angefragt, ob Schelling (seit 26. Juni mit Caroline verheiratet) vielleicht bald nach Jena zurückkehre.

[2] Des „Julius Caesar" in Schlegels Uebersetzung. Schiller hatte von der Aufführung einen „großen Eindruck" gehabt und schrieb Goethe: „Es ist keine Frage daß der Julius Cäsar alle Eigenschaften hat um ein Pfeiler des Theaters zu werden. Interessante Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenschaft und sinnliches Leben vis a vis des Publikums — und der Kunst gegenüber hat er alles was man wünscht und braucht. Alle Mühe, die man also noch daran wendet ist ein reiner Gewinn und die wachsende Vollkommenheit bey der Vorstellung dieses Stücks muß zugleich die Fortschritte unsers Theaters zu bezeichnen dienen."

[3] 1785 und 1786.

Am 3. Octobr.

Bey dem Rumor, welchen die Aufführung des Cäsars erregt, hat es mich sehr gefreut daß das Publikum unaufgefordert einsieht daß nur Ihre Übersetzung eine solche Darstellung möglich gemacht. Ich wünsche daß Sie Zeuge seyn mögen von der guten Disposition die dadurch entstanden.

1046.*

An A. W. Schlegel.

Meine letzten Blätter die ich abschickte, waren, so viel ich mich erinnere, nur voll von Julius Cäsar, und Sie haben gewiß, statt mir diese Leidenschaft zu verargen, mein Interesse getheilt. Heute und morgen Abend beschäftigen mich wieder die Proben davon, um so manches nachzuholen und aufzuputzen. Sonnabend den 8. wird die zweyte Vorstellung seyn.

Einen Kunstgriff muß ich Ihnen noch mittheilen, den ich gebraucht, um die Sinnen zu reizen und zu beschäftigen; ich habe nämlich den Leichenzug viel weiter ausgedehnt als das Stück ihn fordert, und, nach den Überlieferungen aus dem Alterthum, mit blasenden Instrumenten, Lictoren, Fahnenträgern, mit verschiedenen Feretris, welche Städte, Burgen, Flüsse, Bilder der Vorfahren, zum schauen bringen, ferner mit Freygelaßnen, Klageweibern, Verwandten 2c. ausgeschmückt, daß ich dadurch auch die rohere Masse heranzuziehen, bey halbgebildeten dem Gehalte des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen hoffe.

Ich breche ab mit dem Wunsche daß Sie es selbst sehen mögen; denn sonst käm' ich in Gefahr wieder ein Blatt nach dem andern mit Betrachtungen über den Werth des Stücks, so wie der Übersetzung, über unsere bisherige Leistungen und über unsere ernstlichen Vorsätze auszufüllen . . .

W. d. 6. Octobr. 1803.

G.

1047.

An Charlotte Kestner.[1]

Nicht besser weiß ich zu zeigen wie sehr mich Ihr Andencken, Ihr Zutrauen erfreut, als wenn ich sogleich vorläufig antworte und soviel melde, daß ich heute nach Göttingen geschrieben und mir von dorther einiges Zeugniß von Lehrern und Freunden Ihres Sohnes erbeten. Was ich gutes erhalte soll sogleich, mit einem Schreiben von mir, an Herrn Stadtschultheiß Moors abgehen,[2] wovon ich denn Nachricht gebe und zugleich die Abschriften mitschicke. Wie sehr wünschte ich dadurch etwas zu Erheiterung Ihrer Lage zu wircken, die ich recht herzlich bedaure.[3] Verzeihen Sie die Kürze dieses Briefs in Rücksicht auf seine Beschleunigung und fahren Sie fort meiner mit alter Neigung und Freundschaft zu gedencken.[4]

Weimar d. 26. Octb. 1803.

Goethe.

---

[1] Bd. I, S. 166 ff. Lotte hatte Goethe für ihren Sohn Theodor, der sich als Arzt in Frankfurt niederlassen wollte, um Empfehlungen gebeten. Lottes Gatte war im Jahre 1800 gestorben.

[2] Am 15. Juni schrieb Frau Rat an Goethe: „Dein Brief an Stadtschuldheiß Moors hat Wunder gethann, denn Doctor Kästner ist gleich Examinirt und sodann rezipirt und Burger geworden.“

[3] Seine Mutter hatte ihm am 15. September geschrieben: „Lotte Kästner war hier, läßt dich vielmahls grüßen — ist jetzt in Wetzlar — und ist aus Hanover geflüchtet.“

[4] Im Konzept dieses Briefes findet sich noch der Satz: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein in jenen Gegenden wo wir früher so manche angenehme Stunden zubrachten.“

1048.

An A. W. Schlegel.[1]

Erlauben Sie, daß ich heute meine eilige Depesche auf einen gebrochenen Bogen dictire, damit ich nachtragen kann, was mir später einfallen möchte.

Wir führen hier den Julius Cäsar, wie alle Stücke, die einen größern Apparat erfordern, nur mit symbolischer Andeutung der Nebensachen auf und unser Theater ist, wie ein Basrelief, oder ein gedrängtes historisches Gemählde, eigentlich nur von den Hauptfiguren ausgefüllt. Die Shakespearschen Stücke lassen sich besonders so behandeln, weil sie wahrscheinlich zuerst für beschränkte Theater geschrieben worden. Sie auf eine größere Bühne zu verpflanzen, wo die Wirklichkeit mehr gefordert wird, wenn das Wahrscheinliche geleistet werden soll, ist eine Aufgabe, welche Iffland von seinem Standpunkt aus am besten lösen wird.

Gern füge ich jedoch, nach Ihrem Wunsch, meine Gedanken über Ihre besonderen Fragen bey.

Den Unbequemlichkeiten, auf die man freylich stößt, aus dem Wege zu gehen thue ich folgende Vorschläge: Man lasse den dritten Act beysammen und fange ihn mit der Sitzung des Senates an, allein um die Bänke wegräumen und Cäsars Leiche, ohne daß sie vor den Augen des Publikums aufgehoben wird, wegbringen zu können, lasse man nach den Worten des Antonius „Leih deinen Arm mir“ einen kurzen Straßenprospect fallen und schiebe eine Scene ein, welche nicht schwer zu schreiben seyn wird. Man bringe einen Theil der vom Capitol fliehenden Senatoren, so wie des Volks, in

---

[1] Schlegel hatte wegen der Berliner Caesar-Aufführung eine Reihe von Fragen an Goethe gerichtet; er wollte sich Iffland gegenüber auf Goethes „Beyspiel“ und Darlegungen berufen.

der Agitation vor, die auf eine solche That folgen muß. Mitleid mit dem Todten, Furcht vor allgemeinem größerem Übel, persönliche Furcht u. s. w. nur lakonisch und zur Zeitausfüllung knapp hinreichend, so daß sie sich an die folgenden Ausrufungen der Bürger auf dem Forum „wir wollen Rechenschaft, legt Rechenschaft uns ab" gleichsam anschlösse.

Die Scene mit Cinna dem Poeten, die auf dem Forum recht gut gespielt werden kann, möchte ich nicht gern entbehren; sie schließt den höchst ernsten dritten Act lustig und schrecklich: man sieht das Volk in seiner ausgesprochenen Vernunftlosigkeit und sieht es nie wieder.

Die Scene mit den Triumvirn würde ich, zwar ungern, doch lieber entbehren, als sie an den dritten Act anschließen, denn ich halte selbst dafür, daß ein anständiges ruhiges Zelt, das den ganzen Act über stehen bleibt, sehr gut thun werde. Die Art, wie wir uns, bey Verwandlung aus der ersten in die zweyte Scene, durch einen Baldachin geholfen, war, selbst für unsern knappen Hausrath, etwas zu knapp.

Ich weiß wohl, daß es gut und schön ist, daß Octavius sich selbst exponire und Lepidus so exponirt werde; aber die Wirkung dieses Auftritts könnte recht gut durch eine kurze Exposition zwischen Brutus und Lucilius, am Anfange des vierten Actes Statt finden, wo man den Zuschauer, auf eine prägnante Weise, von dem Andringen einer mächtigen Gegenparthey und von den unzeitigen Händeln zwischen Brutus und Cassius unterrichten könnte.

Wenn Sie ein paar solcher Scenen schreiben möchten, so theilen Sie mir solche mit; oder jeden andern Gedanken den Sie haben, um die Erscheinung dieses so werthen Stückes bequemer und eindringlicher zu machen.

Dem Poeten, der pag. 116 vom Himmel fällt, aber nach meinem Gefühl unerläßlich ist, um dem Zuschauer eine

Diversion zu machen, und das Vergangene auszulöschen, habe ich ein Dutzend gereimte Verse[1] gemacht, wodurch er sich deutlicher exponirt und seine Wirkung lebhafter äußert.

Überhaupt bin ich mit dem Stücke noch immer in einer Art von Conflict, der sich vielleicht nie lösen kann. Bey der unendlich zarten Zweckmäßigkeit dieses Stücks, in die man sich so gern versenkt, scheint kein Wort entbehrlich, so wie man nichts vermißt, was das Ganze fordert, und doch wünscht man, zur äußern theatralischen Zweckmäßigkeit, noch hie und da durch Nehmen und Geben nachzuhelfen. Doch liegt, wie bey Shakespeare überhaupt, Alles schon in der Grundanlage des Stoffs und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu knistern anfangen und das Ganze den Einsturz droht. Die Vorstellung auf dem Berliner Theater bringt uns hierüber gewiß zu größerer Klarheit und ich wünsche nichts so sehr, als ein so schätzbares Werk auf der Bühne erhalten zu helfen.

Leben Sie recht wohl und lassen mich bald von den Vorschritten dieses Unternehmens etwas erfahren.

Weimar, am 27. Oct. 1803.

Goethe.

1049.

An Charlotte Kestner.

Die soeben angekommenen Zeugnisse von Göttingen habe gleich an Herrn Stadtschultheiß Moors abgesendet, sie klingen vortheilhaft genug und ich wünsche die beste Wirckung.[2]

Sie haben mir, liebe Freundinn, durch Ihren Brief und diesen Auftrag große Freude gemacht, wie gern versetze

---

[1] Nicht mehr erhalten.
[2] Vergl. Brief 1047, Anmerkung.

ich mich wieder an Ihre Seite, zur schönen Lahn, und wie sehr bedaure ich zugleich daß Sie durch eine so harte Nothwendigkeit dahin versetzt worden; doch richtet mich Ihr eignes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geist lebhaft hervorblickt. Leben Sie wohl. Gedencken Sie mein, und lassen mich allenfalls durch Ihren Schwager[1] wissen welche Wendung die Angelegenheit Ihres Sohnes nehmen mag. Wiederholt mein

Lebewohl!

Weimar d. 23. Nov. 1803.

Goethe.

1050.

An Schiller.

Wenn ich nicht bey Zeiten schreibe, so unterbreche ich später noch schwerer das Stillschweigen; also will ich nur sagen, daß ich diese Paar Tage vorerst angewendet habe um Antworten und Promemorias in allerley Geschäften los zu werden. Mancherley auf das neue kritische Institut[2] beziehendes, das auf eine wunderliche Weise zu floriren verspricht, hat mich auch beschäftigt. Zunächst brauche ich vielleicht acht und mehr Tage zur Redaction des Programms, über die Kunstausstellung und das Polygnotische Wesen.[3] Ist dieses in Druckers Händen; so will ich sehen, obs nicht möglich ist irgend etwas Erfreuliches zu produciren. Geht es nicht, so werde ich auch deßhalb mich zu trösten wissen.

---

[1] Cornelius Ridel, Gatte von Amalie Buff.

[2] Die neu eingerichtete „Litteratur-Zeitung".

[3] Die Maler Franz und Johannes Riepenhausen in Göttingen hatten zur Kunstausstellung zwölf Zeichnungen nach Weimar gesandt, in denen sie die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi, nach der Beschreibung des Pausanias, nachzubilden versuchten.

Recht angenehme Stunden habe ich mit Schelver,[1] Hegel[2] und Fernow zugebracht. Der erste arbeitet, im botanischen Fach, so schön aus was ich fürs Rechte halte, daß ich meinen eignen Ohren und Augen kaum traue, weil ich gewohnt bin, daß jedes Individuum sich, aus närrischer Sucht originaler Anmaßung, vom schlichten Weg fortschreitender Potentiirung, mit fratzenhaften Seitensprüngen, so gern entfernt.

Bey Hegeln ist mir der Gedanke gekommen: ob man ihm nicht, durch das Technische der Redekunst, einen großen Vortheil schaffen könnte. Es ist ein ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht seinen Äußerungen gar zu viel entgegen.

Fernow ist, in seiner Art, gar brav, und hat eine so redliche und rechtliche Ansicht der Kunsterscheinungen. Wenn ich mit ihm spreche, so ist mirs immer, als käme ich erst von Rom und fühle mich, zu einiger Beschämung, vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch auch mehr oder weniger assimilirt.

Es ist merkwürdig, daß das Historische, das so viel ist, wenn es würdige Gegenstände behandelt, auch etwas an und für sich werden und uns etwas bedeuten kann, wenn der Gegenstand gemein, ja sogar absurd ist.

Doch das deutet von je her auf einen jämmerlichen Zustand, wenn die Form alle Kosten hergeben muß.

Die Herren[3] sind übrigens fort und gehen fort und es fällt niemanden ein, als ob dadurch etwas verloren sey. Man läutet zum Grabe des tüchtigsten Bürgers allenfalls

---

[1] Professor der Botanik, seit kurzem, wie auch Fernow, in Jena.

[2] Damals 33 Jahre alt, seit zwei Jahren Privatdozent.

[3] Die Professoren, die die Universität Jena verließen; ein andermal nennt Goethe sie die „Abiturienten".

noch die Stadt zusammen und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hause, daß das löbliche gemeine Wesen vor wie nach bestehen könne, werde und müsse.

Und somit leben Sie wohl, leisten Sie das bessere, in so fern es Ihnen gegönnt ist. Sagen Sie mir etwas von Zeit zu Zeit, ich will mir zum Gesetz machen wenigstens alle acht Tage zu schreiben, um von meinen Zuständen Nachricht zu geben.

Jena am 27. Nov. 1803. G.

1051.*

An C. G. Voigt den Jüngeren.

... Meine Büste[1] möchte ich nur im äußersten Nothfall, so gern ich sonst willig bin, hergeben. Ein so guter Abguß wird schwerlich wieder hergestellt, und die Meinigen haben eine Art von Neigung zu diesem Exemplar, die bis an den Aberglauben grenzt, die ich gern respectire. Übrigens liegt die Form von dieser Büste bei mir, woraus man allenfalls wieder einen Abguß nehmen könnte. Ich weiß nicht, ob sie Wolf oder Hoffmann bei ihrer Abreise an mich geschickt.

Da die Fabrik des Alten Literarischen Zahnpulvers[2] nun völlig weggewichen, so muß man sehen, ob die Neue in Reinigung des Gebisses, welches die Autoren gewöhnlich vernachlässigen, eine bessere und durchgreifende Wirkung thut.

Bei meiner Überzeugung, daß jeder Mensch in der Welt sehr entbehrlich ist, muß ich mir eine Illusion machen, daß ich gegenwärtig hier nöthig sei; das kann man nur durch ununterbrochene Thätigkeit, worin mich eben Freund Meyer zu unterstützen kommt ...

---

[1] Tieck hatte durch den jungen Voigt bitten lassen, von seiner Goethe-Büste einen neuen Form-Abguß machen zu dürfen.

[2] Die alte „Allg. Litteratur-Zeitung“.

Leben Sie indessen recht wohl. Durch Meyers Ankunft und mancherlei Einschiebsel werde ich genöthigt früher, als ich wollte, zu schließen.

Liebe und Vertrauen.

Goethe.

Jena, am 9. December 1803.

1052.

An Schiller.

Vorauszusehen war es daß man mich, wenn Mad. de Stael[1] nach Weimar käme, dahin berufen würde. Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, um nicht vom Augenblick überrascht zu werden, und hatte zum Voraus beschlossen hier zu bleiben. Ich habe, besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung zu einem so schweren und bedenklichen Geschäft verpflichtet bin. Von der geistigsten Übersicht bis zum mechanischen typographischen Wesen muß ich's wenigstens vor mir haben, und der Druck des Programms, der, wegen der Polygnotischen Tabellen, recht viele Dornen hat, fordert meine öftere Revision. Wie viele Tage sind denn noch hin, daß das alles fertig seyn und, bey einer leidenschaftlichen Opposition, mit Geschick erscheinen soll? Sie, werther Freund, sehen gewiß mit Grausen meine Lage an, in der mich Meyer trefflich soulagirt, die aber von niemand kann erkannt werden; denn alles was nur einigermaßen möglich ist, wird als etwas Gemeines angesehen. Deßhalb möchte ich Sie recht sehr bitten mich zu vertreten; denn

---

[1] Frau v. Staël (1766—1817) kam am 14. nach Weimar; der Herzog hatte tags vorher Goethe davon benachrichtigt und ihn eingeladen, nach Weimar zurückzukehren.

niemanden fällt bey dieser Gelegenheit der Taucher wohl ein als mir und niemand begreift mich als Sie. Leiten Sie daher alles zum besten, in so fern es möglich ist. Will Mad. de Stael mich besuchen, so soll sie wohl empfangen seyn. Weiß ich es 24 Stunden voraus, so soll ein Theil des Loderischen Quartiers meublirt seyn, um sie aufzunehmen, sie soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben so lange sie will. Was ich hier zu thun habe ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bey Hof und in Societät zu seyn, ist rein unmöglich, so entschieden als es jemals von Ihnen, in ähnlichen Fällen, ausgesprochen worden.

Dieß alles sey Ihrer freundschaftlichen Leitung anheim gegeben, denn ich wünsche nichts mehr als diese merkwürdige, so sehr verehrte Frau wirklich zu sehen und zu kennen, und ich wünsche nichts so sehr als daß sie diese Paar Stunden Weges an mich wenden mag. Schlechtere Bewirthung, als sie hier finden wird, ist sie unterweges schon gewohnt. Leiten und behandeln Sie diese Zustände mit Ihrer zarten, freundschaftlichen Hand und schicken Sie mir gleich einen Expressen, sobald sich etwas bedeutendes ereignet.

Glück zu allem, was Ihre Einsamkeit hervorbringt, nach eignem Wünschen und Wollen! Ich rudre in fremdem Element herum, ja, ich möchte sagen, daß ich nur drin patsche, mit Verlust nach außen und ohne die mindeste Befriedigung von innen oder nach innen. Da wir denn aber, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzustellen haben, so mag denn das auch für ein Leben gelten.

Tausend Lebewohl! im himmlischen Sinne.

Jena am 13. Dec. 1803. G.

1053.

An Anne Germaine de Staël-Holstein.[1]

(16. December.)

Voila, Madame, une des contradictions les plus frappantes. Vous Vous trouves a Weimar et je ne vole pas Vous porter les assurances d'un parfait devouement. Cependant je ne me plaindrai pas ni des affaires momentanement compliquees ni des indispositions physiques qui me retiennent ici, ces accidens me sont chers car ils me procurent un bonheur que je n'aurai jamais osè souhaitter. Vous vous approchez de l'heremite qui fera son possible pour ecarter ce qui pourroit l'empecher de se vouer entierement a la bienvenue. Vous eclaireres ces jours tristes, et les soirees infinies passeront comme des momens.

---

[1] In seinen „Tag- und Jahresheften" 1804 schreibt Goethe über Frau von Staël: „Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen: auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf. Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen, gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. — Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte, und stillkluge Menschen das unausweichliche Uebel voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte." — Und dann in seinen Ergänzungen zu den Aufzeichnungen in den „Tag- und Jahresheften": „Ihre Gegenwart hatte, wie in geistigem so in körperlichem Sinne, etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben! Auch sagte sie einst: ‚Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre'."

Soyes persuadee Madame que je sens tout le prix de Votre bonté et que j'attends avec impatience le moment de Vous exprimer combien je Vous suis attaché.

Je Vous arrange un petit logis dans mon Voisinage et je prie Madame de Schiller de vouloir bien me faire parvenir Vos intentions cette . . . de me marquer le jour de Votre arrivée.

1054.

An Anne de Staël.

(19. December.)

Non Madame ce ne sera pas Vous qui feres par ces neiges le petit mes tres desagreable trajet. Cette semaine me suffit pour arranger les affaires qui me tenoit ici. Samedi je viens me vouer tout a Vous et j'espere que Vous voudrez prendre le diner chez moi avec Mr et Mdme de Schiller. Mon impatience de vous voir Madame s'accroit de jour en jour et Vous series surement contente d'un ancien ami si Vous pouvies lire ce qui passe et repasse dans mon ame. Adieu donc jusqua Samedi jusques Dimanche. N'oublies pas que ces jours en etoit destinés et que j'aurois fait lundi le petit voyage dans votre voiture, de tous ces precieux moments je ne voudrois perdre que le moins possible. Peutetre vous ne penses pas que c'est un ami { importun / exigeant } qui va se presenter. S'il est possible je vous amene Mr Stark.[1]

[1] Frau v. Staël wollte Dr. Starck wegen ihrer Tochter konsultieren.

1055.

An Charlotte von Schiller.

Sie sind so freundlich und gut, daß ich ein Paar Worte an Sie zu dictiren wage, ob ich gleich vom böſesten Humor bin. Dafür bitte ich Sie mir morgen mit den Boten etwas zu sagen, wie es in Weimar aussieht.

Mit unserer Hauptunternehmung[1] geht es gut, schön und vortrefflich! Hätte ich bis Neujahr hier bleiben können; so wäre alles, was mir obliegt, mit einem gewissen behaglichen Geschick zu lösen gewesen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar soll und will, macht mir eine unaussprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und schleppen muß und wofür mir kein Mensch nichts in die Rechnung schreibt. Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen, daß unsere Freundin,[2] der zu Liebe ich, zu gelegner Zeit, 30 Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird.[3]

Demohngeachtet sollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden und es ist schon etwas besser, da ich mir die Erlaubniß genommen habe meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulassen.

Wenn Sie recht freundlich sind, so schreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und schicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nöthiger

[1] „Litteratur-Zeitung".
[2] Frau v. Staël.
[3] Herder war am 18. Dezember gestorben.

als jemals mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen. Schöben sich die Umstände nicht so wunderlich über einander; so hättet ihr mich so bald nicht wieder gesehen. Und so ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es ist heute der zwanzigste! Nach dem Neuenjahre wird es, wills Gott, besser werden.
(Jena, 20.) Decembr. 1803. G.

1056.

An Schiller.

Das ist denn freylich kein erster Act,[1] sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist alles so recht und darauf kommt es denn wohl bey Arbeiten, die auf gewisse Effecte berechnet sind, hauptsächlich an. Zwey Stellen nur habe ich eingebogen; bey der einen wünschte ich, wo mein Strich lauft, noch einen Vers, weil die Wendung gar zu schnell ist.

Bey der andern bemerke ich so viel: der Schweizer fühlt nicht das Heimwehe, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, so viel ich weiß, sonst nirgends geblasen, sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben. Leben Sie recht wohl, und fahren Sie fort uns durch Ihre schöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen. Halten Sie sich auch wacker im Hades der Societät und flechten Sie Schilf und Rohr nur fein zum derben Stricke, damit es doch auch was zu kauen gebe.

Gruß und Heil.

Weimar am 13. Jan. 1804. G.

---

[1] Von Wilhelm Tell.

1057.*

An Eichstädt.

Herr Schelle[1] von Leipzig hat sich sowohl bey Serenissimo als bey dem Ministerio gemeldet, um bey der neuen Einrichtung nach Böttigerischem[2] Abgang an hiesigem Gymnasio angestellt zu werden; ich erhalte daher den Auftrag mich bey Ew. Wohlgeb. nach seiner Lebens- und Lehrweise, nach seinem Vortrag und sonstigen Eigenschaften zu erkundigen. Hiebey gebe ich Ew. Wohlgeb. im engsten Vertrauen zu bedenken: ob man nicht, wenn man sich entschlösse einen so jungen Mann beim Gymnasio anzustellen, dadurch Raum gewinnen könnte unsern Voß zu erhalten, indem man ihn herüberzöge und ihm eine Oberaufsicht nicht sowohl über die Schule, als über die Lehrer anvertraute.

Dieser schon frühere Gedanke wurde nur durch die Besorgniß gehemmt, ob dann wohl auch Voß seine eutinische Pension behalten würde, wenn er eine neue Stelle annähme. Doch hievon äußern Sie noch nichts, nur lassen Sie im Gespräch den werthen Mann bedenken was er, der Erzprotestant, wagt, sich in ein solches Pfaffennest zu begeben.[3] Man muß den Katholicismus wenig kennen wenn man denkt, daß diese scheinbare Humanisation stattfinden werde . . .

Weimar am 21. Januar 1804.

Goethe.

---

[1] C. G. Schelle, Privatgelehrter in Leipzig.

[2] Böttiger war als Studiendirektor der kurfürstlichen Prinzen nach Dresden berufen worden.

[3] Nach Würzburg, wohin Voß Anfang des Jahres eine Berufung erhalten hatte; er ging dann aber 1805 nach Heidelberg.

1058.

An Schiller.

Eben war ich im Begriff anzufragen, wie es Ihnen gehe, denn bey diesem langen Auseinanderseyn wird es einem doch zuletzt wunderlich.

Heute habe ich zum erstenmal Mad. de Stael bey mir gesehen; es bleibt immer dieselbe Empfindung; sie gerirt sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe; indessen nöthigt sie einen doch die alten Teppiche als Gastgeschenk, und die verrosteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen.

Gestern habe ich Müller[1] gesehen, wahrscheinlich wird er heute wiederkommen. Ich werde Ihren Gruß ausrichten. Er ist über das weimarische Lazareth freylich betroffen, denn es muß recht übel aussehen, wenn der Herzog selbst auf dem Zimmer bleibt. Bey allen diesen Unbilden habe ich den Trost daß Ihre Arbeit nicht ganz unterbrochen worden, denn das ist das Einzige von dem was ich übersehe, das unersetzlich wäre; das wenige, was ich zu thun habe, kann noch allenfalls unterbleiben. Halten Sie sich ja stille bis Sie wieder zur förmlichen Thätigkeit gelangen. Wegen Müllers hören Sie morgen bey Zeiten etwas. Das schönste Lebewohl.

Weimar am 23. Jan. 1804.

Auch die neue Litteraturzeitung schicke vielleicht noch heute Abend.

G.

[1] Joh. v. Müller (1752—1809).

1059.

An Charlotte v. Stein.

Der gute Kriegsrath[1] meldet mir seine Verlobung, wozu ich von Herzen Glück wünsche. Mögten Sie vielleicht da es ein so schöner Morgen ist mich etwa um eilf Uhr mit Frau v. Helvig besuchen und erlauben daß ich Ihnen, im kleinsten Zimmer meines Hauses, die für politische und Kunstgeschichte sehr intressante Münzsammlung vorzeige.

d. 24. Jan. 1804. Goethe.

1060.

An Schiller.

(24. Januar.)

Noch eine Abendanfrage wie Sie sich befinden? Mit mir geht es ganz leidlich. Heute Abend war Johannes v. Müller bey mir und hatte große Freude an meinen Münzschubladen. Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam, so sah man recht wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen. Ich wünsche zu hören daß die Schweizer Helden sich gegen ihre Übel wacker gehalten haben. G.

1061.*

An Zelter.

Wie lange, verehrter Freund, habe ich Ihnen geschwiegen und wie oft habe ich mich Montag und Dienstag zu Ihnen

[1] Fritz v. Stein hatte sich mit Helene v. Stosch verlobt.

gewünscht! Diesen Winter habe ich fast gar keine Musik vernommen, und ich fühle welch ein schöner Theil des Lebensgenusses mir dadurch abgeht.

November und December gingen vorzüglich hin auf die Vorbereitung unsers litterarischen Feldzugs. Der Januar behandelte mich nicht zum besten, doch hatte ich den Kopf frey und war nicht ganz unthätig. Im Februar nahm ich den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammen zu kneten, den unser Deutsches Publikum allenfalls auf einmal hinunterschluckt. Das ist denn eine böse Operation, wobey man, wie beym Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben.

Desto mehr aus dem frischen Ganzen ist Schillers Tell, den Sie nun auch bald sehen werden . . .

Mögen Sie mir bald etwas von sich sagen, so würden Sie mir ein großes Vergnügen machen; schon haben wir einander zu lang geschwiegen.

Soviel für heute mit dem herzlichsten Gruß.

W. d. 27. Febr. 1804. Goethe.

Eichstädt hatte Goethe über mehrere ihm für die „Litteratur-Zeitung" zugegangene Rezensionen berichtet und u. a. geschrieben: „Eine Recension der Schlegelschen Blumensträuße,[1] mit welcher Voß mich in große Verlegenheit setzt."

Hierauf erwidert Goethe in Brief

1062.

An Eichstädt.

Diese Recension können wir nicht wohl abdrucken, weil sie animos ist ohne gründlich zu sein. Ich wünschte sehr,

[1] A. W. Schlegels „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie" (Berlin 1803).

daß die ganze Angelegenheit der neuen italienischen und spanischen Übersetzungs- und Nachahmungsperiode bey uns recht ausführlich zur Sprache käme, und da möchte denn auch, wenn das Gelungene dargelegt ist, das Verfehlte zur Sprache kommen. Aber einen Mann wie Schlegel, der so viel geleistet hat, dürfen wir nicht wie einen Schüler abfertigen.

Ich wünschte, daß unser vortrefflicher Voß sich mit uns überzeuge, daß bey einem solchen Unternehmen, wie die Allgemeine Literaturzeitung, gar manches aufgenommen werden muß das nicht völlig mit unseren Überzeugungen zusammentrifft. Der Platz ist zu eng, als daß ich mehr sagen könnte. Künftig das Weitere.

Weimar d. 29. Februar 1804. G.

Für Goethes Art seiner Beteiligung an den Redaktionsgeschäften der „Litteratur-Zeitung" ist auch einiges charakteristisch, was er schreibt in Brief

1063.*

An Eichstädt.

(21. März.)

(Brief Eichstädts:)	(Goethes Antwort:)
Ew. Hochgeboren wollte ich in vergangener Woche keine unzeitige Störung verursachen; desto mehr folgt heute. Nämlich:	
A. Ein Brief von Prof. Wagner in Würzburg. Er zeigt sich auch darin als ein Mann von Kraft und Unternehmung,	Ad A. Mit Herrn Wagner rathe sachte zu gehen. Der hochfahrende Ton seines Briefes gefällt mir

aber sein Beytritt wird uns manche Noth machen.

nicht. Womöglich verschaffen mir Ew. Wohlgeb. die Recension des Alarcos in den Süddeutschen pr. Annalen, daß man doch sehe inwiefern diese Klaue auf einen Löwen deute.

Selbst die beygefügte Anzeige würde schwerlich ohne Beleidigung des koburger Hofes in unserer Zeitung abgedruckt werden können.

Bin derselben Überzeugung. Auch ist es kein hübscher Zug, Notizen von ausgeschlagnem Ruf selbst ins Publicum zu bringen . . .

D. Eine belletristische[1] von demselben[1] und eine andere über dasselbe Buch von Schorch in Erfurt. Vielleicht aber ist's am besten den Schorch wie die Expectorationen in unserer Zeitung ganz zu übergehen. Ich erwarte darüber Ihren gütigen Wink.

Ad D. Wie schon gesagt: über sogenannte Belletristik müssen wir uns einmal recht aussprechen. Es giebt immer eine schreckliche Marmelade, wenn dilettantische Schriften von Dilettanten beurtheilt werden: der Nagel hat keinen Kopf und der Hammer trifft falsch. Hier tritt nun noch gar das Pasquillantische mit ein. Bin daher völlig Ihrer Meinung.

[1] Rezension von Hennigs.

I. Nachricht über die Jesuiten, aus Heilbronn eingesandt. Würde sie im Intelligenzblatt Anstoß finden?

Ad I. Wäre wohl zurückzulegen. Wollten aber Ew. Wohlgeb. von solchen Notizen sich eine Sammlung machen (betreffend Jesuiten, geheime Gesellschaften, Kryptokatholicismus ꝛc.) so könnte man vielleicht in einiger Zeit von Resultaten Gebrauch machen. Diese Gespenster und Unholden wird man nicht los.

K. Ugolino von Boehlendorff. Vielleicht gefällt es Ew. Hochgeboren ein Wort darüber zu sagen oder eine Anzeige anderswo zu veranlassen.

Ad K. War schon im Manuscript bey mir und konnte ich ihm nichts abgewinnen, wie jetzt im Druck. Ich müßte mich sehr irren oder es ist eine von den Productionen, wie sie jetzt möglich werden: null ohne schlecht zu seyn. Null, weil sie keinen Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt; dabey nicht unangenehm, weil eine leidliche Natur hervorblickt, nichts Unvernünftiges, Fratzenhaftes erscheint — ohnge-

fähr wie Meyers Tobias. Man könnte im belletristischen Fache recht aufräumen, wenn man gleich ein paar Dutzend solcher Arbeiten zusammennähme und unter dieser Rubrik abfertigte. Leider aber machen die Mittelmäßigkeiten dem Urtheil mehr zu schaffen, als die guten und schlechten Werke . . .

1064.*

An Zelter.

So mancher Reisende zeugt von Ihren Wercken und Thaten, insofern sie erscheinen und nach aussen wircken; Ihr erquickender Brief läßt mich in's innre sehen, wo keine Stahlfeder treibt, sondern ein lebendiger Geist anregt. Wie schätz ich Sie glücklich daß Sie in diesem selbstgeschaffnen Elemente bildend fortwircken und daß Sie hoffen können auch etwas für die Dauer geleistet zu haben. Dabey muß man denn auch, däucht mich, der großen Masse zu Ehren reden, auf die man oft schilt, die aber denn doch die bildsamen Organe hergiebt und auch Mittel verleiht das geleistete fortzupflanzen. Wir andern, in unsern engen Kreisen, thun, wie Zauberer, augenblickliche Wunder und sehen sogleich jedes aus der Luft gegriffne Phantom wieder in Luft zerfließen.

Haben Sie Abschrift oder Conzept Ihres eingereichten Aufsatzes;[1] so theilen Sie mir ihn mit, daß ich mich daran labe. Was Sie davon melden ist ganz nach meinem Herzen.

Freylich haben die Menschen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff vom Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander, denn man begreift nur was man selbst machen kann, und man faßt nur was man selbst hervorbringen kann. Weil in der Erfahrung alles zerstückelt erscheint; so glaubt man das Höchste auch aus Stücken zusammensetzen zu können.

Von dem herrlichen Genuß den Sie so manchem gewähren bin ich leider getrennt; was ich mir davon im Geiste zueigne, ist mir schon ein großes Gut. Sagen Sie mir manchmal ein frohes, lebendiges Wort!

Fast möcht ich schließen, doch füge noch einiges besondre hinzu.

Was unser Schauspiel zu leisten vermag hat sich beym Tell[2] gezeigt, der recht gehörig gegeben worden. Unsre Oper ist dagegen desto unerfreulicher. Gestern fand ich Ihre schönen Bemerckungen über so manche Orchesterpunckte, davon ich keinen Gebrauch machen können, weil ich das Chaotische Wesen eben aufgeben mußte. Darf ich etwa die kleinen Aufsätze in das Intell: Blatt der Jenaischen ALZ. einrücken lassen? unter den Strich, am Ende, wo Sie manche gute Bemerckung über Kunst und Sprache werden gefunden haben. Darf ich W. K. F.[3] drunter setzen? Wodurch wir die Aufsätze bezeichnen, die von uns, oder ganz in unserm Sinne sind. Wo möglich geben Sie uns auch bald eine Recension.

---

[1] Ueber den Zustand des Kunstwesens im preußischen Staate.
[2] Erste Aufführung am 17. März.
[3] Weimarer Kunst-Freunde.

Mein Schreiber[1] ist von mir weggezogen und so muß ich, nach so vielen Jahren, selbst wieder die Feder ergreifen. Ob ich einen andern finde der mir eben so bequem ist? ob ich eigenhändig ein besserer oder schlimmerer Correspondent werde muß sich zeigen . . .

W. d. 28. März 1804. Goethe.

1065.

An C. G. Voigt.

Hierbey die Tieckischen Entwürfe mit wenig Bemerckungen. Meyer sagte mir daß Sie die Gefangne[2] nicht billigten, wir sind gleicher Meynung. Durch meinen Vorschlag dächt ich wäre der Sache so ziemlich geholfen.

Dem. Maas habe, nach genommener Abrede, mit Wache beehrt. Wegen der Dauer dieser Quasi Strafe wünsche Ihre gefällige Meynung. Wie schlägt man einen Tag Arrest zu Gelde an? ich bin immer so unglücklich dergleichen zu vergessen.

Seren. Gothanus[3] ist denn auch zu seinen Vätern! Bitte um Communication einiger näheren Umstände seiner letzten Tage.

Mich bestens empfehlend

W. d. 23. Apr. 1804. G.

1066.

An Lindenzweig.

Mit dem 26. dieses Monats hört die zeitherige Gage des abgehenden Schauspielers Grüner auf, und von dieser

[1] Geist.

[2] „Die drei Gefangenen" von P. A. Wolff.

[3] Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha, der am 20. April gestorben war.

Zeit an wird die Gage des gut einschlagenden Hofschauspielers Wolff[1] von fünf auf

Sechs Thaler

wöchentlich erhöht, wovon der Fürstl. Hof Registrator und Theatercasse Rechnungsführer Lindenzweig hiermit benachrichtigt wird.

Signatum Weimar den 31. May 1804.

Fürstl. Hoftheater Commission das.

J. W. v. Goethe. F. Kirms.

1067.

An den Herzog Carl August.

(5. Juni.)

Ein Billet von Schiller,[2] zu huldvoller Beherzigung, folgt hierbey. Morgen werde bey Zeiten aufwarten.

Goethe.

[1] Pius Alexander Wolff.

[2] Schiller, der mit seiner Gattin im Mai in Berlin gewesen, hatte dort einen Antrag erhalten, eine feste Stellung anzunehmen. In dem „Billet" vom 5. Juni schreibt Schiller an den Herzog u. a.: „Ganz unerwartet und ungesucht geschahen mir Anträge von Seiten des Cabinetsraths Beyme, mich dort zu fixiren. Man hat mich aufgefordert, meine Bedingungen zu machen, und ist geneigt mir so viel zu bewilligen, als ich zu meiner Existenz in einer großen Stadt würde nöthig haben. Der Ertrag meiner Schriften würde demnach mein reiner Gewinn seyn. Aber meine hiesigen Verhältnisse sind mir so theuer, daß ich mit Freuden auch künftighin zwey Drittheile dieser Einnahme jährlich zusetzen will, wenn ich durch die Großmuth Eurer Durchlaucht in den Stand gesetzt werde, Ein Drittheil davon das Jahr für meine Kinder zurückzulegen." Der Herzog erwiderte, Schiller möge offen seine Forderung aussprechen. Schiller wandte sich nun mit obenstehendem Briefe an Goethe, der ihn mit obigen Zeilen dem Herzog übermittelte. Nach der Unterredung mit Goethe schreibt Carl August an Geh. Rat Voigt: „Mit Goethe habe ich pto Schillers verabredet: Ich will ihm 400 rth. von Joh. an zulegen und bei schicklicher Gelegenheit noch 200 rth., indessen wollen wir die Sache ein bischen stille gehen laßen, damit Schiller vielleicht die Berliner um eine tüchtige Pension prellen könne, die sie ihm vielleicht accordiren, wenn er sich auf gewisse accorde mit seinen Stücken, und vielleicht auf eine gewisse Zeit mit den Berlinern setzt, wo er dorten gegenwärtig wäre, um die Aufführung seiner theatral. Arbeiten zu dirigiren: mir ist dieser Gedanke beigefallen um Schillern für sein honettes Betragen einen Weg an Hand zu geben, wo er noch beßer stehen wird, als wie er es in seinem Briefe auszudrücken waget und um meinen Spaß mit den Berlinern zu haben.

Carl August."

1068.

An Iffland.

Auf Ew. Wohlgeb. vertrauliche Zuschriften war ich eben im Begriff zu antworten, als ich vernahm, daß Freund Schiller sich bey Ihnen befinde.[1] Ich war überzeugt, daß er auch ohne Auftrag Sie meiner dauernden Hochachtung und meines aufrichtigen Zutrauens versichern würde.

Die theatralischen Verhältnisse haben so manches Wandelbare, daß man auf Veränderungen immer vorbereitet seyn muß, und wenn es gleich für uns einigermaßen unbequem ist, daß unsere Schauspieler auf größeren, und besser ausgestatteten Theatern eine gute Aufnahme finden, so müssen wir die Ehre für etwas rechnen, die uns dadurch erzeigt wird, und uns wenigstens einbilden, daß wir zu Beförderung der Kunst und der Künstler einiges beytragen. Übrigens ist nichts gegen ein neueres Engagement zu erinnern, das erst seinen Anfang nimmt, wenn der Termin des alten verlaufen ist; wobey ich jedoch bemerken will, daß Dem. Maas um frühere Entlassung nachgesucht hat, welche wir jedoch auf keinen Fall gewähren können.

Wegen Götz von Berlichingen melde ich sogleich so bald er mir producibel ist. Leider will er sich noch immer nicht auf die Bühne fügen. Eine angebohrne Unart ist schwer zu meistern.

Der ich mich mit immer gleichen Gesinnungen unterzeichne

Ew. Wohlgeb.
ganz ergebensten Diener
Goethe.

Weimar
den 14. Juny 1804.

[1] Während dessen Berliner Aufenthalt.

1069.

An Dr. Nikolaus Meyer.

Daß wir uns im Hause eins auf das andere verlassen haben, daß Vater, Mutter und Sohn immer eins von dem andern glaubte, daß es für das Übersendete gedankt habe, ist nunmehr Ursach des scheinbaren Undankes geworden.

Sie hatten uns durch das Fäßchen Austern sehr überrascht. Es war bey warmem Wetter angelangt und der Inhalt fand sich völlig genießbar. Das beygefügte Stück[1] ward sehr gut aufgenommen und wirklich, man hätte ein sehr bärbeißiger Recensent seyn müssen, wenn man unter solchen Umständen das Verdienst dieser Arbeit nicht hätte anerkennen wollen.

Sehr oft wünschen wir bey manchem Genusse, daß Sie auch, wie vormals, daran Theil nehmen möchten. Besonders hat unser Theater durch die Aufführung des Tell zum Schluß des Winters etwas Vorzügliches geleistet. Es wird erst gegen Michael in Druck erscheinen und das erste Exemplar, was mir zur Hand kommt, soll die Reise zu Ihnen sogleich antreten. Lassen Sie uns dagegen manchmal etwas von Ihren See- und Handelsproducten zukommen und versäumen Sie nicht uns von Zeit zu Zeit von Ihrem Befinden Nachricht zu geben.

Der ich mich und die Meinigen zu geneigtem Andenken angelegentlich empfehle.

Weimar am 11. July 1804.

Goethe.

[1] Von Corti, der durch Meyer ein Drama an Goethe gesandt hatte mit der Bitte, „keine Notiz von ihm als Schriftsteller zu nehmen, sondern seine kleine Arbeit etwa beim Dessert, das aber aus diesen Austern bestehen müßte, gefällig anzusehen.“

1070.*

An Zelter.

Ihr Aufsatz,[1] verehrter Freund, hat mir und einigen Eingeweihten, denen ich solchen communicirt, viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut und wir sind in unserer Überzeugung vom Guten und Rechten gestärkt worden. Er ist ganz aus dem Grunde des Charakters und Talents hervorgegangen und muß auf einigermaßen empfängliche Gemüther die lebhafteste Wirkung hervorbringen. Was wird aber die Welt daran finden und daraus machen? die nicht gern hören mag, wenn man die Klagepuncte gegen sie articulirt, und die freylich nicht daran denken kann einen würdigen Genuß zu schaffen, den sie nicht kennt, sondern vielmehr nach einem flüchtigen hascht, der sich aus ihr selbst gebildet hat und ihr also gemäß ist.

Sehr schlimm ist es in unsern Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit werth ist, mit der Zeit im Widerspruch befindet und daß der ächte Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er das besitzt und mittheilen könnte was die Menschen suchen.

Wir sind darin mit Ihnen einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sey und daß für ein Gouvernement selbst in jedem Sinne nichts wünschenswerther seyn müßte als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist. Sie haben hierüber sich so schön und bündig ausgedrückt, daß man nichts hinzuzusetzen wüßte.

[1] Vergl. Brief 1064.

Nun wollten wir aber um der Wirkung willen Ihnen ans Herz legen, daß Sie wo möglich die Opposition, in der Sie mit der Zeit stehen, verbärgen, auch überhaupt mehr von den Vortheilen welche Religion und Sitten aus einer solchen Anstalt ziehen, als von denjenigen sprächen welche die Kunst zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt sind, die Menschen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unserer Argumente bedienen, sondern wir müssen bedenken, was ohngefähr die ihrigen wären.

Heute sage ich nicht mehr, damit gegenwärtiges, das ich schon so lange verschoben, fortkomme. Der Aufsatz liegt bey, den ich mir habe abschreiben lassen, um ihn manchmal wieder zu lesen und solchen Freunden mitzutheilen, die sich daran erquicken.

Wie sehnlich wünschte ich Sie in dem Wirkungskreise zu sehen, außerhalb dessen Sie, wie ich wohl fühle, nicht zufrieden leben können.

Haben Sie irgend eins meiner, oder eines Freundes Lieder componirt, so bitte ich mir solche gefällig zuzusenden. Es ist zwar jetzt alles ton- und klanglos um mich her, aber was von Ihnen kommt, verschaffe ich mir doch zu hören und ich fühle mich wieder auf eine ganze Zeit erfrischt . . .

Leben Sie recht wohl und gedenken mein und schreiben mir bald wieder.

W. d. 13. Juli 1804. G.

1071.*

An Christiane Vulpius.

Ich habe mich lange nicht so wohl befunden als diese Tage her, sogar habe ich wieder Lust zum Götz, deßwegen

ist mirs doppelt lieb daß du auch vergnügt in Lauchstedt bist. Bleibe so lange dort als es dir gefällt und laß dir vom Cassier[1] geben was du brauchst. Von deiner Leipziger Reise hoff ich gutes zu hören. Es ist recht artig daß du diese Stadt auch einmal ausser der Messe siehst . . .

Lebe recht wohl und vergnügt. Im Hause geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geistchen scheint darin umzugehen und alles anzuordnen. Alles grüßt.

W. d. 17. Jul. 1804. G.

1072.

An Christiane Vulpius.

Dein Brief mit der Post kam zu rechter Zeit an, auch der heutige durch den Boten. Ich wünsche dir Glück daß alles so gut geht und freue mich herzlich darüber. Hier im Hause geht alles auch in der Ordnung. Voßens waren vier Tage hier und da war das Essen recht ordentlich. Es ist noch kein Verdruß vorgefallen. Carl besonders macht alles nach meinem Sinn.

Ich bin am Götz und wenn ich noch vierzehn Tage fortfahre; so kann ich damit zu Rande kommen.

Nun dächte ich du schicktest Sonntag den 29ten den Wagen, da könnte Dienstag d. 31. Jul. Gustel und Herr Riemer[2] abfahren und es hinge von dir ab Montag d. 6. Aug. oder acht Tage später zurückzukommen. Solange dir's Freude macht, solange bin ich es auch zufrieden. Die Stunden die ich sonst mit dir verplaudere arbeite ich am Götz und so wird auch dir ein Vergnügen auf deine Rückkunft bereitet.

[1] Des dort gastierenden Weimarer Theaters.

[2] Fr. Wilh. Riemer (1774—1845), seit September 1803 Augusts Hauslehrer später (1812) Professor am Weimarer Gymnasium, von 1816 an der Weimarer Bibliothek. Er war vielfach Goethes Sekretär.

Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich daß die freymüthigen und eleganten Misgönner erst ihren Zweck erreichen, wenn man sich ärgert. Freylich muß es die Neider verdrießen wenn die Königin Mutter von Preußen überall sagt und wiederhohlt daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen wie die vom Tell die sie in Lauchstedt sah. Das macht bös Blut und Galle die sie dann in ihren Blättern ausschütten.

Lebe recht wohl und vergnügt, und schreibe fleißig. Waschwasser kommt mit, Wein soll folgen.

W. d. 24. Jul. 1804.

G.

1073.

An Christiane Vulpius.

Die Kutsche ist glücklich angekommen und August war ausser sich für Freuden als er vernahm wo es hinaus sollte. Er kommt nun mit Riemer und ich wünsche euch zusammen viel Vergnügen. Ich freue mich sehr daß dir alles nach Wunsch geht und bin recht wohl zufrieden daß du d. 6. August auf deinen Geburtstag nach Tische bey mir wieder eintreffest. Ich will eine Flasche Champagner parat halten um dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt sehr dich wieder zu haben. Im Hause geht alles ordentlich. Nach Lauchstedt kann ich nicht. Sage aber der Gesellschaft daß wie sie ankommen Leseprobe vom Götz seyn wird. Grüsse alles. Und gedencke mein. Auf baldiges Widersehn.

W. d. 28. Jul. 1804. G.

1074.

An Zelter.

Für die durch Dem. Amelang[1] überschickten Comödienzettel danke vielmals. Auf das Schillerische Lied[2] freue ich mich; es soll so gut als möglich executirt werden, sobald unsere Umgebung wieder zu klingen anfängt.

Von meinem Götz von Berlichingen hoffe in vier Wochen Leseprobe zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz:[3] was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan seyn sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig.

Nun wollte ich Sie um ein Paar kleine Stücke Musik bitten, erstlich zu Georgens Lied: Es fing ein Knab ein Vögelein, das Sie, wie ich glaube, schon componirt haben. Zweytens um einen sanften, andächtigen, herzerhebenden vierstimmigen Gesang, mit lateinischem Text, der ohngefähr acht Minuten dauert. Es kann ein Stück aus einer Messe seyn, oder was es auch sonst ist.

Wie sehr wünschte ich, daß wir uns näher wohnten, oder beyde mobiler wären; denn es ist nicht zu berechnen,

[1] Schauspielerin.
[2] Berglied.
[3] Ueber den Zustand des Kunstwesens im preußischen Staate.

was dauernde wechselseitige Mittheilung hervorbringt. Lassen Sie uns also wenigstens von Zeit zu Zeit schriftlich communiciren.

Schiller hat in seinem Tell ein treffliches Werck geliefert dessen wir uns alle zu erfreuen haben.

Tausend Lebewohl.

W. d. 30. Jul. 1804.

Goethe.

1075.

An W. v. Humboldt.*

(30. Juli.)

Vorliegendes Blättchen No. 1[1] hatte ich schon vor Monaten an Ihre liebe Dame geschrieben; sie ist die Zeit hier gewesen und ich habe das Vergnügen gehabt mich mit ihr zu unterhalten; sie ist, wie ich höre, glücklich in Paris an- und niedergekommen.[2] Möge sie nun auch bald Ihren Herrn Bruder[3] dort umarmen, der für uns gewissermaßen von den Todten wieder aufersteht. Ihr lieber Brief vom 25. Februar ist mir seiner Zeit auch richtig geworden und ich merke jetzt, indem ich die lange Pause, worin ich nichts von mir hören lassen, überdenke, in welchen sonderbaren Bewegungen mir diese Zeit verstrichen.

Schillers Tell ist schon eine Weile fertig und gespielt, ein außerordentliches Product, worin seine dramatische Kunst neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Sensation macht. Sie werden es auch bald erhalten; denn es wird schon daran gedruckt.

[1] Ein Brief an Caroline v. Humboldt vom 25. Januar.
[2] Mit einem Mädchen, das nach wenigen Wochen starb.
[3] Alexander v. Humboldt kehrte aus Südamerika zurück.

Ich habe mich zu einem Versuch verführen lassen meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen. Dieß war ein fast unmögliches Unternehmen, indem seine Grundrichtung antitheatralisch ist, auch habe ich, wie Penelope, nun ein Jahr immer dran gewoben und aufgedröselt, wobey ich viel gelernt, ich fürchte aber, zu dem vorliegenden Zweck, nicht alles geleistet habe. In ohngefähr sechs Wochen denke ich ihn zu geben[1] und Schiller wird Ihnen wohl ein Wort darüber sagen . . .

Überhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold weggebannt ist; auch geht es auf unserer Schule recht gut. Voßens ältester Sohn[2] ist als Professor angestellt, der von seinem Vater diese gründliche Neigung zum Alterthum und besonders von der Sprachseite geerbt hat, worauf doch alles bey einem Schulmanne ankommt.

Riemer hält sich in meinem Hause auch recht gut und ich bin mit den Fortschritten meines Knaben, der freylich mehr Neigung zum Gegenstand als zum Ausdruck hat, ganz leidlich zufrieden.

Das Project der Frau von Stael einen Theil des Sommers hier zuzubringen ist durch den Tod ihres Vaters vereitelt worden. Sie hat Schlegeln[3] von Berlin mitgenommen, sie sind zusammen in Coppet und werden wohl gegen den Winter nach Italien kommen. Ein solcher Besuch muß Ihnen, werther Freund, erfreulicher seyn als mancher andere . . .

Daß Sie an meiner natürlichen Tochter Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troste. Denn wenn ich gegen meine abwesenden Freunde so lange stumm bin, so ist

[1] Die erste Aufführung erfolgte am 22. September.
[2] Joh. Heinrich Voß (1779—1822).
[3] A. W. Schlegel begleitete Frau v. Staël nach Italien, Paris und dem Schloß Coppet am Genfer See.

mein Wunsch durch das was ich im Stillen arbeite, mich endlich auf einmal wieder mit Ihnen in Verhältniß zu setzen. Leider bin ich von dieser Arbeit abgekommen und weiß nicht, wenn ich die Folge werde leisten können.

Haben Sie die zwanzig lyrischen Gedichte gesehen, die in einem Taschenbuche dieses Jahres[1] von mir herausgekommen sind? Einiges befindet sich darunter das Ihnen nicht mißfällig seyn sollte. Vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem und schreiben mir bald. Theilen Sie mir manche Bemerkungen über Länder, Nationen, Menschen und Sprachen mit, die so belehrend und auffordernd sind. Versäumen Sie auch nicht mir von Ihrer und der lieben Ihrigen Gesundheit etwas zu melden.

1076.

An Christiane Vulpius.

Daß ihr den Montag wiederkommt freut mich sehr, ich wollte ihr wärt schon da. Wenn man zusammen ist; so weiß man nicht was man hat, weil man es so gewohnt ist. Wir wollen recht vergnügt diese schönen Monate noch zusammen leben.

Im Hause geht alles recht gut und ich kann durchaus zufrieden seyn. Auf deine Erzählungen freue ich mich sehr, auch hier passirt einiges merckwürdige.

Schiller ist leider in Jena sehr kranck gewesen, aber wieder ausser Gefahr. Die Frau ist glücklich von einer Tochter[2] entbunden.

Lebet recht wohl und vergnügt euch und kommt glücklich wieder. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

W. d. 1. Aug. 1804. Goethe.

[1] „Taschenbuch auf das Jahr 1804". Herausgegeben von Wieland und Goethe.
[2] Emilie, am 25. Juli.

1077.*

An Schiller.

Ihre Hand wieder zu sehen war mir höchst erfreulich. Über Ihren Unfall, den ich spät erfuhr, habe ich gemurrt und mich geärgert, so wie sich meine Schmerzen gewöhnlich auslassen. Sehr herzlich freue ich mich daß es besser geht. Halten Sie Sich nur ruhig in dieser heißen Zeit.

Von Zelter folgt hier ein Brief an mich und Sie. Es ist eine grundwackre und treffliche Natur, die unter Päpsten und Kardinälen, zu recht derber Zeit, hätte sollen gebohren werden. Wie jämmerlich ist es ihn, auf diesem Sand, nach dem Elemente seines Ursprungs schnappen zu sehen ...

W. d. 5. Aug. 1804. G.

1078.*

An den Prinzen August von Gotha.

... Ich habe mich jederzeit sorgfältig bey allen Gothanern, die ich gesehen, um Ew. Durchl. Befinden erkundigt und mit Vergnügen vernommen, daß Ihre Heiterkeit, wie immer, diejenigen Übel überwiegt, denen man mehr oder weniger nicht ausweicht. Um von mir zu reden, so habe ich bisher in allerley unerwarteten und unerwünschten Thätigkeiten gelebt, und wie gar manches in der Welt einen umgekehrten Gang nimmt, so häufen sich die Forderungen, die an uns geschehen, mit dem Alter, das uns ihnen genug zu thun unfähiger macht, anstatt daß wir in der Jugend aus Mangel an Einsicht und Verbindungen oft nicht wissen, wo wir mit unsern Kräften hin sollen. Erlauben mir Ew. Durchl. diese allgemeine Betrachtung anstatt der besondern, die sich mir

beym Schreiben aufdringen, und vergönnen mir die Erzählung manches Erfreulichen und Unerfreulichen bis auf den Augenblick zu versparen, in welchem ich das Glück haben werde aufzuwarten, den zu beschleunigen mir jetzt eine wahre Angelegenheit ist. Unter manchen andern Dingen beschäftigt mich gegenwärtig die Umarbeitung des Götz von Berlichingen, wobey ich mir wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, als ein wahres Symbol der zeitlichen Ewigkeit vorkomme. Ohngefähr in sechs Wochen hoffe ich ihn spielen zu lassen und nach dreyßig Jahren von diesem wiedergebornen Mondkalb zum zweytenmal entbunden zu werden. Ist es mir möglich, so halte ich meinen Kirchgang zu Ihnen; wenigstens will ich mich auf dieses Fest, wenn es mir auch nicht gewährt seyn sollte, zum Voraus freuen. Erhalten Sie mir ein gnädiges Andenken, empfehlen Sie mich dem verehrten Franckenbergischen Hause[1] und bleiben meiner, obgleich oft stummen, doch ewig treuen Anhänglichkeit versichert.

Abgeschickt d. 6. Aug. 1804.

1079.

An Zelter.

Für die baldige Übersendung des Liedchens[2] danke ich zum allerschönsten, und will nun etwas näheres wegen des Chors zu Götz sagen. Es wird eigentlich zur Trauung von Maria und Sickingen gesungen. Der einfache Kirchzug geschieht mit Gesang übers Theater, eine Orgel kann man recht gut von weitem hören, und da die Capelle zunächst ist, so hört man auch den Gesang fort, indessen außen eine Scene vorgeht. Sie werden daher die Güte haben etwa

[1] Familie des Ministers S. Fr. Ludwig v. Franckenberg.
[2] Georgs Lied im „Götz“.

Worte aus einem Psalm zu wählen. Der Charakter ist, wie Sie bemerken, feyerlich und sanft, ins Traurige ziehend, wegen der Umstände, und die folgende Scene vorbereitend, wo die eben erst Getrauten vom Götz gleichsam fortgetrieben werden. Alles wohl überlegt, so haben Sie völlig recht, daß acht Minuten zu lang ist; wir wollen uns mit vieren begnügen, welche auszufüllen völlig in meiner Gewalt steht.

Wegen des Tabaks[1] kann ich folgendes melden:

Er war allerdings von unserer gnädigen und gütigen Fürstin, der Herzogin Mutter, welche diese Schachtel in Neapel hatte geschenkt bekommen und diesen Schatz lange Zeit aufbewahrt hatte. Wo also eine gleiche herzunehmen? wäre eine schwer zu beantwortende Frage. Nun kommt es darauf an, ob sich etwa ein ähnlicher irgendwo entdecken läßt. Hie und da möchte wohl noch etwas dergleichen in den Garderoben unserer hohen Gönner zu finden seyn, an Erkundigung soll es nicht fehlen und sobald sich etwas zeigt, soll es übersendet werden. Es wird mir eine große Freude seyn, wenn ich Ihnen wieder eine Provision verschaffen kann.

Die Melodie des Ständchens ist sehr angenehm und paßt freylich besser auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardtische sehr lobenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen also der schönste Dank bebracht seyn soll.

Das Liedchen für George ist ganz zweckmäßig ohne Instrumental Musik. Wir wollen sehen wie sich das Knäblein herauszieht.

Ich verlange sehr diesen umgearbeiteten Götz außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, so wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde zwar gesammelt,

[1] Spaniol.

aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden spielen. Sollte es in Berlin gegeben werden, so bitte ich Sie gar sehr mir gleich von dem ersten Eindruck zu schreiben, den es auf Sie macht; denn außer der Exposition der ersten anderthalb Acte, welche fast ganz geblieben sind, ist das Stück durchaus decomponirt und recomponirt.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und danken Sie ihr für den Antheil an meinen Söhnen und Töchtern. Leider steht es mit der Fortsetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde. Ja ich bin sogar manchmal versucht den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen der erst intendirten 3 Theile ein einziges Stück zu machen. Freylich würden die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen. Leben Sie wohl und verzeihen heute ein confuses Geschreibe.

W. d. 8. Aug. 1804. G.

1080.

An Eichstädt.

Die Theilnahme des Herrn Bernhardi[1] an unserm Institute ist von solcher Bedeutung, daß ich sehr wünsche, man möchte sich auch über den gegenwärtigen Fall vereinigen. Ich theile nur im Allgemeinen und wie die Stunde mich drängt, aus dem Stegreif meine Gedanken mit.

Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freylich der Eine organischer zu verflechten vermag, als

[1] Aug. Ferd. Bernhardi (1770—1820), Berliner Schulmann, Tiecks Schwager, sollte Schillers Gedichte für die „Litteratur-Zeitung“ rezensieren; die Rezension ist jedoch nicht erschienen.

der Andere, doch kommt es auch viel auf den Beschauer an, von welcher Maxime dieser ausgeht. Ist er zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht.

Man kann in Raphaelischen Frescogemälden zeigen, wie sie theilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang, als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen seyn.

Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technische Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, Odyssee und Ilias, vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird läugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe.

Das alles soll nur soviel andeuten, daß der Dichter, besonders der moderne, der lebende, Anspruch an die Neigung des Lesers, des Beurtheilers machen und voraussetzen darf, daß man constructiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunctive Methode ein zartes, vielleicht schwaches Gewebe zerreiße oder den etwa schon vorhandenen Riß vergrößere.

Herr Bernhardi scheint die Härte seiner trefflichen Bemerkungen selbst zu fühlen, indem er sagt: manches scheint hier hart, weil ich das individuell bindende Princip nicht ausführen kann, weil die Verhältniße fehlen zur absoluten Kunst 2c.; ferner: bey dem edlen Dichter erscheint die Disharmonie als irdische Bedingung einer schönen Natur, als menschliche Schwäche einer edlen Seele, als negatives Glied eines schönen Gegensatzes.

Könnte Herr Bernhardi bey Beurtheilung der Werke unseres Freundes von diesen lebendigen und belebenden Principien ausgehn, könnte er bey der Behandlung mit billiger Milde verfahren, so brauchte nichts von den Gesinnungen und Überzeugungen verschwiegen zu werden und das Resultat müßte dem Dichter, seinen Freunden und dem Publicum höchst erwünscht seyn.

Noch eins! Bey strenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sey. Jede Rückkehr vom Irrthum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber seyn kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtseyn zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun ist gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden.

Wie man endlich unserm Dichter durchaus die Lieblichkeit absprechen könne, will mir nicht zu Sinne. Sollte nicht z. B. im Wallenstein sich das Verhältniß zwischen Max und Thekla und was daher entspringt in hoher, wünschenswerther Anmuth darstellen?

Freylich müßte es erst recht erfreulich und belehrend seyn, sich mit einem Manne wie Herrn Bernhardi über unsere literarische Angelegenheiten mündlich ausführlich zu unterhalten; alsdann würde das, was in aphoristischen schriftlichen Wechselerklärungen streng, hart und einseitig erscheint, sich bald in lebhafte Schätzung der unbedingten Kunst und in milde Würdigung des bedingten dichterischen Individuums auflösen.

Jena den 15. September 1804. G.

1081.

An Zelter.

Sie erhalten den verlangten Brief, den ich mir gelegentlich wieder erbitte. Ich glaube wohl, daß Judas Ischarioth[1] in Berlin wenig Glück gemacht hat. Man muß ein Sonntagskind seyn, wenn man das Verdienst eines solchen Gegenstandes gewahr werden will. Dagegen findet sich in dem Verzeichniß der Berliner Ausstellung manche Seite, ja manches Blatt, worauf geschrieben stehet, was auf dem Gemählde nicht zu sehen ist und nicht zu sehen seyn kann.

Daß ich nicht an Ihren Vorlesungen Theil zu nehmen im Stande bin, thut mir sehr leid. Zwar ist es meiner Natur gemäß an einem kleinen Orte zu leben; aber das schlimmste ist, daß man da fast nichts zu genießen hat, als was man sich selbst auftischt, da man an großen Orten oft und bequem zu Gaste gehen kann.

Bey Gelegenheit des zu Gaste Gehens fällt mir ein irdisch Bedürfniß ein, das Sie recht gut befriedigen können. Schicken Sie mir doch mit dem Postwagen einen halben Scheffel ächte märkische Rübchen, nur lassen Sie solche gut emballiren, damit sie nicht gleich von der Kälte leiden. Dagegen sende ich nächstens wieder einige griechische Früchte, die den großen Vorzug haben, daß sie Leib und Seele zugleich erquicken. Tausend lebe wohl.

W. d. 16. Dez. 1804.

J. W. v. Goethe.

[1] Ein Bild, dessen Beschreibung Zelter am 7. Oktober gesandt hatte.

1082.

An Schiller.

Sagen Sie mir, bester Freund, ein Wort von Sich und Ihren Arbeiten. Meine Versuche mich der hohen und schönen Welt zu nähern sind mir nicht zum Besten gelungen. Wenigstens auf einige Tage bin ich wieder in's Haus zurückgedrängt. Da möcht ich denn etwas erfreuliches von Ihrer Warte her. Und zugleich fragen ob Ihre Dame wohl morgen früh den Donnerstag mit den Freundinnen bey mir feyern möchte. Wohlseyn und Stimmung!

d. 9. Jan. 1805. G.

Eben höre ich daß die Hoheit[1] uns morgen beglückt. Es wäre recht artig wenn Sie sich entschlössen auch Theil zu nehmen.

1083.

An Schiller.

(17. Januar.)

Ob nun nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumspazieren, oder ob nach der neuen die verhältnißmäßig schwächeren Theile in Désavantage sind, genug bey mir hinkt es bald hier, bald dort, und sind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Diaphragma, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter ins Auge gezogen, wo sie mir denn am allerunwillkommensten sind.

Ich danke Ihnen, daß Sie der gestrigen Vorstellung[2] haben beywohnen wollen. Da das Stück günstig aufgenommen

[1] Erbprinzessin Maria Paulowna.
[2] Goethes „Mitschuldige“ waren am 16. Januar zum ersten Male in Weimar gegeben worden, zusammen mit dem „Bürgergeneral“, der seit 1793 im Weimarer Repertoire war.

worden, so läßt sich noch manches dafür thun, wie schon jetzt geschehen ist: denn es ist verschiedenes geändert. Mich dünkt, die Hauptsache kommt darauf an, daß man das, was allenfalls noch zu direct gegen die Decenz geht, mildere und vertusche, und daß man noch etwas heiteres, angenehmes, herzliches hineinretouchire. Bey den paar Proben, die ich im Zimmer hatte, ist mir manches eingefallen. Ich schicke Ihnen gelegentlich das Theaterexemplar, wo Sie die Veränderungen, die ich in diesem Sinne gemacht, schon beurtheilen können und mir Rath geben werden zu ferneren. Auch wird man die Schauspieler mehr bearbeiten können, da es doch der Mühe werth ist: denn ein Stück mehr auf dem Repertorium zu haben, ist von größerer Bedeutung als man glaubt.

Den Bürgergeneral will ich ehstens vornehmen. Ich dachte schon die dogmatische Figur des Edelmanns ganz herauszuwerfen; allein da müßte man einen glücklichen Einfall haben am Schluß die widerwärtigen Elemente durch eine Schnurre zu vereinigen, damit man den Deus ex machina nicht nöthig hätte. Das müßte man denn gelegentlich bedenken.

Da Oels bis auf den 26. Urlaub hat, so würde man wohl bey der frühern Austheilung[1] bleiben. Ich wünsche zu hören, wie weit Sie sind und wann Sie glauben Leseprobe halten zu können.

Da ich sobald noch nicht ausgehen kann, so besuchten Sie mich vielleicht bey guter Tageszeit auf ein Stündchen, vielleicht im Mittage. Ich würde Ihnen dazu den Wagen schicken.

Ich wünsche, daß Sie wohl leben und an eigene Plane denken mögen.

G.

[1] Der „Phädra“ in Schillers Uebersetzung.

1084.*

An Eichstädt.

. . . Was das philosophische Fach betrifft, so lassen Sie uns auf dem Wege verharren, den wir eingeschlagen haben und der sich schon als der beste bewährt hat. Überhaupt müssen wir von Rechts wegen besser wissen, was dem Publicum frommt, als es selber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Wasser genug da sey, aber woher es zu nehmen, das ist des Röhrmeisters Sache. Das Publicum in seiner Dunkelheit verlangt immer Wasser über Wasser und perhorrescirt oft die ergiebigsten Quellen; man muß das gut seyn lassen, still seyn und nach Überzeugung handeln . . .

Weimar den 23. Januar 1805. Goethe.

1085.

An J. v. Müller.

Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich mich zu meinem Schreiben einer fremden Hand[1] bediene; ich komme sonst besonders in dieser traurigen Jahrszeit nicht leicht zu dem Entschluß mich mit meinen lieben Abwesenden zu unterhalten.

Zuvörderst also nehmen Sie meinen besten Dank, daß Sie bey so großer und wichtiger Veränderung[2] Ihres Zustandes nicht nur den Gesinnungen nach der unsre geblieben sind, woran ich niemals gezweifelt habe, sondern auch thätig bey

[1] Riemers.
[2] Johannes v. Müller war Hofhistoriograph in Berlin geworden.

einem Institut fortwirken wollen, das Sie unter seine würdigsten Stifter zählt. Nehmen Sie Dank für die Zusicherung, daß Sie auch dieses Jahr im Geiste und mit der That sich zu uns halten werden. Leichter wird auf diese Weise manches Beschwerliche und Unangenehme zu überwinden seyn.

Daß bey einer neu eintretenden Jahres-Epoche die Mißwollenden ihr ganzes Klatschtalent aufbieten würden, um den Fortgang einer Anstalt, deren Möglichkeit sie zuerst läugneten, verdächtig zu machen, war vorauszusehn und es wird nicht das letztemal seyn, und hier bleibt auch wieder das Beste sie durch die That zu beschämen. Der Jenner[1] wird nächstens seine Gaben complet über das Publicum verbreiten, und ich denke, man soll ihn nicht karger finden, als seine zwölf ältern Brüder.

Übrigens wird Herr Hofrath Eichstädt wohl schon einiges über die Verhältnisse gemeldet haben und auch ich, der ich den literarischen sowohl als ökonomischen Zustand der Anstalt ziemlich kenne, kann Sie als einen freundschaftlichen Theilnehmer versichern, daß das Ganze von keiner Seite auch nicht die mindeste Gefahr läuft.

Dürfen wir denn wohl gegen das Frühjahr hoffen Sie bey uns zu sehen? Wir haben jetzt eine schöne junge Heilige[2] bey uns, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe werth ist. Besonders wünschte ich, daß Sie, mein Verehrter, unsre Erbprinzessin sähen, da Sie eine so große und weite Welt kennen und in jedem Sinn das Seltene besser zu schätzen wissen, als mancher andere.

Mögen Sie mir wohl gelegentlich ein Wort sagen, wie es Ihnen geht und mit was Sie sich vorzüglich beschäftigen? Was mich betrifft, ich habe diesen Winter zwar nicht viel

[1] Das Januarheft der „Litteratur-Zeitung".
[2] Maria Paulowna.

gethan, doch einiges zu Stande gebracht, was Ihnen Ostern vielleicht einige Unterhaltung gewährt.

Sehen Sie manchmal Herrn Tralles?[1] Wie geht es dem guten Mann, dem ich empfohlen zu seyn wünsche, wie auch Herrn Fichte, von dessen didaktischer Thätigkeit mir manches Gute zugekommen ist.

Herr Zelter ist gewiß auch unter denen, die Sie kennen und schätzen. Wohl wünschte ich Sie zusammen einmal in Berlin zu besuchen, wenn nur an einer solchen Expedition nicht andre Abenteuer hingen, die ich zu bestehen nicht den Muth habe.

Schiller grüßt. Er ist diesen Winter nicht ganz wohl, doch immer auf eine oder die andre Weise thätig. Auch Ihr Landsmann Meyer, der immer geschäftig ist, wünscht Ihnen empfohlen zu seyn.

Frau von Stael ist in Italien. Ob ihre passionirte Formlosigkeit durch diesen Aufenthalt etwas bestimmter werden, ob sie mehr Neigung zu den Künsten bey ihrer Rückkehr haben wird, muß die Zeit lehren. Marmontels Memoires[2] haben Ihnen doch auch wohl viel Freude gemacht. Das herzlichste Lebewohl.

W. d. 25. Jan. 1805. Goethe.

1086.

An Zelter.

Rübchen und Fisch sind glücklich angekommen, die ersten schön trocken, der zweyte tüchtig gefroren. Den Leberreim bleib' ich schuldig, so wie manches andre. Ich muß mir verschiedenes erst vom Halse schaffen, ehe ich wieder an

[1] Joh. Georg Tralles, Professor in Berlin.
[2] Memoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants.

einiges denken kann, was Ihnen Freude macht. Indessen werden Sie zwischen hier und Jubilate von mir und andern Freunden hie und da manches antreffen, woran Sie Theil nehmen mögen.

Durch Oels[1] hoffe ich von Ihnen zu erfahren und das versprochene Lied zu erhalten.

Götz von Berlichingen, der neue, ist schon seit Anfangs December an Iffland abgegangen. Es ist nun aber seine Manier in solchen Fällen stumm zu seyn und das Wesen bey sich zu cohobiren und zu schmoren, bis er es endlich gar genug glaubt, um damit hervorzukommen. Lassen Sie sich also nichts davon merken. Einem Mann von seinen Verdiensten muß man eine Eigenheit schon nachsehen, um so mehr, da eine solche Handelsweise in seiner Lage vielleicht nöthig ist. So viel für heute. Danken Sie Ihrer lieben Frau für das Übersendete. Das Recept ist genau befolgt worden und das Gericht ist sehr gut gerathen.

Nächstens wieder von Erscheinungen entgegengesetzter Polarität, von griechischen Gemählden und vom Tarentiner Spaniol. Leben Sie heiter und gedenken mein.

Weimar, den 29. Januar 1805. Goethe.

1087.

An Charlotte v. Stein.

Bey mir sieht es nicht so zierlich aus als in dem kleinen Billet, das ich mit Danck zurückschicke.[2] Mein Bote wird erzählt haben wie es ohngefähr mit mir steht.[3] Ich dancke für Ihr Andencken, für Ihre Theilnahme. Sagten Sie

[1] Schauspieler Oels war in Berlin auf Urlaub.

[2] Es war ein Billet der Erbprinzessin über „Werther", das dem Brief der Frau v. Stein beigelegen hatte.

[3] Goethe war schon seit Dezember leidend; im Januar war ein schmerzhaftes Nierenleiden hinzugetreten.

denn wohl unsrer gefeyerten Großfürstinn heute ein Wort des redlichsten Wunsches und der herzlichsten Verehrung von einem kaum erstandenen; dem sein kümmerliches Halbdaseyn gerade in diesen Tagen recht verdrieslich ist. Leben Sie wohl und gedencken Sie mein.

d. 15. Febr. 1805. G.

1088.

An Schiller.

Sie haben mir eine große Freude gemacht durch die Billigung meiner Recensionen.[1] Bey solchen Dingen weiß man niemals, ob man nicht zu viel thut, und durch das zu wenig wird es eben gar nichts.

Bey den Anmerkungen zum Rameau,[2] die ich jetzt nach und nach dictire, will ich mich auf ähnliche Weise gehen lassen, um so mehr als der Text von der Art ist, daß die Anmerkungen auch wohl gewürzt seyn dürfen. Es läßt sich bey dieser Gelegenheit manches frey über die französische Literatur sagen, die wir bisher meistens zu steif, entweder als Muster, oder als Widersacher, behandelt haben. Auch weil überall in der Welt dasselbe Mährchen gespielt wird, findet sich bey recht treuer Darstellung jener Erscheinungen gerade das, was wir jetzt auch erleben.

Ich wünsche sehr Sie wiederzusehen. Wagen Sie sich aber doch nicht zu früh aus, besonders bei dieser wilden Witterung.

[1] In der „Allg. Litteratur-Zeitung" vom 13. Februar, besonders über Hebels „Allemannische Gedichte" und Grübels Gedichte.

[2] Goethe war wohl von Schiller zur Uebersetzung von Diderots „Rameaus Neffe" angeregt worden. Am 26. November 1804 steht zum erstenmal in Goethes Tagebuch „Le Neveu de Rameau". Eine Abschrift des in der Petersburger Kaiserlichen Bibliothek befindlichen Manuskripts des noch unveröffentlichten „Dialogs" hatte Schiller am 16. Juni von Wolzogen erbeten.

Neues habe ich heute nicht zu senden und wünsche also nur von Herzen baldige Besserung.

Weimar den 28. Februar 1805. G.

1089.

An Kirms.

Möchten Ew. Wohlgeb. doch den Herrn Haide sprechen, und ihn von der Unmöglichkeit überzeugen, in der wir uns befinden, seinen Wunsch zu gewähren. Sie können ihm alsdann manches sagen, was man in einer commissarischen Resolution nicht aufnehmen kann.

Der Zuschauer, vom ersten bis zum letzten, kann fordern, daß eine Vorstellung ununterbrochen fortgehe. Es ist das das erste Erforderniß, und wenn irgend eine Art von Illusion beym Zuschauer stattfindet, so wird sie durch das Außenbleiben eines Acteurs auf das Grausamste unterbrochen. Die Direction hat also zu sorgen, daß es nicht vorfalle.

Herr Haide hat selbst sich in der Verlegenheit gesehen, nach einem gewissen Monologe den folgenden Schauspieler eine Zeitlang zu erwarten. Der Fall ist bestraft worden, so wie alle, die bisher bemerklich geworden sind.

Kennt man auch überdies noch die eifersüchtige Aufmerksamkeit der Schauspieler, daß keine Ausnahme gemacht, daß einem wie dem andern begegnet werde, so folgt unausweichlich, daß fürstlicher Commission in dieser Sache, die ihr ohnehin kein Vergnügen macht, die Hände gebunden seien.

Wie viel läßt sich nicht noch hinzufügen, was unmittelbar aus dem Verhältniß folgt!

Weimar 7. März 1805.

1090.*

An Eichstädt.

So sehr ich dem romantischen sämmtlichen Banner an Rittern, Knappen und Troß das Beste wünsche und auch recht gerne sehe, daß sie auf unserm Felde gut behandelt werden, so würde ich doch nicht rathen die zurückkommenden drey Recensionen in die Zeitung einzurücken, da sie gar zu schüler- und jüngerhaft abgefaßt sind.

No. 1[1] ist der schwächste Compan und befindet sich im Zustande der hohlen Anbetung. Er würde sich am besten zum Bruder Redner in eine Freymaurerloge schicken, wo man hinter den Worten keinen Gehalt verlangt; er versichert, daß seine Meister erreicht haben, was sie unternahmen, welches doch ein großer Unterschied ist.

No. 2[2] scheint ein fleißiges Subject zu seyn und wäre vielleicht mit ihm wegen der Sprach- und Literaturkenntniß die Connexion zu erhalten; doch steckt er auch noch viel zu tief in der Verehrung, als daß er sobald zum Urtheil gelangen sollte.

No. 3[3] ist bey weitem der beste; er hat hübsche Anlagen und Ansichten, aber sein Urtheil ist zu lobrednerisch. Auch er steckt in diesem Genre drinnen und übersieht es nicht, gehört auch übrigens zu den Autochthonen, die, indem sie aus den Erdschollen hervorspringen und ihres Daseyns gewahr werden, überzeugt sind, daß die ganze Welt in diesem Augenblick geschaffen sey, und was vorher da war nur allenfalls in einer trüben und verkleinernden Entfernung erblicken.

[1] Der Dresdener Känisch.
[2] Kandidat Hartmann in Dresden.
[3] Der Dichter Zacharias Werner (1758—1823), damals in Warschau.

Wie weit müßten wir in den Hauptpuncten seyn, wenn so kleine Schriftchen eine so umfängliche Kritik verdienen sollten!

. . . In allem wie immer

Weimar den 30. März 1805.

Goethe.

1091.

An F. H. Jacobi.

Nur mit wenigen Worten sage ich dir, daß du mich im Juni todt oder lebendig in Weimar antriffst. Ich hoffe letzteres und freue mich sehr dich auf deinem Übergange in ein neues Leben[1] zu begrüßen.

Ich würde dir eine Wohnung in meinem Hause anbieten, wenn ich meiner Gesundheit gewisser wäre, im schlimmen Falle ist es aber für Gäste, Wirth und Hausgenossen eine unerträgliche Pein. Übrigens können wir ruhig nach Lust zusammen verweilen.

Ich bin neugierig wen von den deinigen du mitbringst, alle sollen willkommen seyn. Ob du Schillern findest, weiß ich nicht zu sagen.

Für den Lessingschen Brief[2] danke ich und werde nächstens davon Gebrauch machen. Danke Gerstenbergen auch in meinem Namen dafür. Ich habe das Stück bey dieser Gelegenheit wieder durchgelesen und es auch nach meinen jetzigen Einsichten und Überzeugungen bewundern müssen. So viel für heute mit den besten Hoffnungen.

der Deine

Weimar den 19. April 1805. G.

---

[1] Jacobi ging nach München als Präsident der dortigen Akademie der Wissenschaften.

[2] An H. W. Gerstenberg (1737—1823) über dessen „Ugolino".

1092.

An Schiller.

Für die Durchsicht der Papiere[1] danke ich Ihnen recht sehr und es freut mich, daß wir wegen jener Obliegenheiten einerley Meinung sind. Freylich ist es ein wunderbarer Blick in so kurz vergangene und doch in manchem so unähnliche Zeiten. Lassen Sie uns die Sache gelegentlich näher besprechen und ein Arrangement, so wie die weitere Bearbeitung vorbereiten.

Die drey Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns[2] sind gestern abgegangen. Ich weiß nicht welcher Mahler oder Dilettant unter ein Gemählde schrieb: in doloribus pinxit. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron[3] die Gichtschmerzen nicht spürte.

Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freylich in das weite und breite Feld der Musik. Ich will sehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen und sodann so bald als möglich, aus diesem Reiche, das mir doch so ziemlich fremd ist, wieder herauszukommen.

Ich wünsche Glück zur Arbeit und freue mich bald etwas davon zu sehen.

Weimar d. 20. April 1805. G.

---

[1] Betreffend Goethes „ältere Verhältnisse zu Göschen". Es handelte sich um die Herausgabe von Goethes Werken bei Cotta.

[2] „Winckelmann und sein Jahrhundert" erschien 1805.

[3] Paul Scarron (1616—1660), der Schöpfer der französischen Travestie, litt seit seiner Jugend an einer quälenden Gliederlähmung.

1093.

An Schiller.

(25. April.)

Hier endlich der Rest des Manuscripts,[1] das ich noch einmal anzusehen und sodann nach Leipzig abzuschicken bitte. Wäre nicht alles was man thut und treibt, am Ende extemporisirt; so würde ich bey den sehr extemporisirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Trost ist dabey, daß ich sagen kann: sine me ibis Liber! denn ich möchte nicht gerne überall gegenwärtig seyn, wohin es gelangen wird.

Ich habe indeß an der Geschichte der Farbenlehre zu dictiren angefangen und ein schweres Capitel aus der Mitte heraus bald absolvirt.

Übrigens geht es mir gut, solang ich täglich reite. Bey einer Pause aber meldet sich manche Unbequemlichkeit. Ich hoffe Sie bald zu sehen.[2]

G.

---

[1] Der Anmerkungen zu „Rameaus Neffen".

[2] Schillers Antwort hierauf vom gleichen Tage ist der letzte Brief, den er an Goethe geschrieben. Goethe hat ihn in seine Ausgabe des Briefwechsels mit Schiller nicht aufgenommen. Eckermann berichtet darüber aus einem zwischen Goethe, ihm, Wilhelm Rehbein und Riemer am 18. Januar 1825 stattgefundenen Gespräch. Goethe sagte im Laufe der Unterredung: „Schillers Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir (Eckermann) ihn zureichte. Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Ich las den Brief vor. „Sie sehen", sagte Goethe, „wie sein Urtheil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805 — Schiller starb am 9. Mai." Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift."

1094.

An Schiller.

(26. oder 27. April.)

Beyliegende kleine Note haben Sie ja wohl die Gefälligkeit nach Leipzig zu befördern und gelegentlich den beyliegenden Versuch, die Farbengeschichte zu behandeln, durchzulesen. Lassen Sie das Manuscript bey sich liegen, bis ich den Schluß dieses Capitels zuschicke. Voran liegt ein kurzes Schema zur Übersicht des Ganzen.

G.

*

Es sind dies die letzten Zeilen, die Goethe an Schiller gerichtet hat. Am 9. Mai ist Schiller gestorben. In den „Tag- und Jahresheften 1805" erzählt Goethe von dem letzten Jahre seines Zusammenlebens mit Schiller. Er berichtet, wie er selbst in die Krankheit vom Dezember 1804 zurückgeworfen war, und fährt dann fort: „Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wiederzusehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigner Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am 9. verschieden und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen."

Goethe hatte den „Demetrius" des verstorbenen Freundes vollenden wollen — „es wäre die herrlichste Totenfeier gewesen.

Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen . . . Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf einen hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten . . .

Die Übersetzung von Rameaus Neffen war noch durch Schillern nach Leipzig gesandt. Einige geschriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach seinem Tode zurück. Was er bei angestrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in seinem Sinne deuten, und so wirkte seine Freundschaft vom Totenreich aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen sich gebannt sah."

*

1095.*

An F. A. Wolf.

Für Ihren lieben Brief, als ein Vorläufer Ihrer baldigen Ankunft erwiedere ich sogleich meinen besten Dank. Wenn ich gleich wegen meiner Gesundheit noch immer in einiger Sorge bin, so wächst doch immer die Hoffnung, daß ich über die bösen, drey bis vierwöchentlichen Epochen des Rückfalls hinauskommen werde. Ich reite täglich, um durch die Bewegung den ganzen Körper dergestalt in Contribution zu setzen, daß er die fehlenden Capitel der Einnahme übertragen möge.

Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beyträge sind in Setzershänden, unde nulla redemtio.

Es geht mir dabey wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr was ich geschrieben habe; und doch mußte ich, bey so oftmaliger Unterbrechung, die Sache so oft von vorn wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr daran gewahr werden konnte.

Noch einen andern Spaß werden Sie finden, der bey mir aus dem Jammer dieses Winters entstanden ist, Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuscript übersetzt mit einigen, freylich nur allzuflüchtigen Anmerkungen; Sie erhalten diese Novität wohl geschwinder von der Messe, als ich Ihnen ein besseres Exemplar zusenden kann . . .

Augusten habe ich mit einem Erfurter Kaufmann nach Frankfurt auf die Messe geschickt, damit er sich auch mit solch einem Wesen und Treiben bekannt mache. Er lebt lustig und in Freuden, besonders wird vieler Gastereyen erwähnt.

Mein ganzes Haus grüßt zum schönsten und ich werde mich suchen möglichst auf den Beinen zu halten, um Ihnen recht froh entgegen zu gehen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns bald näher wissen, wenn wir Sie mit der lieben Mine[1] hier sehen. Es bleibt dabey, daß Sie bey uns wohnen, nur nehmen Sie vorlieb, wie es sich einrichten läßt.

W. d. 2. May 1805. G.

1096.

An Katharina Elisabeth Goethe.

Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Danck für alles das Gute das Sie unserm August[2] erzeigt haben! ich wünsche

[1] Wolfs Tochter Wilhelmine.

[2] August war am 8. April in Frankfurt eingetroffen. Er schrieb am gleichen Tage:

„Lieber Vater,

Ich bin hier glücklich und unversehrt angekommen und befinde mich bei der Großmutter sehr gut. Ich fuhr den Freitag um 7 Uhr abends von Erfurth

daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Theil der Freude geben möge die uns jetzt seine Erzählung verschafft. Wir werden dadurch ganz lebhaft zu Ihnen und meinen alten Freunden versetzt. Dancken Sie herzlich allen die ihn so gütig aufnahmen. Dieser erste Versuch in die Welt hinein zu sehen ist ihm so gut gelungen daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe. Seine Schilderung Ihres fortdaurenden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen,

---

ab und kam den Sontag um 7 Uhr abends in Frankfurt an, und ließ mich von einem Manne nach den goldenen Brunnen führen. Die Großmutter war aber nicht zu hause und man sagte mir sie wäre im Theater, ich eilte also dahin aber fand sie auch nicht. Es wurde gerade Aline Königin von Golkonda aufgeführt welches mir sehr gefallen hat. Heute werde ich mit der lieben Großmutter in die Pagenstreiche gehen. Die Liebe Mutter grüßen Sie Tausendmal von mir, wie auch Herrn Riemer, und das ganze Haus. Ich bin noch wie in einen Traume wenn ich durch die großen Straßen gehe.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir bald wie sich der gute Vater befindet."

Und Frau Rat schrieb:

„Lieber Sohn!

Das war gestern als ich um 9 Uhr Abens nach Hauße kam eine gar liebliche Erscheinung — ich erkandte Ihn nicht — Er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — gantz erstaund stand ich da als Er mir den so lieben Nahmen nandte — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe es soll Ihm wohl bey mir werden — wollen sehen wie wir Ihm die Zeit verkürtzen — erstlich hat Er mit der Großmutter einerley Liebe zum Theater da habe ich Ihn nun gleich auf 18 Vorstellungen Meß abonement abonirt — zweytens hat die Urgroßmutter ein zimliches Talent im schwatzen das soll Ihn aufheitern — was nun noch zu sagen ist mag Er selbst vortragen — nur laße bald etwas im Punct deine Gesundheit betrefendt von dir hören — dann werden alle Meß vergnügungen doppelt schön."

Als August abreiste, gab sie ihm folgendes launige Schreiben mit:

Franckfurth d. 2ten May 1805.

Ich endes unterzeichnete bekenne öffendtlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses Julius Augst von Goethe Sich währendt seines hiesigen Aufenthalt brav und Musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehn hat, als habe Er den Ring im Mährgen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an Sich gebracht der den der ihn besitzt angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dieß bey oben erwähnten Julius Augstus von Goethe der fall ist bestättigt hirmit

Seine Ihn
Liebende Großmutter
Elisabetha Goethe.

er muß sie oft wiederhohlen. Auch ich befinde mich, bey mehrerer Bewegung, in diesen bessern Tagen recht wohl. Wir grüßen alle zum schönsten, besten und danckbarsten.

W. d. 6. May 1805. G.

1097.

An Cotta.

Auf Ihre Anfrage, werthester Herr Cotta, ob man nicht unserm Schiller ein Trauerdenkmal auf dem deutschen Theater setzen sollte, kann ich gegenwärtig nur so viel sagen, daß ich auf manichfaltige Weise dazu aufgefordert bin. Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen.

Mein Plan ist gemacht und ich hoffe ihn nächstens auszuführen; doch wüßte ich keinen Termin zu bestimmen. Gelingt es mir eine der Aufgabe nicht ganz unwürdige Arbeit hervorzubringen; so bin ich wohl geneigt, solche auch andern Theatern abzulassen, und würde zu diesem Zweck Manuscript und Partitur Ihnen mit Vergnügen zustellen. Ich wünsche bald mehr sagen zu können, indessen aber zu vernehmen, daß Sie glücklich nach Hause gekommen sind.

Weimar den 1. Juni 1805.

Goethe.

1098.*

An Zelter.

Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst

zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und thue das Nächste, ohne an eine weitre Folge zu denken.

Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unsres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feyern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bey Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabey behülflich seyn wollen, und zwar zuerst, ob Sie mir Ihre Motette der Mensch lebt und bestehet, wovon mir die musikalische Zeitung Nr 27 Nachricht giebt, gefällig mittheilen und noch einiges andre in feyerlichem Style entweder componiren oder componirte Musikstücke, deren Charakter ich Ihnen angeben würde, zu Unterlegung schicklicher Worte aussuchen und überlassen wollten. Sobald ich hierüber Ihre nähere Gesinnung weiß, so erfahren Sie das weitere . . .

Weimar den 1. Juni 1805. G.

1099.

An Caroline v. Wolzogen.[1]

Ich habe noch nicht den Muth fassen können Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll; so vermeidet man billig den Anblick derer die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für Sich und Ihre Schwester die

[1] Schillers Schwägerin.

herzlichsten Grüße aus diesem Blat und lassen mich ein Wort von Ihrer Hand sehen!

d. 12. Jun. 1805.

Goethe.

1100.

An Kirms.

(12. Juni.)

Da der Frevel, dessen sich die Hofschauspielerin Silie bey der letzten Aufführung des Othello schuldig gemacht, in deren Vertheidigung durch keine hinlänglichen Gründe von derselben entschuldigt werden konnte, so sieht die Commission des Hoftheaters sich genöthigt, dieselbe mit einer halbwöchentlichen Gagestrafe vorerst zu belegen, mit dem Vorbehalt, daß, im Fall sie gedachte Rolle bey der nächsten Aufführung des Stückes in Lauchstädt zum Nachtheil ihrer und des Theaters Ehre geflissentlich verderben werde, ihr eine von den Wochengagen nochmals abzuziehende Strafe von 20 Thalern unabänderlich zuerkannt werden soll.

1101.

An Zelter.

Für die baldige Übersendung der erbetenen Musik sey Ihnen der beste Dank gesagt. Ich will suchen, sie bald möglichst, so gut es immer gehen will, zu hören. Übrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß man bey dieser Gelegenheit nicht flicken, sondern etwas aus dem Ganzen schneiden sollte. Ich habe nur leider nie das Glück gehabt, neben mir einen tüchtigen Tonkünstler zu besitzen, mit dem ich gemeinschaftlich gearbeitet hätte, und daher habe ich mich immer in solchen

Fällen an das Stoppeln und Zusammensetzen halten müssen, und so schwebte mir das auch bey der gegenwärtigen Gelegenheit wieder vor.

Sie sollen aber nun bald möglichst wenigstens zuerst mein Schema erfahren, und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorsatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig sind und getrost auftreten können.

Indem ich an Rameau's Neffen und dessen Zubehör arbeitete, habe ich oft an Sie gedacht und mir nur wenige Stunden Unterhaltung mit Ihnen gewünscht. Ich kenne Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuß und also nur im Allgemeinen. Mich freut, daß Ihnen dieses Bändchen eine gute Unterhaltung gegeben. Das Gespräch ist aber auch ein wahrhaftes Meisterwerk.

Für den Wilhelm Meister bleib' ich Ihr Schuldner, so wie für manches andere. Indessen sende ich hier eine Schachtel Spaniol, welcher wohlbehalten anzukommen wünsche.

Iffland hat auf jede Weise Recht, den pathologischen Antheil des Publicums für seine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren. Setzt er seine Reihe der Vorstellungen durch und führt er sie am Ende zu einer tüchtigen Benefiz Vorstellung für die hinterlassenen Kinder;[1] so soll er gerühmt werden.

Das Frankfurter Absurdum[2] lege ich bey. Man setzt in die Zeitung: er sey nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publicum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeyer! Pfaffen und Mönche wissen die Todtenfeyer ihrer Heiligen besser zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den

[1] Schillers.

[2] „Frankfurter Journal" vom 10. Juni, in dem für eine Totenfeier Schillers „freier Eintritt" gefordert wird, da „die Würde des Gegenstandes es erheischt."

Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrucken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 gr. haben konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich so weitläufig bin. Ich könnte es noch mehr seyn, wenn ich sagen wollte, was über diesen Gegenstand alles zu sagen ist.

Geheimerath Wolf von Halle war auf 14 Tage bey mir. Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt. Jacobi erwarte ich alle Tage. Warum kann ich nicht hoffen, Sie auch noch dieses Jahr zu sehen?

Leben Sie wohl und sagen mir bald wieder etwas, daß nicht so lange Pausen entstehen. Man pausirt sich sonst einmal unversehens ins ewige Leben hinein.

Weimar, den 19. Junius 1805. G.

1102.

An Zelter.

Ich wollte, Sie hätten Lust und Muth, wenn Sie gegenwärtiges erhalten, sich aufzumachen und nach Lauchstedt zu kommen. Sie finden mich allein und frey von allen Verhältnissen. Ein hübsches Zimmer ist zu Ihrer Aufnahme bereit. An allem Übrigen zur Leibesnothdurft soll es nicht fehlen. Mit hin und wieder schreiben ist nichts gethan. Ich bleibe wohl noch drey Wochen, doch müßten Sie bald kommen, daß auch etwas geschehen könnte. Nicht mehr! Die Antwort hoffentlich aus Ihrem Munde.

Lauchstedt d. 22. Jul. 1805. G.

Ich gedencke in dieser Zeit die Schillerische Glocke dramatisch aufzuführen,[1] was könnte das nicht durch Ihre Beyhülfe werden! Kommen Sie ja!

1103.

An Cotta.

Ein so eben entstandenes Gedicht[2] sende eilig für den Damen Calender. Ich wünsche, daß es, gerade wie es geschrieben ist, auf vier Blätter abgedruckt und, wie man es mit Dedicationen zu thun pflegt, dem Calender vorgesetzt werde.

Ich wünsche glückliche Rückkunft von der Reise.

Über unsre sonstigen Geschäfte nächstens.

Lauchstedt d. 31. Jul. 1805. G.

1104.

An Zelter.

Lauchstädt, den 4. August 1805.

Bis zum heutigen Tage habe ich mir, wiewohl nur mit einer schwachen Hoffnung, geschmeichelt, Sie hier zu sehen. Es gehört zu den traurigsten Bedingungen, unter denen wir leiden, uns nicht allein durch den Tod, sondern auch durch das Leben von denen getrennt zu sehen, die wir am meisten schätzen und lieben und deren Mitwirkung uns am besten fördern könnte.

---

[1] Die Aufführung erfolgte am 10. August in Lauchstädt.

[2] „Epilog zu Schillers Glocke", der im Anschluß an die Aufführung der „Glocke" vorgetragen wurde. Damals fehlten noch die jetzigen Strophen 6, 12 und 13; in dieser Form erschien das Gedicht in Cottas „Taschenbuch für 1806", auch noch 1808 im 8. Bande der Werke.

Damit dieser Brief gleich fortkomme, gehe ich von so traurigen Betrachtungen gleich zu einer Bitte über. Ich stelle die Glocke Schillers dramatisch vor und ersuche Sie dazu um Ihren Beystand. Lesen Sie das Gedicht durch und schicken Sie mir eine passende Symphonie dazu von irgend einem Meister. Dann wünschte ich in der Mitte des fünften Verses, den der Meister spricht, nach den Worten: Betet einen frommen Spruch, einen kurzen Chorgesang, zu dem die Worte:

In allem, was wir unternehmen,
Sey deine Gnade, Herr, uns nah

zum Texte dienen könnten. Darauf würden die folgenden vier Zeilen bis: Schießt's mit feuerbraunen Wogen wieder gesprochen, darauf aber das Chor wiederholt, oder wenn Sie wollen, musikalisch weiter ausgeführt.

Zum Schlußchor wünschte ich die Worte

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

in einer Fuge zu hören, die, insofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmte und sich der Gelegenheit gemäß, in mortuos plango verlöre.

Wenn Ihnen hierzu ein glücklicher Gedanke kommt, so thun Sie mir wohl die Liebe und arbeiten ihn aus und schicken mir die Partituren gerade nach Weimar, wo ich bald eintreffen werde.

Wäre es möglich, daß diese Ihre Gabe zum 19. oder 20. bey mir seyn könnte, so käme sie sehr gelegen: denn ich wollte in Weimar mit dieser Vorstellung anfangen.[1]

Sodann hoffe ich, das andre Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum 10. November, zur Feyer des Geburtstags unseres Freundes, könnte gegeben werden. Mehreres nächstens. G.

---

[1] Ist nicht geschehen.

1105.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

letztes gnädiges Schreiben hat mich in besseren Zuständen angetroffen als das erste. Das auf Starckens Anrathen gebrauchte Tusch-Bad, das auf Reils Vorschlag genommene Eger-Wasser sind mir sehr wohl bekommen und wenn ich nicht mich und die Theilnehmenden abermals mit falschen Hoffnungen zu täuschen fürchtete; so würde ich mein jetziges Befinden gegen das vorige loben und erheben.

An Reil[1] habe ich einen sehr bedeutenden Mann kennen lernen; er beobachtete meine Übel vierzehn Tage ohne ein Recept zu verschreiben, als etwa eins das er selbst für palliativ erklärte. Tröstlich kann es für mich seyn daß er gar keine Achtung vor meinen Gebrechen haben will und versichert das werde sich alles ohne großen medizinischen Aufwand wieder herstellen.

Indessen habe ich Galls Vorlesungen[2] mit großer Unbequemlichkeit abgewartet und mich doch sehr unterhalten und erbaut gefunden. Wahrscheinlich haben Ew. Durchl. ihn nunmehr selbst gesehen und gehört, beurtheilt und geschätzt.

Nun hoffe ich noch vor meiner Rückkehr einen dritten bedeutenden Mann kennen zu lernen; denn ich gedencke, theils um mich an neuen Gegenständen zu erheitern, theils um zu sehen wie eine weitere Fahrt mir zusagt, mich nach Helmstedt zu begeben und daselbst den wunderlichen Beyreis[3] in seinem

[1] Bergrat Joh. Christ. Reil (1758—1813); Goethe hat das Andenken dieses ihn ärztlich behandelnden Mannes in der Fortsetzung des Vorspiels „Was wir bringen" gefeiert.

[2] Goethe bespricht Galls Vorträge eingehend in den „Tag- und Jahresheften 1805".

[3] Gottfr. Christoph Beireis (1730—1809) hatte Jurisprudenz, Medizin, Chirurgie, Mathematik, Physik und Chemie studiert. 1759 war er Professor der

Hamsterneste kennen zu lernen. Man hat soviel von ihm und seinen Besitzungen gehört daß es nicht erlaubt ist beyde nicht selbst gesehen, gekannt und geprüft zu haben. Vielleicht begleitet mich Geh. R. Wolf wodurch sich das Interesse der Betrachtung, so wie der Reise überhaupt ungemein erhöhen müßte.

Die Theurung nimmt, wie es vor der Erndte zu geschehen pflegt, eher zu als ab; wir aber nehmen mit unsern Theaterkünsten den Leuten dennoch mehr Geld ab als zu vermuthen war. Am meisten jedoch bewundre ich die Beharrlichkeit womit sie trotz Regen und Sturm herbey kommen. Gestern besuchten mehrere hundert die Jungfrau von Orleans, aus Halle und weiter her zu Fuße wandernd. Sie hatten sich vom Herweg noch nicht getrocknet als der Rückweg sie schon wieder netzte.

Nicht so lustig ist die Betrachtung daß dieses Wetter die Erndt verspätet und unsicher macht, wozu übrigens die schönsten Aussichten sich zeigen. Alle Art von Frucht steht auf diesen trefflichen Ebenen zum allerschönsten.

Einer theatralischen Sonderbarkeit muß ich noch erwähnen, die wir morgen zu geben gedencken. Es ist nämlich die Glocke von Schiller, deren Guß vorgestellt werden soll, indem die begleitende Poesie an die Glieder der Gesellschaft ausgetheilt ist, wobey denn jeder etwas seinem Charackter so ziemlich gemäßes vorzutragen hat. Geh. R. Wolf von Halle hoffe ich auch bey dieser Gelegenheit hier zu sehen. Dadurch daß er für Preußen erhalten wird geschieht auch mir eine besondere Wohlthat. Ich kann doch hoffen ihn jährlich eine Zeitlang zu sehen und mich an seinem Wissen und seinem Charackter zu erbauen.

Physik in Helmstädt geworden und hatte bald darauf auch die Professur der Medizin und Chirurgie erhalten. Goethe erzählt in den „Tag- und Jahresheften 1805" eingehend und sehr anschaulich von dem „trefflichen, wunderlichen, in manchem Sinne problematischen Mann".

Indem ich dieses schreibe tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöhre; so könnte man sie durch ihn wieder herstellen.

Bey Gelegenheit dieses unschätzbaren Musickmeisters wünsche zu dem entdeckten Talente des jungen Boineburgs Glück. Da die Verbreitung musicalischer Fertigkeiten zu allgemeinerem Genusse so schwer zu leisten ist; so bleibt es immer erfreulich wenn einzelne Menschen sich hie und da musterhaft im Stillen ausbilden.

Auch wünsche ich daß die durch Kirms angefangne Unterhandlungen mit dem bezeichneten Bassisten[1] guten Fortgang haben mögen. Eine gute Stimme ist eine große Gabe des Himmels. Einige nothdürftige theatralische Bewegungen wird man ihm ja wohl auch einlernen können.

Möge gegenwärtiges Blat Ew. Durchl. gesund und froh in Weimar finden. Möchten Sie meiner mit Gnade und Neigung bey Sich Selbst und den hohen Ihrigen gedencken! Bald hoffe ich, zwar nicht eben als ein in dem Jugendbrunnen gebadeter, doch leidlich wieder aufgefrischt mich darzustellen.

Lauchst. d. 10. Aug. 1805.

Goethe.

1106.

An Charlotte v. Stein.

Da ein Theil meiner Caravane nach Weimar zurückgeht, so sende ich einiges bey dieser Gelegenheit.

[1] Stromeyer.

Aus den Schillerschen Gedichten, für deren Mittheilung ich bestens danke, habe ich die Glocke ausgezogen und dramatisch vorgestellt, wobey uns ein guter Beyfall zu Theil geworden. Ich hoffe, Sie sollen sich auch daran bald in Weimar erfreuen.

Die übrigen Beylagen werden Ihnen einiges Vergnügen machen. Ich bitte, sie bis zu meiner Rückkunft aufzuheben.

Mein Befinden läßt sich recht gut an, und außer der Apprehension vor Rückfällen, die leider so oft eingetreten sind, möchte ich mir meinen Zustand kaum besser wünschen.

Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden.

Nun gedenke ich noch eine kleine Reise mit Geheimerath Wolf und August nach Helmstädt zu machen, um daselbst den wunderlichen Doctor Beyreis zu besuchen. Er ist schon so alt, daß man sich eilen muß, um ihn und seine Besitzungen noch zusammenzufinden. Ich weiß nicht, ob Sie früher von ihm gehört haben. Er ist seit langer Zeit deswegen merkwürdig, daß er Sammlungen aller Art zusammengebracht hat und zwar von solchem Umfang und Kostbarkeit, daß sie das Vermögen eines Particuliers zu überschreiten scheinen. Ich bin neugierig, alles das mit eigenen Augen zu sehen. Auf alle Fälle müssen sich darunter sehr interessante Sachen befinden.

Lassen Sie mich Ihnen selbst und den Freundinnen empfohlen seyn und versäumen Sie nicht, mich Durchlaucht der Herzogin zu Füssen zu legen. Zu Ende dieses Monats hoffe ich wieder aufzuwarten.

Lauchstädt den 12. August 1805.

Goethe.

1107.*

An Cotta.

Ehe ich von Lauchstädt abreise, sende ich meine bisher durch allerley Zerstreuungen verzögerte Erklärung. Sagen Sie mir auch darüber unbewunden Ihre Gedanken. Da wir in der Hauptsache einig sind, so ist es bey einer so wichtigen Sache wohl der Mühe werth, daß man herüber und hinüber spreche und seine Wünsche mittheile . . .

Die dramatische Aufführung der Glocke hat sehr gute Wirkung gethan und durchaus die Erwartung des Publicums übertroffen.

Der ich recht wohl zu leben und bald gute Nachrichten von Ihnen zu vernehmen wünsche.

Lauchstädt den 12. August 1805. Goethe.

Der Herr Geheimerath von Goethe hat die Absicht, seine sämmtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drey Lieferungen erscheinen sollen, herauszugeben. Die erste erfolgt wahrscheinlich Ostern 1806.

[Beilage.]

1.[1] Ich übernehme den angebotnen Verlag Ihrer Werke für 10,000 rh. Sächsisch in den festgesetzten Terminen. Da das Ganze aber ein bedeutendes Capital beträgt, so setze voraus, daß das Recht für diesen Verlag sich auf 6 Jahre, von der Herausgabe der letzten Lieferung an gerechnet, er-

Da bey einer Übereinkunft für beyde Theile das Gewisse wünschenswerth ist; so möchte wohl der Termin von Herausgabe der ersten Lieferung zu rechnen seyn. Wogegen ich zufrieden bin daß er auf acht Jahre erstreckt werde also z. B. von

[1] Der Text in kleinerer Schrift enthält die Vorschläge Cottas.

strecken werde. Also z. B. 1808 Ostern erscheint die letzte Lieferung, so habe ich bis 1814 Ostern das Recht des Verlags.

Ostern 1806 biß Ostern 1814.

2. Ich bin nicht blos an die festgesetzte saubere und geschmackvolle Handausgabe mit deutschen Lettern gebunden, sondern darf auch andre Formen wählen. Wenn ich es zum Beyspiel räthlich fände, die Idee einer Taschenausgabe auszuführen.

Bin es zufrieden.

3. Ich habe nach Verlauf der sechs Jahre das Vorrecht vor jedem andern Verleger bey Eintretung in gleiche Verbindlichkeit.

Bin gleichfalls damit zufrieden. (Würde nur heisen nach Verlauf der acht Jahre.)

4. Sie vertreten mich bey den bisherigen Verlegern, Göschen, Unger.

Als mich Schiller zu Herausgabe meiner Wercke aufforderte, machte ich ihn mit allen meinen früheren Verhältnissen bekannt, da er denn äußerte daß kein gegründeter Einspruch geschehen könne, worüber ich noch ein Blat von seiner werthen Hand besitze. Sollte indeß dergleichen vorkommen, so erlauben Sie daß ich es mittheile und mich Ihres Rathes bediene.

5. Bis zum Absatz der ersten Auflage findet keine neue Statt, falls dieser auch länger als sechs Jahre erforderte.

Diese Bedingung ist, wie die Schrift zeigt, später eingeschrieben und Sie haben in der Eile der Expedition wohl nicht gedacht daß dieselbe den ersten Punckt gleichsam aufhebt. Damit sich der Autor nicht um die Stärcke der Auflage, nicht um die Weise zu bekümmern brauche wie der Verleger die Wercke in's Publicum bringt, ist dort eine Zeit festgesetzt welche allen Mishelligkeiten vorbeugt. Durch No. 5 aber würde der Termin aufgehoben, wodurch manche Weiterung entspringen könnte.

Alles Gute wünschend

Lauchstedt d. 12. Aug. 1805.

Goethe.

1108.

An Christiane Vulpius.

Mit Vergnügen wirst du, mein liebes Kind, von August die näheren Umstände unserer vierzehntägigen Reise vernehmen, wenn ich dir im allgemeinen sage daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch besser fast als die Bewegung wirckt die Zerstreuung; denn man hat keine Zeit über sich nachzudencken und über diese oder jene kleine Andeutung eines Übels besorglich zu werden. Von Helmstedt wirst du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in

Lauchstedt, wo es sehr still ist. Wenn es nur wenigstens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichst zu einigen Arbeiten zu sammeln. Am liebsten wäre ich nun wieder zu Hause; doch will ich wohl iene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier an's Baden und Wassertrincken halten. Augusten sende ich dir. Er hat sich gar gut betragen und die ganze Reise erheitert, er wird dir manches erzählen. Nun ist's gut daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darinn fortgeht.

Wenn du mir Donnerstag d. 5. Septemb. die Pferde wiederschicken wolltest, würde es wohl die rechte Zeit seyn; doch am angenehmsten wäre mir's wenn du mich selbst abhohlen wolltest. Lassen es deine häuslichen Geschäfte zu und hast du des Vergnügens am Vogelschießen genug genossen, befindest du dich auch recht wohl; so thue es; doch soll es ganz von dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßtest du mitbringen. Es sind mir nur 10 rh. übrig geblieben. Die theure Fourage bey der verlängerten Reise hat das meiste gekostet. Bringe etwa 50 rh. Es ist immer besser daß noch etwas übrig bleibt. Könntest du gleich nach Empfang dieses mir ein Paar Worte schreiben und auf die Post geben; so erhalte ich sie zwar spät; aber doch immer eher als der Wagen zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht freue ich mich dessen vorzüglich um deinetwillen, so wie ich an allen Orten wo etwas angenehmes vorkam dich im Stillen zu mir wünschte.

Lauchstedt d. 28. Aug. 1805. G.

1109.

An Carl Wilhelm v. Fritsch.[1]

Fürstliche Generalpolizeydirection erwirbt sich um sämmtliche hiesige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen,

[1] Regierungsrat.

das Gesinde betreffend, ein unschätzbares Verdienst, wobey sie, besonders anfänglich, manche außerordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich soeben genöthigt bin. Ew. Hochwohlgeboren erlauben folgenden Vortrag.

Johanna Höpfnerin von Eisenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, sodann als Köchin ein Jahr bey mir gedient, und man konnte mit ihrer Treue und Thätigkeit zufrieden seyn, nur ward ihr übriges gutes Betragen durch leidenschaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor kurzem sich einer zeigte, weßhalb sie aus dem Dienste entlassen werden mußte.

Sie fühlt nun wohl gegenwärtig, welche gute Stelle sie verscherzt hat, und wünscht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auspicien fürstlicher Generalpolizeydirection geschehen könnte, und zwar dergestalt, daß ich gedachte Köchin abermals bis Ostern miethete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, sie, wenn sich wieder ein solcher Ausbruch von Heftigkeit und Unsinn ereignete, sogleich aus dem Dienste zu entlassen und ihr an Lohn nicht mehr, als so viel sie bis zu einem solchen Augenblicke verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt fürstliche Generalpolizeydirection diesen Antrag, so bin ich bereit, mehrgedachte Person sogleich wieder aufzunehmen, und verfehle nicht, meinen Dank für die übernommenen Bemühungen fürstlicher Generalpolizeydirection für meine Person auf das Lebhafteste abzustatten.

Der ich mit vorzüglichster Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar,
den 10. September 1805.

1110.

An Cotta.

Die übersendete Probe des Drucks möchte wohl im Ganzen für lesbar und annehmlich zu halten seyn, ob sie gleich nicht so modern und lustig aussieht, als wir es im nördlichen Deutschland gewohnt sind. Dabey will ich Ihnen völlig überlassen, was Sie etwa durch neue Schrift und sonstige Einrichtung zum guten Ansehen der Ausgabe weiterhin besorgen wollen.

Weit mehr liegt mir am Herzen die Correctheit des Druckes. Auf dem zurückgehenden Blatt sind schon ein paar Dinge zu bemerken, und ich muß gestehen, daß mich das erste Stück der Schellingschen neuen Zeitschrift[1] in Furcht und Schrecken gesetzt hat, wo entstellende Druckfehler den Leser, der nicht sein Buch corrigirt hat, oder es nicht durch Correcturen verderben will, äußerst irre führen.

Zwar sind Sie in Oberdeutschland nicht allein mit dem Übel geplagt. Hinter Bartholdy's Reisen,[2] in der Realschulbuchhandlung zu Berlin gedruckt, stehen drey Blätter Druckfehler und man kann wohl sagen, daß dieser wackre Reisende von der Nachlässigkeit des Correctors mehr gelitten hat, als von allen Türken, Griechen und Arnauten zusammen.

Selbst Cartone sind ein schlimmes Mittel. Öfter werden sie auf ander Papier gedruckt und das eingeklebte wird immer, besonders aber beym Aufschlagen guter Exemplare, empfunden. Ich muß Sie daher nochmals inständig bitten, da von unserer Seite nichts versäumt werden soll, einem sorgfältigen Mann die Revision zu übergeben, der aber freylich nicht etwa nach seiner Art wieder hinein zu corrigiren und interpungiren hat.

Möglich wird es denn doch auch in Ihrer Gegend correct zu seyn. Denn seitdem die allgemeine Zeitung in

[1] „Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft“ von Schelling und Marcus.
[2] „Bruchstücke zur näheren Kenntniß des heutigen Griechenlands“, Berlin 1803.

Ulm gedruckt wird, lies't sie sich viel besser, da vorher fremde Namen, technische und ähnliche Ausdrücke, meistens verdruckt waren, worüber denn mancher böttigerische Spaß verloren ging. Verzeihen Sie, daß ich dieses Umstands weitläuftig gedenke. Was kann mir aber mehr am Herzen liegen als dieses? Sie werden an der Sorgfalt, womit Wilhelm Meister durchgegangen ist, unsern Ernst sehen, etwas Reinliches zu liefern. Thun Sie das mögliche, mir jene schmerzlichen Empfindungen zu ersparen.

Der erste Band kann auch Anfang Decembers abgehen. Ich behalte ihn gern noch bey mir, weil sich hier und da noch ein kleines Gedicht zum Einschalten findet. Ich habe freylich diese Dinge von jeher mit zu weniger Sorgfalt behandelt.

Den Faust, dächt' ich, gäben wir ohne Holzschnitte und Bildwerk. Es ist so schwer, daß etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht passt. Kupfer und Poesie parodiren sich gewöhnlich wechselsweise. Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen.

Indessen an der Donau die wundersamsten Dinge geschehen, füllt sich unser Thüringen mit Soldaten. Das incalculable der Zustände läßt Furcht und Hoffnung in suspenso und jedermann sucht nur über den Augenblick hinzukommen. Sagen Sie mir manchmal Ihre Ansicht, auf die ich immer viel Vertrauen hegte.

Das beste Lebewohl.

Jena d. 25. Nov. 1805. Goethe.

1111.

An C. G. Voigt.

Da man für seine Untergebenen immer, besonders aber in dieser schlimmen Jahreszeit zu sorgen hat; so habe bey

E. E. anfragen wollen: ob es nicht gefällig wäre, unserm Bibliotheksdiener die Erlaubniß zu ertheilen, das Neujahrs-Trinkgeld bey Personen, die sich der Bibliothek bedienen, sich erbitten zu dürfen. Zur allgemeinen Betteley dürfte wohl auch diese billig hinzukommen. Wäre es nöthig, so gelangte etwas deshalb an die Fürstliche General-Polizey-Commission und käme mit in das Wochenblatt.

Weimar den 21. Decbr. 1805. G.

1112.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeb. verzeyhen, wenn ich so lange nichts von mir hören lassen. Die kurzen Tage haben mir sehr übel mitgespielt und seit dem Vergnügen Sie zu sehen, hatte ich wenig gute Stunden.

Das Blatt Programm folgt mit Danck und einigen Veränderungen. Bitte um nochmalige Revision. Das zweyte ist zu senden nicht nöthig, auch wünschte nicht aufzuhalten.

Gegen Rameau's Neffen haben sich die Herrn Hallenser[1] in ihrer wahren Natur gezeigt. Man weiß nicht, ob man die Beschränctheit oder den bösen Willen mehr bewundern soll. Wie schön nimmt sich dagegen der Decembermonat Ihres Blattes aus!

Daß R.[2] die Recension des Neffen ablehnt, wundert mich nicht. Ob E.[2] die Quästion ein- und übersehe, darüber ist wohl nicht die Frage, ob er aber animi sensa in eine förmliche, stringente Recension zu verwandeln und einzufleischen wisse, wage ich nicht zu entscheiden. Von einer Probe will ich nicht abrathen. Ach! warum steht nicht auf dem

[1] Die Redaktion der nach Halle übersiedelten alten „Allgemeinen Litteratur Zeitung".

[2] Unbekannt.

Papiere, was Schiller über das Werck und meine Arbeit geäußert. Es war eine der letzten Materien, über die wir uns unterhielten.

Da ich nach dem Tode eines so werthen Freundes nur halb fortlebe und mich vielleicht hinfälliger glaube, als ich bin, so werden Sich Ew. Wohlgeb. über beyliegendes Blatt nicht wundern. Ich wünschte niemand durch mein Schreiben in Verlegenheit zu setzen und das Verzeichniß der Recensenten soll in keine fremde Hand kommen.

Sobald wie möglich sende ein paar Worte über das Wunderhorn.[1] So manches andre ist mir vergangenes Jahr vom Munde weggeschnitten worden. Zweifeln Sie jedoch nicht an meiner lebhaften Theilnahme und meiner wahren Freude, daß Sinn und Ton Ihres Blattes sich so tüchtig und rein erhält.

Mit den besten Wünschen

Den letzten Tag 1805. Goethe.

[Beilage.]

Unter meinen Papieren liegt ein gesiegeltes Paket mit der Aufschrift

Herrn Hofrath Eichstädt gehörig
Jena

welches von meinen Erben sogleich an gedachten Herrn gegen Empfang Dieses auszuliefern ist.

Weimar den 31. December 1805. Goethe.

1113.*

An F. A. Wolf.

... Meine schönen Lauchstädter Vorsätze sind freylich sehr ins Stocken und Stecken gerathen, woran der musicalische

[1] „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano.

Freund wohl die größte Schuld hat. Ich habe die Glocke hier noch nicht einmal aufgeführt, geschweige jenes Besprochene. Vielleicht gelingt es für Lauchstädt: denn es ist wohl billig, das Andenken eines solchen Freundes mehr als einmal zu feyern.

Wenn die lieben Preußen uns gleich nicht die willkommensten Gäste sind, weil wir diesen Winter auch ohne sie ein theures Leben gehabt hätten; so muß es uns doch trösten, wenn wir vernehmen, daß im Königreiche selbst Kirch' und Altar nicht geschont wird. Indessen haben wir alle Ursache, das Regiment Owstien zu loben, das bey uns in Winterquartieren liegt. Man sucht von beyden Seiten die Unbequemlichkeit so gering als möglich zu machen.

Von meinem Winterfleiße will ich nichts sagen, weil ich nicht weiß, ob ich ihn werde fortsetzen können. Unterbricht mich eine Rückkehr der alten Übel nicht, so sollen Sie innerhalb dieser drey bis sechs Monate manches sehen, das Ihnen wohl einiges Vergnügen machen wird.

Grüßen Sie Minchen schönstens von mir und den Meinigen und sagen mir manchmal ein Wort, wie Sie sich befinden. Mir ist immer angelegen zu wissen, wie es innerhalb Ihrer Mauern aussieht, aus denen Sie sich wohl schwerlich viel entfernen mögen . . .

W. d. 5. Jan. 1806. G.

1114.

An Zelter.

Weimar den 5. März 1806.

Schon lange habe ich, mein lieber und vortrefflicher Freund, nichts von Ihnen gehört, und begreife recht gut,

daß es Ihnen geht, wie uns andern. Jeder hat soviel in seinem Kreise zu thun, daß er sich nach außen wenig umsehen kann. Indessen bin ich auf mancherley Art fleißig und hoffe Ihnen mit dem, was ich thue und vorbereite, wo nicht bald, doch auch nicht allzuspät einige Freude zu machen. Auch Sie sind gewiß zum Vergnügen und zur Erbauung mancher Menschen thätig, nur daß ich leider meinen Theil davon nicht so leicht nehmen kann.

Berlin und Sie zu besuchen war ich diese Zeit her manchmal angelockt, so manches aber hält mich wieder unbeweglich an der Stelle, und da seh ich denn freylich nicht, wie es zu einem gesegneten Entschluß kommen könnte. Weil ich doch aber ein dringendes Bedürfniß fühle, nicht allein von Ihnen zu hören, sondern auch mir Ihre Zustände recht klar zu vergegenwärtigen und Ihnen die meinigen näher zu bringen, so bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen meinen Sohn zu schicken,[1] daß er Sie von mir herzlich grüße und in früher Jugendzeit, wo die weltlichen Dinge noch einen lustigen Eindruck machen, das Bild einer so großen Stadt in sich aufnehme und auch zu meinem Genusse lebhaft zurückbringe.

Ob er nun gleich schon ein gesetzter und gefaßter Knabe ist;[2] so möchte ich ihn doch nicht ganz allein und sich selbst überlassen in diesem städtischen Strudel denken. Die Frage wäre also, ob Sie ihm in Ihrer Nähe eine Wohnung verschaffen und zunächst für seine Bedürfnisse sorgen möchten. Ich sende Ihnen eine Assignation, damit er nicht gerade alles nöthige Geld in der Tasche habe. Weiter sag' ich nichts: denn alles übrige bleibt den Umständen überlassen. Die Hauptfrage ist, ob Ihnen ein solcher Besuch nicht lästig sey. An meine übrigen Freunde in Berlin geb' ich ihm

[1] Die Absicht ist nicht ausgeführt worden.
[2] Er war 1789 geboren.

Briefe und Charten mit, und die Verhältnisse werden sich schon finden. Aber vor allen Dingen möcht' ich ihn an einem sicheren Platz etablirt wissen. Länger als vierzehn Tage oder drey Wochen dürfte der Aufenthalt nicht dauern. In der Charwoche könnte er anlangen. Tausend Grüße und Bitte um baldige Antwort. G.

1115.

An Ludwig Achim von Arnim.

Weimar, d. 9. März 1806.

Man erzählt von dem bekannten Sekretär der Königlichen Societät zu London, Oldenburg,[1] er habe nur dadurch seine unendliche Korrespondenz bestreiten können, daß er niemals einen Brief eröffnet als mit der Feder in der Hand und dem Briefblatt zur Antwort vor sich.

Hätte ich diesem guten Beyspiel folgen können, so würde ich bey meinen engern Verhältnissen gar manchem guten Manne geantwortet haben, den ich ohne Nachricht von mir ließ, weil ich zauderte; denn gewiß, man liest keinen Brief zum ersten Mal durch, ohne zur Beantwortung angeregt zu werden.

Also diesmal will ich auf der Stelle für Ihren lieben Brief und für die artige Sendung danken. Es war mir sehr angenehm, durch Ihr Medium die große Stadt zu sehen, und wir haben uns lebhaft über die glückliche Darstellung so mancher wunderlicher Bilder gefreut. Mögen Sie mir auch wohl etwas von Ihrer Reise durch Mecklenburg[2] sagen; dies ist für mich völlig terra incognita, wo noch mancher wackre und bedeutende Mann wohnen muß.

[1] Heinrich Oldenburg (1626—78), früher bremischer Konsul in London.
[2] Arnim, der im Dezember 1805 in Weimar gewesen und auch mit Goethes Sohn befreundet geworden war, hatte im Februar u. a. gemeldet: „In wenigen Tagen wandere ich nach Mecklenburg, ich habe mir hier die Schuhe mit Sand gefüllt und

Wahrscheinlich sende ich meinen August Ostern nach Berlin. Schade, daß er Sie nicht mehr antrifft. Indessen liegen hier ein paar Denkblättchen[1] bey, die sich Ihrem erneuten Stammbuche empfehlen.

Die Eisengüsse[2] sind in den Medaillenschrank gelegt worden, und der Löwenkopf prangt an der alten Thüre ins Speisezimmer, wo Sie ihn hoffentlich noch einmal bewundern sollen.

Allerley chemische Versuche und andere Nachforschungen haben mir mehr Beyspiele jener Farbenerscheinungen der alten Scheibe zugebracht; aber so schön und rein wie auf derselben zeigt sich das Phänomen doch nirgends.

Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine so lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig ist, nicht dem Urheber allein, sondern auch der Welt ein Zeugniß[3] davon abzulegen, um so mehr da diese nicht so reich an Freuden ist, um reinen Genuß, den man so leicht und so reichlich haben kann, entweder aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil zu entbehren. So viel für diesmal mit den besten Wünschen und Grüßen von uns allen.

Goethe.

---

will sie ausschütteln. Ihr Sohn, mein geschickter Lehrer und Vorgänger auf glatter Bahn, wollte mir ein Stammblat schicken, ich werde es über Berlin (Viereck N. 4) immer noch früher erhalten, es wird in ein Stamm- und Gesellenbuch (Frankfurt a. M. 1536) eingefügt werden, womit ich in diesen Tagen mir an hundert alte Freunde zugeschaffen habe." — Das „Viereck" ist der jetzige „Pariser Platz" in Berlin; Arnims Großmutter, Caroline v. Labes, wohnte dort.

[1] Das Stammbuchblatt Goethes lautete: „Consiliis hominum pax non reparatur in orbe." Arnim schrieb ihm in Bezug darauf im Mai: „Nicht durch Menschen wird der Friede wiedergewonnen: diese Worte Ihres vielverehrten Andenkens haben sich mir so tief eingedacht, daß sie mir aus jeder Gegend, aus jedem Sonnenstand der Betrachtung zusprechen, sie liegen wie das Kreutz im Kreutz Cristal, es bedarf nur des Treffens im Eröffnen."

[2] Arnim hatte einige Proben „von den Zierrathen aus der Königlichen Eisengießerey vor dem Brandenburger Thor" gesandt.

[3] Goethes Rezension über das „Wunderhorn" war im Januar in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" erschienen.

1116.

An Zelter.

Da nicht Jedermann, wie Napoleon, sagen kann, welchen Tag er kommen, sehen und siegen will; so ergebe ich mich darein, daß eine kleine Hinderniß eintritt, und mein August nicht in der Charwoche bey Ihnen seyn kann. Haben Sie tausend Dank, daß Sie ihn aufnehmen und sich seiner annehmen wollen. Es ist ein bedeutender Schritt, den er in die Welt thut, und Sie verbinden mich aufs neue. Sollte Ihnen irgend eine häusliche Unbequemlichkeit aus seiner Gegenwart erwachsen, so haben Sie ja die Güte, ihn in die Nachbarschaft unterzubringen. Der Gedanke, daß ich kommen soll, ihn abzuholen, muß so übel nicht seyn: denn ich hab' ihn auch gehabt. Doch wird wohl nichts daraus werden. Die Ärzte wollen mich ein für allemal nach Carlsbad haben und ich muß wohl hingehen, obgleich ohne Vertrauen zu dergleichen Mitteln. Indessen habe ich noch eine Menge zu thun und vorzubereiten.

Heute nichts weiter, damit der Brief fortkomme, als das herzlichste Lebewohl und die besten Grüße.

Weimar den 22. März 1806. G.

1117.

An Zelter.

Kaum ist mein Brief abgegangen der die verspätete Reise meines Augusts meldet; so kommt der Ihrige mit der unerwarteten traurigen Nachricht[1] die mich ganz außer

---

[1] Vom Tode der Gattin Zelters.

Fassung bringt. Eben zu der Zeit da ich mir Berlin mehr als je vergegenwärtige, da wir den Plan vor uns haben, die neue Münzstraße aufsuchen, eben da ich hoffe durch meinen Knaben Ihr Wesen, Ihre Umgebung mir näher gebracht zu sehen, wie er mir vorm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte; so erleben Sie den gewaltsamen Riß den ich in jedem Sinne mitempfinde, ich mag mir nun Sie einsam von einer großen Haushaltung und manchen schwierigen Geschäften umgeben dencken; oder ich mag auf mich zurückkehren und mir in meiner eignen Lage ein so schreckliches Ereigniß immaginiren. Leider ist das Hinderniß das meinen Abgesandten zurückhält nicht zu beseitigen, sonst fertigte ich ihn gleich ab weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Wesens Ihnen vielleicht heilsam würde und das daraus entspringende Gute die Unbequemlichkeit wohl überwöge die es verursacht. Mir wäre es auch ein Trost einen Repräsentanten meiner Neigung und herzlichen Theilnahme bey Ihnen zu wissen; doch auch das soll nicht seyn und gerade trifft das alles zusammen in eine Zeit wo ich auch mancherley zu heben und zu schleppen habe. Nicht weiter! Bitte um baldige Nachricht.

W. d. 26. März 1806. G.

1118.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeb.

sende den interessanten Brief dankbar zurück. Das an mich angekündigte Schreiben ist indessen auch angekommen. In dem Briefe an Ew. Wohlgeb. erscheint der Freund[1] als

[1] Wohl Gentz.

Staats- und Weltmann und hat als ein solcher völlig Recht; denn es ist ja seine Pflicht, für den Augenblick, für eine gewisse Seite, um nicht Partey zu sagen, zu handeln und zu schreiben und eine ähnliche Handelns- und Schreibensweise auch von denen zu erwarten, mit denen er in irgend eine Verbindung tritt. Der Literator aber, mehr noch der Leiter eines literarischen Instituts wie das Ihrige, befindet sich in einer ganz andern Lage: er kann da ruhig seyn, wo jener wirkt, abwarten, wo jener drängt, dulden, was jener unerträglich findet; ja er soll sogar nach meiner Überzeugung entgegengesetzte Parteyen reden lassen und dabey nur das Amt eines weisen Sprechers, wie im englischen Parlament, vertreten, welcher dazu da ist, im leidenschaftlichen Falle die Redner zur Ordnung des Tages zurückzurufen. Soviel über diese Äußerungen, welche Sie gewiß mit Freundlichkeit und Klugheit erwiedern werden.

Erinnere ich mich recht, so sprachen Sie in einem frühern Briefe, der mir nicht zur Hand ist, von einem Bauverständigen, den Sie mir einmal bringen wollten. Sie mit ihm bey mir zu sehen, würde mir jederzeit angenehm seyn, nur wünschte ich von Ihrer Ankunft unterrichtet zu seyn.

Wenn ich sonst mit noch manchem zurückstehe, so verzeihen Sie: ich hoffe nach und nach meine Schulden abzutragen.

Weimar den 29. April 1806. Goethe.

1119.

An Christiane Vulpius.

(Jena) Mittwoch den 25. Juni 1806.

Da ich eine Gelegenheit habe, dir diesen Brief bald zuzubringen, so gebe ich dir Nachricht, daß es mir die Zeit

über recht wohl gegangen ist. Ich habe einiges thun und besorgen können, so daß ich die Zeit nicht unbenutzt zugebracht habe. Es bleibt dabey, daß ich Sonntags früh den 29. abreise,[1] und ich hoffe, daß es dir indessen nach Wunsche gegangen ist. Vom Theater höre ich wenigstens alles Gute und hoffe, es soll so weiter gehen.

August war hier mit seinen Gesellen. Es hat mich gefreut zu sehen, daß es mit seinen körperlichen Kräften und seinem guten Muth so wohl steht. Ich habe mich einige Abende recht hübsch mit ihm unterhalten. Sie sind in allen Bergen und auf allen Schlössern herumgezogen, haben Aal in der Triesnitz gegessen und die Johannisfeuer haben wir zusammen von dem Altan des Daches gesehen. Einige waren hübsch; im Ganzen aber lange nicht so brillant als vor zwey Jahren. Gute Déjeunés und Bälle wünschend. Ich lege ein Zettelchen bey, das du Minchen gelegentlich zustecken magst.

G.

1120.

An Kirms.

Wie Ew. Wohlgeboren selbst einsehen und sagen, so läßt sich in dieser Sache[2] nichts Durchgreifendes rathen noch anordnen. Ich habe aber doch in beykommendem Blatt etwas aufgesetzt, das den Wöchnern bey ihrem Betragen zu einiger Leitung dienen kann. Ich habe es in der dritten Person abgefaßt und nicht unterschrieben. Doch ist ihnen durchaus nochmals zu empfehlen, daß sie es Niemanden sehen lassen.

[1] Nach Karlsbad.

[2] In Leipzig gastierten Iffland und die Unzelmann. Die Hallenser Studenten, die eifrige Besucher des Lauchstädter Theaters waren, hatten nun sehr energisch verlangt, daß mit der Weimarer Truppe auch die Unzelmann in Lauchstädt gastieren sollte. Kirms hatte deswegen bei Goethe angefragt.

Weiter weiß ich nichts zu sagen, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen ist, und daß ich meiner Abreise Sonntag früh mit guter Hoffnung entgegensehe. Sonnabends mit dem Boten könnten Sie mir noch allenfalls etwas schicken.

Der ich von Herzen recht wohl zu leben wünsche.

Jena den 25. Junius 1806. G.

In der Angelegenheit, worüber nachgefragt wird, ist es schwer, einen bestimmten Rath zu geben. Alles kommt auf die Umstände und auf den Augenblick an, wobey der Klugheit der Herren Wöchner die Hauptsache überlassen bleibt.

Anfangs könnten sie allenfalls erklären, daß sie beym Abschiede von Fürstl. Commission ausdrücklichen Auftrag erhalten, das Spielen von Gastrollen durchaus abzulehnen, weil in diesem Jahr die Gesellschaft vollständig und das Repertorium complet sey; welches voriges Jahr nicht der Fall gewesen. Dießmal könne die Gesellschaft aus und durch sich selbst das Publicum contentiren. Sie seyen ja selbst in Lauchstädt Gäste und wünschten sich nicht aus ihren Rollen durch andre Gäste verdrängen zu lassen. In einer Stadt, wo man eine Gesellschaft das ganze Jahr, oder wenigstens den größten Theil über, sähe, sey es ganz was anderes, indem man alsdann zur Abwechselung allenfalls eine Gastrolle gestatte. Doch lehne man auch in Weimar sie gewöhnlich ab u. s. w.

Sollten aber dergleichen Vorstellungen nichts fruchten, und das aufgeregte Publicum mit einigem Ungestüm die Erscheinung der Madame Unzelmann verlangen, so können die Herren Wöchner ihre Rolle fortspielen und mit Höflichkeit sagen, daß man freylich an eine Ankunft der Madame Unzelmann nicht denken können, und sie deshalb unter den vorkommenden Umständen wohl die Verantwortung auf sich

nehmen müßten; so seyen sie doch nicht im Stande, ein höheres Honorar als 20 Thaler für die Vorstellung zu bewilligen. Eine Benefizvorstellung werde niemals wieder zugestanden werden.

Dabey können jene Anfangs angeführten Argumente immer wiederholt werden. Man kann sich auf den completten Zustand der Gesellschaft und das wohlversehene Repertorium immer wieder berufen.

Gegenwärtiges Blatt wird secretirt und kommt nicht aus den Händen der Herren Wöchner, um so mehr, als sie die Abwesenheit des Herrn Geheimerath von Goethe als ein Hauptargument ihrer Weigerung zu brauchen haben.

1121.*

An Zelter.

Jena den 26. Junius 1806.

Ihr Brief, mein lieber Freund, hat mich noch in Jena getroffen, von wo ich in wenig Tagen nach Carlsbad gehe. Mögen Sie mir in der ersten Zeit direct dorthin schreiben, so wird es mir viel Freude machen. Später thun Sie es nicht: denn die Briefe gehen langsam und ungewiß auf diesen Straßen . . .

Für die baldige Nachricht über Doctor Luthers Theatererscheinung[1] danke zum allerschönsten. Ich sehe, es sind in diesem Stück gerade die widerlichen Entgegenstellungen, die einem in den Söhnen des Thals verdrießlich fallen. Das soll nun Ideen heißen und sind nicht einmal Begriffe. Indessen werden die Menschen darüber confus, und da man ihnen etwas vorzeigt, was sie nicht beurtheilen können, so lassen sie's eine Weile gut seyn.

[1] „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner.

Da Iffland als D. Luther sich wohl behaben wird und die Casse wahrscheinlich auch keinen Schaden leidet; so ist übrigens alles in der Ordnung.

Ich denke sehr oft an Sie und Ihre Zustände. Sie haben eine schwere Aufgabe zu lösen. Möge Ihr Muth Sie immerfort begleiten. Für dießmal sag' ich nichts weiter, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen ist, und daß ich gute Hoffnungen von meiner Badecur hegen kann.

G.

1122.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 3. Julius 1806.

Ich will versuchen, dir eine Nachricht direct nach Lauchstädt zu schicken, weil ich vermuthen kann, daß sie dir eher zukommt als über Weimar. Du erfährst also durch Gegenwärtiges, daß wir glücklich in Carlsbad angekommen sind. Sonntags den 29. Jun. gelangten wir bis Schleiz. Den 30. bis Asch, wo wir um 9 Uhr Abends, im Regen, eine Viertelstunde vors Thor gingen, um in einer Scheuer die Hussiten vor Naumburg[1] spielen zu sehen. Den 1. Juli kamen wir bis Eger, wo wir ausruhten und manches, was sich auf Wallenstein bezog, sahen. Gestern den 2. Abends kamen wir erst hier an. Die Wege waren mitunter ganz erschrecklich und es regnete auch von Zeit zu Zeit gewaltig. Zum Schlusse aber sind wir hier ganz angenehm logirt und befinden uns wohl. Das gewaltsame Rütteln und Schütteln auf der Reise hat, glaube ich, schon die Hälfte der Kur vollbracht.

[1] Von Kotzebue.

Die Gegend ist hier, wie vor Alters, sehr schön. Das Städtchen, seitdem ich es nicht gesehen habe, viel besser aufgeputzt und außerordentlich angenehme Spaziergänge sind angelegt worden; woran wir uns schon sehr vergnügt haben. Es fehlt nichts, als daß wir nicht alle zusammen hier sind. Wir essen zusammen auf der Stube und werden gut bedient. Das Essen ist hier besser als sonst. Das baare Geld steht sehr hoch, weil die Papiere immer mehr fallen. Das Kopfstück, das sonst 20 Kreuzer galt, wird nun für 32 genommen; und obgleich die Preise gestiegen sind; so zahlt man doch im Grunde nicht viel mehr als sonst. Noch ist kein Theater hier. Es kommt erst Sonntags den 6. Juli. Mehr sage ich nicht, und wünsche wohl und vergnügt zu leben. Notire doch den Tag, wo du den Brief erhältst, damit man weiß, wie lange er unterwegens gewesen ist. Wir grüßen alle zum schönsten. Mit dem herzlichsten Lebewohl

G.

1123.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 7. Julius 1806.

Da ich nur Gutes zu erzählen habe, so will ich heute zum zweytenmal schreiben. Mein Brief vom 3. wird angekommen seyn. Das Wasser hat eine recht gute Wirkung auf mich gemacht und ich denke, es soll so fortgehen. Seitdem ich den Sprudel trinke, habe ich keine Tropfen eingenommen und die Verdauung fängt schon an recht gut ihren Gang zu gehen. Ich werde nun so weiter fortfahren und abwarten, was es werden kann. Übrigens muthet man sich hier viel mehr zu, als zu Hause. Man steht um 5 Uhr

auf, geht bey jedem Wetter an den Brunnen, spaziert, steigt Berge, zieht sich an, macht Aufwartung, geht zu Gaste und sonst in Gesellschaft. Man hütet sich weder vor Näße, noch vor Wind, noch Zug und befindet sich ganz wohl dabey. Ich habe manche alte Bekannte angetroffen und ihrer schon viele neue gemacht. Morgen beziehen wir ein besser Quartier als das bisherige. Die Bälle sind übrigens hier nicht sehr belebt. Von 50 Frauenzimmern, die in weißen Kleiderchen herum sitzen, kommen vielleicht 10 zum Tanz. Übrigens giebt es Pikeniks und Spazierfahrten, die in der schönen Gegend ganz angenehm sind. Ich wünsche dir viel Vergnügen und werde heut über 8 Tage wieder schreiben. Lebe recht wohl und liebe mich. Diese Tage will ich auch an August schreiben.

G.

1124.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 14. Julius 1806.

Ich schreibe sehr gern wieder, weil ich gute Nachricht von mir zu geben habe und weil die Briefe sobald hin und wieder gehen. Der Deine vom 7. Juli ist in vier Tagen zu mir gekommen und hinwärts, wie ich sehe, bleiben sie auch nicht länger unterwegs. Die Cur schlägt ganz gut bey mir an. Ich habe die Zeit her keine Unbequemlichkeit gehabt und hoffe das beste, wenn ich regelmäßig fortfahre. Es giebt hier viel Unterhaltung mit alten Bekannten die man wiederfindet, so wie mit neuen, die man macht. Madam Unzelmann ist angekommen und wird sich vier Wochen aufhalten. Sonst ist niemand hier, den du kennst. Es wird aber täglich voller, besonders von Russen und Polen. Auf

kurze Zeit möchte ich dich und August wohl hier sehen; aber im ganzen ist's nicht für euch. Ich freue mich, daß dir's in Lauchstädt wohlgeht. Bleibe nur daselbst, grüße Augusten, wenn er kommt, und macht euch lustig. So lange ich hier bin, will ich jeden Montag schreiben, da ihr denn etwa jeden Freytag etwas von mir empfangen werdet. Grüße die Brandt[1] und die Elsermann[1] und sage ihnen, daß ich etwas für sie mitbringe. Überhaupt, wer freundlich und artig von der Gesellschaft ist, soll etwas haben: denn ich bringe verschiedenes mit. Von dem hiesigen Theater, das noch nicht eröffnet ist, schreibe ich etwas an Genast, von dem du dirs kannst erzählen lassen. Lebe recht wohl und grüße Augusten, so wie auch Geh. Rath Wolf und Minchen. Noch setze ich eigenhändig hinzu daß ich Dich und August herzlich grüße und euch alles Vergnügen wünsche. Wenn es dich auch etwas mehr kostet, so hat's nichts zu sagen. Dein Brief kam den 12ten an und war mir um so angenehmer und lieber. Nun sage ich dir das beste Lebewohl und hoffe bald wieder auf einen Brief von dir.

G.

1125.

An Christiane Vulpius.

Montag den 21. Julius 1806.

Dieses ist nun der vierte Brief, den du von mir erhältst. Ich habe indessen nur einen von dir empfangen, und auf den gegenwärtigen antwortest du nicht. Indessen erhalte ich wohl noch einige Nachrichten von dir auf meine vorigen Briefe. Heute über 14 Tage, als den 4. August, denken

[1] Am Weimarer Theater.

wir wieder abzugehen und können den 7. oder 8. wieder in Jena seyn. Bleibe indessen nur ruhig mit August in Lauchstädt, bis du Nachricht von mir erhältst.

Indessen ist es mir sehr wohl gegangen. Ich habe ohne Arzney mit Wassertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt, und wenn ich die Cur noch so weiter fortbrauche; so denke ich, wird es von guten Folgen seyn. Es wird fleißig promenirt und an Gesellschaft fehlt es auch nicht. Die Badeliste steigt auf 650 Personen und ich habe manche Bekanntschaft gemacht. Wir essen gewöhnlich zu Hause. Manchmal sind wir zu Gaste geladen. Die hiesige Schauspieler-Gesellschaft hat etwa sechsmal gespielt, ich bin aber noch nicht ins Theater gekommen. Nach allen Erzählungen scheint es wenig erfreuliches zu leisten. Den Ball hab' ich ein einzigesmal besucht, der aber für mich auch nicht unterhaltend war. Von deinen Bekannten wüßt' ich Niemand hier, außer den dicken Herrn von Oertzen, den die Frauenzimmer in Lauchstädt vor ein paar Jahren einander abspänstig machten. Er treibt sein altes Wesen fort, aller Welt die Cour zu machen. So viel für heute. Meine Reisegefährten grüßen. Es ist allerley eingekauft worden. Einen Brief Stecknadeln wirst du erhalten haben, den ich durch Gelegenheit nach Leipzig schickte. Geht wieder Jemand in jene Gegend, so folgt noch etwas.

G.

Lebe wohl und grüße Augusten vielmals. Auch Herrn Genast und Becker und die Frauenzimmer.

Donnerstag den 24. Julius 1806.

Dieser Brief ist einen Posttag liegen geblieben, welches mir jetzt angenehm ist, weil inzwischen dein Brief vom

17. Julius ankam. Ich habe zwar wenig hinzuzusetzen; aber doch freut mich's dir sogleich zu sagen, daß mir deine Nachrichten viel Vergnügen gemacht haben. Wenn es dir nach deinem Sinne wohlgeht und Augusten auch, so kann mir in der Ferne nichts erfreulichers begegnen. Dagegen kann ich sagen, daß ich mich von Tag zu Tag besser befinde und daß ich auch für die Folge das Beste hoffe. Wir leben, die kleinen Unbequemlichkeiten der Kur abgerechnet, zwar nicht herrlich, doch in Freuden. An Krebsen und Forellen ist kein Mangel und das übrige Essen ist nicht schlecht. Wir gehen und fahren spazieren; wobey immer ein wenig gezeichnet wird und viel Steine zusammengeklopft werden. Fast täglich giebt es eine neue Bekanntschaft und man könnte lange hier seyn, ohne erschöpft zu haben, was sich alles hier befindet. Übrigens bleibt es bey dem, was auf der vorigen Seite geschrieben steht. Auch erhältst du von mir noch eine Nachricht vor meiner Abreise. Verweile nur in Lauchstädt, bis ich in Jena angekommen bin; und wenn du mit August einige mehrere Kosten hast, so nimm es nicht zu Herzen. Ich wünsche nur euch beyde wohl und vergnügt wieder zu sehen. Daß es mit dem Theater so gut geht, ist mir höchst angenehm. Grüße die Herren Genast und Becker, auch deine nächste Umgebung. Mehr sage ich nicht, damit der Brief geschlossen werde und nicht abermals in dieser Zerstreuung liegen bleibe.

1126.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad Montag den 28. Juli 1806.

Schon vorgestern kam dein lieber Brief vom 22. hier an und war also nur vier Tage unterwegs gewesen. Ich

schreibe heute zum vorletzten mal und heute über acht Tage wahrscheinlich zum letztenmal. Denn ich hoffe, daß unser Wagen richtig eintreffen soll. Es ist mir auch diese letzte Zeit ganz wohl gegangen und ich wünschte nur, daß ich mich eingerichtet hätte, länger hier zu bleiben, um ein 14 Tage weder zu trinken, noch zu baden, auf meine Natur Acht zu geben und doch in der Nähe der heilsamen Quelle zu seyn, wenn sich irgend ein Übel melden sollte. Doch kann das auf künftiges Jahr geschehen und wir wollen hoffen, daß wir indessen so durchkommen. Die Hauptsache, wie ich recht wohl bemerke, bleibt immer die Bewegung und wenn ich sie die nächsten acht Wochen auf eine oder die andre Weise fortsetze, so wird es wohl ganz gut werden. Daß du dich lustig machst, ist mir sehr angenehm und ich erwarte, daß du mir recht viel erzählst, wenn wir zusammenkommen. Hier geht im Ganzen alles steifer, als jemals zu, ob ich mich gleich persönlich keineswegs zu beklagen habe: denn es hinge nur von mir ab, meine Bekanntschaften und Gesellschaften viel weiter auszudehnen. Gestern begegneten mir ganz unerwartet Frau von Brösigke[1] und ihre Tochter, die von Egerbrunn herüberkamen, wo es auch nicht zum heitersten hergehen soll, weil die Östreicher und Polen zwey Parthenen machen, die gegeneinander wirken, beyde aber weder einen Sachsen noch einen Preußen unter sich aufnehmen. Frau von Levezow ist reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr spazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, so artig war sie und soviel wußte sie zu schwatzen und zu erzählen.

Täglich kommen hier noch mehr Badegäste an. Die Nummern der Liste gehen schon bis 700. In diesen Tagen war das Papiergeld so gefallen, daß der Ducaten 8 Gulden

[1] Die Mutter der Frau v. Levetzow (die gegen 1787 geboren), die Großmutter Ulrikens, die damals zwei Jahre alt war.

und 30 Kreuzer galt, und das Silbergeld im Verhältniß. Gegenwärtig ist es wieder ein wenig gestiegen. Demungeachtet aber sind die Einwohner von Carlsbad, welche für alle ihre Mühe, Waaren und Auslagen fast nichts anders eingenommen haben, in einer Sorge, die ganz nahe an Verzweiflung gränzt. Was daraus werden soll, kann kein Mensch einsehen. Vorgestern bin ich auch in der Comödie gewesen und werde wohl nicht wieder hineingehen. Selbst diejenigen Schauspieler, die noch einige Gestalt und Stimme haben, zeigen sich fratzenhaft, affectirt und comödiantisch. Ich kann wohl sagen, daß ich in dem ganzen Stück nicht einen einzigen wahren Ton gehört habe. Die Weiber sind vollends ganz abscheulich. Eine einzige ist darunter, die Verdienst hat. Sie spielt die Rollen der Beck, ist aber doch auch übertrieben und in ihrem Betragen geschmacklos wie die andern. Doch wäre diese noch wohl am ersten ins Rechte zu leiten, wenn sie eine gute Umgebung hätte. Das Stück, das ich sah, war Pinto,[1] von Vogel bearbeitet. Grüße die Herren Genast und Becker und sage ihnen, sie möchten doch nachfragen, ob das Stück gedruckt ist, und sich Mühe geben, es bald beyzuschaffen. Wir können es sehr gut besetzen und es kann bey uns eine sehr interessante Repräsentation werden. Gethan habe ich übrigens nicht viel, denn der Brunnen und die Zerstreuung des hiesigen Lebens lassen einen nicht recht zur Fassung kommen. Übrigens bleibt es im ganzen bey dem, was ich in meinem vorigen Briefe geschrieben habe. Bleibe nur in Lauchstädt, bis du einen Brief von mir aus Jena erhältst: denn erst dort wird sich zeigen, ob ich noch nach Lauchstädt gehen kann und mag. Grüße alles schönstens von mir, Herrn Geheimerath Wolf und Minchen, Herrn und Frau Geheimerath Loder und alle, die sonst meiner

[1] „Pinto oder die Verschwörung in Portugal", in Weimar im Oktober 1807 zum ersten Male aufgeführt.

gedenken mögen, so wie das Theater-Personal, besonders die, welche dir zunächst sind. Lebe übrigens recht wohl bey deinen Frühstücken, Mittagsessen, Tänzen und Schauspielen.

G.

1127.

An die Fürstl. Polizeicommission in Jena.

(8. August.)

Fürstliche Polizey Commission zu Jena hat wegen besserer Einrichtung des Gesindewesens um das Publicum so viele Verdienste, daß Sie nicht ungeneigt aufnehmen wird, wenn ich mich in einer solchen Angelegenheit an Sie wende, wozu ich durch meinen hiesigen Aufenthalt und die Lage der Sache genöthigt werde.[1]

Mein Bedienter N.N. Gensler, welcher schon eine Zeitlang bey mir steht, auch noch auf eine Zeit gemiethet ist, hat zwar seine Schuldigkeit gegen mich zu meiner leidlichen Zufriedenheit beobachtet; dagegen aber von der ersten Zeit her sich gegen meine Familie und Hausgenossen äußerst rauh, störrisch, grob und auffahrend, sogar in meiner Gegenwart, betragen. Die ihm deshalb zugegangenen bedrohlichen Verweise haben nur augenblickliche Wirkungen hervorgebracht, im Ganzen aber nichts gefruchtet; weshalb ich manche Verdrießlichkeit erlitten und nur durch Gewohnheit und Hoffnung bewogen werden können, ihn beyzubehalten.

Nun hat sich aber seine unbändige Gemüthsart auf meiner Reise nach Carlsbad ganz gränzenlos bewiesen, indem er nicht allein meinen Reisegefährten schnöde begegnet, wovon Herr Major von Hendrich das Nähere zu den Acten geben wird; sondern auch auf der Rückreise seine Bosheit und

[1] Im Tagebuch vom 7. August heißt es: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reiches."

Tücke an dem Kutscher auf allerley Weise ausgelassen, daß es zuletzt auf dem Bock zwischen beyden zu einem heftigen Wortwechsel und, ohnerachtet aller Herrschaftlichen Inhibition, endlich zu Schlägen kam; wobey, so viel mir bekannt ist, gedachter Gensler ausschlug, und ungeachtet aller Verweise und Bedrohungen sein gewöhnliches Betragen bis Jena auf eine dem Wahnsinn sich nähernde Weise fortsetzte.

Da ich mich nun in dem Fall sah, durch Zorn und Ärger die ganze Wirkung meiner vollbrachten Badekur zu verlieren, auch auf dem Punct stand, zu einer unschicklichen und sträflichen Selbsthülfe genöthigt zu werden; so blieb mir nichts übrig, als diesen Burschen bey meiner Ankunft in Jena in militärische Haft bringen zu lassen, den ich nach diesem Vorgang nicht mehr in meinen Diensten behalten kann.

Da jedoch bey Auseinandersetzung mit demselbigen noch manche ärgerliche Auftritte zu erwarten sind; so habe fürstliche Polizey Commission ergebenst ersuchen wollen, in diese Sache Einsicht zu nehmen und Jemanden abzuordnen, der die mehrgedachtem Gensler gehörigen Sachen, und was ihm sonst zustehen möchte, in Empfang nähme; wobey ich jedoch voraussetze, daß eine Herrschaft nicht gehalten seyn könne, ein so untaugliches und gefährliches Subject für eine allenfalls noch übrige Dienstzeit zu entschädigen.

Schließlich muß ich ergebenst bitten, gedachten Gensler bis zu völliger Beendigung der Sache in Verwahrung zu behalten, damit sowohl ich als die Meinigen vor seinem, besonders in dieser letzten Zeit manchmal an Raserey gränzenden Betragen gesichert seyn können.

Da es übrigens in der Folge nothwendig seyn wird, diese Sache an Fürstl. General Polizey Direction zu Weimar zu bringen; so wollte ich hiesige fürstl. Polizey Commission auch hierum ergebenst gebeten haben.

Der ich mich u. s. w.

Es war am 14. Oktober 1806. Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Durch Weimars Gassen stürzten fliehend die geschlagenen Preußen, von den über die Stadt dahinsausenden Kanonenkugeln der Feinde verfolgt. Gegen fünf Uhr drangen tobend und plündernd die Franzosen in die Stadt. In Goethes Hause lagerten — wie Riemer als Augenzeuge berichtet — sechzehn Mann. Goethe erwartete den Marschall Augerau, für den Christiane mit mehreren aus der Stadt in Goethes Haus geflüchteten Personen ein Mahl zu bereiten hatte. Goethe befand sich in seinen oberen Zimmern, Riemer wartete unten auf den Herzog, während die hell aufleuchtenden Flammen der brennenden Häuser das Dunkel der Nacht erhellten und das Jammern und Wehklagen der mißhandelten Bürger, das tobende Lärmen der Plünderer die Stadt durchgellte. Da donnern Kolbenstöße an die Thür des Goetheschen Hauses. Zwei bewaffnete Tirailleurs dringen ein, vergebens bietet ihnen Riemer Speise und Trank. Den Hausherrn wollen sie sprechen. Goethe erscheint im weiten Nachtgewande — seinen „Prophetenmantel“ pflegte er ihn scherzhaft zu nennen — und fragte die Tirailleurs nach ihrem Begehr. Die imposante Erscheinung verblüfft die beiden, sie bitten ihn, mit ihnen anzustoßen, Goethe entfernt sich, sie trinken weiter. Dann aber, vom Weine aufgestachelt, eilen sie die Treppe empor, sich ein Zimmer zu suchen, sie dringen drohend mit ihren Waffen auf Goethe ein. Da wirft sich Christiane den Wütenden entgegen — mit seltener Geistesgegenwart ruft sie von der zum Garten herabführenden Treppe Hilfe herbei, es gelingt ihr, mit dem herbeigeeilten Manne die Tirailleurs aus dem Zimmer zu drängen. Sie verriegelt die Thür — Goethe ist gerettet. Die beiden Marodeurs aber blieben die Nacht hindurch in Goethes Haus und wurden erst am nächsten Morgen von dem einziehenden Adjutanten des Marschalls hinausgetrieben. — Loder hatte an Hufeland berichtet: „Goethe war geplündert und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte.“ In einem Briefe von Vulpius an Nicolaus Meyer heißt es: „Welch ein Unglück hat uns betroffen!

Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, Abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von Allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unserm Hause. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir sprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand und — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park."

Es kamen für Weimar Tage harter Not, Christiane aber hatte trotz der großen Aufwendungen, die für den Marschall und die Einquartierung nötig gewesen, ihr Hauswesen doch so zusammengehalten, daß sie, wie Riemer berichtet, noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

* * *

So erklärt sich Brief

1128.

An J. H. Meyer.

(15. oder 16. October.)

Sagen Sie mir mein werther Womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Victualien? G.

1129.

An Wilhelm Christian Günther.[1]

(17. October.)

Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reise gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die

[1] Oberkonsistorialrat.

so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.

Sagen Sie mir würdiger geistlicher Herr und Vater wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte daß sie in der Sakristey der Stadt-Kirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe.

1130.*

An die Jenaer Freunde.

Wir sind in der größten Sorge wegen unserer Jenaischen Freunde, indem wir noch gar nichts von ihnen vernommen haben. Ich bitte daher Nachverzeichnete, nur ein Wort auf dieses Blatt zu unserer Beruhigung zu schreiben. Was mich betrifft, so sind wir durch viel Angst und Noth auf das glücklichste durchgekommen. In meinem Hause ist nichts versehrt, ich habe nichts verloren. Die Herzogin ist wohl und hat sich auf eine Weise betragen, welche zur höchsten Bewunderung auffodert.[1] Mit Wieland habe ich gestern

[1] Herzog Carl August, der allein von allen Fürsten Sachsens entschlossen auf Seiten Preußens stand und sein weimarisches Kontingent zum preußischen Heere hatte stoßen lassen, wurde von Napoleon mit besonderem Hasse verfolgt. Er befand sich, mit dem Kommando über die preußische Avantgarde beauftragt, auf einem Vorstoß gegen die Mainlinie begriffen. Als am Morgen des 14. Oktober sich der Kanonendonner von Jena hören ließ, brach die Herzogin Anna Amalia, begleitet von Prinzeß Caroline, von Weimar auf, um das neutral gebliebene Kassel oder Braunschweig zu errreichen. Später schloß sich, wenn auch widerstrebend, der Erbprinz an. Der 14jährige Prinz Bernhard war auf seinen dringenden Wunsch bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger eingetreten und dem Stabe des Fürsten von Hohenzollern, der bei Jena stand, zugeteilt worden. Die Herzogin Luise war

beym Stadtcommandanten[1] gespeist. Der gute Alte ist auch glücklich durchgekommen. Das Schloß ist unversehrt. Dieß verdanken wir allein unserer Fürstin. Nichts weiter bin ich im Stande hinzuzusetzen . . .[2]

Übrigens sollte es mir angenehm seyn, durch diesen Boten von den Herrn Beamten, Burgemeistern, mir sonst bekannten Personen, Nachricht in Briefen oder mündlich zu erhalten. Alle versichere ich meines herzlichsten Antheils bey diesem traurigen Vorfalle.

Weimar, den 18. October 1806.

J. W. v. Goethe.

---

allein ohne militärische Bedeckung im Schloß zu Weimar zurückgeblieben. Unter ihrem Schutz — so berichtet der spätere Kirchenrat Lincke in seinen „Erinnerungen an das Jahr 1806" — sammelten sich in den unteren Räumen des Schlosses Hunderte von Fliehenden, Frauen und Kinder; sie nahm sie auf und teilte mit ihnen. Alle, die in diesen Stunden höchster Bedrängnis um sie waren, versicherten, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb und in ihrem Wesen fast keiu Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Luise empfing den am Abend des 15. Oktober in Weimar eintreffenden Napoleon oben an der großen Treppe des Schlosses; er antwortete kurz und ging sofort in sein Zimmer. In der am nächsten Tage der Herzogin bewilligten Audienz schilderte Luise mit so viel Festigkeit und Mut die Lage des Landes, die militärische Ehre und Pflicht des Herzogs, daß sie den Groll und Zorn des Siegers sänftigte. „Madame", sagte Napoleon, „Sie sind eine der achtungswertesten Frauen, die ich jemals kennen gelernt. Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm, aber allein um Ihretwillen." Napoleon versprach Einstellung der Plünderung und Aufrechterhaltung der Souveränität des Fürstenhauses. Doch müßte Carl August innerhalb 24 Stunden die preußische Armee verlassen und nach Weimar zurückkehren. Und zu General Rapp bemerkte der Kaiser: „Das ist einmal eine Frau, der unsere zweihundert Kanonen keine Angst machen." — Als dann der Herzog nicht so schnell von Napoleons Verlangen benachrichtigt werden konnte, wurde ein junger Weimarer Beamter Müller, der spätere Kanzler, nach Potsdam zu Napoleon gesandt, um Aufschub zu erbitten. Der Verlauf dieser Audienz bewies aufs neue, wie starken, nachhaltigen Eindruck auf Napoleon das Auftreten Luisens gemacht hat und wie sehr diese sonst sich bescheiden vornehm zurückhaltende, in Augenblicken der Gefahr hochherzige Frau die Bezeichnung „Heldenengel" verdient, die ihr Knebel gegeben hat.

[1] Dentzel.

[2] Folgen die Namen der Jenaer Freunde.

1131.*

An den Herzog Carl August.

(zwischen 19. und 26. October.)

Das Eis des mittheilenden Schreibens ist einmal gebrochen und ich fahre bequemer fort noch einiges nachzubringen, wenn ich gleich, als handschreibend, mich immer mehr paralysirt fühle.

Den neuen, lange erwarteten Ankömmling[1] habe ich gesehen, er ist wohlgebildet und hat eine gute Farbe und verspricht zu leben. Möge er wenn er einst die Welt erkennt sie lustiger finden als sie uns nun erscheint! ich bin zu alt ihn einzuführen; doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden. Auch die Zimmer der Mutter sind wieder ordentlich hergestellt, und anständig und bequem, danck sey es der Tischlerfertigkeit, die das zerschlagne und zerstoßne Holz bald wieder in Restauration gebracht haben. Glücklich alle Handwercker! deren Arbeit ohne Verlust des zerstörten wieder hergestellt werden kann, durch Hans und Kunz und wie sie heisen.

Erlauben Sie daß ich so fortfahre! es würde besser werden wenn es sich ziemte daß ich dicktirte. Wo wir jetzt einen Anfang des Lebens erblicken hat es einen besonderen Reiz der Hoffnung; kann sich nun die Liebe daran schliesen; so ist der Glaube sogleich unfehlbar da und die Sache ist gemacht, indem wir überzeugt sind daß alles zu Grunde geht.

Den Prinzen August hab ich einen Augenblick in einer für uns beyde peinlichen Lage gesehen. Er bestellte bey mir ein Monument für den Grafen Schmettau.[2] Ich will gern, dieser Pietät im Einklang, ein Schickliches besorgen und

---

[1] Sohn des Herzogs und der Frau v. Heygendorff (Caroline Jagemann).

[2] Preuß. Generalleutnant Fr. Wilh. Carl Graf v. Schmettau, der bei Auerstädt verwundet wurde; er war am 18. Oktober in Weimar gestorben.

habe die Anstalten gemacht daß es ehrenvoll und geschmackvoll geschehe.

Wenn mann übersieht was verlohren ist; so freut man sich billig doppelt des Erhaltenen. Die Bibliotheck ist wundersam erhalten. Die Thüre konnten sie nicht einsprengen, sie sägten die Gitter entzwey, schlugen die Thüre der Communarchiv Expedition auf und fanden die ihnen verwünschten Papiere und Acten, das hat den untern Stock gerettet.

Aufgebrochen haben sie die Expeditionszimmer, Kleinigkeiten entwendet; sie sind durch alle Etagen der Bibliotheck durchgestigen, haben nur einige Stücke grüner Leinwand mitgenommen. Nichts ist beschädigt, und wir sind für diese erste Zeit als wenn nichts gewesen wäre. Daß wir Denzel[1] manches schuldig sind ist mir wahrscheinlich.

Bald hätte ich vergessen zu sagen daß das Münzkabinett in der Angst der letzten Tage nach Alstedt geflüchtet ward. Auch darnach war große Nachfrage. Nun kann es zurückkehren und soll hoffentlich Sie an Ort und Stelle begrüßen . . .

Der Botanische Garten hat wenig gelitten, das Haus mehr, am meisten der gute und man darf sagen treffliche Schelver,[2] er ward biß auf's Hemd a diverses reprises, ausgeplündert und ging mit einem blessirten Offizier, der Vertrauen zu ihm faßte, fort, und ich weiß nicht wohin.

Vom Theater als dem bedeutendsten sollt ich auch wohl was sagen. Was läßt sich aber davon sagen als was von der Welt zu sagen ist: Sobald die grimmige Noth vorbey war, da traten alle Leidenschafften, biß zur gemeinsten, in ihre Rechte. Wir erhalten das nie wieder herzustellende Ganze, biß die herrschenden Umstände eine Dauer oder eine Auflösung gebieten.

---

[1] Stadtkommandant.
[2] Professor in Jena.

Doch alles das muß Ihnen gering vorkommen, da Sie die größten Interesses erst Ihres Häufleins, und da das nicht mehr zu halten war, das Weitere und Grössre im Auge hatten. Und doch mache ich mir Vorwürfe daß ich nicht die früheren Blätter die ich vollschrieb abschickte. Freylich waren sie, noch mehr wie diese, einem aufgeregten und sorgenvollen Gemüth entquollen. Doch aber wäre es Ihnen vielleicht wenn auch schmerzlicher doch erquicklicher gewesen. Genug das Vergangne ist vorbey und ich muß mich nur hüten diese Scribalien nicht wie die vorigen in den Windofen zu stecken.

Besinn ich mich aber was ich Ihnen noch Angenehmes sagen möchte; so ist es das was mich, nach entsetzlichen Klagen der besten Freunde, immer noch erfreut, daß der Schaden im Parck nämlich ganz null ist. Die Belvederische Chaussee unangetastet. Der Stern unverletzt und nichts abgehauen als was Sie gegenwärtig in vierzehn Tagen, vielleicht mit anmuthigern Pflanzungen, wiederherstellen würden.

Befehlen Sie nur daß man das römische Haus zu Ihrem Empfang bereite! mit wenigem sind die Spuren des Unheils ausgelöscht.

Hätte ich nicht so manches an Sie geschriebene Papier vertilgt; so schickt ich sie jetzt alle, es wäre doch ein interessantes Tagebuch unsrer Leiden und Gesinnungen. Diese Blätter will ich eilig numeriren und siegeln, sonst trag ich wieder Bedencken.

1132.

An N. Meyer.

Weimar den 20. Octbr. 1806.

Wir leben! unser Haus blieb von Plünderung und Brand, wie durch ein Wunder verschont. Die regierende

Herzoginn hat mit uns die schröcklichsten Stunden verlebt, ihr verdancken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, so wie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kayser ist angekommen am 15. Octbr. 1806. G.

Merckwürdig ist es daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenscheine begleitet und beleuchtet waren.

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten;[1] mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigern Stunden eine umständlichere Antwort.

1133.

An J. H. Meyer.

(20. October.)

Wenn es Ihnen möglich ist, lieber Professor, so verfügen Sie sich, wo nicht heute, doch morgen früh, zu Hofrath Wieland und zeichnen sein Profil mit der Calotte, in der Größe etwan eines Laubthalers. Denon[2] wünscht es zu haben. Der Zweck ist, daß eine Medaille danach geschnitten würde. Es ist nur gut, daß unsre Überwinder wenigstens von einigen Individuen Notiz nehmen, da sie das Ganze nivelliren. G.

[1] Die Trauung fand in der Sakristei der Schloßkirche in Gegenwart von August und Riemer statt.

[2] Der Goethe seit Jahren bekannte Maler, Direktor der Pariser Museen.

1134.*

An C. v. Knebel.

(21. October.)

... Von der Herzogin Mutter, dem Erbprinzen, der Prinzeß und also auch deiner Fräulein Schwester[1] haben wir Spur bis Langensalza. Kein Unfall hat sie betroffen. Vom Herzog weiß man nichts, auch nichts vom Prinz Bernhard. Haltet euch, so gut es möglich ist. Nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseyns wiederkommen.

Wegen unsrer wissenschaftlichen Anstalten schreibe ich dir nächstens und bitte dich auf alle ein Auge zu haben.

Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehlicht bin wird euch freuen. Unsre Trauringe werden vom 14. Octbr. datirt.

Die regierende Herzoginn ist an ihrem Posten.

Denon Directtor aller Kayserlichen Museen, logirte zwey Tage bey mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiedersehen.

Lebe wohl. Grüße und schreibe oft.

Den Brief an deine Frl. Schwester laß ich bey mir liegen.

... Lebe wohl mit den Deinigen.

d. 22. Octbr. 1806. G.

1135.*

An C. v. Knebel.

Weimar den 24. October 1806.

... Bey uns ist es sehr still, außer daß preußische Gefangene in Unzahl durchgeführt werden.

[1] Hofdame.

Jeder muß sich nur in diesen ersten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen. Man kann nun schon wieder anfangen, um sich her und für andre zu wirken. Ich freue mich der tüchtigen und thätigen Menschen, die du mir nennst. Daß die morsche jenaische Verfassung bey dieser Gelegenheit zusammenbrechen würde, ließ sich voraussehen. Jämmerlicher konnte kein gemeines Wesen geführt seyn. Ich weiß, was es mir für Noth machte, meine wenigen Anstalten als ein gesundes Glied, innerhalb eines absterbenden Körpers zu erhalten. Lebe wohl und laß uns von Augenblick zu Augenblick das nöthigste thun. G.

Bedarf Hegel etwas Geld so gieb ihm biß etwa auf 10 rh. 20 rh. habe ich von dir. Für das der Huber gegebne bin ich auch gut.

1136.

An Schelling.

Weimar, den 31. October 1806.

Indem ich Ihren so herzlich freundlichen Brief erhalte, mache ich mir Vorwürfe, daß ich mehrere Blätter nicht abgeschickt, die schon seit dem 16. auf meinem Tische liegen und davon auch eins nach München sollte. Das was geschehen ist, war leider ziemlich vorauszusehen; doch hatten wir nicht die stolze Furcht, einen Namen in der Weltgeschichte um solchen Preis zu gewinnen. Nun eil' ich, Ihnen, mit lebhaftem Dank für Ihren treuen Antheil, von mir, meiner Umgebung und was mich sonst mittelbar berührt, gute Nachrichten zu geben. Die schrecklich dringenden Ereignisse waren

durch ahndungsvolle Tage vorbereitet. Zwey und siebzig Stunden von Gefahr und Noth können wir ohne Übertreibung angeben. Den Aufwand an Geistes- und Körperkräften, an Geld und Vorräthen verschmerzt man gern, weil doch so vieles und darunter das wertheste erhalten ist. Meine Gesundheit hat kaum gewankt, und ich befinde mich seit meiner Rückkehr von Carlsbad unausgesetzt so wohl, als ich nur wünschen darf. Jena hat mehr gelitten als Weimar, der gute Schelver sehr viel, Frommanns und andere Freunde sind glücklich durchgekommen. Was von Wissenschafts- und Kunstanstalten in Jena und Weimar unmittelbar unter mir selbst steht, hat wenig gelitten. Jedermann sucht sich herzustellen. Die Collegia gehen den 3. November wieder an, und wenn der ungeheure Kriegsstrom uns nicht zum zweytenmal berührt, so sollen Sie bald hören, daß Leben und Thätigkeit bey uns noch nicht erloschen sind. Herzliche Grüße an Jacobi's, an die Ihrige[1] und an alle mein Gedenkende. G.

1137.

An C. v. Knebel.

Daß die Herzogin Mutter und die Prinzeß und also auch deine Fräulein Schwester glücklich zurückgekommen, davon wirst du schon Nachricht erhalten haben. Wir hoffen auch von dir und von Jena überhaupt bald wieder Gutes zu vernehmen: denn leider hör' ich, daß ihr noch mit Blessirten sehr überhäuft seyd.

Ein halber Eymer rother Wein zu 14 rhn ist von Erfurt für dich angekommen. Wenn Jemand herüberfährt, so laß ihn abholen. Find' ich früher Gelegenheit ihn zu schicken, so thue ichs auch.

[1] Caroline.

So eben erhalte ich deine beyden Briefe. Der zweyte gereicht mir zum Trost. Leider läßt sich wenig rathen und helfen. Fritsch[1] ist gewiß ein tüchtiger Mann; aber ich weiß ja, wie mir's in Friedenszeiten bey meinen Anstalten ging. Ich hielt die größte Ordnung, und wenn ich den Rücken kehrte; so machten sie mir, aus den kleinsten persönlichen Rücksichten und Zwecken, die dümmsten Streiche. Überhaupt sieht man erst jetzt, wie sehr das Land von Männern degarnirt ist, die Sinn und Energie besitzen. Lasse daher nicht ab, in diesen kritischen Augenblicken durch dich und deine nächsten das Mögliche zu wirken.

Auch hier giebt es manches zu thun und zu bedenken; aber bey uns herrscht doch eine größere Ruhe, ja man hat gewissermaßen lange Weile, weil man zur Arbeit keine Sammlung und Stimmung findet. Indessen sende ich doch heute etwas Manuscript der Farbenlehre an Frommann. So wie jeder sein Gewerbe wieder anknüpfen muß, so wollen wir's denn auch an dem unsrigen wo möglich nicht fehlen lassen.

Viele Grüße von mir und den Meinigen mit dem Wunsche, daß wir uns bald, wo nicht in völligem Frieden, doch wenigstens in leidlichem Ruhezustande wiedersehen mögen. Auch an die Tümplingsche Familie viel Grüße und Wünsche.

Weimar den 1. November 1806. G.

1138.

An F. A. Wolf.

Weimar den 28. November 1806.

Warum kann ich nicht sogleich, verehrter Freund, da ich Ihren lieben Brief erhalte, mich wie jene Schweden-

[1] Regierungsrat C. W. Fritzsch, Leiter der Kriegsverpflegungsanstalten.

borgischen Geister, die sich manchmal die Erlaubniß ausbaten, in die Sinneswerkzeuge ihres Meisters hineinzusteigen und durch deren Vermittelung die Welt zu sehen, auf kurze Zeit in Ihr Wesen versenken und demselben die beruhigenden Ansichten und Gefühle mittheilen, die mir die Betrachtung Ihrer Natur einflößt. Wie glücklich sind Sie in diesem Augenblick vor Tausenden, da Sie so viel Reichthum in und bey sich selbst finden, nicht nur des Geistes und des Gemüths, sondern auch der großen Vorarbeiten zu so mancherley Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören. Wäre ich also auf jene magische Weise in Ihr Ich eingedrungen, so würde ich es bewegen, seine Reichthümer zu überschlagen, seine Kraft gewahr zu werden und zu irgend einem literarischen Unternehmen, wäre es auch nur für die erste Zeit, sogleich zu greifen. Sie haben die Leichtigkeit sich mitzutheilen, es sey mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen größern Reiz für Sie, und mit Recht. Denn bey der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. Auch ist die beste Vorlesung oft ein glückliches Inpromptu, eben weil der Mund kühner ist als die Feder. Aber es tritt eine andre Betrachtung ein. Die schriftliche Mittheilung hat das große Verdienst, daß sie weiter und länger wirkt, als die mündliche, und daß der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Modul umzubilden, als der Zuhörer das Gesagte.

Da Ihnen nun jetzt, mein Werthester, die eine Art der Mittheilung, vielleicht nur auf kurze Zeit, versagt ist,[1] warum wollen Sie nicht sogleich die andre ergreifen, zu der Sie ein eben so großes Talent und einen beynah reichern

[1] Als Lehrer an der Universität Halle, wo, wie Goethe an Knebel schreibt, „alles Akademische Wesen noch inhibirt ist und die Fonds vorerst in Beschlag genommen sind."

Stoff haben. Es ist wahr und ich sehe es wohl ein, daß Sie in Ihrer Weise zu leben und zu wirken eine Veränderung machen müßten; allein was hat sich nicht alles verändert, und glücklich der, der, indem die Welt sich umdreht, sich auch um seine Angel drehen kann. Neue Betrachtungen treten ein, wir leben unter neuen Bedingungen, und also ist es auch wohl natürlich, daß wir uns, wenigstens einigermaßen, neu bedingen lassen. Sie sind bisher nur gewohnt, Werke herauszugeben, und die strengsten Forderungen an dasjenige zu machen, was Sie dem Druck überliefern. Fassen Sie nun den Entschluß, Schriften zu schreiben, und diese werden immer noch Werkhafter seyn, als manches andre. Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Concept, geben Sie ihn nach ein paar Jahren umgeschrieben heraus. Indessen hat er gewirkt, und diese Wirkung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie sich noch recht entschlossen haben. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, daß aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist. Denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. Auf diese Weise können Sie den Winter mit sich selbst bleiben; welches das Beste ist, was man jetzt thun kann. Denn wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus; und das allgemeine Übel zerspellt sich doch eigentlich nur in unzählige einzelne Mährchen, deren ewige Wiederholung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern anfüllt, und zuletzt selbst ein gesetztes Gemüth angreift. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt, oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann,

oder ob man wandern muß; und das letzte sollte man gewiß nur im äußersten Nothfall ergreifen. Denn der Boden schwankt überall und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man sich befindet.

Soviel über die wichtige Frage, vielleicht schon zuviel. Ich spreche freylich nur nach meiner Denkweise, die ich Ihnen wohl überliefern, aber nicht mittheilen kann. Indessen handle ich selbst nach dieser Lehre. An dem Farbenwesen wird ziemlich rasch fortgedruckt. Einen Entwurf der Morphologie gedenk' ich auch bald unter die Presse zu bringen, und meine Träume über Bildung und Umbildung organischer Wesen, wenigstens einigermaßen, in Worten zu fixiren. An den Aushängebogen, von Tübingen her, sehe ich auch, daß die erste Lieferung meiner ästhetischen Arbeiten bald hervortreten wird; und so muß man denn, in Erwartung besserer Zeiten, die gegenwärtige nutzen und vertreiben, sogut man kann.

Tausend Lebewohl, mit lebhaftem Wunsch eines baldigen Wiedersehens und längeren Zusammenseyns, als leider das letzte antediluvianische war. G.

1139.

An C. G. Voigt.

(November.)

Herzlichen Danck daß Sie meine Einsamkeit mit einem freundlichen Wort erheitern und mir die doch einigermassen günstige Nachricht von der Annäherung des fürstl. Vaters und Sohnes zu dem allmächtigen mittheilen wollen.[1]

---

[1] Carl August und Erbprinz Carl Friedrich waren in Berlin eingetroffen, um bei Napoleon — „dem allmächtigen" — Audienz zu erhalten.

Möge sich Ihre unschätzbare Gesundheit in diesen ernsten Tagen kräftig erhalten. Was mich betrifft; war meine kaum dem Frieden hinreichend so ist sies noch weniger dem Kriege. Ich bewege manches in der Seele über das ich seiner Zeit zu sprechen und mich zu berathen wünsche.

Von den Münzen waren Ihnen nach meinem Sinne weit mehrere zugewiedmet; ich hebe sie Ihnen für bessere Zeiten auf. Gerade diese rein unschuldige Neigung und Liebhabereyen sind das nahrhafteste Öl für den Lebensdocht.

Wegekommissair Götze bittet mich ihn zu empfehlen. Er ist Ihnen gewiß durch seine Thätigkeit empfolen. Vielleicht findet sich ein Anlas ihn zu verbessern. G.

1140.*

An Cotta.

. . . Bey uns ist es diese Zeit her ziemlich still gewesen, indem die Militärstraße nicht durch Weimar geht, das auf der Seite liegt. Demungeachtet haben wir immer Einquartierung und es giebt so mancherley Zerstreuung, meistens von unangenehmer Art, deshalb ich nicht weiß, ob ich etwas erfreuliches für Ihr Tagesblatt und für Ihre Almanachs zusammenbringe.

Die Farbenlehre ist auch noch eine schwere Aufgabe, indem es grade der letzte Entschluß ist, mit dem man so lange zaudert, der, wenn man auch noch so gut vorbereitet ist, selbst wieder neue Forderungen herbeyruft.

Ihr gefälliges Anerbieten einiges Geldvorschusses rührt mich um so mehr, als ich gern gestehe, daß ich in den schlimmsten Augenblicken mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen erinnert und im Fall der Noth auf Ihre Bereitwilligkeit gehofft habe. Gegenwärtig geht es noch so

ganz erträglich mit mir und den Meinigen, so daß ich mich noch eine Zeit lang hinzuhalten denke, obgleich unter solchen Umständen, wie Sie wohl wissen, Einquartierung, Contribution, Requisition, Beyhülfen u. s. w. Keller, Boden und Beutel ziemlich leer machen. Sie im mittägigen Deutschland sind schon gelehrte Doctoren in diesen Kenntnissen, da wir andern erst am ABC kauen.

Übrigens habe ich das Glück mich in diesem Winter wohl zu befinden, wenigstens von keinen Übeln beladen zu seyn, die mich zurückwerfen und unthätig machen.

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und lassen mich bald von sich hören.

Weimar den 9. December 1806. Goethe.

1141.

An den Herzog Carl August.

(Mitte December.)

Indem ich Vorstehendes,[1] wie so manches andre Hingeworfne, dem Papiere zumuthe erfahre ich in meiner Abgeschiedenheit daß wir Sie nicht, wie wir hofften, bald wiedersehen, vielmehr daß Sie Sich ferner von uns wegbegeben wollen. Ich komme dadurch in eine kleine Verlegenheit, die klein ist; aber doch immer eine Verlegenheit, weil ich Ihnen erst später, und wenn Sie in unsre gegenwärtigen Verhältnisse scharf hinein gesehen hätten meinen Wunsch eröffnet haben würde.

Verzeihen Sie also: wenn ich von unsrer Lage und von mir selbst rede. Vorwärts geht niemand und sogar leider, jedermann zurück, und auch ich bin von allen Seiten

[1] Ist nicht erhalten.

angegriffen. Daß meiner Mutter Vermögen in Franckfurt sich verringre folgt aus der Lage; daß ich hier übel dran bin, der Nichtgeplünderte, weil man sich mit Geschencken und Gaben doch am Ende ins Gleiche setzen muß, ist eine eben so natürliche Folge. Darüber würde ich mich weiter nicht betrüben wenn ich nicht neben mir geliebte Figuren hätte, an die ich zu dencken genöthigt werde wenn Freund Hayn zunächst an meine Thüre klopft.

Sag ich es also geradezu! Um jene Wesen die mir so angelegen sind im Augenblicke auf irgend etwas anzuweisen hab ich nichts als das Haus das ich früher Ihrer vorsorglichen Güte verdancke und zu dessen Besitz mir im besorglichen Falle nur noch ein Letztes fehlt. Damals walteten Bedencklichkeiten ob, mir es eigenthümlich zuzuschreiben, sie sind schon durch die Zeit selbst ausgelöscht. Jedermann hält mich für den Eigenthümer, ich habe in glücklichen (jetzt möchte man beynahe sagen in Schlaraffen-) Zeiten, mehr als billig hinein verwendet, ich habe mich Ihrer Gabe würdig bewiesen daß ich es nicht zum Wohlleben, sondern zu möglicher Verbreitung von Kunst und Wissenschaft einrichtete und benutzte. Nun habe die derben Kriegeslasten deshalb getragen und es bedarf nur Ein Wort an Geh. R. Voigt um die Sache selbst im jetzigen Augenblick ganz in der Stille abzuthun. Sie kam bey Gelegenheit der Kriegssteuren zur Sprache, die ich abzutragen erbötig war. Dies ist also meine Bitte daß Sie mir das Gegebene geben, wofür ich mich doppelt und dreyfach danckbar zu erweisen hoffe. Es wird ein Fest für mich und die Meinigen seyn wenn die Base des entschiedenen Eigenthums sich unter unsern Füßen befestigt, nachdem es so manchen Tag über unserm Haupte geschwanckt und einzustürzen gedroht hat.

Hypochondrisch möchte ich nicht gern endigen, da es genugsam Anlässe zu traurigen Stimmungen giebt.

Gern sag ich deßwegen daß Carls-Bad mir sehr wohl gethan, daß ich keinen Haupt Anfall diesen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr an, auch etwas physisches das mir noch zu nahe steht um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre um diesen Gegenstand in den Sehewinckel zu bringen.

Beym Sehen fällt mir ein und ich gedencke nicht ohne Rührung Ihrer Frage auf dem letzten Jagdgange nach meiner Farbenlehre. Ich lasse daran fortdrucken und zwar mit leidenschaftlichem Eifer; denn in den schrecklichsten Momenten war mir der Gedancke an den Verlust dieser und andrer Papiere das schmerzlichste. Confiteor und so die tausendfältigsten Wünsche.

Goethe.

1142.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

hätte so gern schon lange nach so manchen Übeln ein erfreuliches Wort zugerufen; aber erst heute gefällt es dem kleinen Ritter[1] seinen Wolfsgang in's Leben anzutreten. Er scheint gesund und wacker, brav wird er auch werden; denn so hat er sich schon verbunden mit der Mutter in jenen Schreckenszeiten gehalten.

Da man der bösen Tage sich oft erinnert; so ist es eine Erheiterung auch der guten zu gedencken und mancherley Epochen zu vergleichen, so fiel mir auf daß heute vor siebzehn Jahren mein August mich mit seiner Ankunft erfreute. Er läßt sich noch immer gut an und ich konnte mir Ew.

[1] Der Sohn des Herzogs und der Caroline Jagemann (Frau v. Heygendorff).

Durchl. Einwilligung aus der Ferne versprechen als ich, in den unsichersten Augenblicken, durch ein gesetzliches Band, ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande sich auflösen wird man zu den häuslichen zurückgewiesen, und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen sehen.

Blicken wir nach aussen; so sehen wir uns blos nach Ihnen um und wünschen daß Sie bald wieder in unsrer Mitte und an unsrer Spitze seyn mögen, nur von diesem Augenblick werden wir die Epoche unsrer Wiederherstellung datiren. Manches werden Sie von unsern Schicksalen vernommen haben. Durchaus werden Sie die Spuren des Übels geringer finden als die Einbildungskraft sie in der Ferne zeigt. So würde ich zum Beyspiel sagen können daß die unter meiner Aufsicht stehenden Besitzungen Ew. Durchl. fast unangerührt sind, wenn nicht gerade das was Sie besonders interessirt, Ihre Carten Sammlung besonders gelitten hätte.

Doch alles läßt sich verschmerzen wenn Sie uns bleiben und wir Ihnen, darüber kann niemand eine innigere Freude empfinden als der der Ihnen schon so lange und auf Zeitlebens angehört.

Weimar d. 25. Dec. 1806. Goethe.

1143.[1]

An Cotta.

24. Dez.

In Hoffnung daß meine Sendung vom 8. December bey Ihnen glücklich angekommen seyn wird, schreib' ich

[1] Dieser Brief, der im Konzept Riemers vorliegt, ist nicht abgesandt worden; — am Tage darauf schreibt Goethe an Cotta: „Gestern dicktirte ich einen langen Brief

gegenwärtiges und leider zum erstenmal an Sie mit einer unangenehmen Empfindung. Dabey mache ich mir Vorwürfe, daß ich früher über einiges Unangenehme hingegangen bin, und sage das Gegenwärtige mit dem innersten Gefühl unsers guten Verhältnisses, und gerade um dieses Verhältnisses willen, weil es selbst darunter gewiß leiden würde, wenn das Wesen so fortginge.

Die Zeiten waren sehr dringend und doch ließ sich beynah bemerken, daß, nachdem „der Freymüthige"[1] im Herren selig entschlafen war, der böse Geist, der dort gegen Weimar waltete, sich geschwind nach Ulm[2] zog, und daß anstatt daß man unser Unglück respectirt hätte, von dorther sich allerley Albernheiten verbreiteten.

Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel[3] verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte die ich thue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ' es noch. Ich habe über das Blatt geschwiegen, weil diese Dinge leicht an mir vorüber gehen.

Man hat gedruckt, daß Napoleon der Herzogin Mutter die Visite gemacht habe, die zu der Zeit nicht in Weimar war; man hat von unserer regierenden Herzoginn eine unmögliche Absurdität gedruckt, daß sie den todten Prinz Louis gekränzt habe, und ich sehe daß ein Wiederruf dieser Elendigkeit ist veranlaßt worden. Nun finde ich in Nr. 352

an Sie, den ich aber zurückhalte weil es nicht gut ist über unangenehme Dinge weitläufig zu seyn." — Der Brief ist von Suphan im Goethe-Jahrbuch, Bd. XVI, publiziert worden.

[1] Kotzebues.

[2] In Cottas „Allgemeine Zeitung".

[3] Es heißt darin u. a.: „Goethe ließ sich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit seiner vieljährigen Haushälterin, Dlle Vulpius, trauen, und so zog sie allein einen Treffer, während viele tausend Nieten fielen. Nur der Ununterrichtete kann darüber lächeln. Es war sehr brav von Goethe, der nichts auf gewöhnlichem Wege thut."

einen Brief aus Weimar, wo die von einem Zeitungsredacteur niemals verantwortliche Note vorsteht, „aus einem von dem Verf. nicht zum Druck bestimmten Briefe".

Wer ist denn also der Redacteur Ihrer Ulmer Zeitung, der immer Briefe erhält, die nicht zum Druck bestimmt sind, damit er ungefähr wisse, wie's in der Welt zugeht, der nicht so viel Sinn, Gefühl und Geschmack hat, zu wissen, was denn eigentlich davon und wie es allenfalls zu drucken ist.

Die niederträchtige Art, wie darinne Vulpius und Falk[1] behandelt werden,[2] tritt zwar nicht ganz aus dem Ton der allgemeinen Zeitung, wie sie zuletzt war; aber sie zeigt sich nun völlig, in dem was sie werden will. Ist es ein Gegenstand einer Zeitung, wie Individuen das sie betreffende Unglück aufnehmen? Und ist es die Zeit einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Bester, die Kritik die den Rinaldo Rinaldini verdammt, aufrufen?, wo bleiben, daß ich's gerade heraus sage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am besten fruchten? Und Falk mag seyn wie er will, so hat seine Resolution, als ein ganz unabhängiger Mensch, bey den französischen Instanzen sich als Dollmetscher thätig zu zeigen, der Stadt und dem Lande viel genutzt, und gereicht ihm bey denen, die die Sache innig kennen, zur Ehre. Ekelhaft ist es daher, wenn die gemeinsten Klatschereyen, die wir in Weimar aus guten Gesellschaften ablehnen, uns aus dem Brennspiegel einer Zeitung von Ulm her zurückgeworfen werden. Das Übel ist groß und unersetzlich genug, das wir leiden, und es wäre schlimm, daß wir es durch

[1] Joh. Daniel Falk (1768—1826), lebte seit 1793 als Privatgelehrter in Weimar.

[2] In Bezug auf Vulpius hieß es in der von Goethe zitierten Stelle: „Unserm famösen Romanfabrikanten V..s ist es auch scharf ans Leben, und seiner Frau ans Nothzüchtigen gegangen; aber wenn es traurig ist, dergleichen zu erleben, so ist es eine Wonne, ihn die Szene erzählen zu hören. In jenen Momenten ist die Gebärmutter seines Geistes, aus der schon so viele Räuber und Ungeheuer hervorgingen, gewiß aufs neue zu einem Dutzend ähnlicher Schöpfungen geschwängert worden, die in den nächsten Messen wie junge Ferkel herumgrunzen werden."

unsre eigne Niederträchtigkeit noch verdienten. Wir wollen uns also nur zunächst an die persönlichen Folgen halten. Ich bitte Sie inständigst mir die Zeitung vom neuen Jahr an nicht mehr zu schicken: denn es ist mir abscheulich, etwas von Ihrem guten Willen zu erhalten was mich oder meine Umgebung verletzt und beleidigt. Zweytens folgt daraus, daß es mir und meinen Nächsten ganz unmöglich wird, an Ihrer neuen Tagesschrift auf irgend eine Weise Theil zu nehmen: denn es ist hier nicht von Weimar die Rede, das steht oder fällt im allgemeinen Unglück; wenn es aber so fort gehn soll wie bisher in andern dergleichen Blättern, daß der Mißwollende ein breites Feld hat, das im Allgemeinen zu entstellen, was im Besondern Schonung verdient, und daß man hernach den Beleidigten und Verletzten auch wieder ein Plätzchen einräumte, um ein Spalte gratis zu haben, und durch die Klatscherey und Nichtigkeit endlich doch einen Jahrgang zusammenbrächte; so würde ich das, was mich ganz allein glücklich macht, aufgeben müssen, wenn ich nur wüßte daß Ihr Morgenblatt in der Welt wäre. Wenn Sie in Hubers[1] Briefen abdrucken lassen, was er über mich gesagt hat, so ist das alles Dankes werth: denn es macht ihn und mich historisch; es sind vergangene Erscheinungen und vergangene Empfindungen, die dem, der übrig bleibt, oder denen, die übrig bleiben, belehrend und erfreulich sind. Wenn sich Ihr Redacteur aber in einer politischen Zeitung so weit vergißt, daß er Privatnachrichten einführt, die alsdann durch Zeitungen (weitergegeben werden), die sich selbst viel zu viel ehren, als daß sie mit solchen Klatschereyen anfangen sollten, wenn sie aber einmal gedruckt sind, eine Art von Recht haben, sie weiter zu verbreiten; so muß

[1] Ludw. Ferd. Huber, der 1798—1802 die „Allg. Ztg." redigiert hatte, war 1804 in Ulm als Landesdirektionsrat gestorben; seine Gattin Therese, Tochter des berühmten Philologen Heyne, Witwe Joh. Georg Forsters, starb 1829.

man sagen, daß Deutschland von einer innern Fäulniß weit schlimmer angegriffen ist, als von einer äußern Gewalt, von der man doch wenigstens einsieht was sie will und was sie kann.

Ich bin verdrießlich über mich selbst, nicht daß ich das jetzt sage, sondern daß ich Sie nicht früher aufmerksam gemacht habe.

Man weiß sehr gut, daß der Friede, wie das stehende Wasser, solches Ungeziefer hervorbringt; wenn es aber im Kriege erscheint, dann ist es erst recht ekelhaft.

Ich muß nur eilen diesen Brief zusammenzufalten und fortzuschicken: denn vielleicht hätte ich morgen Bedenken, und schwiege zu diesen Avanien wie zu andern. Aber unser Verhältniß ist mir zu lieb. Hätte ich das nicht vom Herzen, so könnte ein Krebsschaden daraus werden; ich würde Ihnen anrechnen, was Sie vielleicht nicht verschulden; ich würde Ihnen anrechnen, daß Sie einen kleinen bisher leuchtenden Punct Deutschlands, der doch auch Ihre Freunde und Genossen, Herdern, Schillern und mich beherbergt hat, wie es früh Nebenbuhler thaten, und wie es jetzt, ohne unser Gebet, das Unglück thun wird, mit zu trüben, zu verfinstern und zu vernichten suchen. Das was zwischen uns bürgerlich ausgesprochen wäre, würde bleiben; aber das Gemüthliche was ich am meisten schätze, würde sehr bald absterben, sehr bald, sag' ich: denn das Gemüthliche stirbt nicht in Graden ab, sondern gleich.

Ich bin alt genug, um mir dieser Folgen deutlich bewußt zu seyn. Thun Sie also was an Ihnen ist. Ich verlange von den Blättern, die Sie herausgeben, nicht mehr Schicklichkeit, als andre, die sich zu schätzen wissen, auch beobachten; und so mag das, was ich in ruhigern Zeiten mit ruhigerm Sinne vielleicht anders gesagt hätte, zu Ihnen gelangen und das Beste für unser gutes Verhältniß, woran mir allein gelegen ist wirken.

1144.*

An C. v. Knebel.

Dein Andenken zum neuen Jahr erscheint mir sehr freundlich, wozu die artigen Verse des Franzosen [1] mir liebliche Beylage sind. Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation nicht feind seyn können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller [2] erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedens-Document gekommen ist; so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja übercultivirten Nation hervortreten mußte. Man verläugnet sich das Ungeheure, so lange man kann, und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser [3] und seine Umgebung mit Naivität beschreiben hört, so sieht man freylich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht seyn wird. Ich hoffe dir bald davon zu erzählen.

Wenn das Schloß von Blessirten rein ist, wag' ich wohl einmal einen Besuch bey euch, denn ich möchte nicht eher hinüber kommen, bis ich Anstalt zur Reinigung und Wiederherstellung machen kann.

Der erste didactische Theil meines Farbenwesens ist bald abgedruckt. Er wird etwa 21 Bogen machen. Der zweyte, polemische wird etwa mit 10 abgethan seyn. Dazu

[1] Des Kommandanten.

[2] Der spätere Weimarer Kanzler Friedrich v. Müller.

[3] Persönlich hat Goethe Napoleon bekanntlich erst am 2. Okt. 1808 kennen gelernt.

habe ich das Manuscript schon zur Hälfte, nur bedarf es freylich noch einer tüchtigen Revision. Hubers Leben und Briefe[1] habe ich mit großem Antheil gelesen, und ich finde, daß sich aus diesen Characteren, Verhältnissen und Begebenheiten ein sehr interessanter Roman schreiben ließe, weil man alsdann herausheben könnte, was hier vertuscht werden mußte. Daß er mit mir weder als Schriftsteller noch als Mensch fertig werden kann, nehme ich ihm gar nicht übel. Er zeigt übrigens durchaus guten Willen gegen mein Wesen und Treiben; und ist es doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindert, die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfang gewahr zu werden . . .

Weimar den 3. Januar 1807. G.

1145.*

An C. v. Knebel.

. . . Der zweyte polemische Theil meines chromatischen Werks wächst auch zusehends. Es ist aber immer eine schreckliche Arbeit. Wenn sie fertig ist, wird man kaum glauben, daß man sie gemacht hat. Aus dem gröbsten bin ich durch; aber nun muß das alles noch einmal erst bedacht, redigirt, vieles nochmals durchexperimentirt und manches umgeschrieben werden. Indessen, wenn nur jeden Tag etwas geschieht, so sammelt sichs doch zuletzt, und ich treibe diese Arbeit mit desto mehr Lust, weil ich nach ihrer Beendigung an den historischen Theil der Farbenlehre gelange, den ich als ein Symbol der Geschichte aller Wissenschaften behandeln kann. Dabey kann ich denn freylich kaum an einen Termin denken, wann das alles fertig seyn soll. Doch das hat nichts

[1] 1806 herausgegeben von Therese Huber.

zu sagen. Wir leben ohnehin mehr, als man glauben sollte, außer der Zeit . . .

Die Vorstellung vom Tasso[1] hat einen sehr guten Eindruck gemacht, einen bessern als ich erwarten konnte. Vielleicht haben dir die Frauenzimmer davon geschrieben. Übrigens ist noch mancherley interessantes angelangt, das ich dir wohl einmal zu zeigen wünschte; z. E. eine unzweifelhafte Cellinische Medaille, die freylich etwas durch Übergoldung an Schärfe verloren hat, doch aber seine Kunst und Art noch recht gut erkennen läßt.

Laß mich bald wieder von dir vernehmen und sey mit den Deinigen von mir und den Meinigen aufs beste gegrüßt.

Weimar den 25. Februar 1807. Goethe.

1146.

An Kirms.

Herr Unzelmann tritt bey mir ein mit wunderlichen Reden, wie er einen Brief von seiner Mutter habe, die sich doch sonst um seinen Vater nicht bekümmert, daß sein Vater krank sey und daß die Gegenwart des liebenswürdigen Jünglings in Berlin erwünscht und nothwendig seyn möchte. Er bittet um einen Urlaub, da jetzt die stille Woche eintritt u. s. w.

Wenn irgend etwas von Bedeutung vorgefallen wäre, so würden Vater und Mutter mir wohl selbst schreiben; aber auf einen Brief hin, den er nicht einmal producirt, Urlaub zu geben, den wir so streng verweigern, würde nicht räthlich seyn. Wollten Ew. Wohlgeboren wohl der Sache ein wenig näher auf den Grund sehen.

Weimar den 10. März 1807. G.

[1] Am 16. Februar.

1147.

An Zelter.

Hierbey sende durch gute Gelegenheit die erste Lieferung meiner Werke. Ich hatte gehofft, daß sie Ihnen in friedlicheren Stunden zukommen sollten; allein da es doch auch in den schlimmsten Zeiten langweilige Stunden giebt, die man sich mit Lesen vertreiben mag, so kommen diese Bände vielleicht auch zur rechten Zeit.

Lassen Sie mich bald von sich hören. Von mir weiß ich nichts zu sagen, als daß ich die ruhigen Intervalle, die uns gegenwärtig gegönnt sind, so gut als möglich benutze, um der Vergessenheit und Vergänglichkeit zu entziehen, was ich gedacht und allenfalls geleistet habe.

Könnten Sie durch einige meiner Lieder aufgeregt werden, sie zu componiren, so würde mir das ein erfreulicher Beweis Ihres Daseyns und Ihrer Neigung werden.

So viel für dießmal, mit einem herzlichen Gruße von den Meinigen.

Weimar, den 27. März 1807. G.

1148.

An Heinrich Schmidt.[1]

Sie haben mir, werthester Herr Schmidt, durch Ihre Briefe viel Vergnügen gemacht, durch die Sie mich theils von dem Zustande der so wichtigen Entreprise ferner benachrichtigen und zugleich die vertraulichen Eröffnungen fortsetzen. Nunmehr tritt aber ein Umstand ein, über den ich mich

[1] Direktor des Fürstl. Esterhazyschen Theaters. Schmidt (1779—1857) war von Goethe zur Schauspielkunst gebildet worden.

auch ganz aufrichtig erklären möchte, damit ein wechselseitiges Vertrauen nicht etwa gestört werde. Madame Beck,[1] als die Anweisung jenes von Wien aus ihr zugestandenen Vorschusses hier ankam, behauptete, wegen des niedrig stehenden Curses nicht die sämmtlichen hiesigen Schulden auf einmal tilgen zu können, und verlangte, man sollte das ihr von fürstlicher Commission garantirte Capital noch fernerhin gestunden und ihr Frist geben, von Wien aus diese Posten zu bezahlen. Man schlug ihr dieses ab und sie trat nunmehr mit dem Gesuche hervor, daß man sie bey dem hiesigen Theater behalten möge. Hierauf wurde sie beschieden, daß, da sie einmal ihren Abschied genommen und mit der wiener Direction contrahirt, man sie nicht eher hier wieder aufnehmen werde, als bis sie von dort ihre Entlassung erhalten. Ich melde dieses nachrichtlich, damit kein Misverständniß entstehe, wenn Madame Beck über diese Sache nach Wien schreibt. Empfängt sie von dort hinreichenden Vorschuß, daß sie ihre hiesigen Schulden bezahlen kann, so wird man nicht anstehen, sie zu entlassen. Entläßt man sie dort, so wird man kein Bedenken haben, sie hier wieder anzunehmen, weil sie zwar eine sehr wunderliche Frau, doch eine sehr brauchbare Schauspielerin ist. Dabey versteht sich von selbst, daß sie bis zu ausgemachter Sache auf dem hiesigen Theater nicht auftreten, noch auch hier einige Gage erhalten kann. Haben Sie die Gefälligkeit, mir die dortigen Entschließungen zu melden.

Die verlangten Stücke lasse ich abschreiben und werde mir ein Vergnügen machen, damit zu dienen. Empfehlen Sie mich den Herren, die meiner mit Neigung gedenken, auf das allerbeste. Es sollte mir ein großes Glück seyn, wenn die Umstände mir erlaubten, bald eine persönliche

[1] Die ebenso wie der Schauspieler Haide für Wien in Aussicht genommen war.

Aufwartung zu machen. Wenn die Kriegsbewegungen mich nicht verhindern, so gehe ich nach Pfingsten ins Carlsbad und wünsche vorher noch einige Nachricht von Ihnen zu erhalten. Mich bestens empfehlend u. s. w.

Weimar, den 27. März 1807.

1149.

An Christiane v. Goethe.

Weimar den 30. März 1807.

Daß uns die liebe gute Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht sehr. Es ist mehr als jemals nöthig, genialisch zu seyn, wenn man nur einigermaßen leben und sich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen,[1] war mir sehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde. Er überzeugt mich von dem, was ich voraussah, daß die Zusammenkunft erfreulich seyn würde.

Wegen künftiger Abenteuer werde ich wohl in Carlsbad ein Paar hübschere Pistolen kaufen müssen, die gegenwärtigen sind doch etwas zu colossal.

Auf die Erzählung des Vergangenen freue ich mich. Zum Schreiben mag sich unter den gegenwärtigen Umständen wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umständlicher seyn. Denn ich halte dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, so soll man sich wechselseitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man sich aber bald wieder zu sehen, so ist es gut, nicht aus dem Zusammenhange zu kommen.

[1] In Frankfurt, wohin Christiane laut Tagebuch am 23. März zu Goethes Mutter gereist war.

Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Waare ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, sodaß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am grünen Donnerstag hatten wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feyern. August hatte selbst Eyer roth und hart gesotten. Da die Fastenbrezeln alle sind, so bäckt die Köchin allerley Torten und Kuchen, die ihr nicht übel gerathen. Ein Truthahn ist abgeschlachtet und andre gute Dinge sind im Vorrath.

Mit dem Keller geht es sehr ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu betrachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und so wirst du die Tabellen mit dem Vorrath übereinstimmend finden.

Außer den beyden gewöhnlichen Gästen[1] haben wir noch Niemand zu Tische gesehen. Lorzing[2] hat das Buchstaben Kästchen abgeliefert, welches sehr schön gerathen ist. Dafür soll er auch auf den Truthahn eingeladen werden.

Mit der Elsermann und Deny war ich am grünen Donnerstag zu beyderseitiger großer Erbauung in den Treibhäusern. Und nun muß ich theatralische Neuigkeiten melden, weil bey diesem beweglichsten aller Wesen immer etwas neues und unerwartetes vorgeht.

Erstlich also ist heut Helene,[3] welche Oper Mittwoch wiederholt wird. Sonnabend Emilia Galotti, wozu der Elsermann ihr weißes Atlaskleid fertig ist, über das sie große Freude hat. Nun sind wir daran, ihr noch ein ächt italiänisches Morgenkleid zu den ersten Scenen zu erfinden und zuzurichten. Von Hofe her werden sich auch einige

[1] Laut Tagebuch „Dem. Elsermann und Deny" (Schauspieler).
[2] Schauspieler Lorzing, später Gatte des Frl. Elsermann.
[3] Oper in drei Akten von Mehul.

Tunikas einfinden, damit das Einsiedelsche Stück[1] recht zum Glanz gelange. Es wird sich aber verzögern, bis du zurückkommst.

Haide hat um seine Entlassung gebeten und hat sie erhalten. Er geht mit vortheilhaften Bedingungen nach Wien, worüber denn der Nachwuchs höchlich erfreut ist. Reinholds[2] gehen auf Michaeli ab. Es war an ihnen nichts zu halten. Übrigens hat sich von Truppen und Einquartirung nichts merken lassen. Das einzige, was uns innerlich beunruhigte, war, daß der Frau Herzogin Mutter Durchlaucht drey bis vier Tage bedeutend krank waren. Nun aber hat sichs wieder gegeben und eine baldige völlige Herstellung ist zu hoffen.[3]

Unser ganzes Haus befindet sich wohl, August gloriirt über seinen Ritt nach Erfurt,[4] von welchem die Reiter schon vor Tische wieder zurück waren. Er hat sich gestern in einem neuen Starostenkleid gebrüstet.

Über das gute Wetter, das die vergangene Woche anhaltend war, haben wir uns besonders um deiner Reise willen gefreut. Jetzt schneit es wieder ein wenig. Wir wünschen die beste Witterung zur Frankfurter Messe und allem Zubehör; empfehlen uns allen Freunden, besonders der Frau Syndikus Schlosser, bitten um ein paar Zeilen manchmal und wüßten wenig mehr zu sagen.

Der Brief aus Eisenach ist zur rechten Zeit angekommen. — Mittwoch werden die Damen das erstemal

---

[1] „Das Gespenst", Einsiedels Bearbeitung von Plautus „Mostellaria", wurde am 29. April aufgeführt.

[2] Carl Reinhold und Frau; Reinhold veröffentlichte 1808 die anonyme Schmähschrift „Saat von Göthe gesäet dem Tage der Garben zu reifen".

[3] Diese Hoffnung bestätigte sich nicht; Anna Amalia starb bereits am 10. April.

[4] Bis dahin hatte er Christiane begleitet.

wieder bey mir zum Frühstück seyn. Bey Mad. Schopenhauer[1] war es ganz unterhaltend. Das junge Bertuchische Paar fand sich daselbst ein. Demoiselle Bardua hat mich nochmals zu mahlen angefangen. G.

1150.

An Christiane v. Goethe.

Weimar den 3. April 1807.

Obgleich heute kein Brief von Frankfurt angekommen, so will ich doch einen von hier abgehen lassen, um abermals zu melden, daß alles gut steht und daß man sich des schönen Frankfurt und alles guten, was dort zu genießen ist, mit Gemütsruhe freuen kann.

Die Herzogin Mutter ist wieder hergestellt und von dieser Sorge wären wir also befreyt. Von Krieg und Kriegsgeschrey hören wir auch kaum etwas weiter, als was August gelegentlich mit großem Triumph aus der Bayreuther Zeitung erzählt. Was die häuslichen Dinge betrifft, so ist das Spargelquadrat nebst den Rabatten umgegraben, obgleich die Witterung keineswegs günstig ist und wir wieder starken Schnee gehabt haben.

---

[1] Joh. Henriette Schopenhauer (1770—1838), bekannte Schriftstellerin, die Mutter des Philosophen. Sie war die erste gewesen, der Goethe seine Gattin zugeführt hatte. Frau Schopenhauer schrieb darüber ihrem Sohn: „Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie gewesen. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremde und Großstädterin traute er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, wie sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. Goethe selbst erklärte all seinen Freunden, die ihn beglückwünschen kamen: sie ist immer meine Frau gewesen."

Am Mittwoch ist die regierende Herzogin mit den Damen wieder zum erstenmal bey mir gewesen und ich hoffe diese Unterhaltung bis zu meiner Abreise fortzusetzen.

Die Oper Helene ist das zweytemal mit mehr Beyfall gegeben worden als das erstemal. Morgen bleibt es bey Emilia Galotti.

Zu dem neuen Maskenstücke ist durch Herrn von Einsiedels Verwendung von Hof her ein prächtiges Kleid für die Elsermann angekommen, weißer Krepp mit guten Silberflintern, Zickzack gestickt, so daß es von weitem wie Zindel aussieht, nur viel blendender. Wir haben es ihr gestern nach Tische angezogen und sie hätte sich gar nicht wieder auskleiden mögen. Sonntag theile ich das Stück aus. Die Aufführung wird sich aber wohl bis zu deiner Rückkunft verschieben.

Sonst ist von da und dorther manches Freundliche eingegangen. Das Vergnüglichste aber wird mir seyn, wenn du dich mit der lieben Mutter wohl befindest und glücklich wieder bey uns anlangst. Wenn du deine Ankunft genau bestimmen kannst, so wollen dir die Reiter wieder bis Erfurt entgegen kommen. Lebe recht wohl, empfiehl mich der lieben Mutter und den Freunden und laß bald wieder von dir hören.

G.

1151.*

An A. v. Humboldt.

Seit einigen Tagen zaudere ich, an Sie, verehrter Freund, zu schreiben. Nun will ich aber nicht länger aufschieben, Ihnen für den ersten Band Ihrer Reise auf das beste zu danken. Zu dem großen Geschenk des innern Gehalts kommt noch die freundliche Gabe ihrer Zuschrift, die nicht angenehmer und ehrenvoller seyn könnte. Ich weiß

gewiß den Werth eines solchen Andenkens zu schätzen und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie zu dem großen Antheil, den ich an Ihnen, Ihren Werken und Thaten nehme, noch auf eine so zarte Weise meinem Individuum eine persönliche Theilnahme an den Schätzen gönnen, mit denen Sie uns erfreuen . . .

Mich beschäftigt noch immer das Farbenwesen und der Druck des Werkes geht sachte fort. Der didactische Theil ist zurückgelegt, freylich zum größten Theil mehr Skizze als Ausführung. Jetzt bin ich auf den dornenvollen polemischen Pfaden. Es ist ein unfreundliches und auch undankbares Geschäft, Schritt vor Schritt, Wort vor Wort zu zeigen, daß die Welt sich seit Hundert Jahren geirrt hat. Indessen muß ich hindurch und freue mich im Voraus auf das breitere historische Feld, in welchem ich lebhaft vorwärts zu schreiten hoffe, wenn ich mich aus dem theoretischen stachelichten Labyrinth herausgewunden habe . . .

Durchlaucht der Herzog hat uns viel von Ihnen erzählt, von Ihrem magnetischen Garten und sonstigen Untersuchungen. Er ist recht eingeweiht in das, was Sie leisten und vorhaben.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen!

Weimar den 3. April 1807. Goethe.

1152.*

An C. v. Knebel.

Deine Bemerkung ist ganz richtig, daß wir für das Alter ein wenig zu weit auseinandergesät sind. Die Jugend mag sich wohl auseinander begeben, denn sie ist beweglich genug, um wieder zusammenzukommen. Auch sind die Zeiten so wie Herbst- und Wintertage, wo man gern näher zusammenrücken mag. In Humboldts Reisen haben wir des-

wegen jene Affen gefallen, die, sobald sie in eine kühlere Temperatur kommen, sich gleich in großen Schaaren enge zusammendrängen. Dabey sucht denn jeder in die Mitte zu kommen, um so warm zu sitzen als möglich; welches zu gar possirlichen Unterhandlungen Anlaß geben mag.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon geschrieben habe, daß der Humboldtischen Reise erster Theil angekommen ist. Er enthält Vorschläge zu einer Geographie der Pflanzen, und ein allgemeines Naturgemälde der tropischen Länder. Es ist ein sehr gedrängtes gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten interessirt. Da es besonders an die Einbildungskraft Anforderungen macht, so habe ich, da ein Durchschnitt, der ihr zu Hülfe kommen soll, noch nicht fertig und ausgegeben ist, einstweilen selbst eine ideale Landschaft skizzirt und nach dem angeschriebenen Maaß von 4000 Toisen, an der Seite, die Höhen der europäischen und amerikanischen Berge gegeneinander gestellt, auch deren Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet; wodurch uns ganz wunderliche Verhältnisse anschaulich werden. Vielleicht schreibt dir deine Fräulein Schwester etwas davon. Denn ich habe diese Dinge zum Gegenstand meiner Vorlesungen gemacht, welche Mittwochs wieder angegangen sind und die ich bis zu meiner Abreise ins Carlsbad fortzusetzen hoffe. Wenn du uns besuchst, so wirst du gern daran Theil nehmen . . .

d. 4. Apr. 1807. G.

1153.

An Cotta.

Wir haben einen großen Verlust an unserer durchlauchtigsten Herzogin Amalia[1] erlitten. Ich melde Ihnen das

[1] Gestorben am 10. April. Goethe verfaßte die Trauerrede, die bei der Zeremonie des Begräbnisses verlesen wurde. Herzogin Luise schrieb ihrem Bruder

sogleich mit der Bitte, nichts in die allgemeine Zeitung noch in das Morgenblatt über diese treffliche Dame aufzunehmen, was nicht von mir kommt. Vielleicht wäre für die allgemeine Zeitung eine simple Anzeige, wie die beyliegende, das schicklichste. Für das Morgenblatt sende ich einen ausführlichern Aufsatz, wobey ich denjenigen zum Grund lege, der zu der Leichenfeyer bestimmt ist. Heute nicht mehr, in Hoffnung, Sie bald bey mir zu begrüßen.

Weimar den 13. April 1807. Goethe.

1154.

An Zelter.

Für die Composition des Liedes[1] danke ich zum allerschönsten. Es ist in den jetzigen Augenblicken sehr erquicklich, wenn man sich nur kurze Zeit in eine leichte lose Stimmung versetzen kann.

Das gesellschaftliche Spiel, wonach Sie fragen, besteht in folgendem: Man nimmt einen dünnen Span, oder auch einen Wachsstock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeit lang brennen; denn bläst man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; denn sagt man so eilig als möglich das Sprüchelchen:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,
Lebt er lang, so wird er alt,
Lebt er, so lebt er,
Stirbt er, so stirbt er.
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre.

darüber: „C'est un beau morçeau et on voit avec étonnement, qu'elle jouit encore après sa mort du privilège, dont elle jouissait pendant sa vie, c'est à dire de celuici d'une grande réputation.“ (Mitgeteilt in Bojanowsky „Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar“).

[1] Des zuerst in den Werken 1788 gedruckten Gedichts „Stirbt der Fuchs ꝛc.“

Nun giebt man die glimmende Kerze geschwind dem Nachbar in die Hand, der dasselbige Gesetzchen wiederholen muß; und das geht so lange fort, bis die Kohle bey einem auslischt, der denn ein Pfand geben muß.

Der Verlust unserer Herzogin Mutter ist bey so manchen andern zerrütteten und verruckten Verhältnissen sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig überhaupt, über nichts, also auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben thun und leisten, was noch möglich ist.

Sie wieder zu sehen wär' mein großer Wunsch; aber ich mag Sie nicht einladen. Mit meiner Gesundheit will es nicht recht fort, und ich eile gleich nach Pfingsten ins Carlsbad; komm ich zurück, so läßt sich vielleicht auf irgend eine Weise an eine fröhliche Zusammenkunft denken.

An meiner Farbenlehre wird sachte fortgedruckt; aber es geht wohl noch ein Jahr hin, bis ich fertig werde. Ich bin auf gar zu vielerley Weise unterbochen worden, ob ich gleich den Faden niemals ganz habe fahren lassen.

Gelegentlich meld' ich Ihnen, was ich von Ihren Compositionen meiner Lieder besitze; und Sie haben die Gefälligkeit, mir die fehlenden zu senden.

Leben Sie recht wohl! So viel für heute. Ehe ich weggehe, schreibe ich noch einmal, oder von Carlsbad aus.

Weimar den 4. May 1807.

1155.

An Zelter.

Ihrer Briefe, die nach einander ankommen, erfreue ich mich gar sehr und fahre fort, einiges zu erwiedern. Wie erwünscht wäre mir gewesen, Ihr Oratorium mit anhören zu können: denn leider bin ich von Musik gar zu sehr abgeschnitten, und das Bißchen Operette, ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, wills doch auch nicht thun. Daher scheint auch in mir aller Sang und Klang verschwunden, so wie alle Imagination, die sich auf Musik bezieht. Vielleicht führt uns das gute Glück und ein vernünftiger Vorsatz bald wieder zusammen, und wir finden uns im Stande etwas in Gesellschaft zu arbeiten.

Daß Ihnen mein Elpenor Freude gemacht hat, ist mir höchst angenehm und der Zweck dieser Blätter nun schon erreicht. Doch ist vielleicht bey dem Beyfall, den Sie meinem Fragmente schenken, Ihre Neigung zu mir und meinem Wesen als mitwirkend anzusehen: denn ich gestehe gern, daß ich diese Arbeit selbst nicht mehr beurtheilen kann. Wenn etwas ins Stocken geräth, so weiß man immer nicht ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt. Gewöhnlich aber wirft man eine Abneigung auf etwas, das man nicht vollenden kann, als auf ein Ding, das uns widerstrebt und das wir nicht Herr werden können. Überhaupt habe ich bey Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daß ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht soweit, daß ich, ohne freundliche treu fortgesetzte Beyhülfe, diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte. Jetzt haben wir sie aber meist hinter uns und bis auf Einen kommen sie diese Tage sämmtlich in Cotta's Hände. Da mag nun weiter aus uns werden was da will, so wäre doch soviel gerettet. Ich freue mich zum Voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgesetzte Faust machen wird. Es sind Diuge darin, die Ihnen auch von musikalischer Seite interessant seyn werden.

Können Sie mir das Verzeichniß der von Berlin weggeführten Kunstschätze ertheilen, so geschieht mir ein Gefallen.

Wenn man nur weiß, wo sie aufbewahrt werden, so sind sie uns nicht verloren.

Leben Sie recht wohl und schreiben mir noch einmal vor Pfingsten und dann lassen Sie nach Carlsbad von sich hören.

Weimar den 7. May 1807. G.

1156.

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeboren

empfangen meinen lebhaften Dank für Ihren vertraulichen Brief, dessen Inhalt ich bestens zu benutzen gesucht habe. Unsre Regie wird sich gleich bey ihrer Ankunft[1] Ihren fernern gütigen Rath erbitten.

Einen Prolog habe ich nach Ihren Wünschen auch mitgegeben. Wollten Sie die Gefälligkeit haben, ihn durchzusehen und zu beurtheilen, ob er am Platz paßt, welches man in der Entfernung nicht so gut empfinden kann.

Da übrigens die älteren Schauspieler Ihnen schon bekannt sind und sich eher zu produciren wissen; so wollte ich Ihnen besonders unsere jüngeren empfehlen, den Nachwuchs, dessen Emporkommen uns bey der Lage unseres Theaters höchst angelegen seyn muß.

Demoiselle Elsermann, ein munteres Kind, von gutem Betragen, wird Ihnen gefallen und Sie vielleicht anlocken, ihr über diese oder jene Rolle etwas zu sagen. Sie hat etwas Manier von Berlin mitgebracht, worüber sie aber schon aufgeklärt ist und nur manchmal einer kleinen Erinnerung deshalb bedarf.

[1] In Leipzig, wo das Weimarer Theater gastierte. Die erste Vorstellung (Prolog von Goethe und „Don Carlos") fand am 24. Mai statt. Der erste Aufenthalt (25 Abende) dauerte bis 5. Juni, der zweite (18 Abende) vom 4. bis 31. August.

Die Herren Lorzing und Deny sind gute gesittete Leute, nicht ohne Talent und vom besten Willen. Da sie nunmehr in Routine kommen, so wird es auch mit ihnen vorwärts gehen.

Im Ganzen bin ich überzeugt, daß der Aufenthalt in Leipzig für unsre Gesellschaft sehr wohlthätig seyn wird, besonders wenn sich einige Kenner und Freunde zu Mittelspersonen zwischen ihr und dem Publicum machen wollen; welches höchst nothwendig ist, damit man sich bald wechselseitig befreunde und keine Mißverständnisse entstehen.

Ich wünsche, daß alles gut gehen möge, und daß Ew. Wohlgeboren zuletzt mit Zufriedenheit das Amt eines Epilogisten übernehmen möchten. Denn wenn man einen Prolog noch allenfalls in der Ferne schreiben kann, so darf der Epilog nur aus einer unmittelbaren Nähe entspringen.

Zu Ende dieses Monats geh' ich nach Carlsbad und hoffe dort für meine von Zeit zu Zeit sich wieder zeigenden Übel, wo nicht völlige Genesung, doch Linderung. Möge dieser mein Brief auch Sie von jedem Anfall befreyt antreffen. Gesundheit brauchte man wohl niemals mehr als gegenwärtig. Mich zu geneigtem Andenken empfehlend

Weimar den 12. May 1807. Goethe.

1157.*

An Christiane v. Goethe.

Montag früh um vier Uhr, also früher als du diesen Brief erhältst, fahren wir nach Carlsbad ab, und es ist mir denn doch lieb, daß wir von Jena wegkommen. Ich wußte wohl, daß ich nach allem Vergangenen einen Einstand geben mußte, und damit mag es denn auch gut seyn. Wenn ich wieder komme, werde ich mich schon besser in den gegenwärtigen Zustand finden.

Bleibe ja recht ruhig und vergnügt in deinem friedlichen Thal mit allen denen, die dich besuchen mögen und können. Es sieht in der Welt sehr toll aus, daß man Gott zu danken hat, wenn man auf einem stillen Fleckchen lebt. Was das Haus und Hauswesen betrifft, verlasse ich mich auf Dich in jedem Falle und gehe ruhig weiter . . .

Der Mutter Brief hat mich weit mehr erbaut als der Brief von Bettinen.[1] Diese wenigen Zeilen haben ihr mehr bey mir geschadet, als deine und Wielands Afterreden. Wie das zusammenhängt, auszulegen, dazu würde ich viele Worte brauchen.

Ich lege ein Blättchen bey, wegen einer Bestellung. Sey so gut und mache sie selbst, denn auf August, den ich demungeachtet herzlich grüße, kann man sich nicht verlassen . . .

Lebe recht wohl und gedenke mein. Wenn alles geht, wie es soll, so sind wir Montags Nacht in Schleiz, Dienstag in Hof, Mittwoch in Eger und Donnerstag in Carlsbad, wohin du uns mit deinen Gedanken folgen kannst. Lebe recht wohl, besorge die paar beyliegenden Sachen. Wie ich in Carlsbad angekommen bin, so wird gleich geschrieben.

Jena den 24. May 1807. G.

---

[1] Der Brief ist nicht erhalten. Bettina (Elisabeth) Brentano (1785—1859) hatte im April Goethe in Weimar kennen gelernt. Mit Bezug darauf heißt es im Brief von Goethes Mutter (16. Mai): „Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt, und Goethe gesehen — ich glaube im gegen gesetzten Fall wäre sie Toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen — sie wolte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Winter hatte ich ofte eine rechte Angst über das Mägchen — dem Himmel sey Danck daß sie endlich auf eine musterhafte art ihren Willen gehabt hat." — Wieland hatte Bettina mit folgenden Zeilen an Goethe empfohlen: „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophien La Roches Enkelin wünscht dich zu sehen, l. Br., und giebt vor Sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman seyn, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß Sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun was Sie haben will — und es soll mich wundern wenn dirs nicht ebenso mit (ihr wie) mir geht. W. d. 23sten April 1807."

1158.*

An Charlotte v. Stein.

Die Gegenwart des lieben Breslauer Freundes[1] hat uns allen sehr viel Freude gemacht, und der Wunsch, ihn länger hier zu behalten, ist allgemein geblieben. Er hat mich durch sein gutes, natürliches, festes, verständiges und heiteres Wesen gar sehr erquickt und mir aufs neue gezeigt, daß die Welt nur ist, wie man sie nimmt; sie aber mit Heiterkeit, Muth und Hoffnung aufzunehmen, auch wenn sie sich widerlich zeigt, ist ein Vorrecht der Jugend, das wir ihr wohl gönnen müssen, weil wir es auch einmal genossen haben.

Ich finde mich zwar wohl, aber in Jena nicht behaglich. Der Unterschied gegen vorige Zeiten ist gar zu groß, das Alte ist vergangen und das Neue ist noch nicht worden. Doch regt sich so manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden kann. Die Gegend ist übrigens, bey diesem schönen Wetter, himmlisch wie immer und die Fruchtbarkeit dieses Jahres recht auffallend . . .

Grüßen Sie Ihre lieben Kinder bestens und gedenken Sie mein, indem ich von den heißen Quellen manches Gute hoffe.

Jena den 24. May 1807. G.

1159.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad, Donnerstags den 28. May,
am Frohnleichnamsfeste 1807.

Daß wir glücklich angekommen sind, will ich durch den rückkehrenden Kutscher sogleich vermelden.

---

[1] Kriegsrat Fritz v. Stein, der Mitte Mai mit Frau und zwei Kindern zum Besuch aus Breslau eingetroffen war.

Montags gelangten wir bis Schleiz, Dienstags bis Hof, Mittwoch bis Franzenbad und heute sind wir bey guter Zeit hier angekommen. Wir hatten das herrlichste Wetter, trockne Wege und also jeden in seiner Art so gut, als man ihn finden kann. Da wir uns nicht übereilten, so war es jeden Tag nur eine Spazierfahrt und wir konnten nach der Ankunft noch promenieren, Bekannte besuchen und uns umsehen; wie wir uns denn das Egerwasser gegen Abend noch vortrefflich schmecken ließen. An einem reinlichen Festtage sind wir hier in Carlsbad angekommen und haben lange nichts so friedliches und anmuthiges gesehen. Wir haben unser altes Quartier ledig gefunden und es sogleich bezogen.

Gegenwärtig sind erst 30 Curgäste angekommen und manche, wie es sich wohl versteht, angemeldet. Das Papiergeld ist seit einem Jahre, wie natürlich, sehr gefallen. Das Kopfstück steht zu 45 Kreuzer. Zwar erhöht man auch die Forderungen, doch, wie es immer geht, nicht in gleicher Proportion. Deshalb dieser für den Einwohner traurige Umstand dem Fremden, der baar Geld mitbringt, zum Vortheil gereicht.

1160.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 2. Juni 1807.

Da morgen die Post in jene Gegend abgeht, will ich ein Briefchen an dich vorbereiten und dir sagen, daß ich mich sehr wohl befinde; an Leib und Seele unvergleichlich besser, als da ich von Hause wegging. Wir haben zwar abwechselndes, aber doch im Ganzen sehr angenehmes Wetter, ein sehr hübsches heiteres Quartier in guter Lage. Bekanntschaften hab' ich auch schon gemacht und so wird das hiesige Leben nach hergebrachter Ordnung fortgeführt. Morgens um 5 Uhr stehe ich auf und gehe an den Brunnen. Zwischen 8 und 9 wird gefrühstückt; dann etwas geruht, angezogen, dictirt, wieder ein wenig spaziert und dann gegessen. Nach Tische wird im Zimmer gezeichnet, gegen Abend auf der Promenade und sonst die Zeit auf eine oder die andre Weise hingebracht. Das Essen ist leidlich, so auch der Wein; doch wird man eben nicht verführt, sich zu übernehmen. Morgen ist unsere erste Woche um und da wird Zahltag seyn. Bis jetzt haben wir sehr ordentliche Rechnung geführt. Heute ist Papier eingewechselt worden; da wir denn für 50 gute Gulden 103 Papiergulden erhalten haben. Über acht Tage sollst du erfahren, was uns eine Woche kostet.

Von Leipzig habe ich sehr gute Nachrichten. Herr Rath Rochlitz war so freundlich, mir einen recht umständlichen Brief zu schreiben. Durch Genast weiß ich die Einnahme, die auch nicht gering ist, und so ginge denn dieses Unternehmen recht schön. In den vier ersten Repräsentationen war die Elsermann noch nicht aufgetreten.

Hier ist noch wenig Gesellschaft und die leeren Alleen würden dir nicht gefallen. Doch werden manche Gäste erwartet. Von Spitzen habe ich noch nicht viel Kluges gesehen; aber einen neuen Einfall, der auf Wohlfeilheit angelegt ist, nemlich Grund mit Zacken, der recht gut aussieht; so habe ich auch weder ächte noch falsche Granaten bisher gesehen. Viele Läden sind noch zu, und ist alles erst im Anfang. Mehr will ich dießmal nicht sagen, damit der Brief nicht liegen bleibe. Von Achttagen zu Achttagen erhältst du Nachricht und ich hoffe, auch von Zeit zu Zeit etwas von dir zu erfahren. Lebe recht wohl und grüße Augusten zum schönsten.

G.

1161.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 18. Junius 1807.

Sowohl durch den Boten als durch Herrn von Herda habe ich von dir zwar kurze, aber doch erfreuliche Nachricht erhalten, daß Ihr wohl seyd und so gut als möglich eure Einsamkeit genießt.

Daß die Spitzen zur rechten Zeit angekommen sind, freut mich sehr. Die gezackten sind böhmische und die andern sächsische. Die Fabrikationen beyder Länder unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß jene schönere Muster haben und diese einen gleicheren Grund. Von schwarzen will ich dir noch etwas mitbringen.

Da einer von den Leuten des Herzogs Morgen nach Weimar gesendet wird, so schicke ich dir zugleich die Granaten mit, die ich dir angeschafft habe. Die kleinen sind ächt, die großen unächt und werden beyderseits zum Schmuck dienen, besonders so lange die Trauerzeit[1] währt. Übrigens will ich nun mit Kaufen ein Bischen inne halten. Die ordinären Ausgaben sind sehr mäßig und man kann nicht leicht wohlfeiler leben als hier; wenn man einmal eingerichtet ist. Nur ist die Verführung von allerhand hübschen Sachen so groß, daß man immer etwas einzuhandeln verleitet wird, besonders wenn man damit Freude zu machen denkt.

Von dem Gebrauch des Wassers kann ich noch immer Gutes sagen, und für die Zukunft habe ich auch bessere Hoffnung, da Doctor Kapp,[2] ein alter Freund und vortrefflicher Arzt, sich meiner annimmt, mein Übel wohl

[1] Um die Herzogin-Mutter Anna Amalia.
[2] Christ. Erhard Kapp aus Leipzig.

überlegt und, wie mir scheint, sehr gut beurtheilt hat. Hauptsächlich läuft alles auf eine sehr genaue Diät hinaus. Ich will noch etwa acht Tage trinken, dann pausiren und baden und was sonst noch weiter für gut befunden wird. Ich lebe übrigens hier ganz ruhig und vergnügt nach meiner Weise, so daß ich mich gar nicht wegsehne. Ihr werdet ja indessen wohl auch die Zeit hinbringen und es wird sich diesen Sommer für euch auch wohl noch ein Spaß aufthun.

Schlossern grüße vielmals, wenn er noch bey euch ist. Weiter wüßte ich nichts zu sagen, als daß der Courier, der dieses bringt, in einiger Zeit nach Carlsbad zurückkehrt. Mache daher ein Päckchen für mich zu rechte und ersuche ihn, daß er es bey dir abhole. Mit der Post schreibe ich bald wieder und hoffe, immer etwas gutes melden zu können.

G.

1162.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 24. Juni 1807.

Wie ich aus den verschiedenen Briefen, die wir gewechselt haben, ersehe, so gehen die Posten von hier auf Weimar und zurück noch immer sehr langsam; und weil man sich also Nachrichten und Entschlüsse nicht gut mittheilen kann, so will ich dir voraus sagen, wie ich es zu halten gedenke, damit du dich von deiner Seite darnach richten könnest.

Die veränderte Curart, nach dem Rathe des Doctor Kapp von Leipzig, schlägt mir sehr gut an und ich will den Gebrauch des Wassers auf diese Weise fortsetzeu. Dann soll ich baden, ohne zu trinken, und was weiter für An-

ordnungen werden gut befunden werden. Auf den Donnerstag sind wir 4 Wochen hier und ich habe Lust, auf alle Fälle noch 4 zu bleiben, weil ich für mich keinen angenehmern und vorteilhafteren Aufenthalt wüßte. Zugleich ist mir freylich sehr daran gelegen, noch hier am Orte zu beobachten, wie mir der Gebrauch des Wassers im Ganzen bekommt, und Doctor Kapp, der auch noch eine Zeitlang hier bleibt, Gelegenheit zu geben, daß er meine Zustände noch genauer beurtheilen könne. Er hat mir gerathen, wenn ich nach Hause komme, Spaawasser zu trinken, und ich schreibe deswegen von hier aus an die Mutter, daß sie mir eine Kiste verschreiben läßt: eine Bemühung, die Herr Nicolaus Schmidt, oder sonst ein Freund, gern übernehmen wird.[1]

Nun von dir und deinen Projecten zu reden, so siehst du heraus, daß du mit deiner Lauchstädter Tour auf meine Rückkunft nicht warten kannst. Ich gebe dir also folgenden Rath, daß du das Haus recht gut besorgest und bestellest, dich nach Jemand Soliden umsiehst, der in deiner Abwesenheit hereinzieht und etwa deine Stube und Alcoven bewohnt: denn ich bitte dich inständig, das Haus nicht etwa Augusten und den Mägden allein zu überlassen, weil uns daraus ein großer Verdruß zuwachsen könnte, der allen Spaß verdürbe und eine schlechte Nachkur gäbe.

Da nun die Schauspieler wahrscheinlich nicht lange dieß Jahr in Lauchstädt bleiben, so hinge es von dir ab, die Zeit zu nutzen und, sobald du es für gut fändest, hinzugehen, ohne daß du weiter bey mir anfragtest noch wegen meines Ausbleibens besorgt wärest. Es soll mir sehr angenehm seyn, wenn du dort gute Zeit hast und dich wieder

[1] Frau Rat schreibt am 9. Juli an Christiane: „Mit dem heutigen dato ist Fuhrmann Valentin Fräbel von Schmalkalden mit 50 Bouteillien Spaawasser nach Weimar abgegangen: mein Sohn hat mir von Karls baad aus den Auftrag gegeben Ihm Spaawasser zur Nach Cur zu überschicken welches ich hirmit gethan habe — Gott seegne das Carls baad und das Spaawasser!“

einmal auf alte Weise amüsirst. Seit der Einnahme von Danzig haben wir in unsern Gegenden nicht leicht etwas zu besorgen, und überhaupt bist du ja so nahe, daß du in einem Tage wieder zu Hause seyn kannst. Schreibe mir nur, wenn du weggehst und wie lange du ohngefähr auszubleiben denkst. Nur stelle Jemand, wie ich schon gebeten habe, im Hause an, wäre es auch nur, um mich dieser Sorge zu überheben.

Sonnabend den 27. Juni geht der Herzog von hier ab und ich werde alsdann erst wieder ein recht einsames und stilles Leben führen; auch hoffe ich noch manches zu thun, wenn nur erst die Trink- und Badekur vorbey ist und ich mich hier wie auf einem Lustort vergnüglich aufhalte.

Die Schauspielergesellschaft ist endlich auch hier angekommen. Wie sie im Ganzen bestellt ist, kannst da daraus abnehmen, daß in der Camilla unser alter Spitzeder den Herzog und Madame Weyrauch die Camilla gespielt hat. Übrigens ist die Tochter von Spitzeder ein recht hübsches Mädchen geworden, aus der wohl etwas zu machen wäre.[1] Von der Weyhrauchschen Tochter will ich nicht dasselbige sagen.

Die Granaten werden nunmehr glücklich angekommen seyn und ich hoffe, sie sollen nebst den Spitzen in Lauchstädt guten Effekt thun. August soll ein Paar Pistolen haben. Der Säbel wird schwerer zu finden seyn. Überhaupt haben sich die hiesigen Arbeiter gefürchtet, Waffen fertig zu machen, weil sie dachten, man könne sie ihnen, beym Ausbruch eines Krieges, ohne viel Complimente wegnehmen. Von den geschliffenen Glaswaaren bring ich etwas mit, sowohl für die

[1] An Kirms schreibt Goethe am 28.: „Für Spitzeders Tochter ist es wirklich Schade, denn wenn sie noch ein Jahr in diesen Verhältnissen bleibt, so ist sie wahrscheinlich verloren. Hunger und Kummer, keine Anweisung und keine Uebung, eine solche Lage für ein Kind, das wirklich etwas verspricht, ist traurig genug, doch ist nicht daran zu denken, daß man sie annehme, da alles, was sie kann und vermag, auch ohne sie recht gut bey uns geleistet wird.“

Tafel als für den Theetisch. Denn was den letzten betrifft, so kannst du ihn künftigen Winter doch nicht ganz entbehren.

Lebe recht wohl und grüße alle Freunde. Von Lauchstädt aus kannst du schreiben. Denn über Leipzig kommen die Briefe von dort eher hierher als von Weimar. Lebe recht wohl und gedenke mein.

G.

1163.

An Christiane v. Goethe.

Durch Herrn Regierungsrath Voigt schicke ich dir ein Schwänchen zu deiner Reise nach Lauchstädt. Meine Absicht ist dabey, daß du diese Dinge theils zu eignem Gebrauch verwendest, besonders aber auch, daß du Personen, die dir gefällig sind, einige Artigkeit erzeigen mögest. Ich habe deshalb der Kleinigkeiten allerley zusammengepackt. Das Kästchen selbst solltest du der Elsermann schenken und mit dem Schmuck der falschen Granaten und des bunten Glases die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem Übrigen nach Belieben verfahren.

Augusten danke für seinen Brief, der etwas länger als gewöhnlich ausgefallen ist, und sage ihm, daß ein Paar sehr schöne Pistolen bestellt sind. Was aber den Säbel betrifft, so haben sie keinen mit metallener Scheide und wollen, wenn man sie bestellte, sehr hoch hinaus. Auch ist es eigentlich nur eine Offizierstracht. Die Säbel, unter denen man hier die Auswahl hat, sind mit damascirten Klingen, die freylich nicht blinken, mit schwarzen Scheiden, das Beschläge polirter Stahl oder verguldetes Messing. August soll mir zunächst seine Meinung darüber schreiben, auch was er für ein Gehänge dazu haben will.

Mit eigner Hand setze ich noch einige Worte hinzu. Ich befinde mich recht wohl und weil man nach Verordnung des Arztes gar manche Stunde des Tages nichts thun darf; so schleiche ich in den Boutiquen herum, handle Kleinigkeiten, wovon ich dir einen Transport überschicke. Wenn du nach Lauchstedt gehst; so mache es dir recht bequem und vergnüglich, nimm ein hübsches Quartier und sey überhaupt wegen des Aufwandes nicht ängstlich, wir wollen schon wieder was herbeyschaffen. Ich bin schon fleißig hier gewesen und werde es zunächst noch mehr seyn. Von dem was ich dir übersende behalte für dich was dir Freude macht, das andre verschencke an Personen denen du wohl willst und die sich gefällig gegen dich bezeigen. Lebe wohl, gedencke mein wie ich deiner gedencke.

Carlsbad d. 1. Jul. 1807.

Goethe.

1164.

An Christiane v. Goethe.

Deinen Brief vom 8. aus Lauchstädt erhalte ich heute am 14. Ich will gleich antworten und dieses Blatt mit der nächsten Post fortschicken, so erhältst du es noch zur rechten Zeit.

Es war mir sehr erfreulich, daß dich Herr Regierungsrath Voigt noch erreichte und dir das Schwänchen auf die Reise mitgeben konnte. Sey nicht zu karg mit dem Inhalt des Kästchens: denn ich bringe dir noch manches ähnliche mit. Grüße die Elsermann, danke für Ihren Brief und sag ihr, sie soll an mich denken, wenn sie sich im Spiegel besieht. Ich habe Mühe gehabt, einen so klaren hier zu finden, in den gewöhnlichen Kästchen sind sie meistentheils streifig.

Genieße deines Aufenthalts in Lauchstädt aufs beste. Auch habe ich nichts dagegen, wenn du auf einige Zeit nach Leipzig gehen willst. Was mich betrifft, so habe ich keine Lust hinzugehen. Ich wüßte mir keinen angenehmern und bequemern Aufenthalt als Carlsbad und werde wohl noch eine Zeitlang hier bleiben. Was sonst Jena für mich war, soll künftig Carlsbad werden. Man kann hier in großer Gesellschaft und ganz allein seyn, wie man will, und alles, was mich interessirt und mir Freude macht, kann ich hier finden und treiben. Wohlfeil ist es auch. Die willkührlichen, außerordentlichen Ausgaben betragen das meiste.

Sehr schönes Glaswerk habe ich angeschafft, das eigentlich auch nicht theuer ist; womit du Tafel und Theetisch zum schönsten ausputzen kannst; und sonst ist auch noch allerley Geld vertändelt worden für Sachen, womit ich aber doch dir und andern einige Freude zu machen hoffe.

Der Herzog ist noch hier und gedenkt, zu Ende der Woche abzugehen. Vielleicht kann ich durch seine Leute etwas nach Weimar bringen.

Mit meinem Befinden geht es sehr gut, besonders seit acht Tagen. Doctor Kapp von Leipzig und Dr. Mitterbacher von hier haben sich sehr viel Mühe gegeben, meine Umstände zu erforschen und, nachdem ich die eigentliche Brunnen Cur geendigt, mir eine Arzney verschrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich seit den letzten acht Tagen so wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe. Wenn es dauerhaft ist, so wollen wir Carlsbad und die Ärzte loben. Indessen trinke ich noch alle Morgen von dem gelindesten Brunnen einige Becher mit Milch, wobey ich mich den ganzen Tag nach meiner Art beschäftigen kann. Carl macht seine Sache recht ordentlich und auch von dieser Seite sind wir besser dran als vorm Jahre. Um aller dieser

Ursachen willen werde ich noch hier verweilen, weil ich nun erst anfange, recht zu Hause zu seyn.

Du brauchst mir deshalb nicht wieder zu schreiben, bis du bestimmen kannst, wenn du wieder in Weimar seyn wirst. Dieses melde mir von Lauchststädt oder von Leipzig aus, weil von dorther die Briefe gar ordentlich ankommen. Ich schreibe dir alsdann gleich nach Weimar, damit du erfährst, wie es mit mir steht und was ich weiter vornehme.

Hier wird gezeichnet, gelesen, mineralogisirt und von Zeit zu Zeit eine Promenade gemacht. Das Wetter ist sehr schön, fast zu heiß. Gestern Abend hatten wir ein starkes Gewitter.

Unter die Menschen komme ich wenig; nur in sofern ich bey dem Herzog speise und von ihm in die Welt gezogen werde, sehe ich manchmal verschiedene Personen. In die Comödie komme ich auch nicht mehr. Nur die Wiener Stücke sind höchstens auszuhalten. Heute wird Fanchon gegeben; Madame Weyrauch macht das Leyermädchen und Spitzeder den Abbé.

Resident Reinhard[1] mit seiner Familie geht morgen ab, über Dresden, und kommt wahrscheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sey freundlich gegen sie, wenn sie dich besuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu sehen und kennen zu lernen. An ihm wirst du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern du zu ihr einiges Verhältniß haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig; Eigenschaften,

[1] Karl Fr. v. Reinhard, 1761 in Württemberg geboren, war 1787 als Hauslehrer nach Bordeaux gegangen und hatte Anfang der neunziger Jahre in Paris eine Stellung im Ministerium des Auswärtigen erhalten; später war er u. a. Gesandter in den Hansastädten gewesen, in Hamburg hatte er Christine Reimarus geheiratet, deren Brief über das Zusammentreffen mit Goethe Frommann („Das Frommannsche Haus") mitteilt.

die du dir nicht anmaßest. Sie kennt Madame Schopenhauer und hofft, auch mit ihr in Weimar zusammen zu treffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu sagen, als daß ich dich ersuche, die Herren Wöchner und die übrige Gesellschaft zu grüßen. Unserm berlinischen Kleeblatt gönne ich deine Ankunft in Lauchstädt. Aus den Relationen Genastens und des Herrn Rath Rochlitz konnte ich schon merken, wie es eigentlich mit ihnen stand. Es ist eben auch eine Prüfung, durch die sie hindurch mußten. Da sich Madame Beck als Gast bey der Gesellschaft aufhält, so kannst du ja wohl einleiten, daß die Hagestolzen gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl in der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens.

Abgeschickt d. 16. Jul. 1807. Goethe.

1165.*

An Christiane v. Goethe.

Deinen Brief, meine Liebe, datirt Lauchstädt den 14. July, habe ich am 21. erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß es dir wohlgeht. Es ist immer angenehm, an einen Ort wieder zu kommen, wo man in früherer Zeit vergnügt gewesen ist, in eine Gegend, wo man schon Verhältnisse hat und weiß, wie es daselbst beschaffen ist. Ich sende den gegenwärtigen Brief nach Weimar, daß er dich entweder daselbst empfange, oder kurz nach dir gleichfalls ankomme.

In meinem Zustand hat sich nichts verändert. Ich befinde mich sehr wohl und kann nunmehr hoffen, daß es dauern werde; wobey es nur darauf ankommen wird, in wiefern ich mich der Ordnung gemäß halten kann, von der ich nun einmal weiß, daß sie mir convenirt . . .

Da wir so unerwartet Friede haben, der sich wohl so bald noch nicht hoffen ließ, so wollen wir auf eine zwar

stille und bescheidene, aber um desto gemüthlichere Art unseres Lebens den nächsten Winter genießen. Richte dich darauf ein, daß wir unsere alte Gastfreyheit fortsetzen können. Für hübsches Geschirr, Tafel und Theetisch auszuputzen, ist gesorgt. Auch bringe ich dir eine silberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise, ohne sonderliche Kosten, gekommen bin. Der Herzog nemlich, als er wegging, verehrte mir einen Caminaufsatz von Bronce, der für jemand anders bestimmt gewesen war, und zuletzt beym Umtausch der Geschenke stehen blieb. Diesen vertauschte ich mit geringer Aufzahlung gegen jene Geschirre, die dir Vergnügen machen werden. Die Kette ist auch fertig und sieht sehr schön aus. Wenn ich Gelegenheit wüßte, schickte ich sie zum Geburtstag. Doch wird sie dir auch später Vergnügen machen.

Die Glaswaaren will ich einpacken lassen und mit dem Postwagen fortschicken. Ich adressire sie an Herrn von Hendrich, der sie dir hinüberspediren wird. Die wunderlichen Salzfässer werden dir besonders gefallen.

Die Pistolen für August sind auch angeschafft und so hätte ich denn ziemlich beysammen, was ich mitbringen oder schicken wollte. Ich wünsche, daß wir uns dessen zusammen erfreuen mögen.

Daß du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung bist und bleibst, ist mir sehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in diesem Zirkel entstehen, gar leicht vermieden, oder wenigstens viel schneller abgethan werden könnten, als gewöhnlich geschieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weise behandeln. Du kannst alle von mir grüßen und ihnen sagen, daß ich nur wünsche, meine Gesundheit möge auch diesen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernsthaft und anhaltend einer Anstalt annehmen könne, die so weit gediehen ist, daß es uns denn doch nicht leicht

Jemand nachmachen wird. Grüße alles zum schönsten und danke deinem Bruder für die Briefe, die er mir geschrieben, und laß mich erfahren, wie es dir in der letzten Hälfte des July ergangen . . .

Carlsbad den 27. Julius 1807. G.

1166.

An Zelter.

Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der Französische Resident Reinhard, der zuletzt in Jassy gestanden und dessen Schicksale Ihnen gewiß im ganzen bekannt sind, wohl den ersten Platz einnimmt. Übrigens lebe ich denn doch sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn Jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren seyn soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Carriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.

Sagen Sie mir, mein Lieber, wie es mit Ihnen geworden ist. Ich habe tausendmal an Sie gedacht und an das, was Sie als Privatmann geleistet haben, ohne von Seiten der Reichen und Mächtigen unterstützt oder sonderlich aufgemuntert zu werden. Vielleicht ist das, was wir bey der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den Einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Recht zu thun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Theilnahme daran bewiesen hätte.

Diesen allgemeinen Reflexionen, welche freylich nicht zulänglich sind, und die ich wohl einmal mit Ihnen mündlich weiter ausführen möchte, füge ich eine besondere Bitte hinzu, um deren baldige Gewährung ich Sie freundlichst ersuche.

Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin; so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein dasind oder daseyn sollten. Nun haben wir von Schleswig wieder ein paar neue Leute, einen sehr guten Tenor und eine Art von Correpetitor bekommen, die ich noch nicht persönlich kenne, die aber gute und verständige Leute zu seyn scheinen.

Mit der Oper, wie sie bey uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich nun alle Woche einmal bey mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz

derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen, dergleichen findet. Auch Canons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen immer in unserer Mitte seyn, geistig, und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten. Schreiben Sie mir ein Wort hierher, denn ich bleibe noch 4 Wochen hier, und schicken mir ein Paket nach Weimar, damit ich gleich anfangen kann, wenn ich nach Hause komme. Leben Sie recht wohl und bleiben meiner dauernden Freundschaft gewiß.

Carlsbad, den 27. July 1807. G.

1167.

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch Ihr letztes Schreiben abermals viel Vergnügen gemacht. Es war mir sehr erwünscht, zu hören, daß unser Theater sich seine Freunde in Leipzig erhält und seinen Gönnern daselbst keine Schande macht.

Ich will gern gestehen, daß mir diese Sache sehr am Herzen lag. Ich habe seit so vielen Jahren an diese Anstalt viel Zeit und Aufmerksamkeit und viele, wenigstens nicht im Augenblick gedankte, Mühe verwendet. Wie viel muß es mir daher werth seyn, daß wir an einem dritten und so bedeutenden Orte anerkannt und gebilligt werden. Was mich in Ihrem ersten sowohl als letzten Briefe besonders erfreut hat, war dieses Absondern des Guten vom Bessern, das höhere Behagen am Vorzüglichen und das Dulden des

Erträglichen. Die große Masse, weiß ich wohl, wird durch Vorurtheile regiert. Leider gehören aber gar zu viele zur großen Masse, und ein motivirtes Urtheil, das den Künstler vom Künstler, ja in verschiedenen Augenblicken von sich selbst unterscheidet, ist sehr selten.

Doch muß man gegen die Menge billig seyn. Sie bildet sich doch auch nach und nach und wird für manches empfänglich, was sonst gar weit von ihr abstand.

Daß meine eigenen Sachen gut gegeben worden und eine freundliche Aufnahme gefunden,[1] ist mir sehr angenehm. Die lange Zeit, die ich mich gedulden mußte, bis sie zu einer solchen Erscheinung gelangen konnten, hat mich nicht unempfindlicher gegen den Beyfall gemacht, und ich kann wohl sagen, daß ich es mit Rührung vernehme, wenn ich höre, daß die Mitschuldigen, die ich vor beynahe 40 Jahren in Leipzig schrieb, und die neueren Sachen, in die ich die Resultate meines Lebens zusammengedrängt habe, in sinnlicher Gegenwart auf ein größeres Publicum wirksam gewesen.

Haben Sie die Güte, unsere Gesellschaft auch bey der Rückkehr freundlich zu empfangen und zu fördern, und mir am Schlusse der sämmtlichen Vorstellungen noch ein Wort zu sagen, das mich aufrege, nächsten Winter aufs neue für diese Anstalt thätig zu werden.

Fahren Sie fort, meiner mit Neigung zu gedenken, und grüßen die Wohlwollenden.

Carlsbad, den 27. July 1807.

Goethe.

---

[1] Rochlitz hatte geschrieben: „Ihre Werke blieben die, wodurch sich die Gesellschaft am vortheilhaftesten zeigte und an welchen auch das hiesige Publikum den lebhaftesten, ja einen Antheil nahm, der wie es seyn muß, immer zunahm."

1168.

An Christiane v. Goethe.

Dein Brief vom zweyten August hat mir viel Vergnügen gemacht, indem ich durch denselben erfuhr, daß du wieder glücklich nach Hause gelangt bist und alles in gutem Zustande angetroffen hast.

Am 31. July schickte ich durch einen Boten einen Brief an August, worin ein Stückchen Spitze für dich lag; ferner gab ich demselben Boten ein Päckchen mit, worin zwey Salzfässer nach der allerneusten Mode befindlich waren. Ich hoffe, diese Sendung ist glücklich angekommen, so wie du wohl nun auch einen weitläuftigen Brief vom 27. July, den ich nach Lauchstädt schickte, nunmehr wirst erhalten haben. Denn aus deinem Briefe kann ich nicht vermuthen, daß er dir noch in Lauchstädt zugekommen sey. Erkundige dich darnach, denn es wäre mir unangenehm, wenn er verloren gegangen.

Wir haben hier noch immer das schönste Wetter und mein Befinden ist auch ganz gut. Ich kann mich sehr in Acht nehmen und auf mich Acht geben; welches jetzt die Hauptsache ist, damit ich sehe, wo es hinauswill und was ich von der Folge zu hoffen habe. Nun möchte ich aber auch Augusten einen Spaß machen, und der sollte darin bestehen. Den 19. oder 20. dieses geht von Jena eine Kutsche leer hieher, welche die Herren Fernow und Schütz abholen soll. Herr Frommann hat die Bestellung davon. Nun wünschte ich, daß August mit dieser Kutsche herführe. Fernow und Schütz gehen den 24. von hier ab, und ich würde durch sie den Wagen bestellen lassen, der mich abholen soll. August bliebe alsdann etwa 8 Tage bey mir und wir wären zusammen Anfangs September in Weimar. Du giebst ihm etwa 20 Thaler in Kopfstücken mit, die er

bey seinen 3 Nachtlagern nicht braucht. Es versteht sich, daß Herr Frommann, da der Kutscher ohnedem leer herfahren müßte, einen leidlichen Accord macht, daß August für eine Kleinigkeit herkommt, wie man sonst nur für ein Trinkgeld an die Kutscher eine Retour Chaise haben kann; wie ich dieses auch in einem beyliegenden Briefe an Herrn Frommann ausgedrückt habe.

Findet also August Vergnügen an dieser Reise, so mag er beyliegenden Brief abschicken, oder mag hinüberreiten und mündlich die Sache abthun. Das gegenwärtige Blatt nimmt Frau Stallmeister Böhme mit und du kannst es Freytag früh erhalten. Da sind noch immer 6 bis 7 Tage, ehe die Jenaische Fuhre abgeht. August soll nicht viel mitnehmen, aber doch Schuhe und Strümpfe und einen saubern Rock, daß er sich kann in ehrbarer Gesellschaft sehen lassen. Sollte er jedoch von seiner Thüringer-Waldreise noch nicht zurück seyn oder sonst sich eine Ursache finden, warum Ihr seine Reise hierher nicht für räthlich hieltet, so ist das Ganze nur ein Vorschlag und keine Ordre; und er kann sich diesen Spaß aufs nächste Jahr versparen.

In einigen Tagen sende ich einen Kasten ab mit Glaswaaren, auf welchen oben Bücher gepackt sind. Wenn er ankommt, so packe ihn sorgfältig aus. Ich wünsche, daß alles ganz seyn möge, besonders die vorzüglich schönen Salatschalen. Die Einladungen nach Wien reißen gar nicht ab, auch nach andern Gegenden in Böhmen. Ich kann mich aber nicht entschließen, meine hiesige Ruhe mit einem andern Aufenthalte als mit Weimar zu vertauschen. Eben sowenig möchte ich jetzt nach Leipzig; doch ist mir's sehr angenehm, daß du dir daselbst gute Bekannten verschafft hast, und daß es dir überhaupt von der geselligen Seite in Lauchstädt wohl gegangen ist. — August muß nicht vergessen, sich einen Regierungs Paß geben zu lassen, worin

ausdrücklich vermerkt ist, daß er nach Carlsbad gehe, um die Cur zu brauchen. Ferner könnte er die Kofferdecke mitbringen, die bey allenfalls einfallendem Regenwetter immer ein nützliches Reisegeräth ist. Auch soll er uns drey Bouteillen rothen Wein mitbringen, damit wir auch wieder einmal etwas von jener Sorte genießen; dagegen wollen wir sie mit Melnicker angefüllt wieder zurückbringen. Weiter wüßt' ich nichts hinzuzusetzen als ein Lebewohl dir und allen Freunden.

Carlsbad den 10. August 1807. G.

Noch ein Paar Worte von eigner Hand um dir zu sagen daß mich herzlich verlangt wieder bey dir zu seyn, und daß ich mich indessen freue Augusten hier zu sehen. Mir ist daran gelegen ihn einige Zeit allein um mich zu haben, daß ich nur wieder einmal sehe wo es mit ihm hinaus will. Riemer geht vielleicht mit Fernow zurück und wir andern folgen bald.

Was deine Ausgaben betrifft; so mache sie nach deiner Überzeugung ich billige alles. Ich habe mir etwas von Leipzig kommen lassen, weil ich manches kaufte.

Übrigens bin ich fleißig gewesen, habe viel dicktirt[1] und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuscript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen. Auch darüber habe ich mir Plane gemacht. Wie mir denn überhaupt meine hiesige Einsamkeit manchen guten Gedancken zugeführt hat.

Ich lege abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geselligen Winter.

d. 10. Aug. 1807. G.

[1] Einige der kleinen, später in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" aufgenommenen Erzählungen.

1169.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad d. 23. August 1807.

August ist glücklich angekommen und freut und verwundert sich an den seltsamen Felsen, warmen Quellen und dergleichen, daß er sogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminiren, wobey er, wie es im Anfang geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat.

Es ist höchst nöthig, daß du übers Jahr, wenigstens auf eine Zeit, auch mit hergehst, damit du wenigstens weißt, wovon die Rede ist, weil das ganze Carlsbader Wesen gar nicht beschrieben werden kann. Augusten schmeckt der Melnicker vortrefflich. Es ist so ein Wasserweinchen, das leicht hinunterschleicht und von dem man viel trinken kann. Wir haben ihm den Spaß gemacht, daß eine Harfenfrau, als wir bey Tische saßen, das famose Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben" zu singen anfing, und was dergleichen Späße mehr sind. Übrigens aber ist es so leer hier, daß in den Sälen Abends kein Kronleuchter mehr angezündet wird und alle geselligen Vergnügungen aufhören. Die Natur ist aber so schön, das Wetter so gut und die Umgebung so ruhig, daß ich wohl noch gern ein Bischen hier bleiben mag. Ich habe den Kutscher bestellt, daß er den 5. September wieder hier seyn soll, so daß wir den siebenten nach Jena abgingen, und also in drey bis vier Tagen daselbst wären; da du denn bald nähere Nachricht haben solltest. Von einem Fall, der jedoch nicht wahrscheinlich ist, will ich zugleich sprechen. Es wäre nicht unmöglich, daß ich nach Töplitz ginge, da denn meine Begleiter allein nach Weimar zurückkehren würden. Ich habe zwar gar keinen eigentlichen

Trieb dazu; aber der Herzog hat hier mündlich, und jetzt wieder schriftlich, dergestalt darauf insistirt, daß ich ihn dort besuchen soll, daß ich noch nicht weiß, ob ich ablehnen kann und werde. Hiervon sagst du Niemandem nichts; ich sage aber nur gern das Mögliche, ja das Unwahrscheinliche voraus, damit es dir nicht einen unangenehmen Eindruck mache, wenn du etwa den Wagen ohne mich zurückkehren siehst. Denn auf der Post mag ich gar nicht nach Weimar schreiben, weil die Briefe gar zu lange ausbleiben.

Ich wüßte nun weiter nichts zu sagen. Erst wollte ich Herrn Fernow einiges an dich mitgeben; ich will es aber lieber selbst bringen. Ich befinde mich ganz leidlich, wenn ich von einem Tage zum andern mein Wesen treiben kann; aber zu irgend etwas außerordentlichem, wo ich nicht ganz mein eigner Herr bin, mag ich mich nicht entschließen. Lebe recht wohl.

G.

Ein Stück Spitzen folgt doch.

1170.*

An Carl Friedrich v. Reinhard.

Carlsbad, den 28. August 1807.

Ihren Brief von Dresden, mein verehrter Freund, erwartete ich mit Ungeduld. Nun ist es mir höchst erfreulich, zu wissen, daß Sie in eine Lage versetzt sind, in der Sie Ihre nächsten Wünsche befriedigen können, ohne die ferneren aufzugeben. Weiß ich Sie nur einmal als Präfect, so mache ich einen Reiseplan, Sie zu besuchen, dem Departement zu gratuliren und Ihnen zu einer schönen und weiter führenden Thätigkeit Glück zu wünschen.

Die Äußerungen des deutschen Großpapas und des französischen Juvenils[1] haben den Vorsatz, dasjenige, was ich zu sagen habe, geschwind aufs Papier zu bringen, in mir aufs neue belebt. Mit sich selbst und mit wenigen einig zu werden, ist ein sehr stolzer Wunsch, und also will ich schon zufrieden seyn, wenn er mir im Leben nur einigermaßen in Erfüllung geht. Auf die Nachkommen muß man doch auch etwas rechnen.

Die Redensweise des guten alten Herren ist gerade die, die mich in meiner Jugend aus den philosophischen Schulen vertrieb und zu dem Huronischen Zustand hindrängte, in dem ich mich noch befinde. Lassen Sie uns auch bey unserm Übrigens[2] verharren, denn ich mag wohl hinzufügen: Übrigens freue ich mich recht sehr darauf, Ihnen bald wieder etwas zu schicken . . .

Daß Sie den Tasso in Leipzig gesehen, ist mir sehr erwünscht. Sie haben dadurch ein Resultat gar vieler Bemühungen und Anstrengungen kennen lernen; und da die dramatische Kunst doch eigentlich nur ins Wasser schreibt, so ist es mir desto tröstlicher, daß sich diese Züge in Ihren richtigen Sinn und in Ihr theilnehmendes Herz einprägen konnten.

Indessen hat das mir so freundlich verehrte schöne Kästchen[3] sich gegen mich als eine Pandorenbüchse in gutem Sinne verhalten. Die Werke des Lafontaine, die alten und neuen Romane haben mich sehr unterhalten und aufgeregt. Besonders aber setzte mich Montesquieu in Erstaunen. Die ganze Geschichte unserer Zeit steht buchstäblich in seinem Werke. So finden die Ärzte schon im Hippokrates diejenigen

---

[1] Reinhard hatte Aeußerungen seines Schwiegervaters Reimarus und eines jungen Sekretärs Talleyrands über die Farbenlehre Goethe mitgeteilt.

[2] Mit diesem Worte hatte Reimarus sein Urteil über die Farbenlehre begonnen.

[3] Eine französische Reisebibliothek enthaltend.

Krankheiten genau beschrieben, an denen sie ihre Patienten immerfort sterben lassen.

In Ihrem Urtheil über Corinna[1] hat mich Ihr treffender Geradsinn abermals sehr gefreut. Sie lassen ihr vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und das, was Sie tadeln, möchte ich nicht in Schutz nehmen. Nur gestehe ich gern, daß ich gegen dieses Werk wie gegen alles Hervorgebrachte nachsichtiger und schonender verfahre, indem schon Talent erfordert wird, auch das, was nicht recht ist, hervorzubringen. Und so verschmelzen sich vor meiner Ansicht die Fehler ins Gute, wie es ja bey Betrachtung der Individuen auch der Fall ist, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden, und die wir zuletzt doch lieben müssen. Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht.

Ihr Brief aus Weimar ist mir nun auch zugekommen und hat mir große Freude verursacht. Wir können es als eine gute Vorbedeutung unseres künftigen Verhältnisses ansehen, daß Ihnen unsere Zustände so klar geworden sind, daß die Personen in Weimar meist beysammen waren, die unser Daseyn ausmachen. Bald darauf sind mehrere verreist, und später würden Sie das Local sehr leer gefunden haben. Auch unsern Weimaranern wünsch' ich Glück zu der Bekanntschaft eines Mannes, den ich so sehr schätze und von dem ich so oft werde zu reden und zu erzählen haben. Wohl ist jetzt eine Zeit, da man sich an wechselseitigem Andenken und Zutrauen theilnehmend und hoffend aufrecht erhalten muß.

Daß Ihnen meine Wohnung und die Meinigen bekannt und lieb geworden, ist mir besonders erfreulich, weil mich Ihre Einbildungskraft nicht immer in den drey Mohren[2] aufzusuchen braucht. Wenn Sie am Rheine glücklich angelangt

[1] „Corinna" von Frau v. Staël war vor kurzem erschienen.
[2] Goethes Carlsbader Wohnung.

sind, so ersuche ich Sie um eine Beschreibung, oder noch lieber um eine Zeichnung Ihrer Wohnung und der umliegenden Gegend, damit ich die Erinnerung früherer Zeiten wieder auffrischen und mich im Geiste zu Ihnen in das schöne heitre Land begeben könne. Der herrliche Nachsommer und Herbst muß sich am Main und Rhein unendlich schön zeigen.

Ich schließe meinen Brief mit einer Betrachtung, die eine Stelle des Ihrigen rege macht. Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Menschen gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte seiner Absicht hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit, und da die Welt wo nicht gerecht, doch wenigstens gleichgültig ist, so läßt sie sichs gefallen, nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja es ist sogar im Publicum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu seyn, um gelegentlich zu seinem Vortheil zu erscheinen; wobey es denn freylich hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann.

Verzeihen Sie die Wiederholung einer Betrachtung, die Sie schon selbst gemacht haben. Wir hören aber doch auch wohl gern dasjenige, wovon wir überzeugt sind, von einem Fremden wiederholen . . .

G.

1171.

An Adam Heinrich Müller.[1]

Carlsbad, den 28. August 1807.

Indem ich Ihnen, mein werthester Herr Müller, Ihre Vorlesungen zurückschicke, möchte ich diese Hefte gern mit etwas Freundlichem und etwas Bedeutendem begleiten. Das erste wird mir leicht, das zweyte im gegenwärtigen Augenblicke schwer; doch können Sie ja selbst wissen, was ich Ihnen auf beyde Weise zu sagen hätte. Der Schauspieler fühlt nicht lebhafter, daß er eines wohlwollenden Zuschauers bedarf, als wenn er eben abtreten will, der Dichter, wenn das Stück zu Ende geht; und so will ich gern bekennen, daß es mich sehr freut, an Ihnen einen wohlwollend Theilnehmenden zu wissen und zu hinterlassen. Die Welt thut ihr Möglichstes, uns gegen Lob und Tadel gleichgültig zu machen; aber es gelingt ihr denn doch nicht, und wir kehren, wenn wir günstige und zugleich im Ganzen mit unsern Überzeugungen zusammentreffende Urtheile vernehmen, immer gar zu gern aus unserer Resignation zum Genuß zurück.

Über Amphitryon[2] habe ich Manches mit Herrn von Gentz gesprochen; aber es ist durchaus schwer, genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beyden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so giebt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

[1] Geboren 1779 in Berlin, seit 1805 in Dresden schriftstellerisch thätig, hatte Goethe seine Vorlesungen über dramatische Poesie im Manuskript gesandt. Im Jahre darauf verband er sich mit Kleist zur Herausgabe des „Phöbus".

[2] Von Kleist.

Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin; wie er es denn selbst in dieser stationären Proceßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk seyn. Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen, in Hoffnung Ihrer Erlaubniß, und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sey.[1] Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf diese Rolle kommt es vorzüglich an. Die andern sind eher zu besetzen.

Mögen Sie mir künftig von sich oder von Andern manchmal etwas mittheilen, so soll es mir immer sehr angenehm seyn. Und nun noch einen Wunsch. Wenn Sie Ihre Betrachtungen, was in der deutschen Literatur geschehen, geschlossen haben, so wünschte ich, Sie bildeten uns auch eine Geschichte heraus, wie in der deutschen Literatur gedacht und geurtheilt worden. Wir stehen jetzt auf einem Punkte, wo sich das auch mit einer gewissen Freyheit übersehen läßt, und beydes hängt gar genau zusammen, weil doch auch die Hervorbringenden wieder urtheilen, und dieses Urtheil wieder ein Hervorbringen veranlaßt.

Verzeihen Sie, wenn ich in einem Briefe verfahre, wie man es im Gespräch eher thun darf, und füllen Sie die

[1] Kleists „Zerbrochener Krug" wurde am 2. März 1808 in Weimar gegeben; eine Wiederholung hat unter Goethes Direktion nicht stattgefunden.

Lücken aus, die zwischen dem, was ich gesagt habe geblieben sind.

Die Bekanntschaft des Herrn von Haza,[1] der das Gegenwärtige mitzunehmen die Gefälligkeit hat, ist mir sehr angenehm gewesen. Ich wünsche recht wohl zu leben und manchmal von Ihnen zu hören. G.

[1] Der Müllers Manuskript überbracht hatte.

1172.

An Zelter.

Sie sind ein trefflicher Freund! Wie ich nach Hause kam, fand ich die Gesänge, und schon ist der Anfang zur kleinen Singschule gemacht. Wir werden nach und nach die Sänger des Theaters und unsere Choristen herbeyziehen, auch Personen aus der Stadt, und sehen, wie weit wir kommen. Hübschen Raum haben wir im Theatersaal.

Ihre abermalige Einladung macht mir das Herz schwer. Daß ich Ihre Anstalt nicht schon habe kennen lernen, ist unerlaubt; aber ich habe schon seit mehreren Jahren ein gewisses Kleben am Wohnort, das vorzüglich daraus entspringt, weil in mir noch so viel aufgeregtes und doch unausgebildetes liegt. Da habe ich das ganze Jahr zu thun, um nur hie und da ins Klare zu kommen, meine Gesundheits- und die Zeitumstände nicht mitgerechnet. Doch würden mich diese ohne jenes weniger abhalten. Aber ich fürchte mich, wenn man es genau besieht, vor neuen Einwirkungen und Aufregungen, und entbehre daher mit Willen manchen Genuß.

Der Beyfall, den unser Theater in Leipzig erhalten, macht mir Lust und Muth, mich der Sache diesen Winter

wieder lebhaft anzunehmen. Wir sind bey dieser Gelegenheit für unser Ausdauern belohnt worden, und wollen mit Zutrauen und Hoffnung auf dem alten Wege fortgehen; und so kann auch die niederträchtigste, detractive Opposition, wie wir sie früher von Berlin her erfahren müssen, nichts ausrichten.

Auch ist mir Ihre Ausdauer, mein werther Freund, immer vor Augen. Nur ist freylich zu fürchten, daß, wenn Sie nach Italien gehen, der herrliche Bund so vieler Jahre sich auflösen werde. Natürlich und lustig ist es, daß sich Ihre Samenkörner so weit und breit herum und auch an die Theetische disseminirt haben. Schaffen Sie mir doch ja von solchen Gesangweisen: denn diese möchten gerade für unsern Schnabel gerecht seyn.

Von dem, was ich sonst thue und treibe, schweig' ich und hoffe bald von meinem stillen Fleiße einige Früchte mittheilen zu können. Leben Sie recht wohl und senden mir manchmal auch ein Lied. Auch solcher kleinen Productionen würde ich jetzt eher genießen können, besonders wenn Sie ein leichtes Accompagnement für die Guitarre dazu setzen wollten, deren ich jetzt mehrere um mich habe.

Weimar den 15. September 1807.

1173.

An F. H. Jacobi.

Von deiner Rede[1] hatte ich schon in Carlsbad gehört und mir sie zu lesen gewünscht. Desto erfreulicher war es, durch deine Sorgfalt sie bey meiner Rückkunft in Weimar zu finden.

[1] „Ueber gelehrte Gesellschaften, deren Geist und Zweck", die Jacobi als Präsident der Akademie in München am 27. Juli gehalten hatte.

Wir sind dir alle, besonders aber wir andern in den besorgten protestantischen Ländern, großen Dank schuldig, daß du diese wichtigen Angelegenheiten so tüchtig und mächtig zur Sprache brachtest und dich zu der Großmeisterstelle deines academischen Ordens durch einen Kampf mit den schlimmsten Ungeheuern legitimiren wolltest.

Soll ich nun, wie es sich unter uns ziemt, über die Ausführung meine Gedanken sagen; so ist dir der Anfang weniger geglückt als die Folge und das Ende. Im Streite gegen die Philister und Nützlichkeitsforderer bist du zu bitter und mitunter ungerecht. Aus Leidenschaft verwickelst du dich in Tropen und Gleichnisse, die nicht deutlich werden, ob wir andern gleich, die deines Sinnes sind, alles recht gut verstehen und dir beystimmen. Freylich kann ich begreifen, daß dir dieses Geschlecht den Kopf sehr warm machen muß. Leid' ich doch als Poet und Künstler schon so lange Zeit von ihnen. Sie sind aber Legion, und man muß sie gewähren lassen, allenfalls nur sie hänseln, wie ichs von Zeit zu Zeit auch gethan habe. Würdest du dich wohl über Kinder ärgern, die lieber in einem Kirschgarten herumnaschen, wo ihnen die Beeren ins Maul hängen, als in einem jungen Fichtendickicht spazieren, das erst in hundert Jahren Enkeln und Urenkeln Vortheil und Freude bringen soll?

Desto vollkommener ist dir, wie mich dünkt, alles übrige, ja der Hauptsieg gelungen, und man darf wohl sagen, daß du dich aufs vortrefflichste gehalten hast. Dieses dein Heft, und der sonderbare Artikel im Mercure de France vom 15. August können uns wieder einigermaßen über unsere Zukunft beruhigen. Führe nur fort, was du so glücklich angefangen hast. Gebe dir der Himmel leidliche Gesundheit und langes Leben, um dein Vorgesetztes recht zu gründen und auszuführen.

Von dem, was ich thue, ist nicht gut reden. Ich spinne meine alten Fäden langmüthig fort und hie und da wird ein neuer angeknüpft. Schenke dem, was etwa öffentlich davon erscheint, deine Aufmerksamkeit.

Viele Grüße von mir und den Meinigen an dich und deine Schwestern. Sende mir doch von Zeit zu Zeit etwas mittheilbares aus deinen Acten. Lebe wohl und liebe mich wie von jeher.

Weimar den 16. September 1807. Goethe.

1174.

An Rochlitz.

So ist denn unser theatralisches Unternehmen in Leipzig glücklich vollendet, mit Ehre und Vortheil belohnt, und was mir gleich lieb ist, ich sehe unsre Schauspieler nach dieser Epoche froher, williger, thätiger, und hoffe sowohl für uns einen unterhaltenden Winter als auch künftig für Leipzig eine neubelebte Sommerunterhaltung. Denn wir haben mancherley artige und mitunter seltsame Dinge vor uns, an denen wir uns zu üben gedenken.

Haben Sie, mein werthester Herr Rath, den besten Dank für Ihren freundlichen Antheil. Ich weiß die stille geräuschlose Behandlungsart recht gut zu schätzen, mit der Sie den unsrigen nachzuhelfen wußten. Wenn es mit dem Epilog eine Irrung gab, so bin ich vielleicht selbst daran Schuld, weil ich mich nicht deutlich erinnere, ob ich unserer Regie deshalb geschrieben habe,[1] mich auf einen natürlichen

[1] Goethe hatte Rochlitz früher brieflich aufgefordert, einen Epilog für die Schlußvorstellung der Weimarer Truppe in Leipzig zu schreiben. Die Regie aber hatte sich einen Epilog von Mahlmann, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“ schreiben lassen, der dann auch gesprochen wurde.

Gang der Sache und auf Ihr Einwirken, wie bey dem ersten Abschied, verlassend. Auch dafür nehmen Sie Dank, was Sie gewollt, gethan und verschwiegen.

Ihre Briefe nehme ich manchmal wieder vor mich und habe sie schon öfter gelesen. Sie dienen mir zum Leitfaden in dem täglichen Theaterlabyrinth, das einer der wunderlichsten Irrgärten ist, die ein Zauberer nur erfinden konnte. Denn nicht genug, daß er schon sehr wunderlich gepflanzt ist, so wechseln auch noch Bäume und Stauden von Zeit zu Zeit ihre Plätze, so daß man sich niemals ein Merkzeichen machen kann, wie man zu gehen hat.

Leider ist hier in Weimar die sondernde Kritik nicht sehr zu Hause. Man nimmt alles zu sehr im Ganzen. Stücke, Schauspieler, Aufführung, alles wird entweder gebilligt oder gemißbilligt, wobey denn Vorurtheil und Laune herrschend werden, und man sich weder des Lobes recht erfreuen, noch den Tadel sehr zu Herzen nehmen kann.

Daher ist es mir unendlich viel werth, daß unsere Schauspieler wenigstens gewahr geworden, daß eine solche Kritik existirt, welche die Mängel begünstigter und die Tugenden gleichgültiger, ja unbegünstigter Personen zu würdigen weiß. Ich selbst werde diesen Winter das Schauspiel öfter besuchen und meine innern und äußern Sinne zu genauerer Prüfung schärfen. Denn ich gestehe gern, das hiesige Publicum machte mir durch willkührliche Zuneigung und Abneigung oft so böse Laune, daß ich, je mehr ich mir in den Proben Mühe gegeben hatte, desto weniger Lust fühlte, der Aufführung selbst beyzuwohnen. Nun aber, da mich eine Stimme von außen her aufregt und bestätigt; so werde ich wieder eine Weile auf meinem Wege strecklings fortgehen und mich der Resultate vielleicht selbst erfreuen.

Die gute Aufnahme meiner Stücke hat mir eine besonders angenehme Empfindung gemacht. Ich dachte wohl, daß sie

auch einmal Epoche haben könnten, aber nach der Lage des deutschen Theaters glaubte ich's nicht zu erleben. Artig ist es, daß sogar das kleine Schäferspiel,[1] das ich 1768 in Leipzig schrieb, auch noch auftauchen mußte und gut empfangen ward.

Nochmals vielen Dank, den ich gerne mündlich abgestattet hätte, wenn ich nicht, da mir die Brunnenkur ganz wohl bekommen ist, mich vor einer allzuraschen Geselligkeit gefürchtet hätte. Jetzt will ich sehen, ob ich meine stille Nachkur auch zu Ihrem und Ihrer Mitbürger künftigem Vergnügen benutzen kann.

Leben Sie recht wohl, und wenn es möglich ist, so besuchen Sie uns diesen Winter.

Weimar d. 21. Sept. 1807. Goethe.

1175.

An C. F. v. Reinhard.

Weimar den 28. September 1807.

Sie haben mich nunmehr, verehrter Freund, durch drey Briefe erfreut und mir dadurch das Andenken an die schönen Carlsbader Tage lebhaft erneuert. Einen von mir abgesendeten werden Sie kaum erhalten haben. Leider war er von Carlsbad nach Jena zu lange unterwegs geblieben. Er ging von da etwa den 10. dieses nach Cöln ab.

Daß ich hier von Ihnen reden höre, daß Sie mit Herrn von Wolzogen zusammengekommen sind, daß Sie die Unsrigen in Paris treffen, das alles macht mir Sie abwesend gegenwärtig und läßt mich ein bleibendes, ja ein näheres Verhältniß hoffen.

[1] „Die Laune des Verliebten."

Tausend Dank sey Ihnen gesagt, daß Sie sich meines Farbenwagstücks von Zeit zu Zeit erinnern und hie und da ein gutes Wort dafür aussprechen wollen. Leider kann ich Sie nicht sogleich in den Stand setzen, um in Paris davon öffentlich im Institut Erwähnung zu thun. Zwar denk' ich immer an einen Prospectus, den man französisch und deutsch mit dem Werke herausgeben könnte. Nach Ihrem Rath wäre das Historische zur Einleitung, das Polemische kurz und bündig, wie man an die Newtonische Epoche käme, so wie alles übrige polemische, gegen die epicureische Vorstellungsart und sonst am gehörigen Orte, zwar kurz aber hinreichend aufzustellen. Dazu gehört aber Sammlung und ich muß mich in meiner hiesigen Lage, die mir, bey einem fast viermonatlichen Außenbleiben, einigermaßen fremd geworden ist, wieder zu fassen suchen. Könnten Sie jedoch einstweilen hier und da ein gutes Vorurtheil für die Sache erregen und mir irgend Jemand anzeigen, der schon vorbereitet wäre, und den Prospectus freundlich aufnähme und ihn austheilte, wenn ich ihn ihm sendete; so wäre für die Folge viel gewonnen. Ich gedulde mich schon achtzehn Jahre in dieser Sache und kann wohl noch einige Jahre zusehen.

Eigentlich aber ist das Schlimmste, daß Hauy,[1] der nach Verdienst in großem Ansehen steht und, so viel ich weiß, ein kluger, leise auftretender, einflußreicher Mann ist, der des Kaisers Gunst hat, daß dieser in seinem Compendium der Physik die Newtonische Theorie nächst viel andern als ein himmlisches Palladium aufgeführt und sie zur Norm beym Schulunterricht in den Lyceen aufgestellt hat. Aus Erfahrung weiß ich nun sehr wohl, daß ein Gelehrter das, was er einmal hat drucken lassen, nicht leicht zurücknimmt, sondern wenn er ja eines bessern überzeugt wird, seine

[1] Der Mineraloge Prof. Reni Just Hauy (1743—1822).

Meinung nur nach und nach verschwinden läßt, und eben so nach und nach das rechte unmerklich unterschiebt, wodurch denn die Welt gewissermaßen nicht gebessert wird, weil eine gewisse Indifferenz von Wahrheit und Irrthum auf diesem Wege entstehen muß. Dergleichen Fälle sind mir viele bekannt und ich fürchte sehr, daß die Franzosen, indem sie mit Gewalt die rein weißen englischen Musseline von Häfen und Marktplätzen abhalten, sich noch lange mit diesem schmutz- und aschenweißen theoretischen Schleyer das Haupt verhüllen werden.

Indem Sie Herrn Ebel[1] einigen Antheil an dieser Unternehmung einflößten, so haben Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigt. Ich hatte schon längst Ursache, ihn wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters zu schätzen. Wir beriefen ihn sogar einmal, als einen Schüler Sömmerings, zur Professur der Anatomie; welche vortheilhafte Stelle er aber auf eine sehr edle Weise ausschlug. Viel kommt darauf an, wie lange Sie in Paris bleiben und was ich von Ihnen und durch Sie vernehme. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, wenn ein Courier von den unsern herausgeht, damit ich, bey den übrigen nicht so ganz heitren Aspecten, wenigstens persönlich etwas erfreuliches zu erwarten habe.

Im Ganzen habe ich jedoch, wie ich gern gestehen will, seit einiger Zeit wieder guten Muth. Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzulange ertragen kann. Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt ja auch sogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblick realisirt wird.

In diesem Sinne habe ich ein Vorspiel zu Eröffnung unsres Theaters geschrieben, wo ich Gewalt und Vertilgung,

[1] Der Frankfurter Arzt Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830).

Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe. Vielleicht gebe ich es bald ins Morgenblatt, da es Ihnen denn auch wohl zu Gesicht kommt.

So viel sey vorsorglich geschrieben und hingelegt, da man einen Eilboten von Paris erwartet, der Ihnen auf seiner Rückkehr dieses Blatt bald genug zubringen wird.

Goethe.

Im Konzept hat der Brief noch folgenden Schlußsatz: Herr Geheimerath Voigt, der sich Ihnen empfiehlt, verspricht mir Gegenwärtiges bald und sicher nach Paris zu schaffen, und ich schließe daher früher als meine Absicht war. Seitdem obiges geschrieben worden, ist es mir ganz leidlich gegangen. Nach und nach, wie es gegen den October zu gehen pflegt, findet sich die Gesellschaft wieder zusammen. Übrigens sieht es, leider in einem andern Sinne, herbstlich bey uns aus. Manche Blätter des hiesigen dreyßigjährigen Gesellschaftstammes fallen ab und die Glieder der bisherigen Generation verlöschen. So ist Fräulein Göchhausen, Hofdame, ihrer Gebieterin der Herzoginn Mutter nachgefolgt. Nicht weniger ist bey andern Lebenden und Dauer versprechenden der Humor falb, und gar mancherley Ansichten beschleunigen einen moralischen Winter. Ich halte mich so gut ich kann und wünsche auch Ihnen das beste in dem herrlichen Paris um dessen Anblick ich Sie beneide. Weimar den 27. September.

1176.*

An C. v. Knebel.

Diese Zeit über habe ich immer gehofft, meine Jenaischen Freunde zu besuchen. Indessen haben mich manche Theater-Sorgen und Besorgungen, darauf des Herzogs Krankheit und das böse Wetter abgehalten. Nun bin ich in allerley

Arbeiten gerathen, die ich nicht unterbrechen mag. Dank daher, daß du mich etwas von dir hören lässest.

Den Prolog,[1] oder vielmehr das Vorspiel, sende ich hierbey, und bitte nur, daß du es nicht aus Händen gebest, auch mir dasselbe Sonnabends wieder zurücksendest.

Leider erhältst du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann. Alles, was auf den sinnlichen Effect berechnet war, geht ab; und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Contraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Sternerscheinung Jeden erfreulich erinnerte, was man unserer vortrefflichen Fürstin vor'm Jahre schuldig geworden, an die zweyte glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Übergang gefällig an; und die hülfreiche ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der gefällige Friede stellte sich dem Ernst anmuthig entgegen; und dadurch daß die vier Personen durch zwey Schauspielerinnen vorgestellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit. Wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, Ihr ergebenen Herzen in sanfter Rührung entließ.

Ich freue mich, durch diese extemporirte Arbeit, denn ich habe sie in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt, durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben. Ich wünsche, daß du beym Lesen und Vorlesen etwas ähnliches empfinden und erregen mögest.

Jacobi's Rede sollst du den Sonnabend erhalten. Es ist ein Wort zu seiner Zeit, ob sich gleich in mancher

[1] „Vorspiel zur Eröffnung des weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie."

Rücksicht dabey manches erinnern läßt. Man muß sich in die Lage setzen, in der er sie schrieb, und die Verhältnisse beachten, die ihn umgeben . . .

Lebe recht wohl, gedenke mein, und laß manchmal von dir hören.

Weimar den 7. October 1807. G.

1177.

An Cotta.

Sie erhalten, mein werthester Herr Cotta, das am 19. September aufgeführte Vorspiel, für das Morgenblatt, mit einer Nachschrift, welche ich hinterdrein abzudrucken bitte.

Indem ich ihnen nun von der ästhetischen Seite, was wir haben und hervorbringen, gerne mittheile, auch sonst von andern öffentlichen Dingen einiges nachkommen soll; so muß ich nochmals ausdrücklich bitten, das, was unsre politische Existenz betrifft und nicht von mir kommt, von Ihren Blättern abzuweisen.

Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen. Unsre ganze Bedeutung bestand in einer gegen unsre Kräfte disproportionirten Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von andern Seiten sind wir jetzt so wenig und weniger als sonst. So lange also der Zustand von ganz Deutschland sich nicht näher entscheidet, haben alle, besonders die kleinen Staaten, Ursache zu wünschen, daß man sie ignorire; und absurde Nachrichten, welche die Unruhe besoldeter Nouvellenschreiber, der Müßiggang und der böse Wille erfindet und verbreitet, wenigstens von solchen Anstalten nicht aufgenommen werden, mit denen man in guten Verhältnissen steht, und welche zu befördern man selbst geneigt ist. Verzeihen Sie, daß ich dieses Punktes wieder erwähne. Es ist aber eine jetzt mehr als jemals bedeutende Sache.

Die mir in Ihrem letzten Brief zugesicherte Sendung erwarte ich mit Vergnügen. Ich befinde mich ganz leidlich und bin in meinen Arbeiten ungestört, so daß ich hoffen kann, diesen Winter manches zu fördern.

In Hoffnung guter Nachrichten von Ihrer Seite empfehle ich mich zu geneigtem Andenken.

Weimar den 7. October 1807.

Goethe.

1178.

An Carl Unzelmann.

Durch ein Contract- und Pflichtwidriges Betragen des hiesigen Hofschauspielers Herrn Unzelmann sieht sich Fürstliche Commission veranlaßt, gegen denselben strafend zu verfahren; und zwar, wegen Erscheinung auf auswärtiger Bühne, mit achttägigem Hauptwach-Arrest, und wegen Übertretung des Urlaubs, mit Verkümmerung seiner Gage auf die Zeit der Verzögerung seiner Wiederkunft.

Wie man demselben dieses nun hiermit eröffnet; so hofft man zugleich, daß er durch sein künftiges Betragen und Bemühen den von ihm begangnen großen Fehler wieder gut zu machen suchen werde.

Weimar den 5. November 1807.

Commissio.

1179.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihr festtägiger Brief, mein verehrter Freund, hat auch mir einen Festtag hervorgebracht. Ich mag mich gar zu

gern durch Sie nach Paris versetzt sehen, das ich wohl in der Wirklichkeit schwerlich betreten werde. Übrigens haben wir alle Ursache unsere innern Familien- und Freundesfeyertage recht fromm zu begehen: denn was die öffentlichen Feyerlichkeiten betrifft, so theilt sich die Welt wirklich in eine Tages- und Nachtseite, und leider befinden wir uns auf der letztern.

Von meinem Befinden, an dem Sie so freundlich Theil nehmen, will ich gleich voraussagen, daß es ganz leidlich ist, daß ich bey einer gleichen Diät mich in einem ziemlich gleichen Zustande erhalte, arbeiten kann und noch mehr thun würde, wenn ich nicht so zerstreut würde durch das Theater, das, als ein Repräsentant der Welt, die Rechte seines Urbildes behauptet, und durch Fremde, deren mehr oder weniger erwünschte Besuche einen lebhaften Reisezirkel durch mein Haus führen.

Das chromatische Geschäft, das mir durch Ihre gütige Theilnahme doppelt interessant wird, habe ich auch wieder angegriffen, aber noch kein Manuscript zum Druck befördern können. Nach der langen Pause, und nach unsern Unterhaltungen, komme ich an die Sache mit einer Frischheit des Blickes, die mich an dem vorgearbeiteten manches aussetzen läßt. Was zunächst zum Druck bestimmt war, habe ich wieder umgearbeitet, und die Sache soll gewiß durch diesen neuen Anlauf gewinnen. Doch ist sowohl zum polemischen als zum historischen Theil manches studirt, gefunden und disponirt worden, daß wenn der Faden nur wieder einmal angedrillt ist, die Spule schon rasch wieder fortschnurren soll.

Haben Sie tausend Dank für die Verwendung in dieser Sache, und zwar für den doppelten Vortheil, den Sie mir bringen; einmal, daß Sie etwas leisten und vorwärts führen, was ohne Sie nicht geschehen wäre; sodann, daß Sie mir eine Vorstellung, einen Begriff von Zuständen geben, von denen ich wohl eine Ahndung aber keine Anschauung hatte.

Da Ihre lebhafte Geschäftsthätigkeit durch jedes Hinderniß eine neue Anregung erhält, so entspringt uns gewiß zuletzt ein Resultat, das uns selbst überrascht. Schon das Interesse der verschiedenen Menschen kennen zu lernen in einer Sache, die uns selbst beschäftigt, ist höchst bedeutend. Inwiefern Villers[1] sich der Sache annehmen mag, wird sich zeigen, wenn er sie näher kennen lernt. Ich meines Theils gestehe gern, daß ich, was die Ausbreitung dieser Lehre und Vorstellungsart in Frankreich und also auch in der übrigen Welt betrifft, nunmehr mein ganzes Vertrauen auf Sie setze. Sie machen sich mit den Hauptpuncten gegenwärtig so bekannt, daß der polemische und historische Theil Ihnen in wenigen Wochen gleichfalls angehören wird, und daß Sie aus der Revision die bedeutenden Berichtigungen, Erläuterungen und Aufklärungen geschwind ergreifen und ins Ganze verarbeiten werden. Ich scheue mich gar nicht diese Hoffnungen zu haben, vielmehr freue ich mich, daß Ihre Thätigkeit in der jetzigen Epoche einen Stoff findet, an dem sie sich üben mag, und daß der Stoff, den Sie dessen würdig finden, mich selbst so sehr interessirt und uns beyde in lebhafter Verbindung erhält . . .

Wie Cuvier die Sache nehmen wird, kann nicht anders als von Bedeutung seyn. Ich weiß, daß er der neuen deutschen Methode bey Behandlung der organischen Natur nicht ganz günstig ist, und daß er da nur Zufälliges erblicken mag, wo wir Gesetzliches zu sehen glauben. Da nun diese Differenz in der Maxime unendlich ist, so kann man sich auch im Einzelnen, selbst wo man zusammentrifft, nicht vereinigen . . .

Hätte ich mit diesem Blatte nicht gezaudert und es in Weimar gelassen, so käme es früher in Ihre Hände, indem

[1] Ch. Fr. Dom. de Villers (1765—1815), der um die Kenntnis der deutschen Litteratur, besonders Kants in Frankreich sich verdient gemacht hat.

in diesen letzten Tagen die Communication unvermuthet lebhafter geworden. Doch hoffe ich, es soll sich bald eine Gelegenheit finden, und so mögen denn meine besten Grüße und Wünsche zu Ihnen hinübergehen. Ich sitze hier auf den Trümmern von Jena und suche meine eigenen Trümmer zusammen. Ehe ich von hier weggehe, hoffe ich einige Bogen der polemischen und historischen Abtheilung des Farbenwesens gedruckt zu sehen. Noch einiges andre hoffe ich fertig und bey Seite zu kriegen und mich soviel als möglich einiger Thätigkeit zu freuen. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und lassen mich bald wieder etwas hören. Die Berufung unseres Johannes von Müller nach Paris und das Gerücht von seiner Anstellung im Königreiche Westphalen hat viel Sensation gemacht und den guten Deutschen einige Hoffnung über ihren künftigen Zustand gegeben. Was mich betrifft, so mag ich gern erwarten ohne zu hoffen und bin schon zufrieden wenn ich meinen Tag leidlich und nicht ganz unnütz zubringe. Nochmals meine besten Wünsche aus dem stillsten Winkel Deutschlands in die lebhafte Hauptstadt des Erdbodens.

Jena den 16. November 1807.

Goethe.

1180*

An Charlotte v. Stein.

Aus meiner tiefen Einsamkeit und Stille muß ich doch auch melden, wie es mir geht, besonders da ich etwas interessantes zu überschicken habe. Beykommende Schrift[1] werden Sie mit Vergnügen lesen. Sie ist voller Verstand,

[1] A. W. Schlegels Schrift gegen Racine unter dem Titel: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripides (Paris 1807).

Einsicht in die Sache und Kühnheit. Der Verfasser greift die Überwinder des Continents auf ihrer empfindlichsten Seite und in ihrer eignen Manier sehr lebhaft an. Seine Landsleute sind lange schon überzeugt, daß er Recht hat, und es verdient alle Aufmerksamkeit, wie die Franzosen es aufnehmen werden, und was sie diesen Gründen entgegenzusetzen haben.

Meine Arbeiten gehen ganz sachte fort. An einigem was ich vorbereite, werden auch Sie, verehrte Freundin, Theil nehmen können. Anderes wird auf Hoffnung hin geschrieben und gedruckt. Die Gegenwart stimmt selten zum Gegenwärtigen. Was neben einander existirt, scheint nur zum Streite berufen zu seyn. Für einen Autor ist daher eine tröstliche Aussicht, daß alle Tage neue künftige Leser geboren werden.

Haben Sie doch die Güte mir zu sagen, wie es mit der Hand Durchlaucht der Herzogin geht. Der Anblick derselben hat mich beunruhigt und aus den Ärzten ist nichts zu bringen. Man weiß niemals, ob sie etwas geheim halten, oder ob sie selbst nicht wissen woran sie sind. Ich bitte mich Durchlaucht vielmals zu empfehlen und die Schlegelsche Schrift mitzutheilen.

So ruhig es mir hier nach meinen Zwecken und Wünschen geht, so wünschte ich mich doch manchmal nach Weimar zu versetzen. Besonders sind die Abende hier unendlich lang . . .

Behalten Sie mich in einem freundlichen Andenken, bis ich wieder mit meinen Zauberkreisen angezogen komme.

Jena den 19. November 1807. G.

1181.

An Anna Elisabeth v. Türckheim.

Ihr lieber Brief, verehrte Freundinn, kam zu spät, Ihr Herr Sohn schickte mir ihn von Dresden. Er war bey mir gewesen, ohne daß ich's wußte er sey es. Ich verwechselte die beyden Familien, ähnliches Nahmen, und hielt ihn von der andern. Aber auch so, als mir ganz fremd, hat er mir sehr wohlgefallen, das zweytemal kam ein Regenguß gelegen, der ihn lange bey mir festhielt. Ich machte mir Vorwürfe ihn nicht bey Tische behalten zu haben, da es eben an der Zeit war, denn ich empfand eine wahrhafte Neigung zu ihm. Mit Ungeduld erwarte ich den andern Angekündigten schon lange vergebens, ich wünschte bey diesem nachzuholen was ich bey dem ersten versäumte.

Zum Schluß erlauben Sie mir zu sagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach so vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu uns später gelangt sind und bey denen ich oft Ursache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken. Nochmals ein Lebewohl mit der Bitte meiner zu gedenken.

Ihr ewig verbundener
Goethe.

Weimar d. 14. Dec. 1807.

1182.

An Zelter.

Erst konnte ich, mein Bester, von Ihnen nicht genug verlangen, erbat mir bald dieses bald jenes, ich plagte Sie

mit meinen Commissionen, da Sie ohnehin genug zu thun haben; und da nun alles angekommen ist, Gesänge, Preiscourant, Rübchen: so mache ich's wie die erhörten Beter und wende mich ohne weiteren Dank von dem Geber zu den Gaben.

Ich will das nicht entschuldigen, denn zu ein paar Zeilen an einen Freund gäbe es immer Zeit; allein ich bin seit meiner Rückreise aus dem Carlsbad so wunderlich von der Gegenwart geklemmt worden, als wenn ich für jene vier Monate, die ich wie ein abgeschiedener Gymnosophist auf ungetrübter Bergeshöhe zugebracht, wieder büßen sollte. Zwar ist mir nichts unangenehmes wiederfahren; doch drängte sich so manches Liebes und Unliebes heran, daß meine Kräfte, weder physisch noch moralisch, recht ausreichen wollten.

Endlich dachte ich auch die zweyte Sendung meiner Werke an Sie abgehen zu lassen; sie ist aber bey mir selbst noch nicht angekommen, nicht einmal in vollständigen Aushängebogen, sonst hätte ich die einstweilen geschickt, insofern sie etwas Neues enthalten.

Mein kleines Singechor, das freylich noch kaum über vier Stimmen hinausgeht, bildet sich schon recht hübsch und wirkt auch schon auf das Theater zu. Kurz vor meiner Abreise ist es durch eine junge weibliche Stimme, die man fast einen Alt nennen könnte, sehr ausgeschmückt worden. Dürfte ich Sie gelegentlich um das Schillersche Punschlied bitten. Es ist davon leider bey mir nur eine Stimme übrig; die andern sind verschleppt.

Werner,[1] der Sohn des Thals, ist seit zwölf Tagen hier bey uns in Jena. Seine Persönlichkeit interessirt uns

---

[1] Zacharias Werner, der sein Drama „Der Sohn des Thals“ mitgebracht hatte. An F. A. Wolf schrieb Goethe: „Werner der Thalsohn ist auch bald vierzehn Tage hier. Seine Persönlichkeit hat uns in seine Schriften eingeführt. Durch

und gefällt uns. Er liest von seinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor und so kommen wir über die seltsamen Außenseiten dieser Erscheinungen in den Kern hinein, der wohlschmeckend und kräftig ist.

Soviel, mein liebster, für dießmal. Ich packe ein, um wieder nach Weimar zu gehen. Hier ist es mir ganz gut geworden, und was Sie wohl nicht rathen würden, ich bin ins Sonettenmachen hineingekommen. Davon schicke ich Ihnen gelegentlich ein Dutzend, mit der einzigen Bedingung, daß sie Niemand sieht und daß keine Abschrift genommen wird. Möchten Sie aber eins davon componiren, so würde es mich recht glücklich machen. Ich mag gar zu gern meine Productionen auf Ihrem Elemente schwimmen sehen. Sagen Sie mir bald wieder etwas, wenn es auch nicht viel ist. Ein Freundeswort ist in diesen trüben und kurzen Tagen doppelt erfreulich.

Geheimerath Wolf hat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums[1] beschenkt, das einen großen Reichthum enthält und an alles erinnert was wir wissen, und uns freundlich andeutet was wir weiter noch wissen und wie wir das alles behandlen sollen. Ein nochmaliges Lebewohl.

Jena den 16. December 1807.

G.

---

seinen Vortrag, seine Erklärungen und Erläuterungen ist manches ausgeglichen worden, was uns schwarz auf weiß gar schroff entgegenstand. Es ist in jedem Sinne eine merkwürdige Natur und ein schönes Talent. Übrigens läßt sich auch bey diesem Falle sehen, daß der Autor, wenn er einigermaßen vom Geiste begünstigt ist, seine Sachen selbst bringen uud reproduciren solle."

[1] Darstellung des Alterthums", erschienen in Wolfs und Buttmanns „Museum der Alterthumswissenschaft" und Goethe gewidmet.

1183.

An Johanna Frommann.[1]

Theuerste Freundinn,

Für eine recht hübsche Brieftasche hoffte ich Ihnen zu danken, nun überrascht mich eine sehr schöne, die mir ein außerordentliches Vergnügen macht. Dank! den besten Dank! daß Sie mich auf ewig vor der Versuchung gerettet haben, meine liebsten Papierschätze, wie Beyreis seinen Diamanten, wie Werner seine Sonette, auf eine wunderliche Weise zu verwahren und zu produciren. Eben diese Sonette[2] voll feuriger himmlischer Liebe sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, die sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig als an der andern Seite, durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warme und treues Wohlmeynen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft. Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und anreihen, in der Hoffnung bald etwas davon mittheilen zu können. Da es aber sehr ungewiß ist wann ich wieder zu dem Glück gelange, so mache ich einen Versuch dasjenige, was Sie an mir durch Nadelstiche gethan haben, durch Lettern und Sylben zu erwiedern. Nehmen Sie die alten Bekannten freundlich auf, ich hoffe das Übrige bald nachsenden zu können.

Wie schmerzlich es war, unsre Erwartung Sie hier zu bewirthen auf einmal getäuscht zu sehen, sollten Sie mit-

---

[1] Gattin des Buchdruckers Fr. Frommann, geb. 1765.

[2] Werners Sonette waren für Goethe Veranlassung geworden, sich mit dieser Dichtungsart zu beschäftigen.

empfinden. Möge doch die Sorge für die liebe Allwine[1] sich immer vermindern und der dauernde Besitz dieses guten Kindes Ihnen immer mehr zugesichert werden. Gestern Abend, zu Augusts Geburtstag, habe ich Sie sämmtlich hergewünscht, die theatralischen Freunde spielten ein kleines Stück wovon ich die Affiche beylege. Es war sehr artig. Auch sende ich einen Zettel angebotner Sämereyen. Wir lassen alle Jahre aus dieser Handlung kommen und sind sehr wohl damit zufrieden. Mögen Sie auch etwas bestellen, so verschreibe ich's gleich mit. Hierbey bin ich nicht so ganz uneigennützig als Sie glauben könnten, diesen Sommer hoffe ich manches davon bey Ihnen zu genießen. Bey Bischoffs ist für mich eingemiethet und ich werde einmal ganz ernsthaft ein Bewohner von Jena seyn. Das Schloß soll hergestellt, das Museum heruntergeschafft, die obere Etage wohnbar eingerichtet werden. Was werde ich nicht alles dabey zu thun haben und mir zu thun machen. Leben Sie recht wohl mit den lieben Ihrigen. Verzeihen Sie meine Schreibseligkeit, sie überfällt mich noch seltner als die Redseligkeit. Ich schließe und packe ein, in Hoffnung Herrn Frommann Gegenwärtiges mitzugeben. Viel Empfehlungen an das Seebeckische werthe Paar. Unterstützen Sie meine Bitte bey Minchen.[2] Das Packet bringt Herr Frommann.

W. den 26. Dec. 1807.

Goethe.

---

[1] Frommanns kleine Tochter, die am Typhus erkrankt gewesen war.

[2] Minna Herzlieb (geb. 22. Mai 1789), die bei Frommanns als Pflegetochter Aufnahme gefunden hatte. Manche Züge der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" hat Goethe diesem anmutigen Mädchen entlehnt. Ihr gilt die zehnte der Sonetten, in der es heißt: „Lieb Kind! Mein artig Herz!" sowie die 17. Sonette (Charade); auch Werner hatte den Namen Herzlieb in Sonettenform besungen.

Register.

1. Nummern der Briefe an:

2. Nummern der Briefe aus:

3. Goethes Schriften:

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten.)

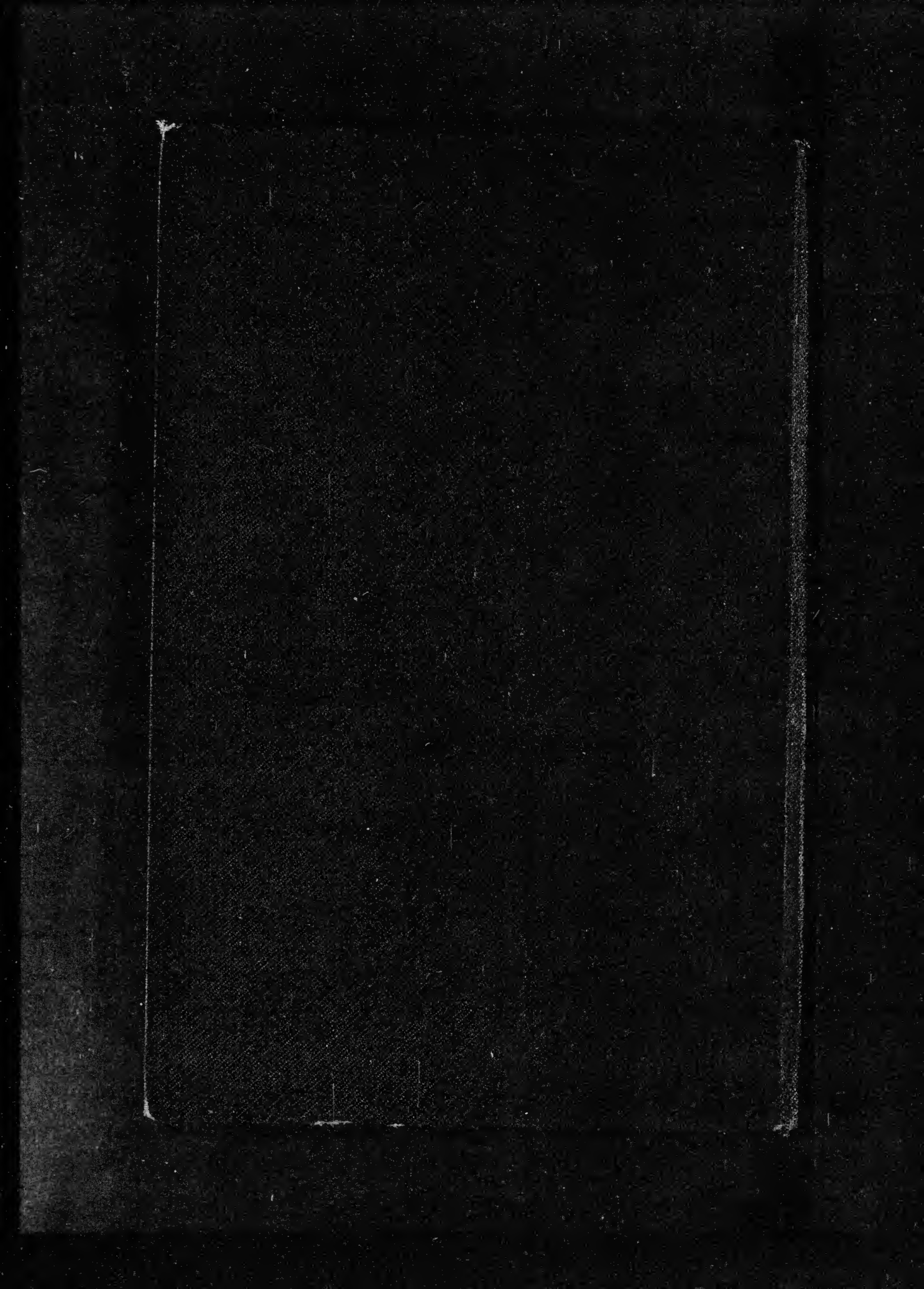
4. Personen- und Sachregister:

---

5. Litteratur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 24 Bde. Herausgeber Ludwig Geiger.
Goethes Tag- und Jahreshefte.
Goethe und Carl August. Studien zu Goethes Leben von H. Düntzer. 2. Auflage, Leipzig 1888.
Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Bde. Leipzig 1851.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3 Bde. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1901.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1887.
Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratranek. Leipzig 1876.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/34.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oscar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.
Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Lillis Bild geschichtlich entworfen von Graf F. E. v. Dürckheim. 2. Aufl. von A. Bielschowsky. München 1894.
Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin 1897.
Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.
Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von Fr. J. Frommann. 3. Aufl. Stuttgart 1889.


13336002
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113336002
BUTLER STACKS



VOLUME 6



Otto Elsner, Berlin

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band VI

Dichtung und Wahrheit

1808–1814



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

J. W. von Goethe

Nach einem Gemälde G. von Kügelgens (1808/1809)

Dichtung und Wahrheit

1808–1814

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach
— einem Gemälde G. von Kügelgens —



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

J. W. von Goethe

Nach einem Gemälde G. von Kügelgens (1808/1809)

Dichtung und Wahrheit

1808 – 1814

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach
— einem Gemälde G. von Kügelgens —



Berlin [illegible]
Verlag von Otto Elsner

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band VI

Dichtung und Wahrheit

1808–1814



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

Dichtung und Wahrheit

1808–1814

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach
— einem Gemälde G. von Kügelgens —



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Einleitung.

„Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken."

Goethe am 14. Februar 1814.

Goethes Briefe aus den Jahren 1808—1814 sind der Inhalt des vorliegenden Bandes, und dieselbe Zeitspanne ist es auch, in der Goethes biographisches Meisterwerk, sein großes Bekenntnisbuch „Dichtung und Wahrheit", entstand und in seinen ersten drei Teilen vollendet wurde. Am 28. August 1808, an seinem neunundfünfzigsten Geburtstage, hat Goethe nach Riemers Zeugnis beschlossen, seine Bekenntnisse aufzuzeichnen. Und im Jahre 1814 ist der dritte Teil erschienen, der den vorläufigen Abschluß des Werkes bedeutete — erst viel später ward der vierte Teil vollendet, der nach dem Tode des Dichters erschien. So sind die Jahre 1808—1814 die eigentliche Werdezeit dieser großen Lebensbeichte, und das kommt auch in den Briefen dieser Zeit in hohem Maße zum Ausdruck. Goethe läßt sich durch Bettina all die kleinen Züge aus seinen ersten Lebensjahren mitteilen, die Frau Aja der Enkelin von Sophie La Roche, der Tochter der von Goethe einst so geliebten Maximiliane, des Vorbildes von Werthers Lotte im

zweiten Teile der Dichtung, erzählt hat. Und Bettina berichtete so reichlich und so ausführlich von den allerersten Tagen des Hätschelhans, daß Goethe ihr einmal in scherzendem Unmut schreibt, sie möchte ihn doch nun endlich getauft werden lassen. Die Erinnerung an alte Jugendfreunde wird lebendig und sie bringt in die Briefe an Fritz Jacobi wieder einen warmen Herzenston. Und je mehr er seine Lebensarbeit rückblickend überschaut, desto mehr steht er über den Dingen und gelangt zu der Erkenntnis, „wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben versucht." Er nennt sich resigniert einen Uebersechziger im Gegensatz zu den „jungen Herren, die es so bequem haben, für ausgemachte Patrioten zu gelten." Sein Ausspruch, daß „Dichtung und Wahrheit" der größte Dienst sei, den er glaube seinem Vaterlande leisten zu können, ist charakteristisch für Goethes Auffassung des Patriotismus. Von der lauten und glühenden Begeisterung jener Jahre findet sich in den Briefen dieses Bandes kein Widerhall.

Goethe schwieg aus schmerzlicher Resignation, zu der er sich nach Ludens Ausdruck in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte. Und patriotischer als alle haßerfüllten Kriegslieder sind die schmerzerfüllten Worte, die Goethe nach der Schlacht bei Leipzig zu Luden sprach. Er habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen sei: „eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu heben vermag, denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität, aber der

Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." Und aufs neue weist Goethe dann darauf hin, daß die Zukunft Deutschlands darauf beruhe, daß ein jeder nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes mehre, stärke und verbreite nach allen Seiten, „und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". In den Erfolgen der Befreiungskriege sieht er keine Befreiung vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Statt der Franzosen sah er nun in Weimar „Kroaten, Baschkiren, Magyaren, Kassuben, Samländer", und am 4. Januar 1814 schreibt er mit grimmem Humor, daß er einer baschkirischen Andacht beigewohnt und im Weimarer Hoftheater einen Baschkirenprinzen bewillkommnet habe. Die Voraussicht Goethes, daß mit den Befreiungskriegen noch nicht die Freiheit gekommen, und daß nicht in jedem Kosaken ein Freiheitspender zu begrüßen sei, haben die folgenden Jahre allzu sehr bestätigt. Und diese Stimmung giebt sich auch in Goethes Briefen aus dieser Zeit kund. Er kann nicht mitjubeln, da er die Schatten sieht, die das lichte Bild verdunkeln, und er hat nicht mithassen können: „wie hätte ich hassen können ohne Jugend?" Dem Genie Napoleon, dem großen Menschen gegenüber empfindet er keinen Haß, sondern Bewunderung, und diese Bewunderung ist nach dem Fall Napoleons nicht geringer als zur Zeit der Erfurter Fürstenversammlung, da Goethe und Napoleon einander gegenüber standen. Von dieser Zusammenkunft erzählt

Goethe mit bewußter Zurückhaltung in einigen Briefen dieses Bandes, mit leiser Ironie einmal von der „Naivetät des Herrn der Welt“ sprechend, der auf Goethe „das Ecce homo im umgekehrten Sinne angewendet“ habe. Immer aber steht er bewundernd vor der Größe des Korsen, und stets hat er der gleichen Empfindung Ausdruck gegeben. Den alles überragenden Mann der Tat hat Goethe nicht hassen können, — darum hat er sich auch nicht den „modernen Tyrtäen“ anschließen können. Er hat damals jenes offenbarende Wort zu Luden gesprochen: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! . . .“

Was für Goethe jeher gewesen, das mußte in noch höherem Maße für den Ueberſechzigjährigen gelten: was ihm zur Dichtung ward, mußte ihm Leben, Wirklichkeit, Wahrheit gewesen sein. Und die auch in anderer Beziehung bei ihm bestehende Wechselwirkung von Dichtung und Wahrheit zeigt sich in diesen Leidens-, Kriegs- und Siegesjahren noch stärker als zuvor: die Flucht aus der Wirklichkeit in die Dichtung. „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste“ (S. 272). Im Sommer 1813 rettete er sich aus den Bedrohlichkeiten des Tages in das Studium chinesischer Litteratur, und am Tage der Schlacht bei Leipzig schrieb er den Epilog zu einem Schauspiel, dem „Grafen von Essex“ von Banks. Er dichtete in jenen Jahren eine größere Anzahl von Liedern und Balladen und trieb eifrig Kunststudien. Es entstanden die Anfänge des „West-östlichen Divans“ und mancherlei neue Pläne tauchten auf. Und dann wieder, wie zum Schutz gegen die Dichtung der Romantiker, dieser „religiosen Mittelaltler“ (S. 60), rettet

er sich in die Wahrheit der Naturwissenschaft und vollendet seine Farbenlehre.

Immer ausgebreiteter wird der Kreis von Goethes Beziehungen. Zu den alten Freunden, von deren Söhnen diesmal viel gesprochen wird, kommen neue. Die Jugend sucht Goethe für ihre Bestrebungen zu gewinnen — aus dem Lager der neuen Kunstrichtung wendet sich Sulpiz Boisserée, der den Wiederaufbau des Kölner Domes angeregt hat, an Goethe. Bettina Brentano, von Goethes Mutter empfohlen, tritt in seinen Gesichtskreis. Goethes in diesem Bande gegebene Briefe an sie lassen erkennen, was in Bettinas Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ Dichtung und was Wahrheit ist. Liebevolle Förderung erweist Goethe den Bühnenarbeiten des jungen Theodor Körner. Von alten Freunden scheidet der greise Wieland, dessen Gedächtnis er in einer Gedenkrede in der Freimaurerloge hochhält. Immer herzlicher aber gestalten sich seine Beziehungen zu Zelter — und einmal, da den Freund durch den Tod des Sohnes ein hartes Leid getroffen hat, spricht er ihn mit dem traulichen Du an, ganz unvermittelt, ganz aus der innigen Herzlichkeit seines im Alter äußerlich vielfach verschlossenen Wesens heraus. Und auch dieser Briefband ist wiederum ein Zeugnis für Christiane. Während ihrer Abwesenheit hat Goethe einen Theaterkonflikt zu bestehen, der schon die Schatten der späteren Katastrophe vorauswirft, einen Konflikt mit dem Herzog, der Goethe aufs tiefste kränkt. Und da schreibt er Christiane, wenn sie in Weimar gewesen wäre, hätte es niemals so weit kommen können. Das wundervollste Dokument aber für Christianens Bedeutung ist das Gedicht, das im August 1813 entstand in Erinnerung an die fünfundzwanzigste Wiederkehr des 12. Juli, an dem Christiane die Seine geworden war. Es trägt das Datum 26. August 1813 und die Aufschrift „Frau von Goethe“.

Es ist das Gedicht „Ich ging im Walde so für mich hin“. Ganz einfach schreibt er Christiane dazu: „Daß ich unterwegs heiter war, seht ihr aus den Verslein“ (S. 271). Dieses Gedicht, entstanden ein Vierteljahrhundert, nachdem die beiden ihre Gewissensehe geschlossen, sollte allein schon im stande sein, all die Nebel und Legenden zu zerstören, die Mißgunst und Gehässigkeit und Niedrigkeit um die Gestalt Christianens gesponnen haben.

Philipp Stein.

Inhalt.

1184.

An Bettina Brentano.[1]

Sie haben Sich, liebe Bettine, als ein wahrer kleiner Christgott erwiesen, wissend und mächtig, eines jeden Bedürfnisse kennend und ausfüllend. Ihre Schachtel kam kurz vor Tische, verdeckt trug ich sie dahin wo Sie auch einmal saßen und tranck zuerst Augusten aus dem schönen Glase zu. Wie verwundert war er als ich es ihm schenckte! Darauf wurde Riemer[2] mit Kreuz und Beutel beliehen. Niemand errieth woher. Auch zeigte ich das höchst künstliche und zierliche Besteck, da wurde die Hausfrau verdrieslich daß sie leer ausgehen sollte. Nach einer Pause um ihre Geduld zu prüfen zog ich endlich den Gewandstoff hervor, das Räthsel war aufgelöst und jedermann im Lob und Preise Bettines fröhlich.

Wenn ich also noch umwende; so habe ich immer nur Lob und Danck Da Capo vorzutragen. Das ausgesuchte zierliche der Gaben war überraschend. Kunstkenner wurden herbeygerufen die artigen Balgenden[3] zu bewundern, genug es entstand ein Fest als wenn Sie eben selbst wieder gekommen wären.

---

[1] Bd. V, S. 258. Es ist dies Goethes erster Brief an Bettina. Seine Mutter schrieb dann in bezug darauf am 15. Januar: „Bettina ist vor Freude außer sich über deinen Brief, Sie brachte mir ihn im Triumpf — auch über Herrn Riemers Verse — Weimar ist Ihr Himmel.“ Riemer hatte ihr in einem Sonett „Belohnt bin ich von Eurer Majestät“ gedankt.

[2] Bd. V, S. 148.

[3] Wohl Amoretten.

Und nun hoffe ich bald Nachricht wie Sie die gute Mutter gefunden haben, wie Sie ihrer pflegen und was für Unterhaltungen im Gange sind. Der lieben Meline[1] Mützchen kam früher. Ich darfs nicht laut sagen es steht aber niemand so gut als ihr. Herrn Stollens[2] Attention auf dem blauen Papier hat Ihnen doch Freude gemacht. Adieu mein artig Kind! Schreiben Sie bald daß ich wieder was zu übersetzen habe.[3]

W. d. 9. Jan. 1808. G.

1185.*

An F. H. Jacobi.

Ich habe von dir, mein lieber Freund, diese Zeit her so mancherley Gutes erhalten, daß ich dir schon lange dafür hätte danken sollen. Seit ein paar Monaten aber ist meine Communication nach aussen ganz unterbrochen. Ich habe mich in allerley Arbeiten versenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden gelebt; besonders hat Werner,[4] der Sohn des Thals, den du ja auch kennst, uns durch sein Wesen, so wie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.

[1] Bettinas Schwester spätere Frau v. Guaita; sie hatte schon am 27. Dezember durch Frau Aja ein „Käppgen“ übersandt.

[2] Jos. Ludwig Stolle (1778—1815), Herausgeber des „Prometheus“ in Wien. Von einem „blauen Umschlag“ spricht Goethe auch in dem ziemlich gleichzeitigen zehnten Sonett „Sie kann nicht enden“.

[3] Dieser Satz wird jetzt als zwingender Beweis dafür angesehen, daß Goethe wirklich Bettinasche Briefe zu Sonetten umgedichtet habe, wie es Löper schon aus Anlaß des vierten Sonetts „Das Mädchen spricht“ behauptet hatte.

[4] Zacharias Werner; über ihn und sein Drama „Sohn des Thals“, s. Bd. V, S. 303.

Wir sind dieses doch dem höheren Standpunct schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.

An Gästen hat es uns nicht gefehlt. Savigny's und zwey Brentano's waren eine Zeitlang bey uns. Ich habe mir viel von dir und deinen Umgebungen erzählen lassen. Schellings Rede[1] hat mir viel Freude gemacht. Sie schwebt in der Region in der wir auch gern verweilen. Für alles Übrige gleichfalls den besten Dank. Laß mich von Zeit zu Zeit etwas sehen und erfahren . . .

Weimar den 11. Januar 1808. G.

1186.

An Zelter.

Speise ging vom Gefreßnen und Stärke vom Aufgezehrten, also sagt' ich, indem Ihr Kraftgefüllter Kasten ausgepackt wurde. Alles ist glücklich angekommen und der Topf war so tüchtig eingedrängt daß nichts ausgelaufen war, ob er gleich einen Choc bekommen hatte. Die Hausfrau dankt, besonders aber August, der die größten Bissen der Gabe zu verschlingen im Stande ist. Wir andern nehmen geringere Portionen davon.

Die Musik ist schon der kleinen Schule übergeben worden. Ihre erste Sendung ist noch immer das beste was wir die Zeit her erhalten haben. Gestern wurde das meiste davon unsern Fürstinnen vorgetragen, welche viel Vergnügen daran fanden.

[1] „Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“. München 1807.

Sie sagten einmal von einem Stabat Mater. Verzeihen Sie daß ichs erinnre. Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables Grablied oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabey die Matthissons, Salis, Tiedgen, und die sämmtliche Clerisey, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinaus weist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabey tritt noch der Fall ein daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann. Ich lobe mir was von Ihnen, lieber Freund, entspringt. Auch gestern wieder bey dem „Niemals erscheinen die Götter allein", beym „Lieben Freunde, es gab bessre Zeiten" war es gleich als ob Jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte schüttelte.

Soviel Gutes verdancke ich Ihnen! Vielleicht seh ich mich einmal im Falle Ihnen etwas dagegen zu erstatten. Das beste Lebewohl.

W. d. 22. Jan. 1808.

Goethe.

1187.*

An Nikolaus Meyer.

Weimar den 1. Febr. 1808.

... Der 30. Jan. ist bey uns ein Fest, das Sie oft mit gefeyert haben. Diesmal brachten wir ein neues Stück von Werner: Wanda, Königinn der Sarmaten, auf die

Bühne; wobey unser Personal, so wie unsere Decorateurs und Theatermeister zeigten was sie vermochten. Die Recitation des sehr abwechselnden Versmaßes gelang über alle Erwartung. Das Stück wird sich, seinen äußeren Forderungen nach, wohl auf allen Theatern geben lassen. Es verlangt kaum soviel Anstalten als die Jungfrau von Orleans. Die innern Forderungen sind desto schwerer zu erfüllen. Die Fabel ist zwar plan, die Situationen natürlich und deutlich; aber die Ausführung unendlich zart und an manchen Stellen ins Geheimnißreiche sich verbergend. Wir haben diesen merkwürdigen Mann seit 8 Wochen hier. Er findet durchaus vielen Beyfall, so wie auch das Stück mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. So viel für heute. Recht viele Grüße an Ihre liebe Frau. G.

1188.

An Heinrich v. Kleist.

Ew. Hochwohlgebornen

bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phöbus.[1] Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig seyn sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude der auf den

---

[1] Kleists Zeitschrift, die er mit Adam Müller herausgab.

Messias, ein Christ der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Misbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freylich mit freundlichern Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.

Weimar den 1. Februar 1808. Goethe.

1189.

An Bettina Brentano.

Weimar den 24. Februar 1808.

Sie haben, liebe kleine Freundinn, die sehr grandiose Manier uns Ihre Gaben immer recht in Masse zu senden. So hat mich Ihr letztes Packet[1] gewissermaßen erschreckt. Denn wenn ich nicht recht haushältisch mit dem Inhalt umgehe, so erwurgt meine kleine Hauscapelle eher daran als daß sie Vortheil davon ziehen und uns Freude dadurch machen sollte. Sie sehen also, meine Beste, wie man sich durch Großmuth selbst dem Vorwurf aussetzen könne. Lassen Sie sich aber nicht irre machen. Zunächst soll Ihre Gesundheit von der ganzen Gesellschaft recht ernstlich getrunken und darauf das Confirma hoc Deus von Jomelli angestimmt werden,[2]

[1] Mit Musikalien.

[2] Laut Tagebuch zum ersten Male am 6. März.

so herzlich und wohlgemeint als nur jemals ein salvum fac Regem.

Und nun gleich wieder eine kleine Bitte, damit wir nicht aus der Übung kommen. Senden Sie mir doch gelegentlich die jüdischen Broschüren. Ich möchte doch sehen wie sich die modernen Israeliten gegen die neue Städtigkeit gebehrden, in der man sie freylich als wahre Juden und ehemalige kaiserliche Kammerknechte tractirt.[1] Mögen Sie etwas von den christlichen Erziehungsplanen beylegen, so soll auch das unsern Dank vermehren. Ich sage nicht, wie es bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, daß ich zu allen gefälligen Gegendiensten bereit sey; doch wenn etwas bey uns einmal reif wird was Sie freuen könnte, so soll es auch zu Ihnen gelangen. Grüßen Sie Arnim vielmals und sagen ihm er möchte mir doch auch einmal wieder schreiben.

Goethe.

1190.

An F. H. Jacobi.

Da es zwischen Freunden doch manche Differenz geben kann; so ist es höchst erquicklich sich einmal zusammen ganz unbedingt an einer und derselben Sache zu freuen. Dieser Fall tritt ein, indem das Geschenk[2] vor mir liegt, das

[1] Goethes Mutter hatte ihm am 15. Januar geschrieben: „das Volck Israhel zu deusch die Juden sind an ihrem Mesias etwas irre geworden, Unser gnädigster Fürst Primas erlaubte ihnen zum Anfang Seiner Regirung die Spatzirgänge vor den Thoren mit Christen gemeinschaftlich zu gebrauchen — da bildeten sie sich nun ein das es immer weiter gehen würde und sie sahen die Thore des neuen Jerusalems sich öffnen — aber da kam bey Varrentrapp und Wenner etwas gedruckes heraus das dem neuen Jerusalem gar nicht ähnlete und sie stutzig machte — Neue Stättigkeit und Schutz-Ordnung der Franckfurther Judenschaft — ein wahres Meisterstück in seiner art.“

[2] Strixners „Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen in lithographischer Manier gearbeitet“. München 1808.

mir durch deine Hand zukommt. Die W. K. F.[1] werden sogleich in unserer Literaturzeitung ihren Jubel darüber vernehmen lassen, und ich sage deswegen gegenwärtig nichts weiter als dir und Herrn von Aretin[2] den besten Dank. Man hätte mir soviel Ducaten schenken können, als nöthig sind die Platten zuzudecken, und das Gold hätte mir nicht soviel Vergnügen gemacht als diese Werke: denn ich hätte es doch ausgeben müssen und es wäre mir dabey vielleicht nicht so wohl geworden, als bey Betrachtung des unschätzbaren Nachlasses.

Die wunderlichen beygefügten Hefte machen die Brust freylich nicht so frey. Wenn ich mich über Rottmanns Controvers[3] befragte, so fand ich bey mir, daß ich doch auch geneigter bin, von den sogenannten dunklen Jahrhunderten besser zu denken als du. In meines Vaters Hause, sage ich mir, sind viel Appartementer, und der dunkle Keller unten gehört so gut zum Pallast als der Altan auf dem Dache. Da ich jetzt meine Collectaneen zur Geschichte der Farbenlehre einigermaßen redigire und ordne; so muß ich in die Geschichte der Kunst, der Wissenschaft, der Welt überhaupt eingehen. Und da kommt mir denn doch vor, daß immer noch in denen Zeiten, die uns stumm und dumm scheinen, ein lauter Chorgesang der Menschheit erscholl, dem die Götter gern zuhören durften. Und für mich ist es immer ein herrlicher Anblick in das dunkle tiefe energische Wirken hineinzuschauen. Wie schön nehmen sich alsdann die einzelnen Völker und Geschlechter aus, die das heilige Flämmchen des Bewußtseyns bewahren und fortpflanzen! wie vortrefflich diejenigen Menschen, in denen die Flamme

[1] Die in der Jenaischen Literaturzeitung übliche Chiffre (Weimarer Kunstfreunde).

[2] Joh. Chr. Freiherr v. Aretin (1773—1824), Oberbibliothekar in München.

[3] Das Tagebuch verzeichnet am 1. März „Die Astische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, 1. Heft; ingl. Rottmann gegen Jacobi".

wieder einmal aufschlägt. So habe ich eine unbedingte Verehrung für Roger Baco[1] gefaßt; dagegen mir sein Namensvetter, der Canzler,[2] wie ein Hercules vorkommt, der einen Stall von dialectischem Miste reinigt, um ihn mit Erfahrungsmist füllen zu lassen.

Nichts ist natürlicher, als daß mir bey diesem mythologischen Namen der neue Hercules Friedrich[3] einfällt, der statt mit einer Keule mit einem Schlegel einherschreitet. Es ist mir sehr angenehm zu sehen, daß ihn auch einmal das Loos trifft, in die Reihe der Cäsaren und Alleinherrscher aufgenommen zu werden, und bin nur neugierig, wem er im nächsten Quartal wird weichen müssen. Da mich die Geschichte in dieser Serie doch auch aufführen muß, so komm ich mir vor wie Diocletian in Spalatro, und sehe höchst geruhig zu, wie sich meine Nachfolger vertreiben und erwürgen.

Übrigens bin ich nur zu sehr geehrt von dem was die Herren von mir sagen. Ein solches Lob hatte ich wohl zu verdienen gewünscht aber nicht gehofft, und es soll mir nunmehr höchst angenehm seyn, als letzter Heide zu leben und zu sterben.

In wiefern ich von Schellings Rede, ihrer Anlage und Form nach, differire, weiß ich selbst nicht recht. Der Inhalt ist im Ganzen mit dem übereinstimmend, was die W. K. F., welche freylich keine Elohims sind, für wahr halten und auch oft genug ausgesprochen haben: wahr im productiven Sinne, nemlich, daß auf diesem Wege etwas entspringen und das Entsprungene einigermaßen begriffen werden kann.

Werner ist nun fast drey Monate bey uns. Wir haben alles gethan, um seine Wanda geltend zu machen.

[1] Roger Bacon (Baco), der gelehrte englische Mönch (»Doctor mirabilis«) 1214—1292.

[2] Francis Bacon, Baron von Verulam (1561—1626).

[3] Schlegel.

Es ist ein vorzügliches Talent. Daß er dem modernen Christenwesen anhängt, ist seinem Geburtsorte, seinem Bildungskreise und seiner Zeit gemäß. Daß die deutsche Dichtkunst diese Richtung nahm, war unaufhaltsam; und wenn etwas daran zu tadeln ist, so tragen die Philosophen auch ein Theil der Schuld. Die gemeinen Stoffe, die das Talent gewöhnlich ergreift, um sie zu behandeln, waren erschöpft, und verächtlich gemacht. Schiller hatte sich noch an das Edle gehalten; um ihn zu überbieten mußte man nach dem Heiligen greifen, das in der ideellen Philosophie gleich bey der Hand lag.

Bey den Alten, in ihrer besten Zeit, entsprang das Heilige aus dem sinnlich faßlichen Schönen. Zeus wurde erst durch das olympische Bild vollendet. Das Moderne ruht auf dem sittlich Schönen, dem, wenn man will, das sinnliche entgegensteht; und ich verarge dir's gar nicht wenn du das verkoppeln und verkuppeln des Heiligen mit dem Schönen oder vielmehr Angenehmen und Reizenden nicht vertragen magst: denn es entsteht daraus, wie uns selbst die Wernerschen Sachen den Beweis geben, eine lüsterne Redouten- und Halb Bordellwirthschaft, die nach und nach noch schlimmer werden wird.

Eben so folgerecht als das Vorhergehende ist auch die Sucht, daß ein Mann von Talent nicht allein sein Werk bewundert, sondern auch seine Person geliebt, verehrt haben will, und sich deshalb zu einer Art von Lehrer und Propheten aufwirft. Doch kann ich ihnen auch das keineswegs verargen. Der Schauspieler, Musicus, Maler, Dichter, ja der Gelehrte selbst erscheinen mit ihrem wunderlichen, halbideellen halbsinnlichen Wesen jener ganzen Masse der aus dem Reellen entsprungenen und an das Reelle gebundenen Weltmenschen wie eine Art von Narren, wo nicht gar wie Halbverbrecher, wie Menschen die an einer levis notae macula

laboriren. Sollen denn also unter dieser desavantagirten Caste nicht auch gescheute Leute entstehen, die begreifen, daß gar kein Weg ist, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, als sich zum Braminen, wo nicht gar zum Brama aufzuwerfen?

So ist die Weihe der Kraft[1] eine der tollsten Performances die man je gesehen. Kann man aber Ifflanden verdenken, daß er, der soviele Schelmen und Narren spielen, und sich bey dem Publicum, das ewig nur den Stoff sieht, herabsetzen mußte, nun auch endlich in Versuchung geräth, als protestantischer Heiliger aufzutreten, und seine Fastnachtsbretter zum respectabeln Reichs[2] einzuweihen, eine feste Burg ist unser Gott herunter zu intoniren und am [3] an deutsche Kraft zu appelliren, die den 14. October zum Teufel ging, weil in den Deutschen kein Sinn vorhanden war.

Eben so macht mir Werner Spaß, wenn ich sehe, wie er die Weiblein mit leidlich ausgedachten und artig aufgestutzten Theorieen von Liebe, Vereinigung zweyer prädestinirten Hälften, Meisterschaft, Jüngerschaft, verastralisirten Mignons zu berücken weiß; die Männer mit ineinander geschachtelten Mönchs- und Rittergraden, mit nächtlichen Kirchen und Capellen, Särgen, Fallthüren, teuflischen Baffometesköpfen, Geheimnisse mehr versprechenden als verbergenden Vorhängen, so künstlich als listig anzuregen, ihre Neugierde zu zu hetzen, ihr eignes dunkles Geheimnißreiches noch mehr zu trüben und zu verwirren, und sie dadurch sämmtlich für sich zu interessiren versteht. Dem ich denn allem bestens Vorschub thue, um einen so vorzüglichen Mann zu fördern und die Menschen dabey glücklich zu machen. Was haben sie sich nicht von mir abgewendet und mich gescholten, als ich ihnen die platten Resultate, worauf das Cophtische Wesen zuletzt doch führen muß, in einer lustigen Comödie vor Augen

[1] Von Zacharias Werner.
[2] und [3] Auslassungen im Text.

stellte. Wie hätten sie mich dagegen nicht angefreundet und geliebt, wenn ich mir hätte die Mühe geben wollen, ein Schelm oder Halbschelm zu seyn und sie zum besten zu haben.

Vielleicht bring ich noch etwas von Wernern auf die Bühne, und hoffe überhaupt daß sein Aufenthalt bey uns ihm dazu dienen werde, daß er sein sehr schönes Talent mehr, es sey nun zu epischen oder dramatischen Zwecken, concentrire. Seine Tendenz möchte ich, wenn ich auch könnte, nicht ändern. Er ist ein Sohn der Zeit und muß mit ihr leben und untergehn; und was von ihm übrig bleibt, ist allenfalls auch nicht schlecht.

Zum Schlusse sage ich nur noch soviel. Wenn ich dir Jemanden empfehle, es sey von deinen Umgebungen, oder einen Ankömmling oder einen Reisenden; so versteht es sich immer, daß hiebey nichts dringendes gemeint ist und du alles nach deinem Können und Wollen einrichten magst.

Aus einer Stelle deines Briefes kann ich mir nunmehr erklären, warum ich von dir als Präsidenten so viel, und von deiner Academie, als Institut, so wenig Gutes vernehme. Da du aber einmal der λόγος derselben bist, so wirst du ja auch die σάρξ nach deinem Ebenbilde organisiren.

Hiemit lebe wohl, habe Dank für das Übersendete und für den Brief durch den du mich zu einer weitläufigen Antwort ermuntert hast. Nach Carlsbad geh' ich im Frühjahre. Was der Sommer und Herbst über mich verfügen, will ich erwarten. Ich denke oft genug an euch, so daß der Wunsch nothwendig rege werden muß, euch einmal wieder zu sehen. Mein August geht auf Ostern nach Heidelberg. Wenn ich zwölf Söhne hätte, so schickte ich jeden an einen andern Ort, um an meinem eignen Fleisch und Bein zu erfahren, wie es überall aussieht.

Viele Grüße und ein herzliches Lebewohl.

W. d. 7. März 1808. Goethe.

1191.

An Bettina Brentano.

Die Documente philanthropischer Christen- und Judenschaft sind glücklich angekommen, und Ihnen soll dafür, liebe kleine Freundinn, der beste Dank werden. Es ist recht wunderlich, daß man eben zur Zeit, da so viele Menschen todtgeschlagen werden, die übrigen aufs beste und zierlichste auszuputzen sucht. Fahren Sie fort mir von diesen heilsamen Anstalten, als Beschützerinn derselben, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Dem Braunschweigischen Juden Heiland[1] ziemt es wohl sein Volk anzusehen, wie es seyn und werden sollte; dem Fürsten Primas[2] ist aber auch nicht zu verdenken, daß er dieß Geschlecht behandelt wie es ist, und wie es noch eine Weile bleiben wird. Machen Sie mir doch eine Schilderung von Herrn Molitor.[3] Wenn der Mann so vernünftig wirkt, als er schreibt, so muß er viel Gutes erschaffen.

Ihrem eigenen philanthropischen Erziehungswesen aber wird Überbringer dieses, der schwarzaugige und braunlockige

---

[1] Israel Jacobson (1768—1828), Begründer der Jacobsonschule in Seesen. Nach der Einverleibung Braunschweigs in das Königreich Westfalen ging der Braunschweigische Judenheiland nach Kassel, wo er Präsident eines jüdischen Konsistoriums wurde.

[2] Dalberg, damals Großherzog von Frankfurt.

[3] Der Vorsteher des Frankfurter Philanthropins zur Hebung der Judenschaft, Jos. Franz Molitor (geb. 1779). Bettina schreibt über ihn an Goethe: „Molitor war gestern bei mir; ich las ihm die Worte über ihn aus Deinem Briefe vor, sie haben ihn sehr ergötzt; dieser Edle ist der Meinung, daß, da er einen Leib für die Juden zu opfern habe, und einen Geist ihnen zu widmen, beide auch recht nützlich anzuwenden; es geht ihm übrigens nicht sehr wohl, außer in seinem Vertrauen auf Gott, bei welchem er jedoch fest glaubt, daß die Welt nur durch Schwarzkunst wieder ins Gleichgewicht zu bringen ist. Er hat groß Vertrauen auf mich und glaubt, daß ich mit der Divinationskraft begabt bin brav ist er und will ernstlich das Gute; bekümmert sich deswegen nichts um die Welt und um sein eigen Fortkommen; ist mit einem Stuhl, einem Bett und mit fünf Büchern die er im Vermögen hat, sehr wohl zufrieden."

Jüngling[1] empfohlen. Lassen Sie seine väterliche Stadt auch ihm zur Vaterstadt werden, so daß er glaube sich mitten unter den Seinen zu befinden. Stellen Sie ihn Ihren lieben Geschwistern und Verwandten vor und gedenken Sie mein, wenn Sie ihn freundlich aufnehmen. Ihre Berg-Burg-Kletter- und Schaurelationen versetzen mich in eine schöne heitre Gegend und ich stehe nicht davor daß Sie nicht gelegentlich davon eine phantastische Abspieglung in einer fata morgagna zu sehn kriegen.

Da nun von August Abschied genommen ist, so richte ich mich ein von Haus und der hiesigen Gegend gleichfalls Abschied zu nehmen und bald möglichst nach den Carlsbader Gebirgen zu wandeln.

Heute um die 11. Stunde wird confirma hoc Deus gesungen, welches schon sehr gut geht und großen Beyfall erhält.

Weimar den 3. April 1808. G.

1192.

An Bettina Brentano.

Weimar den 20. April 1808.

Auch gestern[2] wieder, liebe Freundinn, hat sich aus Ihrem Füllhorn eine reichliche Gabe zu uns ergossen, gerade zur rechten Zeit und Stunde: denn die Frauenzimmer waren in großer Überlegung, was zu einem angesagten Fest angezogen werden sollte. Nichts wollte recht

[1] August v. Goethe.

[2] Im Tagebuch vom 19. April verzeichnet Goethe: „Kam ein Kleid von Bettina Brentano an mit verschiedenen Flugschriften. Gegenschrift gegen Jacobson."

passen; als eben das schöne Kleid[1] ankam, das denn sogleich nicht geschont wurde. Nehmen Sie recht vielen Dank von uns dafür. Da unter allen Seligkeiten, deren sich meine Frau vielleicht rühmen möchte, die Schreibseligkeit die allergeringste ist; so verzeihen Sie, wenn sie nicht selbst die Freude ausdrückt, die Sie ihr gemacht haben. Wie mager es bey uns aussieht fällt mir erst recht auf, wenn ich umherblicke und Ihnen doch auch einmal etwas freundliches zuschicken möchte. Darüber will ich mir nun also weiter kein Gewissen machen, und auch für die gedruckten Hefte danken.

Es war mir sehr angenehm zu sehen, daß man den Finanzgeheimräthlichen, Jacobinischen Israels Sohn[2] so tüchtig nach Hause geleuchtet hat. Können Sie mir den Verfasser der kleinen Schrift wohl nennen. Es sind treffliche einzelne Stellen drinn, die in einem Plaidoyé von Beaumarchais wohl hätten Platz finden können. Leider ist das ganze nicht rasch, kühn und lustig genug geschrieben, wie es hätte seyn müssen, um jenen Humanitätsfalbader vor der ganzen Welt ein für allemal lächerlich zu machen. Nun bitte ich aber noch um die Judenstädtigkeit selbst, damit ich ja nicht zu bitten und zu verlangen aufhöre.

Was Sie mir von Molitor zu sagen gedenken, wird mir sehr angenehm seyn. Auch durch das letzte was Sie von ihm schicken wird er mir merkwürdig, besonders durch das was er von der Pestalozzischen Methode sagt. Leben Sie recht wohl! Haben Sie tausend Dank für die gute Aufnahme des Sohns und bleiben den Eltern günstig. G.

[1] Bettina hatte am 7. April an Christiane geschrieben: „Erinnern Sie sich noch des Abends, den wir bei Frau von Schopenhauer zubrachten, und man eine Wettung machte, ich könne keine Nähnadel führen? — Ein Beweis, daß ich damals nicht gelogen habe, ist beikommendes Röckelein; ich hab' es so schön gemacht, daß mein Talent für weibliche Handarbeit ohne Ungerechtigkeit doch nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann."

[2] Israel Jacobson.

1193.

An Johanna Frommann.

Die Bedencklichkeit vertraute Briefe, besonders Gegenwärtiger, mitzutheilen, überwinde ich um Ihnen unsern Werner wieder einmal recht zu vergegenwärtigen. Dichtern sieht man ja überhaupt wohl nach, wenn sie das Vorrecht sagen zu können was sie fühlen, gegen den Freund, gegen die Geliebte vielleicht übermässig ausüben. Dunckle Stellen werden mündlich erläutert. Auch seine Sammlung Sonnette hab ich vollständig bey mir. Wir sollten ihm zu Lieb und Ehre einmal alle hintereinander hören und beherzigen. Da mir dieser wunderlich bedeutende Mann in Ihrem Kreise zuerst lieb und angehörig ward, so mag ich in seinem Namen gern jene schönen Tage zurückrufen. Gelegenheit hierzu wird sich um so eher finden als Minchens[1] häuslicher Genius die Oberhand zu behaupten scheint und die neuen Bekanntschaften im Freyen wohl noch einige Zeit ausgesetzt bleiben dürften, wir wollen uns indessen der alten schon erworbenen freuen. Bringen mir die Boten irgend etwas Bedeutendes, so komme ich, wenn auch noch spät.

27. April 1808. G.

1194.

An Christiane v. Goethe.

Hierbey kommt wieder eine Schachtel Pflanzen, wenn du noch mehr willst darfst du es nur schreiben, meine Liebe; der Sellery kommt später. Leider begünstigt mich das Wetter

[1] Minchen Herzlieb (Bd. V, S. 306).

nicht. Wir sitzen meist zu Hause, und gehen Abends bey den Freunden herum, wo meist etwas vorgelesen wird. An meiner Pandora[1] habe ich etwas gearbeitet und will sehen ob's möglich ist eh ich weggehe den Wienern eine Sendung auszufertigen, woran mir in mehr als Einem Sinne viel gelegen ist. Werner hat geschrieben und grüßt vielmal, der Brief ist ein völliger Abdruck seines wunderlichen Wesens.

Sogern ich einen Hecht geschickt hätte habe ich doch nicht dazu gelangen können. Es ist noch zu kalt, darum steigt keiner, auch ist das Wasser sehr gros und die Flöße geht starck, alles Hindernisse der Fischerey. Doch hat man mir sobald nur möglich einen zugesagt.

Ich will noch einige Tage zusehen wie es mit meiner Arbeit geht. Auf alle Fälle nehme ich hier einen Wagen und komme ohne weitre Anmeldung. Meyers Nähe macht mir viel Vergnügen, er ist gar so tüchtig, einsichtsvoll und brav.

Augusten[2] will ich von hieraus schreiben. Ich habe Zeit genug dazu. Ich wünsche daß er bald einige Freunde finde an die er sich anschließt, in Franckfurt war er mitten im Getümmel einsam.

Lebe wohl mein gutes Herz! Ich freue mich auf deinen wohlbepflanzten Garten. Wegen der Fuhre nach Carlsbad hab ich Abrede genommen.

J. d. 29. Apr. 1808. G.

1195.

An Zacharias Werner.

Ihren erfreulichen Brief, mein lieber Werner, erhielt ich in demselben Revier, wo ich zuerst Ihre Bekanntschaft

[1] „Pandoras Wiederkunft", ein Festspiel von Goethe, erschien 1808 in der Wiener Zeitschrift „Prometheus".
[2] Der die Universität Heidelberg bezogen hatte.

machte,[1] die mir nachher so lieb und werth geworden ist. Gleich ward an der Stelle, wo Sie das Kreuz gepflanzt hatten, ein Liebesmahl gehalten, die sämmtlichen Gedichte der Reihe nach vorgelesen und des wunderlichen Gesellen in allem Guten gedacht. Tausend Gegengrüße von Jena und nun auch von Weimar, wo ich mich wieder befinde, um bald nach Carlsbad abzugehen.

Die Abschrift des Attila ist heute nach Berlin abgegangen. Die Sonette sollen nach Wien[2] und vielleicht auch Ihre Autors Confession,[3] wenn ich sie vorher noch einmal in meiner Stille überlegt habe. Mich beleidigt die Art von Selbstlob nicht, welche diese Blätter enthalten, und freylich ist es auch kein Unglück, wenn man das Publicum beleidigt: denn vom Schmeicheln hat man auch keine Frucht.

Können Sie mir Ihre Schriften, ältere und neue, noch zuschicken, daß sie vor dem 10. May hier anlangen; so will ich sie mitnehmen und zwar nicht Ihr Evangelium aber doch Sie unterwegs predigen. Nach Carlsbad schicken Sie mir kein Paket, wohl aber einen Brief und sagen mir wie es Ihnen in Berlin ergangen.

Ihr Lied[4] wird auch nach der neuen Auflage mit guten Gesinnungen gesungen; doch verändern die schönen Kinder den letzten Vers folgendermaßen:

Er wußte zu lieben, wir wissen es auch;
Und wär' er nur treu der verwegene Gauch,
So blieb' ihm wohl eine getreu.

Weimar den 2. May 1808. G.

---

[1] In Jena, Dezember 1807.

[2] An die Zeitschrift „Prometheus", wo im 5. und 6. Heft Werners „Sonette eines Reisenden" erschienen, ebenso wie

[3] des „Autors Confession", Werners anonymer Aufsatz „Ueber die Tendenz der Wernerschen Schriften".

[4] Des „Liebesgesellen Abschiedslied an die schönen Jenenserinnen im Dezember 1807"; der von den „schönen Kindern" variierte Vers lautet ursprünglich:

Er war uns so lieb doch, der närrische Gauch,
Er wußte zu lieben, wir wissen's wohl auch,
Drum blieben dem Treu'n wir getreu.

Lassen Sie nur Niemanden merken, daß jener Aufsatz eine Confession von Ihnen ist. Wir wollen es verheimlichen, und als Aufsatz eines Dritten sind diese Blätter höchst bedeutend und ein seltsamer Bissen fürs Publicum.

1196.

An Zelter.

Den 12. May gehe ich von hier weg. Ich kann also auf den gegenwärtigen Brief hier keine Antwort mehr von Ihnen erwarten. Schicken Sie aber doch die Eberweinischen Gesänge, den Bogen von Faust, unter meiner Adresse hierher. Mein Haus Büreau besorgt das weitere. Einen Brief bitte ich mir nach Carlsbad zu senden, wo ich etwa den 15. anlange. Bey den drey Mohren ist mein Quartier.

Kommen auch die acht Bände meiner Werke nach meiner Abreise an, so ist doch bestellt, daß Sie solche gleich erhalten. Die wenige Aussicht, die Sie zu einem ruhigern Zustande haben, macht mich oft nachdenklich, ja confus. Man sieht wohl daß man nach und nach seine ganze Vorstellung verändern, die Hoffnung auf die Rückkehr des Alten völlig aufgeben, und sich für die übrige Zeit seines Lebens wo nicht erneuen, doch umwenden müßte. Schreiben Sie mir hübsch einen langen Brief, so sollen Sie auch von Carlsbad aus manches von mir hören.

Weimar den 3. May 1808. Goethe.

1197.*

An C. v. Knebel.

(3. oder 4. Mai.)

Herzlichen Dank, mein lieber Freund, für deinen Gruß und für die gute Neigung, die du fortdauernd zu mir hegen

magst. Ich will fleißig seyn um euch von Zeit zu Zeit eine geistige Freude zu machen, da es mit den leiblichen jetzt nicht weit her ist. Du erhältst hierbey den Prometheus,[1] theile ihn den Freunden mit, doch sorge, daß ich ihn gewiß heut über acht Tage wiederkriege: denn ich möchte ihn doch mit nach Carlsbad nehmen . . .

Durch die Tagesblätter cursiren schon Stellen von Faust. Hier hast du einen Bogen, den du behalten kannst. Ich freue mich, daß dieses Stückwerk bald nicht mehr so ganz zerstückt vor dir erscheinen wird.

Ich will sorgen, daß du das dritte Stück Prometheus auch nach meiner Abreise erhältst. Sende es nur gleich an Vulpius den Übersender zurück. Auch in diesem nimm die näher schreitende Pandora freundlich auf. Es ist ein herzliebes Kind, das ich gut auszustatten gedenke.

Mit den Dresdnern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein gemeines Talent ist, so merkte ich doch nur allzu geschwind, daß ihr Phöbus in eine Art von Phébus übergehen würde; und es ist ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte . . .

Lebe recht wohl. Wir wollen suchen noch einige Zeit superstites[2] zu bleiben. Grüße die Deinigen von mir und meinem Hause zum schönsten. G.

1198.

An Frau v. Staël.

Wenn diesmal durch mancherley Zusammentreffendes mein Abschied von Hause mir empfindlicher ward als gewöhnlich;

[1] Die Wiener Zeitschrift.
[2] Ueberlebende (am Leben).

so hatte der Gedancke, daß ich Sie, verehrte Freundinn, auf Ihrer Durchreise nicht sehen sollte, keinen geringen Antheil an diesen Gefühlen.

Darein jedoch, wie in so manches, mußt ich mich ergeben und nun leb ich seit zehen Tagen in dem anmuthigsten Frühling, der hier durch Gegensätze noch schöner wird. Die Blüten, das junge Grün der Bäume, der Berg-Matten, zwischen finstern Felsen, dunckeln Fichtenwäldern, um graue Holzgebäude, scheinen noch einmal so schön; wovon Sie auf Ihrem Wege gewiß manches Beyspiel gefunden haben. Und nun eben da ich mich wieder glücklich fühle, erneuen Sie jenen Kampf, indem Sie mich auf eine so freundliche Weise nach Dresden einladen.

Daß ich aufrichtig rede! Wenn Sie mich zu irgend einem einsamen Bergschloß beschieden hätten, wo ich hoffen könnte, Sie, von wenigen Vertrauten umgeben, in ruhiger Sammlung zu finden, und einige Tage mit Ihnen zu verleben; nichts sollte mich abhalten Sie aufzusuchen und jene glücklichen Stunden zu erneuern, die uns an Ihrer Seite früher geworden sind. Dencke ich mir aber die bedeutende Stadt, geziert mit köstlichen Kunstwercken, umgeben von einer herrlichen Natur, und Sie mitten in einer zudringenden Gesellschaft; so sehe ich schon zum Voraus den Zweck meiner Reise vereitelt, ich fühle die Hindernisse mich mittheilen zu können, die Anlässe zu Verstimmungen und ich scheide verdrieslich.

Lassen Sie mich also, beste Freundinn, in meiner Einsamkeit verharren, wo ich Ihrem Andencken so manche Stunde wiedme, wo ich eifrig wünsche, daß Sie in Dresden fröhlich, auf der ferneren Reise glücklich, und in Weimar auch meiner Eingedenck seyn mögen.

Geben Sie ja bald Ihre Bemerckungen über uns ehrliche Deutsche! Wir verdienen durch den guten Willen einer freundlichen Nachbarinn und Halb-Landsmännin auf-

geregt, ermuntert zu werden und uns in einem so lieben Spiegel zu beschauen. Erlauben Sie mir sodann, was ich so gern schon nach gelesner Corinna gethan hätte, meine lebhafte Theilnahme an Ihnen selbst und Ihren Arbeiten, meine Verehrung, meine Bewunderung auch einmal schriftlich und umständlich vorzulegen.

Ihrem Begleiter[1] und Ihrer Umgebung die besten Grüsse.

Carlsbad ce 26. May 1808. Goethe.

1199.

An Christiane v. Goethe.

Dein lieber frühzeitiger Brief hat mich sehr gefreut, es war der erste den ich hier erhielt. Nun wird auch was ich durch den Kutscher sendete wohl angekommen seyn. Dem Eger Wasser wünsche gute Wirckung.

Der Frühling ist auch hier auserordentlich schön, alles blüht und grünt neu auf zwischen den alten Felsen und Fichtenwäldern. Ich kann diesmal der Gegend besser genießen, ich befinde mich sehr wohl und besteige die Berge wie vor alters.

Noch ist es sehr einsam hier. Außer den bekannten Carlsbader Einwohnern habe ich fast mit niemand gesprochen; dagegen bin ich viele Stunden des Tags unter freyem Himmel theils mit Riemer theils allein und lasse mir wohl seyn.

Da hab ich denn Zeit allerley zu überdencken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnre die du an mir thust und mir das Leben so bequem machst daß ich nach meiner Weise leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für dich und den guten

[1] Benjamin Constant.

August sorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was du von Heidelberg gehört hast, mag für den Anfang recht gut seyn; wenn er nur nicht des Guten zu viel thut und zunächst müde wird. Doch das wird sich alles geben und eins aus dem andern entwickeln.

Unsre kleine Wirthschaft geht sehr artig und ordentlich. Freylich muß man im Gleise bleiben, sich von willkührlichen Ausgaben enthalten und besonders der Kauf- und Schenck-lust widerstehen. Auf alle Fälle komme ich leidlicher weg als vor einem Jahre.

Mit den Theaterfreunden mache du's nur immer auf alte Weise, Anfangs nicht zu viel gethan damit man nicht zurück zu gehen braucht. Hast du denn Herrn Meusel und andern denen wir eine Artigkeit schuldig sind etwas erzeigt? Versäume es nicht.

Noch hab ich keine weitern Briefe. Lebe recht wohl. Das Wetter ist sehr schön und mir geht es auch sehr gut. Wenn sich meine Gedancken manchmal an die Gränze von Polen[1] verlieren; so kehren sie bald wieder über Weimar nach Heidelberg zurück und so besuch ich meine lieben Kinder eins nach dem andern. Lebe recht wohl. Liebe mich und laß uns immer zusammen verharren.

Carls Bad d. 29. May 1808. G.

1200.*

An August v. Goethe.

Carlsbad den 3. Juni 1808.

Deinen Brief vom 23. May überreichte mir der Post Secretär heute früh als ich nach dem Brunnen ging. Er

[1] Es ist wohl die Lektüre der Spittlerschen Staatengeschichte gemeint, von der das Tagebuch jetzt täglich meldet. Am 31. Mai heißt es: „Polen durchgelesen".

war mir um so angenehmer, als ich wirklich seit einigen Tagen briefdurstig bin: denn außer einem laconischen Blatt von der Mutter und einem Leipziger Brief von Cotta habe ich die ganze Zeit meines Hierseyns von Freunden nichts weiter vernommen. Seit dem 15. vorigen Monats sind wir hier. Ich befinde mich sehr wohl, besser als seit langer Zeit, und besteige die Berge wie ehedem. Der größte Theil der Wege und Promenaden ist schon durchgemacht, sogar habe ich den drey Kreuzberg erstiegen.

Du kannst dir denken daß der Frühling in Carlsbad besondre Reize haben muß, vorzüglich der dießjährige bey so gar schönem Wetter. Die blühenden Bäume und das junge Gelbgrün zwischen und vor den alten grauen Felsen, den finstern Fichtenwäldern, machten sich sehr gut. Nun aber ist alles abgeblüht und alles macht schon eine ernsthaftere Sommermiene ...

Mehrere Gäste kommen nach und nach an. Schon stehn 73 Partien in der Liste. Die Gesellschaft verspricht sehr zahlreich zu werden; auch sind schon einige Reitpferde hier die dir Lust machen würden.

Der Sprudel jedoch nimmt sich gegen die herbeyeilenden Gäste nicht zum höflichsten und macht im Gegentheil denen zu diesem Amte bestellten Bauherrn viele Händel; nicht allein daß er an der Stelle, wo du den Ausbruch vorm Jahre sahst, aus dem Flusse selbst noch stark hervorquillt, so hat er sich auch unter der Sprudelbrücke nach dem Gäßchen zu das auf den Markt führt, unter den freylich durch die Länge der Zeit verfaulten Brettern und Balken, gewaltsam hervorgewühlt und man ist mit Sandsäcken, Moos, Balken, Keilen, Steinen, Klammern und sonst beschäftigt ihn wieder zum schweigen zu bringen. An seiner eigenen Stelle sprudelt er gegenwärtig nicht hoch; doch giebt er immer noch Wasser genug.

Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch

was den Wein betrifft; wobey mir denn lieb ist, aus deinem Briefe zu sehen, daß du dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr als man glaubt einem besonnenen heitern und thätigen Leben entgegen wirkt.

Eben so lobe ich, daß du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beym Studiren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst; so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung alles abzuschütteln.

Daß auch deine Studien einen historischen Gang nehmen ist mir sehr angenehm. Zu erfahren wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, anticipirt das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine giebt sich auf diesem Wege von selbst: denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend.

Daß du deiner eignen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß du dich auf die philosophischen und religiosen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen. Lebe besonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel wo dich dein gutes Geschick hinführt. An Spiralen und noch wunderlichern Linien ist ohnehin kein Mangel.

Empfiehl mich Herrn Hofrath Thibaut[1] vielmals und danke ihm auf das beste in meinem Namen. Es gehört

[1] Der berühmte Rechtslehrer A. J. F. Thibaut (1772—1840), seit 1805 an der Universität Heidelberg.

auch mit unter die Wirkungen deines Glücksterns, daß du durch einen so gründlichen und angenehmen Lehrer in das academische Wesen eingeleitet wirst.

Hast du ihn noch nicht hören auf dem Pianoforte spielen, so siehe, daß du dazu gelangst. Du wirst ihn auch auf diesem Instrumente bewunderns- und liebenswürdig finden.

Frage doch nach ob etwa künftigen Winter über Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten gelesen wird. Es ist dieses Werk neu abgedruckt und von unserm Sartorius gar trefflich bis auf die neusten Zeiten fortgesetzt worden. Ein solches Collegium würde dich in die neuere Weltgeschichte einführen, dir einen Begriff der verschiedenen Regierungsformen geben und die frühern wunderlichen und jetzt höchst seltsamen Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander deutlich machen, und würde dir im Verfolg der alten Staatengeschichte recht nützlich seyn.

Auch ohne mein Ermahnen wirst du fortfahren in der Gegend Entdeckungswanderungen zu machen. Die guten academischen Jahre auch in einer herrlichen Gegend und merkwürdiger Nachbarschaft zuzubringen, ist ein Glück das ich nicht genossen habe, da ich drey Jahre in dem steinernen, auf der Fläche wo nicht im Sumpf doch am Sumpfe liegenden Leipzig zubrachte. Wenn die Früchte nun hinter einander reif werden; so wirst du auch dieser Segensfülle mit Dank genießen . . .

Außer mancherley Arbeiten, die wir schon vollbracht und angefangen, haben wir Cicero's Briefe, übersetzt von Wieland, Spittlers Geschichte der europäischen Staaten und Friedrich Schlegel über Sprache und Weisheit der Indier gelesen.

Frau von Stael hat mich nach Dresden eingeladen, wo sie sich in diesen Tagen aufhält; ich konnte aber aus mehrern Ursachen diesem Ruf nicht folgen. Nun weißt du so viel von uns als wenn du unmittelbar neben uns lebtest. Laß uns auch bald wieder von dir etwas vernehmen. G.

1201.

An Christiane v. Goethe.

Von allen Seiten her hatte ich Briefe, nur nicht von dir, wonach mich doch so sehr verlangte. Nun kommt auf einmal das Kästchen und das Paket, worin nichts als Gutes und Angenehmes enthalten ist und worüber ich mich so wie über dein Wohlseyn von Herzen freue. Mir geht es sehr gut, sowohl körperlich als geistig, und wird auch manches gearbeitet; doch fängt jetzt schon an die Gesellschaft größer zu werden und da giebt es viel Zerstreuung. Die Ankunft von der Ziegesarschen Familie[1] war mir sehr erfreulich. Ich sehe sie viel und gehe mit ihnen spazieren. Nun wird es von Tag zu Tag lebhafter; das Wetter ist aber seit einiger Zeit nicht so gut wie anfangs.

Ich lege ein paar Briefe bey, die dir viel Freude machen werden, von August und der Mutter. Wie es mit deinem Loos steht, wirst du schon wissen, oder auch aus der Mutter Brief ersehen. Nimm ja gleich wieder ein neues Loos: denn was du nun gewinnst, gehört von Gott und rechtswegen dein. Eberweinen gieb seine Gesänge zurück. In den einen hat Zelter hineincorrigirt und überhaupt ein recht umständliches Urtheil in einem Briefe über das Ganze gefällt, wovon ein Auszug nachfolgen soll. Auch sage ich heute nichts weiter. Und nun erwarte in Weimar keinen Brief weiter von mir. In Lauchstädt aber sollst du einen wo nicht finden doch bald erhalten. Ich wünsche dir recht viel Vergnügen und guten Fortgang in deinen kleinen geselligen Freuden, die uns künftigen Winter auch wieder Frucht tragen sollen. Grüße alles zum schönsten, und schicke Augustens Brief an Frau von Stein. Lebe recht wohl und schreibe mir von Lauchstädt gleich.

Carlsbad den 12. Juni 1808. G.

---

[1] Aus Drackendorf bei Jena.

1202.*

An Christiane v. Goethe.

Du hast mich zwar diesmal sehr lange auf einen Brief warten lassen; doch war es mir sehr lieb, und da ich zugleich einen so großen Transport von allerley erwartetem und unerwartetem Guten erhielt; so war es ein rechter Festabend als die Russen ankamen.

Da ich mich diesmal so wohl in CarlsBad befinde und überhaupt, mich hier sehr glücklich fühle; so freut es mich auserordentlich daß du auch etwas ähnliches an Lauchstädt hast. Genieße nur des Guten ungetrübt, indem du deiner Lebensweise treu bleibst und wie es die Gelegenheit giebt immer ein wenig vorwärts rückst so wirst du dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchstädt und richte es ein daß ich wenigstens alle vierzehn Tage Brief und Nachricht erhalte. Auch Genast[1] soll mir berichten wie die Sachen stehn und gehn.

Daß ich hier in Gesellschaft der alten Äugelchen ein stilles Leben führe dagegen hast du wohl nichts einzuwenden, auf alle Fälle wirst du dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht schön wäre es aber wenn wir uns entschlössen auf den Herbst eine kleine Reise zusammen zu machen . . .

Augustens Briefe machen mir viel Freude. Es ist freylich was eignes so allein in der Welt zu stehen und alles baar bezahlen zu müssen, da man zu Hause so vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag sich noch ein wenig hinhelfen, damit er sieht was das Geld werth ist; dann kann man ihm ja wohl mit etwas auserordentlichen beyspringen.

[1] Der Regisseur Anton Genast.

Übrigens werden wir beyde selbst recht wohl thun wenn wir wieder zusammenkommen daß wir unsre Finanzplane die seit dem 14. Ocktober noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten gemeinschaftlich bedencken und aufs neue einrichten.

Das Theater betreffend wirst du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemercken damit mir nichts fremd sey wenn wir wieder zusammen kommen. Grüse sie sämtlich. Die musikalischen Übungen halte ja zusammen. Es ist diese Unterhaltung mehr werth als man denckt wenn man sie haben kann.

Nun lebe recht wohl. Ich habe einen sehr artigen Brief von der Bardua[1] aus Dresden, die sich dir schönstens empfielt. Zum Schlusse sag ich nur noch daß ich dir ein Paar köstliche Rindszungen gekauft habe und will sehen sie nach Leipzig zu bringen, von wo du sie leicht erhalten wirst. Ich freue mich auf Nachrichten von dir.

Carlsb. d. 15. Juni 1808. G.

1203.*

An Zelter.

Carlsbad den 22. Juni 1808.

. . . Das Exemplar meiner letzten acht Bände ist wohl noch nicht bey Ihnen angekommen. Auch bey seinem etwas späteren Erscheinen werden sie Ihnen hoffentlich willkommen seyn. Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freylich wunderlich und incohärent genug neben einander aus; deswegen die Recensenten in einer gar eigenen Verlegenheit sind, wenn sie mit gutem oder bösem Willen das Zusammengedruckte als ein Zusammengehöriges betrachten wollen.

[1] Malerin (Bd. V, S. 249).

Der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am besten zu beleben.

Wenn Ihnen das Vossische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Puncte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren. Und diesem geht's nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden.

Und was soll es nun gar heißen eine einzelne rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann was er vermag. Wie lächerlich ist's, mein Sonett,[1] in dem ich einigermaßen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederkäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteysache zu machen und mich auch als Parteygesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen.

Den beykommenden Gedichten dieser Art wünsche ich bey Ihnen eine desto bessere Aufnahme. Nur bitte ich inständig sie nicht aus Händen zu geben.

Von hier wüßte ich nun weiter nichts zu schreiben, als daß ich mich recht wohl befinde und auch fleißig bin wie es gehen will. Sind Ihnen die beyden ersten Hefte des Wiener Prometheus zur Hand gekommen; so haben Sie ja auch wohl meiner Pandora einen günstigen Blick geschenkt. Im fünften oder sechsten Stück werden Sie dieses hübsche Kind näher kennen lernen. Lesen Sie doch ja Friedrich Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Indier, und bewundern, wie er ein ganz crudes christ-katholisches Glaubens-

[1] Das zuerst im „Morgenblatt" 1807 erschienene Gedicht „Das Sonett" („Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben"), auf das sich Voß bei seinem Angriff gegen die Sonettendichter bezogen hatte.

bekenntniß mit den herrlichsten Ansichten über Welt- Menschen- und Culturgeschichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieses Büchlein also auch für eine Declaration seines Übertritts zur alleinseligmachenden Kirche ansehen.[1] Alles dieses hocus-pocus, es mag nun wirken, wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die ächte Sinnesart ist zu weit verbreitet, und kann nicht mehr untergehen, sie mag sich auch durch Individualitäten soviel modificiren als sie will. G.

1204.

An C. F. v. Reinhard.[2]

Carlsbad den 22. Juni 1808.

Nachdem wir gestern den längsten Tag gefeyert haben, so will ich auf der andern Seite des Jahres nicht hinabsteigen, ohne Ihnen, verehrter Freund, für zwey Briefe zu danken, deren ersten ich noch in Weimar, den zweyten aber hier erhielt. Jenen hatte Herr Schlegel[3] in Frankfurt auf die Post gegeben und begrüßte mich nachher auf seiner Durchreise in Weimar persönlich.

Die Recension[4] meiner vier ersten Bände hatte ich kurz vorher gelesen, das erste was mir seit langer Zeit von ihm zu Gesicht gekommen war. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich selbst am besten wissen muß, wo in meinem Stall die Zäume hängen, so ist es doch immer

[1] Friedrich Schlegel war in Köln mit seiner Gattin Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, zur katholischen Kirche übergetreten.

[2] Bd. V, S. 269.

[3] Friedrich Schlegel.

[4] Schlegels in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur.

sehr interessant sich mit einem verständigen und einsichtsvollen Manne über sich selbst zu unterhalten, und ein scharfsichtiger Fremder, der in ein Haus tritt, bemerkt oft gleich, was der Hausherr aus Nachsicht, Gewohnheit oder Gutmüthigkeit übersieht oder ignorirt.

Allein, da ich nachher eine Recension von Müllers Vorlesungen durchgelesen, Schlegeln selbst gesprochen und sein Büchlein über Sprache und Geist der Indier näher angesehen; so ist meine Zufriedenheit einigermaßen gemindert worden, weil doch aus allem gar zu deutlich hervorgeht, daß die sämmtlichen Gegenstände, die er behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publicum zu bringen und sich mit einem gewissen ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre darzustellen.

Ich begriff nun erst die Recension meiner Arbeiten und sah wohl ein, warum manches so übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt war; die Absichtlichkeit von jeder Zeile wurde klar, meine Einsicht aber ward vollkommen, als ich S. 97 des indischen Büchleins den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft hereingeschwärzt sah. Ich werde nun eine Zeitlang, was ich von ihm habhaft werden kann, mit Aufmerksamkeit lesen, um zu sehen, wie ein Mann dieser Art nach und nach immer derber auftritt, ja was sag' ich nach und nach! — er hat alles schon so vorbereitet, daß er nächstens in seinem Apostolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß, was sie sieht und was sie will, ganz ungescheut auftreten darf. Man schreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde.[1] Ich wünsche, daß er dort

[1] Schlegel erhielt eine Anstellung in der Hof- und Staatskanzlei.

einigen zeitlichen Vortheil finden möge. Übrigens ist in den österreichischen Staaten jetzt ein Proselyt[1] wenig geachtet. Die Verstandesgährung, welche Joseph der Zweyte hervorgebracht, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß wenn man sich auf die protestantisch poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissem Sinne verhaßt machen kann. Und so giebt es denn, wie bey großen Festen, ein Gedräng an der Kirchthüre, wo die einen hinein und die andern hinaus wollen.

Durchaus ist aber diese Schlegelsche Conversion sehr der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, sowohl weil sie ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen recht dunklen Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen.

Da man über seine Absichten und seine Schleichwege nun schon deutlicher ist, so bin ich wirklich neugierig, wie er sich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recensiren sollte, und inwiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die ästhetische Cultur, den Polytheismus und Pantheismus verdächtig zu machen.

Da ich von meinen letzten acht Bänden rede, so füge ich hinzu, daß ich diesen auch eine gute Aufnahme in

[1] Vergl. Anmerkung 1 zu Seite 31.

Falkenluft wünsche. Ich fürchte, dieser Brief kommt eher an als das Paket, indem ich es habe durch eine Unbehülflichkeit von Tübingen über Weimar gehen lassen.

Da Ihnen der Wiener Prometheus in die Hände kommt, so darf ich Ihnen wohl meine Pandora nicht empfehlen. Sie ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszustatten gedrungen bin.

Bey dem schönen Wetter, das uns nach einer langen Pause hier wieder zu besuchen scheint, gedenke ich der schönen Gegend, in der Sie sich jetzt befinden, und freue mich Ihrer Zufriedenheit, deren Sie in Ihrem ländlichen Aufenthalte genießen. Wenn Sie eine neue Aufforderung zur Thätigkeit ablehnen konnten, so wird Ihnen die Abgeschiedenheit von der Welt gewiß auch ganz gemäß seyn. Wenn Sie dann im Stillen die letzten zwanzig Jahre der deutschen Literatur nachholen, wie Ihnen erst jetzt Herders Ideen zu Hand gekommen sind; so werden Sie den merkwürdigen Gang, den diese große Masse genommen hat, klarer einsehn, als diejenigen, die selbst mitwirkten. Lassen Sie mich ja von Zeit zu Zeit Ihre Gedanken erfahren: denn man hat immer mehr Ursache sich mit und an denen zu befestigen, die aus einer Bildung und Sinnesepoche mit uns übrig geblieben sind. Ihre Confession oder Digression vom 7. März ist mir auferbaulich, so oft ich sie wieder lese; und so fahren Sie fort, mich manchmal von sich hören zu lassen.

Was mich betrifft, so treib' ich mein Wesen vor wie nach, nur will der Fleiß bey mir keine rechte Folge haben; auch würde ich vielleicht, wenn nicht einige angefangene Sachen mich drängten und äußre Veranlassungen mich in Bewegung setzten, bald gar nichts mehr thun. Vielleicht gönnt mir der Himmel in den nächsten Jahren diesen wünschenswerthen Zustand.

Viel besser befinde ich mich, als die nächst vergangene Zeit.

Daß die Stanzen der Zueignung meines Faust vorläufig gut gewirkt, ist mir sehr angenehm zu hören; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Inneren, versichern, daß diese Strophen schon sehr alt sind und ihre Entstehung keineswegs den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine lustigere Weise abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bey meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publicum nicht immer weiß wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist. Ja ich läugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen.

Seit gestern habe ich das Schlegelsche indische Werk wieder angesehen, und finde darin völlig dasselbige Benehmen, das Sie von seinem Umgange bemerken. Er verbirgt seine Gesinnungen nicht, ja er läßt sie nicht einmal errathen, sondern er spricht sie ganz deutlich aus; doch weiß er sie rhetorisch gewandt mit allgemeineren historischen, kritischen Ansichten und Überzeugungen zusammenzuflechten, daß man recht aufpassen muß, um genau zu unterscheiden, wo man mit ihm einig seyn kann, oder wo man ihn muß fahren lassen. Eben habe ich erst heute S. 201 die alleinseligmachende katholische Kirche entdeckt. Vielleicht schicke ich Ihnen nächstens die Confession dieses neuen Augustinus im Auszuge. G.

1205.*

An Johanna Frommann.

(22. Juni.)

Hätten Sie, theure Freundinn, in jener Stunde, als Sie uns Ihren lieben Brief zudachten und schrieben, empfinden

können, wie nachrichtsbedürftig wir damals waren, so hätte Sie unser lebhaftester Danck für diese Wohlthat schon im Voraus belohnt. Die ersten Wochen befanden wir uns hier ganz ohne Nachricht, bis uns denn endlich ein abwesender Freund nach dem andern und die Ziegesarische Familie[1] durch ihre Gegenwart wieder in ein heimisches Behagen versetzte. Nun geht es recht schön, die Gesellschaft mehrt sich und wenn wir auch nicht mit vielen umgehn, so gehn doch viele um uns herum.

Von Ihnen hoffen wir nun auch, daß Sie sich in dem Genusse befinden werden, den die Ankunft Ihrer Nächsten versprach. Geben Sie uns doch ja bald wieder nähere Kenntniß davon.

Besonders danckbar sind wir für die Versichrung, daß es unserm Minchen wohlgehe. Zwar konnte man voraussehn, daß ein so liebes Kind, das der Natur und Ihnen so viel verdanckt, überall zum besten aufgenommen seyn und lebhafte Freundschaft erwecken würde, doch ist es eine eigne Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen. Desto erfreulicher ist die ausdrückliche Versicherung ihres Wohlbehagens. Mögen Sie meine besten Wünsche und Grüsse zu ihr gelangen lassen! . . .

Goethe.

---

[1] A. Fr. K. Ziegesar, Gothaischer Kanzler, geb. 1746. Im Hause der Ziegesarschen Familie zu Drachendorf bei Jena war Goethe häufiger Gast; in den „Tag- und Jahresheften" 1808 erzählt Goethe: „Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar besorgliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drachendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswüdig herangewachsen hier entgegen: einiger und übereinstimmender wäre kein Zirkel zu finden."

1206.*

An Bettina Brentano.

Carlsbad den 22. Juni 1808.

Ist es wahr, was die verliebten Poeten sagen, daß kein größeres Vergnügen sey, als das Geliebte zu schmücken; so haben Sie, vortreffliche kleine Freundinn, das größte Verdienst um mich, indem Sie mir so oft Gelegenheit geben, irgend Jemand, dem ich wohl will, mit Ihren Gaben auszuputzen, die so mannigfaltig sind, daß ich wirklich nicht einmal weiß, ob ich Ihnen schon für die chinesischen Früchte gedankt habe, die beynahe in meinem Kreise zu Zankäpfeln geworden wären . . .

Ihr freundlicher Brief hat mich hier bey Zeiten aufgesucht und mich freylich in eine andre Gegend und unter einen andern Himmel versetzt. Auch ich erinnere mich am Fuße des Johannisbergs schöne Tage gelebt und vortrefflichen Wein getrunken zu haben. Auch ich bin den Rhein hinuntergeschwommen in einem kleinen lecken Kahn, und so habe ich also ein doppeltes Recht an Ihr Andenken.

Vielleicht ist Arnim bey Ihnen, wenn dieser Brief anlangt. Danken Sie ihm für das Heft,[1] das er mir geschickt hat. Ob ich gleich den Nifelheimischen Himmel nicht liebe, unter welchem sich der Einsiedler gefällt; so weiß ich doch recht gut, daß gewisse Climaten und Atmosphären nöthig sind, damit diese und jene Pflanze, die wir doch auch nicht entbehren mögen, zum Vorschein komme. So heilen wir uns durch Rennthiermoos, das an Orten wächst, wo wir nicht wohnen möchten; und um ein ehrsameres Gleichniß zu brauchen: so sind die Nebel von England nöthig um den schönen grünen Rasen hervorzubringen.

---

[1] Die „Zeitung für Einsiedler".

So haben auch mir gewisse Aufschößlinge dieser Flora recht wohl behagt. Wäre es dem Redacteur jederzeit möglich dergestalt auszuwählen, daß die Tiefe niemals hohl, und die Fläche niemals platt würde; so ließe sich gegen ein Unternehmen nichts sagen, dem man in mehr als einem Sinne Glück zu wünschen hat. Grüßen Sie Arnim zum schönsten und entschuldigen mich, wenn ich nicht direct schreibe.

Wie lange werden Sie noch im Rheinlande verweilen? Was werden Sie zur Zeit der Weinlese vornehmen? Mich findet ein Brief wohl noch einige Monate hier, zwischen den alten Felsen neben den heißen Quellen, die mir auch dießmal sehr wohlthätig sind.

Meinem August geht es bis jetzt in Heidelberg ganz wohl. Meine Frau besucht in Lauchstädt Theater und Tanzsaal. Schon haben mich manche entfernte Freunde hier brieflich besucht; mit andern bin ich ganz unvermuthet persönlich zusammengekommen.

Da ich so lange gezaudert habe will ich dieses Blatt gleich fortschicken. Ich schlage es an meine Mutter ein. Lassen Sie mich bald von sich hören. G.

1207.*

An Christiane v. Goethe.

Da ich überzeugt war daß es dich freuen würde einen Brief von mir in Lauchstedt zu finden; so eilte ich dorthin zu schreiben und dancke dir nun für die baldige Nachricht deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünsche nur auch daß du dich bald völlig wiederherstellst. Wenn ich dir rathen sollte; so machtest du bald möglichst eine Parthie nach Leipzig, besuchtest Herrn Docktor Kappe, brächtest viel Empfehlungen von mir und erzähltest

ihm deinen Fall. Er giebt dir gewiß einen tüchtigen Rath und du hast alsdann den ganzen schönen Sommer vor dir um ihn zu befolgen, anstatt daß du dich doch jetzt auf eine wunderliche Weise herumschleppst. Schreibe mir doch gleich deine Gedancken darüber, oder vielmehr führe es aus und schreibe mir von Leipzig . . .

Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stael[1] übels von dir gesprochen mußt du dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seyen, und da er sie ihm nicht nehmen kann; so verkleinert er, oder läugnet sie, oder sagt gar das Gegentheil. Genieße also was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast und suche dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können ohne uns um andre zu bekümmern.

Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß beyde übereinstimmend unter sich und mit dem was wir von August wissen. Er macht seine Sachen ganz artig und selbst daß er nicht viel unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadlen. Die Zeit die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemüthlich zubringen.

Wenn das Theater im Ganzen gut geht bin ich wohl zufrieden; im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlen. Wäre ich gegenwärtig gewesen; so würde ich mich sehr deutlich darüber erklärt haben inwiefern eine Schauspielerinn auch gegen ihren Mann von mir geschützt werden muß.

[1] Ueber Frau v. Staël selbst schreibt Goethe an Frau v. Stein: „Frau v. Staël in Weimar kann ich mir recht gut denken. Hier höre ich manches von ihrem Aufenthalte in Wien. Es ist eben immer dasselbe. Sie treibt ihr Wesen ohne viel nach andern zu fragen. Sie wirkt, erregt wo nicht Bewunderung, doch Verwunderung, mißfällt besonders den Frauen, und läßt einen üblen Leumund hinter sich, der ihr aber auch weiter nicht schadet: denn wenn sie wieder kommt, geht alles wieder von vorn an."

Halte was dich betrifft nur das Singechor zusammen. Wer weis was daraus entstehen kann wenn wir es einige Jahre fortsetzen. Und manche Unterhaltung verschafft uns diese kleine Anstalt für den Winter. Grüße die sämmtlichen Glieder auch die Elsermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bey, er sendets an Herrn Hofkammerrath Kirms und bringt bey demselben auf eine anständige Weise sein Gesuch gleichfalls an. Das beste wäre er sendete das Blat seinem Vater daß dieser die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange.

Mit einer Gelegenheit habe ich ein Packet in Wachstuch an dich bis Leipzig spedirt das du nun wohl erhalten hast. Es enthielt keine Kostbarkeiten; aber ein Paar geräucherte Zungen, von der besten Sorte.

Carlsbad fängt nun an sich zu füllen. Wie wunderlich es bisher aussah kannst du dir vorstellen wenn ich dir sage daß auf dem ersten Balle die Frauenzimmer mit einander tanzten. Auch ist bis jetzt Abends noch keine Gesellschaft in den Sälen. Die Schauspieler Truppe ist die vom vorigen Jahr.

Zum Schlusse muß ich noch melden daß auch Marianchen[1] angekommen ist artig und gescheidt wie immer. Nun lebe recht wohl, gedencke mein und schreibe bald.

Carlsbad d. 2. Juli 1808. G.

1208.

An Christiane v. Goethe.

Diese Abendstunden, da man wegen der großen Hitze nur in der Nacht ausgehen mag, will ich anwenden, dir, mein liebes Herz einiges zu schreiben; am Tage bin ich

[1] Marianne v. Eybenberg (Bd. IV, S. 61).

sehr fleißig. Bis eilf Uhr wird an dem Farbenwesen dicktirt, nachher kommt Kaas,[1] der Landschaftmahler und da geht es an ein Zeichnen und Pinseln, das nach Tische wieder von vorne anfängt, woran ich mich denn sehr ergötze.

Die Schachtel wird nun angekommen seyn, auch wirst du nach Kappes[2] Verordnung nunmehr verfahren und ich hoffe es soll besser werden, da denn doch das Übel von keiner Bedeutung zu seyn scheint. Wir wollen künftig uns aber nicht so lange mit Unglauben hinschleppen und besonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erst recht kennen lernen was das für ein trefflicher Mann und Artzt ist. Wenn die gute Laune sich nicht einstellen will; so dencke nur über welche ungeheure Übel wir hinausgekommen sind und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrath v. Stein, seine junge, schöne, liebe Frau ist ihm gestorben, die einzige Tochter sehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden wie es in der Welt aussieht, da von allen Enden Menschen zusammen kommen. Es ist ein Jammer nur hinzuhorchen.

Du thust wohl in Lauchstedt bis zu Ende zu bleiben und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne dich weißt du wohl könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zusammen kommen machst du mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen. Auf die Music freue ich mich bey Eberweins Wiederkehr.

[1] K. Fr. Kaaz aus Dresden. In den Tag- und Jahresheften heißt es: „Die Gegenwart Kaazens brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantastischen Kritzeln zu einer reineren Behandlung."

[2] Goethe hatte Dr. Kappe (Dresden) über Christianens Krankheit berichtet und ihr Kappes Gutachten und Vorschriften übersandt.

Dein Geburtstag ist doch glücklich und fröhlich gefeyert worden?

Solltest du nicht auf einige Tage nach Dessau gehen? Ich wünsche daß du diese Sachen in der schönen Jahrzeit sähest. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß du nicht nach Carlsbad kamst war wohlgethan, ich habe mich an den Gegenden schon so abgelaufen, daß sie kein Interesse mehr für mich haben. Übers Jahr müßtest du gleich Anfangs mit mir her, nach deinen Zuständen taugt dir zwar der hiesige Brunnen nichts; aber es wäre dich umzusehen und wir könnten am Eger Brunnen länger verweilen, der dir doch wohlthätig ist.

Was mich betrifft; so mag ich noch von hier nicht fort; ich komme sobald nicht wieder in die Arbeit wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja der Herzog hat mir von Töpliz sehr freundlich geschrieben, ich solle mir nach Möglichkeit wohl seyn lassen. Also will ich es noch eine Weile so forttreiben, biß es unvermeidlich ist von Wöchnern und Austheilungen zu hören.

Meine Hauswirthschaft geht so ziemlich ihren alten Gang und seit ich wieder von Eger zurückbin wieder im Gleise. Einiges zu kaufen bin ich doch verführt worden. Du wirst aber mich nicht tadeln wenn ich dir sage daß ein sehr schönes Toilettenkästchen, mit allem Zubehör dabey ist, für dich bestimmt, das ich dir gern geschickt hätte, man kann aber dies Jahr gar nichts mit Gelegenheit wegbringen und auf der Post werfen sie die Sachen so herum daß zerbrechliches nicht gut auf diesem Wege transportirt wird. Einige geschnittne Steine habe ich gekauft die mir auserordentliche Freude machen.

Ich bin nun fast ganz ohne Gesellschaft, gehe meist allein spaziren; doch nur die Abende, die du wohl auch

genießen wirst. Und nun lebe recht wohl mein liebstes Kind! Es wird dunckel und mein Papier geht zu Ende. Liebe mich und gedencke mein.

Carlsbad d. 7. Aug. 1808. G.

1209.*

An Charlotte v. Stein.

Der Schluß Ihres Briefes, theuerste Freundinn, stach freylich gegen den wohlwollenden Anfang desselben nur allzusehr ab. Mit herzlichem Bedauern vernehm' ich den Unfall, der unsern lieben[1] abermals betrifft. Es ist manchmal als wenn das was wir Schicksal nennen gerade an guten und verständigen Menschen seine Tücken ausübte, da es so viele Narren und Bösewichter ganz bequem hinschlendern läßt. Fromme Leute mögen das auslegen wie sie wollen und dadrinn eine prüfende Weisheit finden; uns andern kann es nur verdrüßlich und ärgerlich seyn. Grüßen Sie ihn schönstens und versichern ihn meiner aufrichtigsten Theilnahme.

Haben Sie Dank, daß Sie meine scheidende Pandora so gut aufgenommen. Ich wünsche der Wiederkehrenden zu seiner Zeit dasselbe Glück. Daß Sie einzelne Stellen ausgezeichnet hat mir viel Vergnügen gemacht. Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnißvoll wirken. Er fühlt diese Wirkung im Ganzen, ohne sie deutlich aussprechen zu können, aber sein Behagen und Missbehagen, seine Theilnahme oder Abneigung entspringt daher. Das Einzelne hingegen was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige was ihm persönlich conveniert. Daher

[1] Fritz v. Stein; vergl. Seite 41.

der Künstler, dem freylich um die Form und um den Sinn des Ganzen zu thun seyn muß, doch auch sehr zufrieden seyn kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden . . .

Carlsbad d. 16. August 1808. G.

1210.*

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 19. August 1808.

Ich muß dich nun auch in Weimar begrüßen, da du wieder daselbst angelangt bist. Ich bin noch immer hier und kann nicht loskommen. Von allem was ich zu thun habe, wird immer was gefördert und dann kommt wieder etwas neues hinzu . . .

Auch ein hübsches Seiden Kleid habe ich dir angeschafft, ein Zeug, den sie Levantine nennen, königsblau, eine Farbe, die jetzt viel getragen wird. Es werden Kleider draus gemacht, ohne Schleppe, wie eine Art Pekesche, womit man aber überall hingeht, wenn man sich nicht ausdrücklich putzen will.

Mit den Krausen will ich bis nach Franzensbrunn warten. Die Frau bey der ich das Häubchen gekauft hatte sehr schöne Sachen von dieser Art . . .

Möchtest du nun, meine liebe, indem du in dein Haus zurückgekommen auch deinen guten Humor wieder gefunden haben. Ich wünsche recht schönes Wetter zum Vogelschießen und gute Unterhaltung.

Wenn die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern suchen; so dencke nur daß das

die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum; so heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus meine Wercke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarsten Anträge die wir zusammen überlegen wollen.

G.

1211.

An J. Stock.[1]

Nur die Überzeugung daß unsre theure Mutter[2] von trefflichen und theilnehmenden Freunden umgeben sey, konnte uns in der letzten Zeit beruhigen, in der wir menschlicher Weise bey ihrem hohen Alter ein herannahendes Ende befürchten mußten. Nehmen Sie deshalb den aufrichtigsten Dank, daß Sie unsre Stelle vertreten und eine liebevolle Vorsorge für die Abgeschiedene bis ans Ende fortsetzen wollen. Tragen Sie diese Gesinnungen auf uns über und haben Sie die Güte bey den vorkommenden Angelegenheiten uns zu leiten. Sobald wir erfahren, daß es Zeit sey, wird meine Frau sich auf den Weg machen und bey diesem traurigen Anlaß des Vergnügens und Trostes so werthe Freunde wiederzusehen, genießen.

---

[1] Schöffe in Frankfurt a. M.

[2] Am 13. September 1808 um die Mittagszeit war Frau Aja, 77 Jahre alt, gestorben. „Ihre Besonnenheit und der feste ruhige Mut, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht.“ (Fritz Schlosser an Goethe 13. September 1808.) Goethe nennt sie in einem Briefe an Zelter (9. Januar 1824) eine Frau, „die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünctlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“

Herr Dr. Schlosser schreibt mir, daß meine Mutter vor ihrem Ableben einiges gegen ihn geäußert, weshalb mit demselben gefällige Rücksprache zu nehmen bitte. Dankbar für das bisherige thätige Wohlwollen empfehle ich mich und die Meinigen zu fortdauernder Freundschaft.

Ew. Wohlgeboren

Weimar den 19. September 1808.

ganz ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

1212.

An J. F. H. Schlosser.[1]

(19. September.)

Mit lebhaftem Dank erkenne ich, werthester Herr Doctor, die freundschaftliche Theilnahme, die Sie uns bey dem traurigen Ereignisse erwiesen, sowie den Beystand, den Sie meiner guten Mutter in ihrer letzten Zeit geleistet, indem wir dadurch beruhigt werden, daß unsre Pflicht von treugesinnten Freunden und Verwandten erfüllt worden. Haben Sie die Güte, diese Gesinnungen auch gegen uns fortzusetzen und uns bey den vorkommenden Angelegenheiten gefällig beyzustehen. Daß alles in einem engern Kreise abgethan werden möge ist auch unser Wunsch. Sobald wir Nachricht erhalten, daß es die rechte Zeit sey, so wird meine Frau sogleich die Reise nach Frankfurt machen.

Herr Schöff Stock hat in unserm Namen den ersten nothwendigen Schritt gethan. Ich bitte mit diesem würdigen Manne und werthen Freunde die Sache zu besprechen und meiner Frau bey ihrer Ankunft nach Überzeugung zu assistiren. Der ich mich bestens empfehle und beyliegenden Brief Ihrem Herrn Bruder zuzusenden bitte.

---

[1] Advokat in Frankfurt (1780–1851).

1213.

An Christiane v. Goethe.

Eh ich von Erfurt abgehe muß ich dir ein Wort sagen und dir dancken daß du mich herübergetrieben[1] hast. Zum Schauspiel kam ich nicht; aber nachher fügte sich alles zum Besten. Ich habe dem Kayser aufgewartet, der sich auf die gnädigste Weise lange mit mir unterhielt. Nun gehts zu den Weimarischen Festen, wobey ich dich wünschte. Manchmal ist mir's verdrieslich daß du so eigensinnig auf deiner Reise[2] bestandest. Dann denck ich wieder: Es wird wohl gut ausfallen, da so vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl. Grüse deine Gesellschafterinn[3] und alle Freunde.

Dienstag d. 4. Octbr. 1808. G.

1214.

An Christiane v. Goethe.

Da ich dir heute, mein liebstes Kind, die Vollmacht nicht schicken kann, weil Schuhmann nicht hier ist der sie aufsetzen würde; so will ich dir wenigstens schreiben und dir sagen daß es mir recht gut geht.

Hofrath Sartorius und Frau sind bey mir eingekehrt und bedauern gar sehr dich nicht zu finden; ich will sehen wie ich meiner Strohwittwerschaft Ehre mache.

---

[1] Goethe hatte sich am 29. September zu der Fürstenversammlung nach Erfurt begeben, wo sich außer Kaiser Napoleon und dem Zaren noch vier Könige, vierunddreißig Fürsten und Prinzen und zahlreiche Diplomaten und Hofleute zusammengefunden hatten. Am 1. Oktober wurde Goethe von Napoleon zur Audienz befohlen. Die Unterhaltung der beiden großen Geister ist wiederholt geschildert worden. Interessante Einzelheiten geben weitere Briefe. (Vergl. Register „Napoleon".)

[2] Nach Frankfurt zur Ordnung des Nachlasses von Goethes Mutter.

[3] Caroline Ulrich, später die Gattin Riemers.

Geh in allem vorsichtig und sachte zu Wercke, daß du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Vertheilung geschehen ist, schreibe mir laß nichts verkaufen. Es könnte nichts schaden wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gasse, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauspielhause nähme und es meublirte. Man muß auf allerley dencken. Du hättest einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine Zeitlang zusammen. Denn für mich wird Carlsbad, für dich Lauchstedt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße August und pflege ihn wohl.

d. 12. Octbr. 1808. G.

1215.

An Christiane v. Goethe.

Endlich, mein liebes Kind, erhältst du die Vollmacht. Schuhmann war nicht hier, ich mußte sie von Scheibe aufsetzen lassen, dann gab es Aufenthalt bey der Regierung. Du wirst mich darinn als Ritter des St. Annen Ordens aufgeführt sehen. Der Kayser von Franckreich hat mir auch den Orden der Ehrenlegion gegeben und so wirst du mich besternt und bebändert wiederfinden und mich hoffentlich wie immer lieb haben und behalten. Ich habe bey dieser Gelegenheit gesehen daß ich viel Freunde habe, denn viele Menschen freuten sich darüber. Die schönen Kinder bey Hofe waren die artigsten, versicherten, es stünde sehr gut und die Äugelchen waren unendlich. Sartorius und Frau sind heute nach Jena. Mittewoch gehen Sie fort, ich dencke auch alsdann nach Jena zu gehen, um nur des Gastirens überhoben zu seyn, das kein Ende nimmt, denn von allen Weltgegenden kamen hier Fremde zusammen. Jetzt verläuft es sich so

ziemlich. Oft habe ich gewünscht du möchtest hier seyn. Nun wünsche ich dir in deinen Angelegenheiten guten Succeff, mache alles nach dem Rath der Freunde und nach deiner Überzeugung. Alsdann besuch Heidelberg gehe über Würzburg und Bamberg nach Hause damit du ein wenig Welt siehst; ich will dir schreiben wen du an gedachten Orten besuchen mußt. Pflege indessen den guten August aufs beste und dancke in Heidelberg allen und jeden Freunden schönstens.

Hiermit schließe ich denn es fehlt nicht an Anlauf und Störung. Lebe recht wohl. Liebe mich und komme gesund wieder.

W. d. 16. Octbr. 1808. Goethe.

Eben da ich siegeln will kommen Briefe Tagebuch u. s. w. an. Taufscheine, Vollmacht wegen des Bürgerrechtes und was sonst verlangt wird soll folgen. Noch schwirrt alles von Fremden um mich her. Lebet wohl und vergnügt.

Da mir noch einige Zeit übrig bleibt; so will ich noch ein Paar Worte hinzufügen. Benehme dich im Ganzen in Franckfurt als wenn du wiederkommen wolltest. Empfange freundliches und Gutes von jedermann und bemercke nur womit du wieder dienen kannst. Herrn Schmidt dancke in meinem Nahmen für die gefällige Aufnahme im Theater. Biete ihm die Manuscripte von Götz, Egmont Stella an, sie hätten sie längst gern gehabt. Wie sehr wünscht ich daß du für den nächsten Sommer dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereitetest. Ich mag hingehen wohin ich will, in Weimar werde ich schwerlich seyn. Lauchstedt ist nichts mehr für dich und das Theater wird sich schon halten und finden.

Was die Aufträge betrifft so muß man sich an wenige halten. Schlosser ist uns der nächste. Lehnt dieser ab künftig unsre Geldsachen zu besorgen; so hab ich zu Nicolaus Schmidt das größte Zutrauen.

Seyd aufmerckſam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachläſſiget nicht, ich halte viel auf ihn.

Wegen des Taufſcheines[1] werde ich die größte Vorſicht brauchen. Es iſt wahr du haſt mich zum lachen gebracht. Was aber doch noch merckwürdiger iſt Kayſer Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt, auf eine zwar ſehr eigne Weiſe, geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß dir nur die Zeitungen geben damit du das äuſſere ſiehſt was bey uns vorgegangen iſt. Gar manches vom Innern ſollſt du beym Wiederſehn erfahren.

Übereile und verſpäte dich nicht. Es wird dir alles gelingen. Was ihr von Papieren, Vollmachten, Briefen, verlangt ſoll folgen. Heute früh kommt ein alter Freund[2] den ich in 36 Jahren nicht geſehen. Der ehmahlige iuriſtiſche Hufland zu Jena, jetzt Burgemeiſter in Danzig iſt auch hier. Viele andre Bekannte. Den Fürſten Primas habe ich auch hier geſprochen. Adieu. Fahrt in eurem Tagebuch fleißig fort. Grüße Carolinen,[3] ich wünſche ihr einen reichen Franckfurter.

Auguſt ſoll ſeine Stammbücher nur immer bereichern.

1216.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Jena d. 25. Octbr. 1808.

In Erwartung unſrer verehrten Herzoginn, welche heut herüberkommt, ſchreibe ich dir mein geliebtes Weibchen und

[1] Chriſtianens, vergl. S. 52.
[2] Tagebuch vom 17. Oktober: „Der alte Freund Schöneberg“.
[3] Caroline Ulrich.

freue mich daß es dir wohlgeht. Diesmal freylich iſt es ſehr angenehm daß ich ſoviel von dir erfahre, dancke deiner Gefährtinn dafür, und wünſche ihr einen recht hübſchen gradgliedrichen Verehrer zum Schluß, damit ſie von Franckfurt ungern ſcheide. Viel werth iſt mir daß du ſchon fühlſt für dich und mich finde ſich dort kein Heil. Laſſ uns in Thüringen auf unſerer alten Stelle verharren und unſre Geſellſchaft nicht erweitern ſondern ausbilden.

Einigemal hab ich Geſang gehabt. Die Göttingiſchen Freunde waren darüber ſehr vergnügt. Eberwein[1] iſt noch nicht wieder zurück. Er fühlte den großen Vortheil jenes Aufenthalts und hat alles in Bewegung geſetzt, ſo daß der Hofkammerath[2] mich ſelbſt erſuchte ihn dort zu laſſen. Um ſo nöthiger wirſt du ſeyn daß nicht alles in Stocken geräth. Laß dich aber dadurch und durch anderes in deiner Gemüthsruhe und deinen Franckfurter Geſchäften nicht ſtören. Bringe alles ſchönſtens zur Ordnung beſuche Auguſt in Heidelberg, dancke ſeinen Freunden und Gewogenen und kehre über Würzburg und Bamberg zurück. Wenn du gut Wetter haſt wird dir dieſe Tour viele Freude machen.

Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunſch, eine Grille von mir und gegenwärtig iſt es gar nicht nötig daß du und Auguſt euch beſonders darum bewerbeſt. Ich dachte da Franckfurt jetzt einen Souverain hat; ſo könnte man über verſchiedne Umſtändlichkeiten hinauskommen, wenigſtens bey uns wäre alles mit Einem Federſtrich der Herzogs abgethan, ſo aber ſetzt man dort die alten Reichsſtädtiſchen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodiren. Laſſen wir alſo die Sache hinhängen, biß ich vielleicht einmal perſönlich den Fürſten darum erſuche. Was ſollen wir

[1] Franz Karl Eberwein (1786—1868), Violiniſt.
[2] Kirms.

Taufscheine produciren die von einer Seite das große Geheimniß Frauenzimmerlicher Jahre verrathen und von der andern mit den Trauscheinen nicht zusammenstimmen. Was sollen wir Gelder bezeugen die niemals da waren u. s. w. Herrn Landrath Schlosser schreibe ich beyliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl so gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlassen.

d. 26ten.

Durchl. die Herzoginn mit der Prinzess und sämtlichen Damen ihrer Umgebung war gestern bey schönem Wetter hier und alle ganz heiter und vergnügt. Wenn der obere Theil des Schlosses wird eingerichtet seyn kommen sie wohl öfter hierher. Kayser Napoleon hat manches für Jena bestimmt. Eine Summe zu Aufbauung der Häuser, zu Einrichtung einer katholischen Kirche und so weiter. Glücklicherweise sind dagegen alle Feste die man bey uns gegeben sehr anständig und erfreulich ausgefallen. Auf dem Napoleonsberge ist ein sehr artiger Saal mit einer Säulen Vorhalle, wie am römischen Hause, gebaut. Leider siehst du das nicht denn er wird abgetragen.

. . . Schicke deine Briefe nur vor wie nach. Diese Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht schön und sey versichert daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätschelstündchen sehne. August schreib ich nächstens. G.

1217.*

An Zelter.

Nehmen Sie den besten Dank, lieber Freund, für das was Sie an dem jungen Eberwein thun wollen und können.

Die Kunstwelt liegt freylich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders als da wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bey außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann. Werner, Öhlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immerfort; aber alles geht durchaus ins form- und charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sey, und in der Gestalt die Specification, damit jedes ein besonderes bedeutendes werde, sey und bleibe. Es ist keine Kunst sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.

Sehr schlimm ist es dabey, daß das humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beyspiele an Jean Paul (Siehe dessen letzte Production im Damenkalender) und an Görres (Siehe dessen Schriftproben) erleben müssen. Übrigens giebt es noch immer Menschen genug die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publicum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will . . .

Durch die Zeitungen sind Sie diesen Monat über genugsam an uns erinnert worden. Bey diesen Begebenheiten persönlich gegenwärtig zu seyn, war viel werth. Von einer so seltsamen Constellation habe ich auch günstigen Einfluß erfahren. Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beyde Kaiser haben mich mit

Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen . . .

Für heute nicht mehr. Ich habe so viele Briefschulden, daß ich nicht weiß wo ich anfangen soll sie abzutragen.

Weimar den 30. October 1808. G.

1218.*

An Christiane v. Goethe.

. . . Kommst du nach Heidelberg so gehe nach deiner Art sachte zu Wercke. Was August wohlgethan ist dir das nächste, denen dancke, sey freundlich und wohlgemuth mit Ihnen. Was sich sonst zeigt lehne nicht ab, und schaue ringsumher. Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merckt um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten wenn alle was wären und gölten. Adieu lieb Kind. Riemer legt etwas bey. Wenn unser Franckfurter Wesen befestigt ist wollen wir an hiesiges dencken. Mehr nicht.

d. 31. Octbr. 1808. G.

1219.*

An Christiane v. Goethe.

Weimar den 7. November 1808.

Da du nun Anstalt machst von Frankfurt abzugehen, will ich versuchen und hoffen mit diesem Brief dich noch zu erreichen. Leider gehen die Briefe hinwärts so langsam, daß ich noch nicht einmal weiß, ob du den meinigen, der dir das Bürgerwerden für den Augenblick abrieth und vom 27. October

war und eigenhändig, erhalten hast. Doch ist das von keiner Bedeutung: denn wenn man auseinander ist, muß Jedes nach seiner Überzeugung und nach den Umständen handeln, das Übrige giebt sich alles.

Dein Eingemachtes und die Kastanien sind glücklich angekommen. Die Kasten und was du sonst schickst, sollen nicht eröffnet werden bis du selbst dabey präsidirst. Alles geht auf die gewohnte Weise, d. h. zwischen dem Guten kommt einmal was Abgeschmacktes und gelegentlich was sehr Abgeschmacktes vor. Da muß man denn nur suchen, es wieder ins Gleiche zu bringen und nicht aufs äußerste zu gerathen. So sind z. B. beym Theater Dinge vorgekommen[1] die viel gelinder abgegangen wären, wenn du dagewesen wärest. Doch hoffe ich die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge geht's freylich nicht; doch will ich, so lange ich noch einen Zug thun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben.

Allen Freunden, ehe du von Frankfurt weggehst, wirst du die besten und verbindlichsten Sachen sagen. Bist du einmal zurück, so will ich allen denjenigen schreiben, wie du es für gut und nothwendig hältst.

Wegen deiner Herreise von Heidelberg weiß ich weiter nichts zu sagen. Von Würzburg aus erkundige dich selbst.

---

[1] Es handelt sich um einen durch die Jagemann (Frau v. Heygendorf) herbeigeführten Konflikt. Am 5. November sollte die zweite Aufführung der Oper „Sargevo oder der Zögling der Liebe“ von Paer stattfinden. Der Tenorist Morhard hatte aber am 3. ein ärztliches Attest eingereicht, daß er durch Heiserkeit am Singen gehindert sei. Die Jagemann wünschte aber durchaus die Vorstellung und auf ihre Veranlassung bestrafte der Herzog den Sänger mit Hausarrest und forderte Goethe auf, Morhard bei Beginn der nächsten Woche zu entlassen und zu sorgen, daß er innerhalb der nächsten vierzehn Tage die Grenzen des Herzogtums überschritten habe. Goethe setzte es durch, daß Morhard bis zum 1. Januar bleiben durfte, bat aber am 10. November, ihn selbst von einem Geschäft zu entbinden, das seinen sonst so wünschenswerten und dankenswerten Zustand zur Hölle mache (Brief 1222.) Die Krisis zog sich bis Ende des Jahres hin; der Konflikt, der auch auswärts peinliches Aufsehen erregte, wurde bis auf weiteres beigelegt.

Ich glaube nicht, daß es gut ist über Bamberg zu gehen, sondern auf Meiningen. Kömmst du nach Bamberg so sind Paulus da. Von Meiningen laß dir auch eben am Orte rathen. Du kannst auf Eisenach, auf Gotha, auf Erfurt deinen Weg richten. Bey allem ist ein Für und Wider, je nachdem die Jahrszeit sich findet und die Wege. An August habe ich nach Heidelberg geschrieben und was ich dort von euch wünsche; besonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau von Luck besucht.[1] Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage mein Wille. August drückt sich von solchen Verhältnissen weg, das nehm' ich ihm nicht übel. Aber du mußt diese Personen mit ihm sehen. Du fühlst warum, und die ganze Sache ist ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl.

1220.*

An A. v. Goethe.

Da du in einigen Tagen deine Mutter erwarten kannst, so will ich dir auch von väterlicher Seite erscheinen. Daß du ganz leidlich wieder hergestellt von Frankfurt abgereist bist, hat mir viel Vergnügen gemacht: denn die Nachricht von deinem Übelbefinden hatte mich sehr beunruhigt. Ich wünsche, daß du diesen Winter in deinen guten Vorsätzen nicht mögest gestört werden. Denjenigen Freunden die dir in diesem üblen Falle beygestanden wirst du, sowie auch die Mutter, in meinem Namen den besten Dank sagen. Laß mich ein Wort hören wenn ihr beysammen seyd; ich wünsche nur, daß die Mutter gut Wetter finde, damit sie auch der Gegend froh werde.

[1] Major v. Luck; einmal schickt Goethe an Knebel „sehr seltsame Gedichte des wunderlichen Luck“.

Wenn deine Collegien angegangen sind, so schreibe mir was du genommen hast und wie du dich darein findest. Was du mir vorläufig anzeigtest, hat meine vollkommene Billigung. Nenne mir doch auch einige von deinen nächsten Gesellen und ob du einen wiedergefunden hast, der dir Boie einigermaßen ersetzt. Freylich sind alle früheren und älteren Verhältnisse immer die erfreulichsten, weil die neuen auch immer erst ein gewisses Alter erreichen müssen, um jenen ähnlich zu werden.

Bey uns ist es wieder stille; doch giebt es keine Ruhe; Fremde sind immer da, und das Theater läßt seine Mucken nicht. Sage der Mutter, daß ich allerley hinhalte bis sie kommt, damit wir auch in diesen Dingen, besonders insofern sie unser Haus wegen der Singstunden berühren, mit einander Abrede nehmen können . . .

Lebe recht wohl und mache den freundlichen und thätigen Wirth gegen die Mutter und Carolinchen. Ich möchte wohl bey euch seyn und einige schöne Stunden auf dem alten Schlosse zubringen.

Vielleicht sehen wir einander übers Jahr dort zusammen. Möge dir es wohl ergehen.

Weimar den 7. November 1808. G.

1221.

An C. G. v. Voigt.

Ihro des Herrn Erbprinzen Durchl. haben über die angelangten Müllerischen[1] Papiere und deren Inhalt auch des Unterzeichneten Gesinnungen zu vernehmen verlangt, welche hiermit schuldigst an den Tag gelegt werden.

So sehr uns die durch p. Müllern eingesandten Nachrichten abermals an dasjenige erinnern, was wir unsrer regierenden

[1] Friedrich v. Müller (Bd. V, S 220), der spätere Kanzler (1779–1849).

Herzogin Durchl. schuldig geworden, so erfreulich muß es uns seyn, auch die Wünsche unsres gnädigsten Herrn des Herzogs, der ganzen fürstl. Familie und aller Getreuen der Erfüllung so nahe zu sehen.

Die Gunst Ihro Majestät des französischen Kaisers in dem gegenwärtigen Augenblick, so ausgezeichnet zu Erhaltung, ja zu Erhöhung der Existenz des fürstlichen Hauses wirksam zu sehen, ist ein so glückliches Ereigniß, daß man sich die Ungeduld nicht erwehren kann, die geschehenen Äußerungen auf eine bestimmte und würdige Weise acceptirt und dadurch gesichert und völlig außer Zweifel gesetzt zu wissen.

Die von Regierungsrath Müller so sehr gewünschte Reise unsers gnädigsten Erbprinzen nach Berlin[1] scheint gerade dasjenige Mittel zu seyn, wodurch dem ganzen Ereigniß die Entscheidung zugesichert wird. Jene Bedenklichkeiten, welche dagegen entstehen konnten, sind in dem einsichtsvollen Votum des Herrn Geh. Rath Voigt, wie mich dünkt, hinreichend beseitigt, und ich glaube nur noch zu den bejahenden Argumenten hinzufügen zu dürfen, daß ein solcher Schritt auch Serenissimo deshalb sehr angenehm seyn werde, weil dadurch ein Eingang gemacht und dasjenige, was Höchstdieselben in eigner Person zu thun etwa geneigt seyn möchten, vorbereitet und alles künftige erleichtert wird.

Schließlich kann ich nicht verschweigen, daß Privatbriefe von dorther für diese wichtige Angelegenheit noch immer sehr günstig lauten, daß aber zugleich eine Annäherung der männlichen Glieder des fürstl. Hauses als eine unerläßliche Bedingung eines glücklichen Fortschrittes theilnehmend und dringend gewünscht und gleichsam gefordert wird.

d. 9. Nov. 1808. S. M.

J. W. v. Goethe.

[1] Zu Napoleon.

1222.

An den Herzog Carl August.

Gnädigster Herr,

Indem Ew. Durchl. ich auf das lebhafteste zu dancken habe, daß Sie so gelind die unangenehme Morhardsche Sache[1] beendigen wollen — wie er denn zu Ostern recht gut entlassen werden kann — so befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden das meinen sonst so wünschenswerthen und danckenswerthen Zustand zur Hölle macht.

Was mir außerdem obliegt werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen.

Gnädige Verzeihung hofft, Huld und Gnade erbittet sich

Ew. Durchl.
unterthänigster
Goethe.

Weimar den 10. Nov. 1808.

1223.*

An C. v. Knebel.

Vielen Dank, lieber Freund, für deinen guten und freundlichen Zuruf. Meine Absichten dich zu besuchen sind durch mehr als einen Anlaß vereitelt worden. Nach der Abreise der Kaiser und andrer hohen Herrschaften bemerkte ist erst daß ich einen ganzen Sommer abwesend gewesen war und fand gar manche Lücken in Geschäften und Unternehmungen, wo nicht alle Fäden so leicht anzuknüpfen waren. In Hauptsachen hab ich auch noch wenig vor mich gebracht.

[1] Siehe S. 55, Anmerkung.

Die Mittwoche[1] sind wieder im Gang. Ich lese die Nibelungen vor; allein dabey geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein ganzes Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger soviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Mir sind dabey recht artige Aperçüs vorgekommen und wenn man ihnen hier und da leugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstand passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst. Z. B. so hab' ich, im Sinn der Voßischen Karten zu Homer, Hesiodus und Aeschylus, eine Karte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich nächst genauer Betrachtung des Süjets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Costüm und andre Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Ursprung des Gedichts näher beykommen kann. Das alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich dir, an einem hübschen traulichen Winterabende, dereinst mit.

Überhaupt lasse ich mich nicht irre machen, daß unsre modernen, religiosen Mittelältler mancherley Ungenießbares

[1] Mittwochs-Gesellschaft.

fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberey und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.

Deine Bemerkung zu Ehren der Naturstudien gilt nicht für Jena und für diesen Moment allein; es liegt ein viel allgemeineres dahinter und daran. Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüth dessen der sie treibt und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat . . .

Meine Frau ist von Frankfurt zurückgekommen, wo sie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weise abzuthun. Sie grüßt dich und die Deinigen vielmals und wünscht euch gelegentlich zu bewirthen, da sie diesen Winter wohl schwerlich nach Jena kommen möchte.

Übrigens ist es bey uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen, das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bey uns äußerst angeregt und die Woche könnte mehr Tage haben und immer doch noch genugsame Unterhaltung darbieten.

Bey Frau Hofrath Schopenhauer[1] sind der Donnerstag und der Sonntag jeder auf seine Art interessant: der erste wegen vieler Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweyte, wo man wegen kleinerer Societät genöthigt ist, auf eine concentrirte und concentrirende Unterhaltung zu denken; und was du dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der du dich gelegentlich selbst ergetzen sollst . . .

[1] Joh. Henriette Schopenhauer (1770–1838) Bd. V, S. 249.

Wenn das Papier noch mehr Raum darböte, so möchte ich noch manches mittheilen. Nimm indessen mit dem Gegenwärtigen vorlieb. Laß mich bald von dir hören und reize uns von Zeit zu Zeit zu Mittheilungen.

Weimar den 25. November 1808. Goethe.

1224.*

An Cotta.

(2. December.)

Da mir bisher alles so glücklich gegangen ist, so sah ich den Verlust der ersten Lieferung auf Velin als eine kleine Revanche an, die das Geschick an mir nehmen wollen, indem der Fall mir wie Ihnen sehr unangenehm war. Doch ließ ich nach Ihrer letzten positiven Antwort nochmals alles durchsuchen und sie fanden sich wirklich. Es möchte mir nun beynahe wie dem Polykrates bange werden; doch hoffe ich es soll nichts zu sagen haben, da mein Zustand nicht auf Tyranney gegründet ist.

Von so vielen Freunden, und vorzüglich von Ihnen, war ich überzeugt daß Sie lebhaften Antheil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren, und ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen.

Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdruckte, daß mein Wesen ihm gemäß sey; wie er mich denn auch mit besondrer Gewogenheit entließ, und das zweytemal in Weimar die Unterhaltung

in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herren finden werde. Wie werth muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassene Zeichen seyn, und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte Russische: denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweyer so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre. Daß alle litterarischen Arbeiten zugleich mit allen andern Geschäften durch diese Begebenheiten unterbrochen worden ist leider zu vermuthen. Ich versuche dieses und jenes wieder anzuknüpfen; noch aber will es nicht fließen. So ist indeß von der Farbenlehre leider nur ein Bogen zu Stande gekommen . . .

Diese Tage ist bey uns eine höchst merkwürdige Erscheinung vorübergegangen. Mr. Lemarquand, an dem wir schon, als er französischer Kommissär in Erfurt war, einen uneigennützigen, ehrliebenden und geistreichen Mann kennen lernen, hat sich die letzte Zeit in Berlin aufgehalten und ohne sonderliche Kenntniß des Deutschen sich an den Faust dergestalt attachirt, daß er mir ihn theilsweise, das Buch vor sich habend, sehr frey und anmuthig in Prosa übersetzte. Die dunklen Stellen fühlt und kennt er auch alle und hat über manche Erklärung verlangt und erhalten. Einige Stellen hatte er schon poetisch übersetzt, sehr heiter und glücklich. Ich kannte schon früher kleinere poetische Sachen von ihm die sehr gelenk und elegant sind. Den Sinn des ganzen sowohl als der einzelnen Charaktere und Situationen hat er vollkommen durchdrungen. Ich wünschte mir viel solche deutsche Leser. Nun arbeitet er das Einzelne durch und will nicht ruhen bis er das Ganze zu einer genießbaren französischen Production umgearbeitet hat. Er wird während

seiner Arbeit mit uns beständig conferiren und das Resultat wird immer höchst merkwürdig seyn, weil der französische und deutsche Geist vielleicht noch niemals einen so wunderbaren Wettstreit eingegangen haben . . .

1225.*

An C. F. v. Reinhard.

Seyn Sie mir also, verehrter Freund, in der Nachbarschaft willkommen! Vielen Dank daß Sie mich aus meiner Ungewißheit gezogen. Wären Sie doch einige Tage früher nach Frankfurt gekommen, so hätten Sie meine Frau angetroffen, die sich sehr glücklich gefunden hätte, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn wieder zu begegnen. Lassen Sie uns nun wegen unserer Zusammenkunft nähere Abrede nehmen. In diesen letzten Tagen war unsre kleine Theaterwelt in einer starken Krise, woran sogar das Publicum Theil nahm. Es wird zwar nicht schwer seyn alles wieder in die rechten Fugen zu rücken; doch kann ich mich in der ersten Zeit nicht entfernen, auch steht es zwar mit meiner Gesundheit ganz leidlich, doch möchte ich mich gerade in dem Augenblick nicht auf den Weg machen . . .

Also ist das wunderbare Wort[1] des Kaisers womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen? Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo im umgekehrten Sinne auf mich angewendet worden. Übrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn . . .

Weimar den 2. December 1808. Goethe.

---

[1] »Voilà un homme!« (Riemer, Briefe von und an Goethe S. 325). Nach Goethes späterer Niederschrift lautet der Ausspruch »Vous êtes un homme.« Ausführliches über Goethes Audienz bei Napoleon in Geiger „Aus Alt-Weimar“ und bei Suphan, Goethe-Jahrbuch XV, S. 20 ff.

1226.

An Marianne v. Eybenberg.

Weimar den 4. December 1808.

Nun sollten wir, theure Freundin, unsern Brief eigentlich mit Scheltungen anfangen. Denn wie ist es möglich, daß eine im diplomatischen Wesen gewandte Dame sechs Wochen in Dresden bettlägrig seyn kann, ohne durch einen Arzt, einen Freund, ja etwa durch einen gewandten Kellner selbst die ihr so sehr Verbundenen zu benachrichtigen, daß es ihr nicht zum Besten gehe, daß ein theilnehmendes Wort, (oder) es muß heißen und irgend sonst eine interessante Mittheilung ihr Vergnügen machen würde. Was für wunderliche Künste brauchen die Gefangenen, sich nach außen mitzutheilen, und Ihnen ist keine davon in der Freyheit eingefallen. Haben wir doch immer allerley Curiosa, die von einer oder der anderen Seite reizend seyn möchten . . .

Vor allen Dingen haben wir Nachricht zu geben, daß wir wirklich, nachdem die Fluth der Kaiser und Könige sich von unseren Bergeshöhen zurückgezogen hat, wieder einigermaßen bey Sinnen sind und daß gegenwärtig der Gescheuteste sich blos dadurch von dem Albernen unterscheidet, daß er weiß, nach so capitalseltsamen Begebenheiten sey er etwas weniger verrückt als die übrigen. Untersucht man die Grade der Verrücktheit, so findet man die für die tollsten, die sich einbilden, sie hätten wirklich eine Art von Urtheil über das, was sie gesehen haben.

Wer jedoch Alles gesehen hätte, was auch nur öffentlich in diesen Zeiträumen bey uns sich ereignet, der könnte schon sagen, daß ihm das Bunteste und Wunderlichste vor den Augen vorüber gegangen wäre. Ich selbst war nicht so

glücklich; denn da ich mich körperlich und geistig zu menagiren Ursache habe, so konnte ich in diesen Tagen eigentlich nur gegenwärtig seyn, wo ich gefordert war und wo ich was zu leisten hatte.

Die französischen Schauspieler sind mit ihrer wundersamen, obgleich in der Verirrung tüchtig begriffenen Kunst bis nach Weimar gelangt[1] und haben in dem Hause gespielt, durch dessen Dach zwey Jahre vorher eine französische Kugel durchflog. Es ist nun darüber eine gewaltige Bewegung, die mich nichts angeht. Ich wollte nur, ich könnte durch ein ungeheures Wunder aus diesem französischen Tragödienspiel das Falsche durch einen Blitzstrahl herausbrennen; so hätte die Welt noch immer Ursache zu erstaunen über das Rechte, was übrig bliebe.

Talma ist ein köstlicher Mensch, der aber auch, wie wir Alle, von dem Elemente leidet, in dem er schwimmt, der, indem er mit Wind und Wetter kämpft, gar wunderliche Richtungen nehmen muß, wissend oder unwissend — was geht mich das an! — die ihn von dem Ziele, nach dem er ernstlich strebt, zu entfernen scheinen. Das Blatt geht zu Ende und ich könnte nun erst anfangen zu erzählen, was von jener Epoche an sich bey uns ereignet. Humboldt von Rom ist angekommen und hat sein Hauptquartier in Erfurt aufgeschlagen. Mathematiker, Baumeister und anmuthige Künstler sind unsre Nachbarn und Tischgesellen geworden. Wir erwarten Wernern, Oehlenschlägern, Baggesen, Arnim, Brentano, Gerning, Kügelgen, und wenn das Glück will, so muß uns von den zwölf großen und den zwölf kleinen Göttern diesen Winter keiner fehlen. Nun da es an den Schluß geht, merke ich erst, daß ich in's Großthun und Aufschneiden

[1] Am 6. Oktober, anläßlich der Anwesenheit Napoleons, spielte das Théâtre français im Weimarer Theater Voltaires „Tod Caesars".

gekommen bin. So fatal das in der Politik ist, so lustig ist es in der Societät. Nehmen Sie also, daß an alle dem, was ich bisher gesagt, kein wahres Wort sey, und lachen Sie darüber. Dafür soll das letzte desto wahrer seyn, daß ich Ihnen herzlich ergeben bin, und daß ich mich Ihrer schönen Wirthin und Freundin recht ernstlich empfohlen wünsche.

Goethe.

1227.*

An A. v. Goethe.

(5. December.)

Dadurch daß deine liebe Mutter dich in Frankfurt gesehen und nachher in Heidelberg besucht hat, fühle ich mich beynahe eben so als wenn wir selbst wieder zusammen gewesen wären. Deine Krankheit erfuhr ich zugleich mit deiner Genesung und so ward mir diese Nachricht erträglicher. Leider daß sich durch das Übel, welches du erduldet, die alte Wahrheit bestätigt, kein Ort auf der ganzen Erde sey eigentlich für einen gesunden Aufenthalt anzusprechen. Jedes Clima, jede Lage, haben ihre Tücken; nimm dich vor den Heidelbergischen ja so gut in Acht als es gehen will. Mich freut es, daß du an dem Vossischen und Thibautschen Hause so gute Freunde gefunden hast. Lasse dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauisch machen und lerne bey Zeiten, daß man in der Welt, was nur irgend möglich ist, vermitteln soll. Es giebt Verhältnisse genug mit denen das nicht angeht.

Ich freue mich deines Fleißes, und es ist recht wohl gedacht und gethan, daß du dir die besondern halbjährigen Zeugnisse von deinen Lehrern erbittest. Du nimmst dadurch das löbliche stillschweigende Engagement, daß du immer so

fortfahren wollest und werdest. Insofern dergleichen Zeugnisse zu deiner künftigen Legitimation dienen sind sie auch höchst schätzenswerth: denn in einer Zeit, wo alles so wunderlich und willkürlich durcheinandergeht, ist es nicht genug sich mit innerm Verdienst zu rüsten; man thut auch wohl, wenn man sich nach außen bepanzert und ausputzt.

Mir ist es im Ganzen recht wohl gegangen, nur haben mir die Händel beym Theater schon mehrere Wochen eine Störung in die vorgenommenen Arbeiten gebracht. Es geht mit dieser Krise, wie mit Krisen in einem Körper, der sich mit allerley heimlichen Mängeln hinschleppt die vielleicht gar selbst einander die Wage halten, und eine Art von kranker Gesundheit ausmachen; wird dann aber auch zufällig hier einmal das Gleichgewicht aufgehoben, dann geht es bunt her und es wird schwer den völligen Untergang zu verhüten. Noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben, und wenigstens die Sache theils für mich, theils mit Wohlgesinnten genugsam durchgedacht, um eine Radicalkur dem Patienten vorschlagen zu können . . .

Ich vernehme von der Mutter, daß du wegen deiner rothen Backen Anfechtungen hast, und daß es Leute giebt, die behaupten solche Farbe sey eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben, und immer so fort leben, wie bisher, daß du sie nicht verscherzest.

Deine übrigen weimarschen Correspondenten, deren du wie ich weiß nicht wenige hast, werden dir von dem was vorgeht schon umständliche Nachricht geben.

Über die Erfurter Zusammenkunft der Kaiser und Könige ist eine Art von höchst abgeschmacktem Tagebuch[1] zum Vorschein

[1] „Erfurt in seinem größten Glanze während der Monate September und Oktober 1808." (Erfurt bei Fried. Aug. Knick 1808.)

gekommen. Vielleicht lege ich es dir bey, wenn die Weyhnachtssendung abgeht, welche soeben von der Mutter vorbereitet wird. Nun lebe recht wohl und schreibe mir von Zeit zu Zeit, wie du dich befindest und wie du in dem ernsten Gebäude der Pandecten herumwanderst. G.

1228.

An J. J. Willemer.[1]

Noch ehe ich Ihnen, theurer alter Freund, ein Wort des gefühltesten Dankes zu sagen mich entschließen konnte, erscheint schon ein Brief von Ihnen an meine gute Frau, der mich so sehr erfreut als das was sie mir mündlich und schriftlich mitbrachte. Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank für das viele Gute, das Sie den Meinigen erzeigt, und für jeden Antheil, den Sie an uns nehmen. Wie sehr wünschte ich einige Zeit mit Ihnen zu verleben, theils um mich früherer Jahre zu erinnern, theils um mich über manche Resultate des Lebens mit Ihnen zu besprechen. Ich begreife recht wohl, daß Sie bey allen Gütern, womit das Glück Sie begünstigt hat, sich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einsicht blos von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menschen die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höhern Bildung an sich und andere machen, und welchen der Vorschmack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wissen was wir selbst sollen und vermögen, und was wir von unsern

[1] Bd. V, S. 81.

Umgebungen erwarten können, darüber geht meistentheils das Leben hin und man darf wohl sagen, daß der isolirte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar wenn er auch so glücklich wäre mit gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen. Doch wie mag man über solche Hauptpunkte schreiben, da Gespräche darüber allein erquicklich und fördernd seyn können. Leben Sie recht wohl und gedenken unsrer mit den lieben Ihrigen.

Weimar, den 5. December 1808.

J. W. v. Goethe.

1229.*

An C. G. v. Voigt.

... Betracht' ich nun Vorstehendes,[1] wegen dessen Weitläufigkeit ich mich zu entschuldigen habe, obgleich nicht der tausendste Theil von dem was zu sagen wäre, gesagt ist, so bin ich doch eigentlich dem Zwecke nicht näher gelangt; denn wollte man auf meine, blos das detail betreffende Erinnerungen achtend, eine Constitution entwerfen, so würde sie doch nur scheinbar, aber keineswegs dauerhaft seyn, und ich bin, eingedenk so vieler Erfahrungen, auf das innigste überzeugt, daß in 14 Tagen bis vier Wochen dennoch die größten verderblichsten Händel und Extreme abermals hervorbrechen würden und die Sache noch schlimmer als gegenwärtig stehen würde. Soll ich deswegen aufrichtig seyn, so weiß ich kein Heilmittel für den gegenwärtig sehr verletzten Zustand des Weimarischen Theaterwesens als die Separation des Schauspiels von der Oper, gleich soviel wie möglich, und zunächst völlig.

[1] Goethes eingehende Antwort auf die „Mittheilung einer projektirten Constitution einer Hoftheater-Direktions-Commission."

Sollte dieser Vorschlag nicht ganz verwerflich gefunden werden, so erbiete ich mich einen Aufsatz über die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit einer solchen Trennung ungesäumt einzureichen, indem ich mich erbiete bey einer neuen Einrichtung die Stelle eines Intendanten und Chefs der Theater-Commission im Allgemeinen zu übernehmen, mich dem Schauspiel insbesondere zu widmen und, nach Serenissimi mir bekannten Intentionen, nicht allein das bisher übliche fortzusetzen sondern auch bey hinwegzuräumenden Hindernissen mit neuer Lust und Energie der Zeit und ihren Forderungen gemäß fortzuschreiten.

Wobey ich nur noch bemerken will, daß baldige Resolutionen nöthig sind, weil ein ohnehin schwankendes Geschäft höchlich periclitirt, wenn eine Anzahl dabey nothwendiger Menschen auch nur für einige Zeit wegen ihres künftigen Schicksals in Furcht und Sorge gesetzt werden.

Mein guter Wille und meine redlichen Absichten, so wie der Drang des Augenblicks, mögen vorstehendes entschuldigen und suppliren. Weit besser würden solche Dinge mündlich verhandelt, wenn mündliche Verhandlungen nicht andere Nachtheile hätten.

Weimar den 7. Decbr. 1808.

J. W. v. Goethe.

1230.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeboren

übersende die mitgetheilten Manuscripte[1] mit vielem Dank. Meine Meinung darüber ist kürzlich folgende:

[1] Für die Literatur-Zeitung.

1. Der Aufsatz gegen Schlegel ist eine jammervolle Salbaderey, wodurch die Fragen um nichts weiter ins Klare kommen. Man könnte sich erbieten ihn einzurücken, wenn ihn ein bekannter Mann unterschreiben wollte. Mich däucht dieß kann man in dem gegenwärtigen Falle verlangen. Warum sollte sich der Verfasser nicht nennen, da ein genannter Künstler gegen einen genannten Schriftsteller vertheidigt wird?

2. Der Aufsatz über den ersten Band meiner Werke hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich erkenne darin den Mann, der von jeher mit Wohlwollen meinen Arbeiten seine Aufmerksamkeit schenkte und der ein Interesse fand sich meine Art und Weise zu vergegenwärtigen. Er hat Gedichte und Stellen, auf die ich selbst einen besonderen Werth lege und die lange unbemerkt geblieben sind, hervorgezogen und sich überhaupt, wie mich dünkt, mit Offenheit und Redlichkeit betragen.

3. Die auf altdeutsche Poesie sich beziehenden Aufsätze haben mir desto weniger Freude gemacht. Dem Verfasser fehlt es gar sehr an historischen Kenntnissen. Das habe ich desto lebhafter gefühlt, da ich selbst von ihm etwas zu lernen gewünscht hätte. Was soll man zu der großen Lücke zwischen Bodmer und Tieck sagen? Warum ist denn von Herdern einmal gar nicht, und das andere Mal nur im Vorbeygehn die Rede? Wer diese vierzig Jahre mitgelebt und mitgewirkt hat, der weiß besser, wem man diese Ärnten schuldig ist, welche die jungen Herren mit soviel Dünkel abmähen. Das Wunderhorn,[1] das ich schätze, ist keineswegs unmittelbar und augenblicklich aus dem Boden entsprungen. Es geziemte denen, die sich mit solchen Dingen abgeben, die Geschichte solcher Erscheinungen zu erforschen. Ferner gehört der Verfasser zu den eingebildeten Neulingen, die gegen das was sie Ästhetik nennen sich auflehnen, damit nur ihre Orakelsprüche als etwas erscheinen sollen. Nicht daß ich alles verwerfe, was die neue Zeit lebhafter als die ältere treibt, aber wie verdrießlich ist es erprobte Maximen des Urtheils von solchen verworfen zu sehen, die in jeder Äußerung zeigen, daß sie weder von Gehalt noch von Behandlung eines Kunstwerks den wahren Begriff haben. Ich will gerne glauben, daß ich dem Verfasser einigermaßen Unrecht thue: denn ich muß gestehen, daß ich nur den geringsten Theil der Blätter gelesen habe; aber ich sehe gar nicht ein, warum man gegen Ungerechte gerecht seyn soll. Ich war schon einigemal in Versuchung bey gegebenem Anlaß mich in Ihrer Zeitung[1] einmal derb und deutlich über dieses Unwesen vernehmen zu lassen; doch wer behielte die Lust einen Mohren zu waschen? und ich habe in meinem Leben genug erfahren, daß die Thoren von vernünftigen Menschen grade nur soviel lernen und annehmen, als sie brauchen um noch närrischer zu seyn.

[1] „Des Knaben Wunderhorn“ von Arnim und Brentano.

Für ein Neujahrsprogramm wird gesorgt. Das Kupfer wird hoff' ich etwas angenehmes darstellen.

Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Weimar den 8. December 1808.

Goethe.

Lassen Sie sich jedoch durch obenstehendes nicht abhalten Aufsatz und Recension abdrucken zu lassen. Dergleichen Gesinnungen müssen doch nun einmal ins Publicum und es ist gut, daß es je eher je lieber geschehe. Der Widerstreit wird erregt und die Sichtung geschieht. Über die Recension des Attila[2] nächstens.

[1] Der Jenaer Literatur-Zeitung.
[2] Von Zacharias Werner.

1231.

An C. G. v. Voigt.

Wenn ich in meinem vorgestrigen Aufsatz den Vorschlag that, daß man beym Weimarischen Theater das Schauspiel von der Oper trennen möchte; so habe ich nur einen Gedanken, einen Wunsch geäußert, den ich schon längst gehegt. Ich erlaube mir, ehe ich unsern besondern Fall ausspreche, einige allgemeine Betrachtungen.

Die Oper ist ihrer Natur nach von dem Schauspiel durchaus unterschieden; sie ist es auch bey den Nationen geblieben, die, indem sie etwas Vollkommnes Auffallendes auf ihrem Theater sehen wollen, die verschiedenen Arten der Kunstwerke auf strengste sondern. In Deutschland ist die Oper nach und nach und man möchte sagen zufällig mit dem Schauspiel verknüpft worden. Um nicht allzuweit vorwärts zu gehen, so bringe ich in Erinnerung, daß vor vierzig bis funfzig Jahren die Oper:[1] der Teufel ist los, zuerst große Sensation erregte worauf die Hillerschen Opern folgten, bey denen es gar keine Sänger brauchte, um sie ganz leidlich vorzutragen. Die Französischen kleinen Operetten, das Milchmädchen[2] und dgl., kamen im südlichen Deutschland zuerst auf die Bühne durch Marchand, einen Director, der selbst leidlich sang und sich mit Versemachen abgab. Hier hatte die Epoche der Handwerksopern ihren Anfang; die Schmiede, Böttcher, Töpfer erschienen hintereinander; die Action des gemeinsten Schauspiels ward durch Musik und Tact etwas veredelt; die ersten schmucklosen italiänischen Opern: das gute Mädchen, Robert und Caliste, die eingebildeten Philosofophen,[3] schlossen sich an und die Directoren

[1] Von Weiße.
[2] Von Duni.
[3] Sämtlich von Paesiello.

fanden es sehr bequem, mit sehr wenigem Aufwand von Naturell und Talent das Publicum zu unterhalten, ja zu entzücken. Man erinnere sich der Zeit, in welcher ein Ackermann lange auf dem Weimarischen Theater für den ersten Buffo und seine Frau wenigstens als zweyte Sängerinn gelten mußte. Man erinnere sich der Gattinn des Director Belluomo, die, mit einer leidlichen Stimme, einem völlig oberdeutschen Dialect und einem unscheinbaren Äußeren, mehrere Jahre die ersten Liebhaberinnen vortrug.

Dieser Art auf eine genügsame Weise sich zu vergnügen, gab Dittersdorf neue Nahrung. Personen aus dem gemeinen Leben, lebhafte Intriguen, allgemein faßlicher Gesang, verschafften seinen auf einem Privat-Theater entstandenen Opern einen allgemeinen Umlauf, und wer in Weimar mag sich nicht gerne des rothen Käppchens[1] erinnern, mit dessen heiterer Erscheinung das jetzige Hoftheater eröffnet wurde.

In einem ganz entgegengesetzten höheren Sinne hatte Mozart durch die Entführung aus dem Serail Epoche gemacht. Diese Oper, noch mehr aber die Zauberflöte, die eigentlich nur den Theatermeistern Mühe machte, wurde unzähligemal wiederholt und beyde brachten das darauf verwendete reichlich ein, weniger die folgenden Zauberopern, die auch nach und nach alle von der Bühne verschwunden sind.

Indessen hatten sich bey Aufführung solcher Singstücke bessere Stimmen nötig gemacht, eigentliche Sänger wurden engagirt und je besser sie wurden, je mehr traten sie mit dem Schauspiel außer Verhältniß. Auch unser Theater war glücklich genug manche zu besitzen, bis wir endlich in der letzten Zeit das Singspiel auf einem Gipfel sahen, wo es wohl verdiente, eine Anstalt für sich zu heißen. Ich brauche

[1] „Das rote Käppchen“ zweiaktige Oper von Dittersdorf, bearbeitet von Vulpius; Erstaufführung 7. Juni 1791. Die Eröffnungsvorstellung des Theaters hatte am 7. Mai stattgefunden mit Goethes Prolog Ifflands „Jäger“.

nur einiger Aufführungen: der Müllerinn, der Camilla, der Wegelagerer[1] zu gedenken, und man wird mich alles andern Beweises überheben.

Indessen hatte aber auch in Rücksicht auf die innere Einrichtung, besonders was Vorbereitung und Proben betrifft, die Oper das Übergewicht über das Schauspiel genommen. Jene braucht ihrer Natur nach mehr Proben als dieses, aber bey uns waren sie ganz außer allem Verhältniß. Man unternahm, es ist wahr, schwere Opern, aber man brachte sie meiner Überzeugung nach viel zu langsam zu Stande, und wenn auch dieß nicht zu ändern gewesen wäre, so wiederholte man eine, endlich mit so viel Mühe und Aufopferung zu Stand gekommene Oper nicht oft genug, nicht einmal so oft, daß das Publicum hätte damit bekannt werden und ihr Geschmack abgewinnen können. Singspiele welche lange gelegen bedurften gleichfalls vieler Proben, und weil es meist solche waren in welchen Chöre und Statisten nöthig sind, so wurden die Schauspieler dabey gleichfalls fatigirt, und es war bey uns zuletzt fast herkömmlich, daß weil der Sonnabend brillant seyn sollte, Montag und Mittwoch vernachlässigt, ja oft dem Zufall überlassen wurden: denn indem man bedeutende Stücke an diesen Tagen nicht geben wollte, um sie einen Sonnabend zu bringen, wenn die Oper ebenfalls fehlte, indem man Personen, welche zugleich im Schauspiel und in der Oper bedeutend sind, des Mittwochs nicht zumuthen konnte eine starke Rolle vorzutragen; so kam in die monatlichen, ja wöchentlichen Austheilungen, wobey man unmöglich alle und jede wechselseitigen Verhältnisse stets vor Augen haben konnte, ein solches Schwanken, das der Direction höchst verdrießlich seyn mußte und von Hof und Publicum oft genug unangenehm empfunden ward.

[1] Von Paesiello und Paer.

Der Vorschlag Schauspiel und Oper zu trennen hat daher den Hauptzweck beyde Gattungen auf sich selbst zu weisen, um jede separat zu ihrer Pflicht anhalten zu können. Sobald der Schauspieler ohne Zerstreuung seine Zeit der Erlernung neuer Stücke, der Repetition älterer widmen kann, sobald man festsetzt, daß Sonnabends gewiß Oper seyn werde, so hat der Schauspieler den Donnerstag, Freytag, Sonnabend und Sonntag vor sich, um Montag und Mittwochs ehrenvoll und zur Freude der Zuschauer zu erscheinen. Austheilungen können auf einen Monat gemacht werden und müssen gehalten werden. Von Zeit zu Zeit eintretende Unmöglichkeiten sind von keiner Bedeutung, wenn nur nicht jeden Augenblick die Willkür waltet.

Man bedenke hier vor allen Dingen, daß der Hauptzweck unsers Theaters sey, dreymal die Woche bedeutende, gefällige Vorstellungen zu geben. Darauf muß man losgehen, alles andere sind Nebensachen.

Durch die Trennung des Schauspiels von der Oper kann bey uns dieser Zweck ganz allein erreicht werden. Die Hauptursachen sind oben schon angedeutet; es liegen aber noch andre im Hintergrund, welche sich zu künftiger, vielleicht nur mündlicher Mittheilung qualificiren. Wollte man eine solche Scheidung im Augenblicke streng machen, so würde sich finden, daß das Schauspiel wohl ohne die Oper, die Oper aber nicht ohne das Schauspiel bestehen könnte. Man lasse daher vorerst diejenigen die eigentlich als Schauspieler anzusehen sind, wie Unzelmann und Deny, bey der Oper mitwirken; nur gehe man aufs schärfste zu Rathe, wie die Proben vermindert und das Einstudiren einer Oper beschleunigt werden könne, damit solche Personen nicht mehr als billig von ihrer Obliegenheit beym Schauspiel abgehalten werden.

Das zweyte was einer Trennung entgegen zu stehen scheint, ist, daß man bey Oper und Schauspiel wechselseitig Statisten und respective Choristen gemacht hat. Dieses alte Recht der Directionen die besten Schauspieler und Sänger zu den geringsten Functionen zu beordern, ist für einen Entrepreneur, besonders für einen herumziehenden, von Bedeutung, und man hat sich es bisher bey der Commission, welche in jene Stelle eintrat, ganz wohl gefallen lassen. Untersucht man aber genau wie viel man davon nachgelassen, wie mancher, wo nicht ausdrücklich, doch stillschweigend, wo nicht für immer, doch öfter, dispensirt und freigelassen; so zeigt sich, daß es in der Ausübung keineswegs so viel als man glaubt, relevire.

Das Schauspiel so wie die Oper würden künftig noch immer in sich selbst Statisten machen. Bey der Oper sind die Chorschüler gegenwärtig, und wenn man zu den subalternen Sängerinnen, die anfangs noch bey der Oper mitwirken möchten, einige Mädchen aus der Stadt heranzieht, so würde nichts verloren und viel gewonnen seyn.

Überhaupt müßte es leichter seyn als jemals, sich ein stehendes Chor zu bilden, da durch den Einfluß der großen Berliner Singacademie sich überall Privatgesellschaften bilden, die eine Freude darin finden mehrstimmige Gesänge auszuführen. In Berlin selbst haben sich mehrere solche Privatchöre gebildet, in Halle, Leipzig, Jena, Weimar sind sie auch schon entstanden und es bedürfte bey uns nur ein geringes, um eine solche Neigung weiter zu verbreiten. Noch nie ist ein Zeitpunkt günstiger gewesen als der gegenwärtige.

Es möchte unfreundlich aussehen, wenn ich hier umständlich ausführen wollte, wie vorzüglichere Sänger, wenn man sie zum Chorgesange fordert, zwar erscheinen, um nicht gestraft zu werden, aber keinen Laut von sich geben; welches man nicht eben so gut als eine Abwesenheit beweisen konnte.

Daß noch manches bey einer neuen Einrichtung wird zu bedenken, daß noch manches wird zu thun seyn, bis die beyden getrennten Abtheilungen des Theaters sich in sich selbst runden und consolidiren, liegt in der Natur der Sache. Was wegen Lauchstädt zu thun sey, wird gefragt werden, worauf sich aber auch recht gut wird antworten lassen.

Führt man aber die Oper wieder mehr zum Gesang, das Schauspiel mehr zur Recitation und Declamation zurück, entäußert man sich nach und nach alles unnöthigen Prunks und Lärms, so wird die Anstalt nach innen und nach außen gewinnen und die Casse gewiß nichts verlieren. Schon wenn die Montage und Mittwoche bedeutender werden; so muß eine erhöhte Einnahme an diesen Tagen schon manchen Sonnabend-Statisten bezahlen. Es giebt noch andere Vorschläge zu Erhöhung der Einnahme, und gewiß wenn mehr Einheit und Einigkeit in die verschiedenen Gliederungen der neuen Einrichtung gebracht werden, so lassen sich manche faux-frais vermeiden, deswegen mir selbst höchst angenehm ist, daß jemand mit frischem Blick zu den Cassegeschäften hinzutritt.

Ganz unschätzbar aber für den raschern Gang der Geschäfte, für bessere Disciplin und so vieles andere, ist bey der neuen Maßregel, daß die Wöchnerschaft[1] aufgehoben werde. Genast würde allein bey dem Schauspiel, Becker allein bey der Oper angestellt, und man wüßte genau was man von Jedem zu erwarten und zu fordern hätte; und jeder könnte sich mit dem was er leistet, besonders und persönlich, Ehre machen.

So viel zur allgemeinen Einleitung des Vorschlags. Zu weiterer Aufklärung und näherer Bestimmung desselben würde ich unterthänigst bitten, Durchlaucht geruhten auf Unterzeichneten, auf den Hofcammerrath Kirms und den

---

[1] Die Einrichtung der Wochenregisseure.

Rath Kruse ein Commissorium zu stellen blos zu dem Zwecke die Sache von allen Seiten durchzudenken und zu bearbeiten, wobey die bekannt gewordenen gnädigsten Intentionen im Auge behalten, und die übrigen Einrichtungen so weit als möglich ins Detail verfolgt würden. Ein Aufsatz deshalb würde baldmöglichst mit unterthänigstem Bericht einzureichen und Serenissimi höchste Entschließung abzuwarten seyn.

Weimar den 9. Decemb. 1808. Goethe.

1232.

An C. G. v. Voigt.

(11. December.)

Unter uns wenigstens ein aufrichtiges Wort! in einer Sache die eigentlich blos hinter dem Mantel gespielt wird. Ich übersende mein Ultimatum. Hier tritt freylich ein neuer Hauptpunckt ans Licht sub No. 5.[1] Ich glaube nicht daß man jenseits nachgeben wird und ich werde kein Haarbreit weichen. Es ließ sich voraussehen daß die Sache hier scheitern würde. Mündlich mehr. Bitte alles schriftliche abzulehnen.

G.

1233.

An C. G. v. Voigt.

(Mitte December.)

Ew. Excell.

habe ein eilig Blättchen geschrieben mit Bitte zu verhindern daß nicht etwa ein Rescript erlassen werde, welches die

[1] Nr. 5 von Goethe am gleichen Tage übersandter „Punktation" lautet: „Der Geheimerath von Goethe besorgt das Kunstfach beym Schauspiel allein und unbeschränkt."

Commission als schon formirt ansieht, ich würde es nicht eröffnen. Als Diener will ich mit zwey andern Dienern gern die Sache in die größte Klarheit setzen; aber wenn zuletzt nach dem was meine völlige Überzeugung ist nicht gehandelt werden soll, wenn Serenissimus diesen unmittelbaren Einwirckungen, wie leider Sonnabends eine geschehen, nicht rein entsagen; so muß ich aus der Sache scheiden. Dies unter uns. In der Maaße bitte das Commissorium zu stellen, daß der Auftrag nach erstattetem Bericht expirirt. Verzeihung!

G.

1234.

An Silvie v. Ziegesar.[1]

Wenn Sie, liebste Silvie, lange nichts von mir vernommen und auch heute nur wenig Zeilen sehen; so rechnen Sie es auf die Düsterheit der kurzen Tage, die mir durch mancherley hin und widersinnen und reden noch trüber geworden. Schon dachte ich von der theatralischen Welt abgeschieden zu seyn, durch den Ruf und Willen unsrer theuren Herzoginn aber kehre ich in ein Leben zurück das wenig Reitze mehr für mich hat. Wie gern flüchteten sich meine Gedancken manchmal zu Ihnen, und leider auch Sie weiß ich in einer Lage die höchst peinlich ist und gegen die ich die meinige als glücklich preisen kann. Lassen Sie mir doch recht bald wieder von Sich und dem Befinden Ihrer theuren Mutter etwas erfahren.

Da ich die ganze Zeit her von Gästen, lieben und gleichgültigen, heimgesucht worden, so kam das herrliche Wildpret das Ihr Herr Bruder mir schickte der Küche sehr zustatten. Ersuchen Sie ihn auf's schönste von Zeit zu Zeit

[1] Ziegesars jüngste, 1785 geborene Tochter.

meiner zu gedencken. Was an den Jenaischen Schloßvoigt gelangt sendet mir dieser gleich herüber. Meine Schuld deshalb will ich danckbar abtragen.

Auch heute seh ich wieder Jenenser. Die Frommannischen und Steffens. Was ich dabey dencke und wünsche können Sie Sich wohl vorstellen. Möge mich das neue Jahr bald zu Ihnen führen! Sagen Sie mir indessen einige Worte. Viele Grüße den theuren Ihrigen.

W. Sylvester 1808. G.

1235.

An A. v. Goethe.

Du hast von mir, mein lieber August, lange nichts gehört. Indessen wirst du von deiner Mutter verschiedenes vernommen und nun auch die 50 Thaler erhalten haben, die du verlangtest. Mache damit deine Haushaltung rein; ich will dir künftig vierteljährlich von hieraus 25 Thaler schicken. Siehe zu, wie du Haus hältst.

Ich habe vor einiger Zeit an Herrn Hofrath Thibaut geschrieben und ihm gedankt, daß er sich deiner in guten und bösen Tagen so treulich annehmen wollen. Halte dich ja an diesen trefflichen Mann und Lehrer, so wird dir in jedem Falle geholfen seyn. Auch alle übrigen Freunde grüße schönstens und suche sobald als möglich kleine Misverständnisse die vorkommen, wieder ins Gleiche zu bringen. Schreibe mir von Zeit zu Zeit; besonders auch sage mir, wie es denn mit den Pandecten geht.

An Herrn Hofrath Thibaut habe ich schon geschrieben, daß du künftigen Sommer die Pandecten nicht wieder zu hören brauchst. Es ist besser daß einige Zeit verstreicht, ehe man sich wieder zu einer so wichtigen Arbeit kehrt. Indessen

erholt sich der Geist, bildet sich an andern Gegenständen und kommt frischer und getroster auf die vorige Stelle zurück.

Mutter und Freunde werden dir umständliche Nachricht von der letzten Redoute gegeben haben. Soviel kann ich dir versichern, daß deiner oft gedacht worden ist und daß man dich mehr als einmal herbeygewünscht hat.

Schreibe mir doch auch etwas von der Witterung. Wir haben in der Nacht vom 30. auf den 31. einen gewaltigen Sturm gehabt. Hat sich etwas Ähnliches etwa bey euch eingefunden? Leider hat diese himmlische Gewalt auch uns einen Schaden gethan, der dich betrüben wird. Der alte Wachholderbaum im untern Garten ist umgestürzt worden. Wir haben ihn gestern gemessen: er hat die Höhe von 43 Fuß erreicht. Das brauchbare Holz davon will ich ausschneiden lassen, damit wir sein Andenken in irgend einem Hausrath bewahren. Eine nähere Beschreibung dieses merkwürdigen Baumes und wie wir ihn bey seiner Section gefunden haben, steht zu Diensten, wenn du irgend einen botanischen Freund hast, den sie interessiren kann. Aus dem obern Theile, etwa 35 Fuß über der Erde, will ich einige Dosen drehen lassen und eine an Blumenbach schicken dem so etwas Spaß macht.

Und so will ich für dießmal schließen und dir wohl zu leben wünschen.

Weimar den 5. Februar 1809. G.

1236.

An Christiane v. Goethe.

Jena d. 12. May 1809.

Da Riemer wegen eines starcken Schnupfens heut in seinem Quartiere bleibt; so sage ich dir nur kürzlich und

eigenhändig daß es mir ganz wohl geht. Freylich muß ich mich in Acht nehmen. Indessen geht mir was ich arbeite gut von Statten und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin soll der Roman[1] hoffe ich zum Druck befördert seyn. Denn ich lasse ihn hier drucken und es soll damit, wie mit einigen andern Dingen rasch gehen. Worüber du dich erfreuen wirst. Sage mir wie dirs geht. Grüße alles und insofern du es vermagst; so trage dazu bey daß ich ruhig hier bleiben kann. Lebe recht wohl. G.

1237.

An Pauline Gotter.[2]

Mit einigen Widersprüchen des menschlichen Herzens, liebe Pauline, sind Sie bekannt, und lassen Sich nicht irren, Ihre Veilchen und Mayblumen, die Sie in der Nähe gewiß vortheilhafter anbringen könnten, an einen entfernten Freund zu wenden; und dieser richtet seine Rhythmen und Reime nach einem abgeschiedenen guten Mädchen, demselben im Namen der edleren Menschheit zu danken, indeß er den Dank zu vergessen scheint, den er seinen wohlbehaltenen freundlichen Nachbarinnen schuldig ist. Mit diesen Betrachtungen empfangen Sie gegenwärtiges Gedicht[3], das eigentlich recht gut gelesen seyn will, wenn es Wirkung thun soll. Deßwegen lege ich es in Ihre Hände und an Ihr Herz. Lassen Sie den Verfasser nicht fern seyn!

Jena, den 29. May 1809. Goethe.

---

[1] Die Wahlverwandtschaften.

[2] Tochter des 1797 gestorbenen Dichters Fr. Wilh. Gotter. Sie wurde später die zweite Gattin Schellings.

[3] „Johanna Sebus“, entstanden am 11. und 12. Mai. Das Tagebuch verzeichnet an diesem Tage „Schön Suschen“.

1238.

An Christiane v. Goethe.

Du wirst nun wohl Herrn Kaaz[1] bey dir einlogirt haben und was das häusliche Behagen betrifft, wird er meine Abwesenheit nicht bemerken. Ich schreibe ihm selbst und Hofrath Meyern zu gleicher Zeit und ich bin überzeugt, daß seine Ausstellung und, was er sonst wünscht, gleichfalls gut gerathen werde. Ich werde mit Vergnügen davon durch die rückkehrenden Boten, und mehr noch künftigen Sonnabend belehrt werden. Wende alles was du kannst die nächsten acht Tage von mir ab: denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren was ich ganz nahe vor mir sehe und was in kurzer Zeit zu erreichen ist. Wie gesagt, mein Kind, laß nur die nächsten acht Tage nichts an mich heran was abzuhalten ist. Alle Geschäfte sind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fisch und ein gut Stück Wildpret schicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten lasset.

Solltest du noch etwas von Pflanzen brauchen, so schreibe es mir. Grüße die kleine Gesellschaft die dich neulich begleitete. So viel ich merken kann haben sie einen guten Eindruck zurückgelassen. Weiter wüßte ich nichts zu sagen, als daß ich dir wohl zu leben wünsche.

Jena den 30. May 1809.

Goethe.

---

[1] Dresdener Landschaftsmaler, den Goethe 1808 in Karlsbad kennen gelernt.

1239.

An Charlotte v. Stein.

Zwar vernehm' ich von Knebeln, theuerste Freundinn, daß wir Sie den Donnerstag hier sehen sollen; darauf wollen wir uns nun möglichst vorbereiten und Ihnen hoffentlich leidenlos entgegen kommen, aber doch will ich den heutigen Boten nicht ohne ein lange versäumtes Wort abgehen lassen. Von mir war bisher leider nicht viel zu sagen. An die physische Existenz habe ich keine großen Anforderungen; wenn mir es aber auch nicht einmal gelingt geistig thätig zu seyn, indem ich mich in die Wüste begebe; so wäre mir eine gewisse Ungeduld wohl zu verzeihn. Indeß nun habe ich's auf die alte Art doch wieder durchgesetzt und es ist mir in diesen Tagen gelungen, an dem Roman[1] fortzuarbeiten der mir durch die gute Aufnahme seiner ersten Hälfte erst wieder werth geworden. Mögen Sie unsrer verehrten Fürstinn sagen, daß ich, indem ich mir jene Wirkungen zurückrief, die dasjenige hervorgebracht hatten, was schon auf dem Papier fixirt war, mir den Muth und die Freude geben konnte das übrige was noch zwischen Seyn und Nichtseyn schwebte, hervorzurufen und festzuhalten. So viel habe ich mir fest vorgesetzt: ich will alles abweisen und vermeiden was mich hindern könnte das angefangene zu Stand zu bringen, verzeihen Sie, wenn ich Sie von dem ausschließlich unterhalte was mich jetzt interessirt. Ein künftiges Interesse hängt vom gegenwärtigen ab. Wenn Sie herüberkommen, sollen Sie dafür blos mannigfaltig grünende Thäler sehen. Die wenigen Blüthen dieses Jahrs sind vorüber. Gestern mit einer Gelegenheit schickte ich Ihnen ein Gedicht,[2] gedruckt,

[1] „Wahlverwandtschaften".
[2] „Johanna Sebus".

das Sie früher wohl schon geschrieben kannten. Ich will keine Reflexion hinzufügen, daß die Poesie zu einer Zeit, wo so ungeheure Thaten geschehen, sich gegen die naivgroße Handlung eines Bauernmädchens flüchtet — und da die Seite herunter ist, will ich mich auf Wiedersehen zum besten empfohlen haben.

Jena den 30. May 1809.

Goethe.

1240.*

An Zelter.

Von Ihnen, theuerster Freund, wieder einmal einige Worte zu sehen, war mir höchst erquicklich. Ich denke tausendmal an Sie und bedaure, daß diese verworrene Zeit uns noch mehr als sonst von einander trennt. Selbst zum Schreiben fühlt man wenig Lust. Man entwöhnt sich des Correspondirens, wie man sich in Staaten, wo scharfe Censur ist, das Lesen abgewöhnt ...

Da es noch nicht räthlich war nach Carlsbad zu gehen; so befind' ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vorm Jahre in den böhmischen Gebirgen concipirt und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre herausgeben und ich eile um so mehr damit, weil es ein Mittel ist mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder einmal vollständig zu unterhalten. Ich hoffe Sie sollen meine alte Art und Weise darin finden. Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dieß offenbare Geheimniß zur Freude gereichen.

Seit Eberweins Abschied und allerley theatralischen Händeln bin ich von der Musik ziemlich abgeschnitten. Ich

hoffe künftig durch ihn desto froheren Genuß. Wiederklänge aus Ihrem Himmel zu dem ich selbst leider niemals gelangen sollte; worüber ich denn doch manchmal verdrießlich bin. Jetzt in kriegerischen Zeiten sieht man erst wie unbehülflich und ungeschickt man sich im Frieden betragen hat. Der kleinen Ballade,[1] wenn sie componirt ist, geben Sie eine Publicität welche Sie wollen und lassen mich nicht gar zu lange ohne ein aufmunterndes theilnehmendes Wort. Leider ist mir dieser Winter sehr ungenutzt und unerfreulich hingegangen. Seit dem Frühjahre habe ich wieder angefangen, an der Farbenlehre zu redigiren und drucken zu lassen, bin in der Geschichte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts und im Ganzen bald am 60. Bogen. Es sieht wunderlich aus wenn eine so große Masse eigenen und fremden Lebens auf dem Papier steht und doch immer nicht nach was rechts aussehen will. Das Geschriebene wie das Gethane schrumpft zusammen und wird immer erst wieder was, wenn es aufs neue ins Leben aufgenommen, wieder empfunden, gedacht und gehandelt wird . . .

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein.

Jena den 1. Juni 1809. G.

1241.*

An C. F. v. Reinhard.

Sie sind recht lieb und gut, verehrter Freund, daß Sie mich mein Stillschweigen nicht entgelten lassen und mir die traurige Nachricht[2] selbst überschreiben: denn was kann uns bey einem solchen Verluste besser trösten, als die Empfindung wie viel uns noch übrig bleibt.

[1] „Johanna Sebus".
[2] Von dem am 29. Mai erfolgten Tode von Johannes v. Müller.

Der Gewinn Ihrer Neigung und Freundschaft, der mir so spät geworden ist, bleibt mir um so unschätzbarer als eigentlich lange leben nichts heißt als andere überleben. Je länger das Leben dauert, desto mehr gehen die frühern Verhältnisse ins Enge und die neuern sind um desto höher zu achten, weil sie sich seltner fügen.

Unser abgeschiedener Freund war einer von den seltsamsten Individualitäten, die ich gekannt habe. Es würde schwer seyn, ihn als Menschen, als Talent, als Schriftsteller, Geschäfts- und Lebens Mann in einem Bilde darzustellen. Wer ihn nicht näher gekannt hat, wird sich nicht leicht einen Begriff von ihm machen können.

Es war ein Glück für ihn, daß er Ihnen noch zuletzt begegnete: denn er muß sich doch an seinem Platze sehr isolirt und peinlich befunden haben. Nehmen Sie auch Dank von mir, daß Sie ihm bis an sein Ende beygestanden.

Ich habe die Zeit Besuche aus Göttingen gehabt und mich dabey nur allzu lebhaft erinnert, wie ich mir vor Ostern Hoffnung machte, Sie mit dem nunmehr abgeschiedenen Freund an dem bedeutenden Orte zu sehen . . .

Jena den 9. Juni 1809.

Goethe.

1242.

An August v. Goethe.

Deinen Brief vom 30. Juni, den ich durch den Courier erhalten sollte, empfange ich heute durch die Post und antworte sogleich.

Es ist mir sehr angenehm zu hören, daß du wohl bist und dich in Heidelberg der schönen Jahrszeit erfreust. Auch wird mir ganz lieb seyn, wenn du in den Ferien eine Rhein

Reise anstellst, wozu ich dir die Auslagen gerne vergüten will. Sieh dich nur dabey in Kleidung und sonst einigermaßen vor: denn so lustig diese Wasserfahrten sind, so trägt man doch ehe man sich's versieht, etwas davon. Was du übrigens auf diesem Wege siehst und erlebst, das wird dir für alle Zukunft zu großem Nutzen und Freude gereichen. Nur wünschte ich, daß du wohl als ein fleißiger Heftschreiber auch ein Reiseheft schriebst, nicht um die Gegenden zu beschreiben, sondern nur von manchen Localitäten, Menschen, Gasthöfen, Preisen, gegenwärtigen Zuständen, Gesinnungen u. s. w. eine feste Notiz zu behalten. Dergleichen Aufsätze sind für uns und andre sehr belehrend, und in der Folge, wenn wir wieder an solchen Ort kommen, unschätzbar. Schreibe mir unterwegs ein Wort: denn Posten gehen überall.

Ebenso wünsche ich, daß dir deine Rückreise durch Franken möge Vergnügen schaffen. Ich bin diesen Sommer zwischen Jena und Weimar geblieben. Deine Mutter hat eben eine Lustpartie nach Jena gemacht. Lebe recht wohl und grüße alle Freunde.

Weimar den 10. Juli 1809. G.

1243.

An Witzel.

Die mir von unserm Theater gegebenen Nachrichten, mein lieber Herr Commissions Secretär, habe ich mit Vergnügen erhalten.

Wäre ein kleines Stück nöthig, so findet sich ja wohl eins im Repertorium, worin etwa nur eine Rolle einzulernen wäre. . Zu einem neuen würde ich aus mehreren Ursachen nicht rathen.

Beyliegendes Schreiben der Demoiselle Engels wäre Fürstl. Commission zu übergeben, und Herr Röpke über das Anbringen zu vernehmen. Man sollte mit diesem Manne, der noch immer den Comödianten fortspielt, und nicht begreifen will was ein weimarischer Hofschauspieler sey, einmal Ernst machen und ihn ohne viel Umstände auf die Hauptwache setzen. Denn nach der bisherigen Weise hat seine Frau die Prügel und Demoiselle Engels die Grobheiten weg und Fürstl. Commission ist als wenn sie nicht dawäre.

Bringt uns ein gutes Geschick nächsten Herbst zusammen, so wird, will's Gott, keine Unart ungeahndet hingehen. Denn bey unserm Theater kommt es mir oft wie bei der hiesigen Akademie vor: es ist als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen sich nur ein Plätzchen um Gotteswillen erbitten müßten.

Haben Sie die Gefälligkeit, das Geschäft mit Antheil und Aufmerksamkeit weiter zu begleiten. Empfehlen Sie mich meinen Herrn Mit Commissarien aufs beste und lassen mich von Zeit zu Zeit hören was sich ereignet.

Jena den 11. August 1809.

Goethe.

1244.

An Christiane v. Goethe.

Da du einmal kommen willst; so sage ich dir lieber gleich daß es mir recht angenehm seyn wird, denn es giebt doch mehr zu besprechen als man glaubt.

Da ist zum Exempel der alte Handel zwischen Riemer und der Nachbarinn, von dem du mir schon früher erzähltest ausgebrochen. Ich bin überzeugt daß es nichts ist als eine

lüsterne Liebeley die weiter nichts hinter sich hat. Aber die Frau ist kranck geworden und hat dem Mann gott weis was erzählt. Du weist das alles wohl schon besser. Auf alle Fälle wünschte ich du liesest die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat und hörtest wie alles steht. Sprächst allenfalls Hirschfelden selber, damit womöglich das Aufsehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung und was sonst noch alles vorgeht. Du wirst durch deine Klugheit und Thätigkeit alles zu vermitteln suchen.

Jetzt sage ich weiter nichts als daß ich dich herzlich liebe und mich freue für dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu seyn.

Inliegendes bitte gleich zu bestellen.

Jena d. 10. Sept. 1809. G.

1245.

An Christiane v. Goethe.

Zuerst danke ich dir und deiner schönen Begleiterinn[1] für den angenehmen Besuch; sodann schicke ich ein Bändchen,[2] aber nur unter folgenden Bedingungen:

1.) Daß ihr es bey verschloßenen Thüren leset.
2.) Daß es Niemand erfährt, daß ihr's gelesen habt.
3.) Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4.) Daß mir alsdann zugleich etwas geschrieben werde, von dem was unter euch beym Lesen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu sagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden. Schreibe mir übrigens wenn irgend etwas vorkommen sollte, und vergiß nicht in der Schublade, der mittelsten, rechts an

[1] Caroline Ulrich.
[2] Die Wahlverwandtschaften.

meinem Schreibtisch, mir das Paket Manuscript zu schicken, welches mit einem braunen schmalen Bändchen zugebunden ist. Lebe recht wohl und bereite uns eine leidliche Winterexistenz vor.

Jena den 15. September 1809. G.

1246.

An C. v. Knebel.

Uns sind zwar hinter die Loderischen Pappeln einige wunderliche Seefische zugekommen; aber wir haben denselben keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen können. Es scheint daß die Kartoffeln vom Neuthor die wahre Base, und die Schrittschuh- und Wassereymer-Oden[1] das ächte Gewürz bleiben, wodurch dergleichen Natur- und Handelsprodukte ergötzlich werden können. Drum senden wir dir dieselbigen, mit Vorausverkündigung eines Besuches aus dem Stegreife zwischen heut und dem Vollmond. Die besten Wünsche beyfügend

Jena den 19. September 1809. G.

1247.*

An C. G. v. Voigt.

Ew. Excellenz

früher für die letzten freundlichen Zuschriften zu danken, bin ich abgehalten worden durch den Zuspruch meiner alten Übel, die mir meine diesjährige Versäumniß des Carlsbades schon vor Winters empfindlich machen wollen. Ich habe

[1] Von Klopstock. Das Tagebuch verzeichnet am 16. und 18. September, daß Knebel „Klopstockische Oden" vorgelesen.

bey dieser Gelegenheit die Nähe unsres Starke[1] gesegnet, der mir geschwinder über die schlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böse bleibt immer dabey, daß viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlicher Augenblicke wieder ins Gleichgewicht soll gebracht werden.

Das unternommene Geschäft[2] ist indessen zu Stande gekommen und es wird sich Ihnen ein wunderliches Gebilde in 14 Tagen bis 3 Wochen präsentiren, dem ich eine freundliche Aufnahme wünsche. Selten wird in der Welt etwas genommen, wie es gegeben wird: es müßte denn das tägliche Brod vom Bäckerladen seyn. Bey dieser meiner neuen Arbeit wünschte ich, daß Sie sich mancher schöner Momente unseres für mich einzig frohen Zusammenwirkens erinnerten . . .

Mein August, wie ich höre, ist zu Hause angelangt, von Würzburg aus zu Fuße mit einem Jagdtäschchen. Das ist denn für diese Jugend ganz artig. Indessen kommen seine Kleider erst nach und er wird, sobald er sich produciren kann, aufwarten. Möchten Sie ihm einige Augenblicke der Prüfung gönnen.

Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist. Doch mag es auch sein Gutes haben; wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß.

So habe ich diese Tage eine recht angenehme Unterhaltung mit Schömann[3] gehabt und ich bin sehr verlangend,

---

[1] Hofrat Stark Bd. V, S. 1.

[2] „Die Wahlverwandtschaften“.

[3] F. Jos. Constantin Schoemann (1781—1813), Professor der Jurisprudenz in Jena.

ihn öfter und näher zu sehen; denn im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerley, an welchen Gegenständen man seine Thätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag. Ich schließe mit dem Blatt. Mich bestens empfehlend und das Beste wünschend

Jena den 26. Sept. 1809. G.

1248.

An Caroline von Humboldt.[1]

(30. September.)

Die Entfernung, vortreffliche Freundinn, die uns trennt, wird durch die Zeitläufe noch größer, indem man sich immer mehr des Briefschreibens entwöhnt. Ich ergreife jedoch mit Freuden eine Gelegenheit die sich mir darbietet Ihnen eine kleine Sendung zu machen, indem Herr und Frau Dufour-Feronce[2] von Leipzig eine Tour nach Italien vorhaben. Diese würdigen Personen empfehle ich Ihnen nicht; Sie werden gewiß viel Freude an einer solchen Bekanntschaft haben.

Ihr Herr Gemahl war auf seiner Durchreise mehrere Tage bey uns. Wir haben uns ziemlich wiedergefunden wie wir uns verlassen haben,[3] und auch gleich wieder unsre Unterhaltung angeknüpft, als wenn sie erst gestern wäre

---

[1] Frau v. Humboldt war mit ihren Töchtern noch in Bern geblieben während ihr Gatte Wilhelm mit seinem Sohn Theodor sich wieder nach Deutschland begeben hatte.

[2] Angesehener Handelsherr in Leipzig.

[3] Vor sieben Jahren.

abgebrochen worden. Er ließ einige kleine Gedichte von mir für Sie abschreiben; ich weiß nicht ob sie zu Ihnen gekommen sind. In Königsberg ist er wohl und thätig. Unmittelbar habe ich nichts von ihm gehört, aber theils durch Freunde, theils durch den öffentlichen Ruf.

Daß unser guter Wolzogen[1] gegenwärtig in Wiesbaden sehr krank und sein Übel wahrscheinlich ohne Hoffnung ist, können Sie nicht wissen. Ich gebe Ihnen diese unerfreuliche Nachricht, weil sie denn doch einmal zu Ihnen kommen muß. Frau von Wolzogen benimmt sich in ausdauernder Vorsorge für ihren Gemahl in diesem traurigen Falle höchst musterhaft.

Frau von Schiller ist wohl und hat einen Theil des Sommers in Rudolstadt zugebracht. Bey Hofe und in dem Ihnen bekannten und interessanten Cirkel ist, soviel mir jetzt vorschwebt, gerade keine Veränderung vorgegangen.

Ihr Söhnlein befand sich bey uns ganz lustig und wohl, und bey allen militärischen Gesinnungen machte es ihm sehr großen Spaß seinen Sepiahandel bey uns durchzusetzen und gute Procente von uns zu nehmen.

Mein August ist vor kurzem von Heidelberg zurückgekommen, wo er sich einige Jahre aufgehalten hat.

Soeben verläßt ein Roman[2] von mir die Presse. Ich will suchen durch Herrn Dufour Ihnen ein Exemplar zu überschicken. So ein nordisches Product muß unter römischer Umgebung einen ganz eignen Eindruck machen, und ich habe es daher doppelt Ihrer Nachsicht zu empfehlen. Sie wissen ja schon, daß jeder Ultramontane eine eigne Tournüre mitbringt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein freundlich und lassen mich durch Herrn Dufour etwas von sich erfahren.

---

[1] Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Schwager.
[2] Wahlverwandtschaften.

1249.*

An Cotta.

(1. October.)

... Die Aushängebogen des Romans werden nun bald in Ihren Händen seyn; und ich wünsche, daß diese beiden Bändchen zuerst Ihnen und dann dem Publicum Vergnügen machen. Es ist so manches hineingelegt, das wie ich hoffe den Leser zu wiederholter Betrachtung auffordern wird.

Mit Recht beklagen Sie sich, daß das Nachdrucks-Unwesen mit der lieben Preßfreyheit im östreichischen erst recht überhand nimmt. Ich darf Ihnen wohl im Vertrauen eröffnen, daß diese Materie bey dem großen Erfurter Zusammentreffen so vieler bedeutender Männer zur Sprache kam. Ich hatte zwei Hauptpersonen, den Fürsten Primas und den Grafen Bose, für meine Ansichten gewonnen, oder vielmehr es waren die ihrigen nur daß ich sie entschiedener aussprach. Schon hatte ich ein Promemoria verfaßt, Einleitung und Beystimmung war zugesagt, als mich glücklicher oder unglücklicher Weise ein Dämon beym Ärmel zupfte und mich bedenken ließ, daß es die Zeit nicht sey, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mischen und daß man nur wohl lebe, indem man verborgen lebt. Denn aufrichtig gesagt: wer könnte es denn wohl den lieben Deutschen recht machen, die noch immer in ihren anarchischen Wust verliebt sind. So blieb die Sache liegen und ich fürchte nur, daß sie bey einzelnen Fällen zur Sprache kommt und alsdann etwas tumultuarisch behandelt werden wird.

Es ist mir sehr angenehm, daß ein Beytrag zu dem Damen Calender Ihnen willkommen gewesen. Ich will sehen ob ich Ihnen für den nächsten etwas ähnliches bereiten kann.

Es thut mir leid, daß wir soweit aus einander wohnen, daß ich bey dieser und andern ähnlichen Ihrer Anstalten nicht beythätig sein kann: denn beyräthig zu seyn will in solchen Fällen nicht viel heißen. Was ich an dem Damen Calender vermisse, ist der geistreiche und heitre Teil, der doch eigentlich das Leben schmückt, und der in der großen wie in der kleinen Welt höchst gute Aufnahme findet. Ich will der Pichler, Lafontaines und Reinbecks Arbeiten nicht schelten, weil sie Verdienste haben: aber es geht doch durch alle etwas Tristes hindurch, das einen gewissen gedrückten Zustand andeutet und den Leser wo nicht niederzieht, doch gewiß nicht erhebt.

Jean Paul's Einfall[1] ist recht gut, aber in der Ausführung spürt man wenig Geistreiches und der gute Geschmack möchte manches dabey zu erinnern haben. Auch die Gedichte scheinen mir zum größten Theil viel zu ernst und trocken.

Solche artige kleine Dinge, die sich auf das gesellige Leben galant beziehen in Prosa und Versen, wie Ihr Almanach des Dames enthält, sucht man hier vergebens, und doch machen dergleichen, ohne eigentlichen poetischen Werth, immer eine anmuthige Wirkung.

1250.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihre beyden lieben Briefe, mein verehrter Freund, habe ich in Jena erhalten und also die Fürstinn Repnin leider nicht gesehen, der ich in Ihrem Namen gern recht freundlich gewesen wäre.

[1] „Dämmerungen für Deutschland".

Ich befinde mich seit länger als sieben Wochen hier und komme mir vor wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sey übrigens und entstehe was will. Diese Geburt wird sich etwa in der Hälfte Octobers bey Ihnen präsentiren. Ich bitte um gute Aufnahme.

Was Ihren Wunsch betrifft, einen Hauslehrer für Ihre Kinder zu haben, darüber weiß ich noch wenig tröstliches zu sagen. Selbst Freunde in der Nähe von mir behelfen sich gewissermaßen nur in diesem Puncte. Vor kurzem hat sich Herr von Humboldt bey seiner Durchreise, so wie Kanzler Niemeyer nach ähnlichen Subjecten erkundigt. Sie sehen daraus, wie selten die Erfordernisse zu solchen Stellen gefunden werden. Man hat mir von einem jungen Menschen gesagt, der sich hier befindet und nicht übel seyn soll, der aber wenigstens noch ein Jahr braucht, um sich zu einer solchen Stelle fähig zu machen.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken, wo auf einmal ein Mangel herkommt wo sonst ein Überfluß war. Es scheint mir aber an den Schulen zu liegen, die theils einen philanthropinischen, theils einen andern modischen Einfluß erleiden, so daß die jungen Männer nicht genug mit auf Akademien bringen und dort wieder Richtungen nehmen, die sie von der Bahn abführen, worauf sie sich selbst und andern nutzen könnten.

Ich will mich zwar nach einigen Seiten hin erkundigen; aber ich wollte doch rathen, nach Göttingen, allenfalls an Sartorius, zu schreiben: denn dort sollte doch am ersten noch eine solche Pflanzschule seyn, in der sich eine Person nach unsern Wünschen fände . . .[1]

[1] Im Konzept des Briefes folgt hier noch Folgendes: „Dabey mache ich noch eine Bemerkung: Das was Sie ausdrücklich verlangen und was sich außer dem Verlangten von selbst versteht, scheint zwar wenig und wäre wirklich auch wenig,

1251.*

An Zacharias Werner.

(1. October.)

Sie sollen, mein lieber Werner, für Ihren langen und interessanten Brief den schönsten Dank und eine kurze Gegenantwort haben. Ich befinde mich noch in Jena auf dem Platze wo Sie mich verlassen. Der Roman ist indessen gedruckt worden, den ich Ihnen hiermit zur freundlichen Aufnahme empfehlen will.

Es war mir selbst höchst angenehm, daß wir in Frieden und Freude an derselben Stätte wieder geschieden sind,[1] wo wir zuerst mit gutem Muth und Willen uns zusammengefunden hatten. Es kommt nur auf Sie an, daß es immer so bleibe. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß wir immer einmal wieder eine Strecke Wegs mit Lust zusammen fortwandern

---

wenn wir noch in unserm alten Haushalt fortlebten. Der ist aber so um und umgekehrt, nachdem er schon früher untergraben war, daß an das was sich sonst von selbst verstand nicht mehr zu denken ist. Leider habe ich, bey Gelegenheit Ihres zutrauenvollen Briefes, die Augen wieder einmal dahin gewendet, wo ich sonst selten hinblicke: denn warum soll man nach dem Untröstlichen hinsehen. Ich habe mir die schon gut placirten jungen Leute ins Gedächtniß gerufen, und mich gefragt, ob ich Ihnen einen davon empfehlen möchte, wenn er noch frey wäre, und ich habe mir mit Nein geantwortet. Ein ungeheurer Dünkel, mit der Tinctur von allen Temperamenten, wo immer nur die Fehler am Platze wechseln wo sie stehen, eine ins Allgemeine gehende Narrheit, wo jeder unter der Formel des Patriotismus nur seine eigenen Absurditäten gern unbedingt möchte geltend machen, und wo die Hoffnung an ein wahres Familienattachement schwerlich erfüllt werden würde.

Und so erhalten Sie, damit ich nur nicht gar still schweige, wie es mir so oft geschieht, ein vielleicht hypochondrisches Blatt, das noch viel schlimmer werden würde, wenn ich ausführlicher seyn wollte. Lassen Sie die Akademien noch mehr zusammengehen als jetzt, lassen Sie die Hoffnung, wo nicht auf Anstellung bey derselben, doch auf Nahrung an derselben, wie bisher so unzählige Privatdocenten existirten, immer schmäler werden; so werden so mäßige und so fromme Wünsche wie die Ihrigen noch immer unerfüllt bleiben. Verzeihen Sie mir meinen Brief um des Briefs willen und sagen mir ein Wort, wenn Sie, von einer andern Seite her, eine bessere Aussicht finden."

[1] Werner schreibt über diesen in Jena genommenen Abschied in seinem Tagebuch: „Rührender Abschied von ihm. In seinem großen göttlichen Auge sagt eine stille Thräne und ein Händedruck ohne Worte Versöhnung."

können, wo wir uns auch treffen mögen; nur enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen. Lassen Sie mich den Pfad, den ich mir selbst gebahnt und gekehrt, ruhig hin und wieder spazieren und begleiten mich insofern es die Gelegenheit giebt.

Sollte Sie dieser Brief bey Frau von Stael treffen, so empfehlen Sie mich ihr und auch Herrn Schlegel,[1] an dessen Vorlesungen ich sehr viel Freude gehabt habe.

In einigen Tagen gehe ich nach Weimar, wo ein gewisses Stück: Der 24. Februar,[2] sogleich bey verschlossenen Thüren aufgeführt werden wird. Der Schauspieler Haide hat das Ganze auswendig gelernt und wird also im Einzelnen schwerlich aus dem Ton fallen. Er setzt sich vor, Wunder zu thun, woran ich keinen Zweifel habe. Dieser tragische Tell ist ihm ganz angemessen. Finde ich bey der Vorstellung das Stück wie ich mir's denke, lobenswürdig und gut; so soll mir Niemand nichts dagegen sagen, ohne sich Händel auf den Hals zu ziehen, und wenn es der Verfasser selbst wäre . . .

1252.

An Zelter.

Statt eines sehr mannigfachen Dankes, sende ich Ihnen heute nur einen freundlichen Gruß durch einen Abreisenden, durch Herrn Lorzing, einen Bruder unseres Schauspielers. Ich bin Ihnen mit meinen Gedanken und Wünschen nach Königsberg gefolgt, die sich freylich nur immer auf Ihr eignes Wohl beziehen konnten. Die Narren von Deutschen schreyen noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die seinigen redlich,

---

[1] Wilhelm Schlegel.

[2] Die erste Aufführung des Wernerschen Schauspiels erfolgte am 24. Febr. 1810.

und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt; so sähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen lassen und im alten Wesen verharren.

Ich wenigstens treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten. Haben Sie tausend Dank, daß Sie uns wieder zur Auferbauung einen hübschen Mann,[1] soweit es gehen wollte, gebildet und als einen fördernden Mitbürger zurückgeschickt haben.

Ob ich gleich wenig von Detail weiß, so sehe ich doch auch, nach meiner Art, in Ihr Ganzes hinein, d. h. Ihres Staats und seiner Aussichten und Hoffnungen; und da wünschte ich denn freylich einen so edlen theuren Freund, nach so manchen Prüfungen, wenigstens mit bessern Aussichten beglückt. Wäre mir Ihr Thätigkeits Kreis, wäre mir ganz deutlich was Sie thun und leisten; so könnte ich auch über Ihre Zustände beruhigter seyn: denn in der Ferne sieht man gewöhnlich nur was fehlt und abgeht; die Hoffnung wie die Furcht sind zwey leere Wesen.

Mit diesen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman. Thun Sie als wenn der größte Theil Ihnen zugeschrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beynahe jetzt unmöglich mit dem Einzelnen von einzelnen Dingen zu sprechen; faßt man aber breitere Verhältnisse ins Auge, so mag man wohl noch manches darstellend aussprechen.

Heute nicht mehr! Die Rübchen sind glücklich angekommen. Der Dank dafür soll bey jeder frischen Schüssel erneuert werden.

Weimar den 30. October 1809. G.

[1] Eberwein.

1253.

An Bettina Brentano.

Man kann sich mit dir, liebe Bettine, in keinen Wettstreit einlassen, du übertriffst die Freunde mit Wort und That, mit Gefälligkeiten und Gaben mit Liebe und Unterhaltung; das muß man sich denn also gefallen lassen und dir dagegen soviel Liebe zusenden als möglich und wenn es auch im Stillen wäre.

Deine Briefe sind mir sehr erfreulich sie erinnern mich an die Zeit wo ich vielleicht so närrisch war wie du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt.

Dein hinzugefügtes Bild[1] ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüst. Es ist sehr natürlich und kunstreich dabey, ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren sich im Radiren nach der Natur zu üben. Das Unmittelbare fühlt sich gleich. Daß er seine Kunstmaximen dabey immer im Auge habe versteht sich von selbst. Ein solches Talent müßte sogar lucrativ werden, es sey nun daß der Künstler in einer großen Stadt wohnte; oder darauf reiste. In Paris hatte man schon etwas ähnliches. Veranlaße ihn doch noch jemand vorzunehmen den ich kenne und schreibe seinen Nahmen. Vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das interessante Bettinchen. Fürwahr sie sitzt so traulich und herzlich da, daß man den etwas korpulenten Wintergarten,[2] der übrigens im Bilde recht gut komponirt, seine Stelle beneiden muß. Das zerknillte Blättchen habe sogleich auf-

[1] Von Ludwig Grimm. In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" erzählt Bettina: „Ludwig Grimm, der Zeichner, machte schon vor zwei Jahren, da er noch gar wenig Uebung hatte, aber viel stillen vergrabenen Sinn, ein Bildchen von mir."

[2] Arnims Novellenband „Der Wintergarten".

gezogen, mit einem braunen Rahmen umstrichen und so steht es vor mir indem ich dies schreibe. Sende ja bald bessere Abdrücke.

Albrecht Dürer wäre ganz glücklich angekommen, wenn man nicht die unselige Vorsicht gehabt hätte feines Papier oben auf zu packen, das denn im Kleide an einigen Stellen gerieben hat, die jetzt restaurirt werden. Die Kopie verdient alle Achtung; sie ist mit großem Fleis und mit einer ernsten, redlichen Absicht verfertigt das Original möglichst wieder zu geben. Sage dem Künstler meinen Danck, dir sage ich ihn täglich wenn ich das Bild erblicke. Ich möchte von diesem Pinsel wohl einmal ein Portrait nach der Natur sehen.

Da ich das Wort Natur abermals niederschreibe; so fühle ich mich gedrungen dir zu sagen: daß du doch dein Naturevangelium das du den Künstlern predigst in etwas bedingen möchtest. Denn wer ließe sich nicht von so einer holden Pythonisse gern in jeden Irrthum führen. Schreibe mir ob dir der Geist sagt was ich meyne. Ich bin am Ende des Blats und bitte dich nur noch durch Übersendung Durantischer und Marcellischer Compositionen abermals lieblich in meinem Hause zu spucken.

W. d. 3. Nov. 1809.

Goethe.

1254.

An Rochlitz.

Das Vertrauen womit ich mir ein Urtheil über mein Neuestes[1] von Ihnen erbat ist durch Ihren liebenswürdigen

[1] „Die Wahlverwandtschaften".

Brief gar schön belohnt worden; ich dancke Ihnen dafür auf das herzlichste. Billig ist es wohl daß die Freunde des Schönen und Guten mir ein tröstliches Wort über diese Production sagen, die wenigstens ein fortgesetztes redliches Streben andeutet und die mich in manchem Sinne theuer zu stehen kommt; ja, wenn ich die Umstände bedencke unter denen das Werckchen fertig geworden; so scheint es mir ein Wunder daß es auf dem Papier steht.

Seitdem es abgedruckt ist habe ich es nicht in der Folge gelesen, eine solche Prüfung pflege ich gewöhnlich zu verspäten. Ein gedrucktes Werck gleicht einem aufgetrockneten Fresko Gemälde an dem sich nichts mehr thun läßt. Soviel es mir noch im Sinne schwebt und wie es sich mir durch Ihre Bemerckungen vergegenwärtigt, möchte ich wohl noch einige Schraffuren anbringen der Verknüpfung und Harmonie willen. Weil aber das nicht angeht; so tröste ich mich damit daß der gewöhnliche Leser dergleichen Mängel nicht gewahr wird, und der Kunstgebildete, eben indem er die Forderungen macht, für sich selbst das Werck ergänzt und vollendet.

Daß Sie ein solcher Leser und Schauer sind wußt ich wohl und erfahre es auch diesmal. Haben Sie doppelten Danck für die Theilnahme und für die Mittheilung; haben Sie dreyfachen daß Sie es in einer Zeit thun in welcher mancher andre, mit Fug und Recht, seinen Freunden schwiege und sich mit seinem eigenen Glück beschäftigte. Möge das Gute das Ihnen bereitet ist so klar zu Ihnen treten als Sie Welt und Kunst erblicken und so beständig bey Ihnen verweilen als Sie Ihren Freunden zuverlässig sind. Meines fortdaurenden Antheils bleiben Sie gewiß.

Weimar d. 15. Nov. 1809.

Goethe.

1255.

An Marianne v. Eybenberg.

Wie sehr wir verlangten zu erfahren, wo und wie Sie sich befänden, können Sie selbst denken, da unser Antheil an Ihnen immer derselbige bleibt. Daß Sie in Berlin, wenigstens auf einige Weise, geborgen sind, machte uns große Freude, und was die Lebenshändel betrifft, so müssen wir hoffen, daß sich solche vor wie nach zu Ihrem Vortheile leiten und führen werden. Sagen sie uns manchmal etwas aus dieser, wenigstens zu einem Drittel, wüsten Hauptstadt, der wir die Rückkunft Ihres Fürsten und für die Zukunft alles Gute wünschen. Wenn man auch gleich manchmal auf eine so vornehme Nachbarin schilt, so fühlt man denn doch am Ende, daß man nichts gewinnt, wenn es ihr übel geht.

Von mir weiß ich nicht viel zu sagen. Jetzt bin ich fleißig, mehr um eine Arbeit[1] los zu werden, als um etwas zu thun, und darf weder links noch rechts sehen, indessen meine lieben Landsleute mit den Wahlverwandtschaften verwandt zu werden trachten, und doch mitunter nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen.

Bey allem diesem habe ich heute, als am kürzesten Tage, keinen andern Plan, keine Absicht, keinen Vorsatz, keinen Wunsch und wie diese sehnsüchtlichen Dinge alle heißen, als den längsten Tag in Ihrer Gesellschaft in Carlsbad zuzubringen. Wenn sie also recht freundlich seyn wollen, so schreiben Sie mir in dem ersten Viertel des neuen Jahres, wie Sie es in den folgenden zwey Vierteln zu halten gedenken. Ich hoffe, die liebenswürdigen Krankheiten werden

[1] Farbenlehre.

unsre theure Freundin nicht auf so eine entschiedene Weise verlassen haben, daß sie die böhmischen Bäder verschmähen dürfte. Selbst nach Töplitz hätte ich dieses Jahr Lust und Bedürfniß. Mit dieser Aussicht, mit diesen Wünschen das beste Lebewohl.

Weimar den 21. December 1809.

Goethe.

1256.*

An C. F. v. Reinhard.

Das alte Jahr soll nicht vorübergehen ohne daß ich noch einmal bey Ihnen eintrete und mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle. Die Zeitungen hatten mich benachrichtiget, daß Sie nach Hamburg gegangen,[1] und ich wünschte den Hansestädten zu einem solchen Mittelsmanne Glück. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie mir von Ihrer Rückkehr sobald Nachricht geben, sowie von Ihrer stattlichen Beförderung. Diese ist so wohlverdient, daß ich ohne ein Prophet zu seyn, sie bey meinen heraldischen Versuchen wohl voraus andeuten konnte. Was mich betrifft, so habe ich diese letzten drey Monate still und, im Durchschnitt, fleißig gelebt.

Die Wahlverwandtschaften schickte ich eigentlich als ein Circular an meine Freunde, damit sie meiner wieder einmal an manchen Orten und Enden gedächten. Wenn die Menge dieses Werkchen nebenher auch liest, so kann es mir ganz recht seyn. Ich weiß zu wem ich eigentlich gesprochen habe, und wo ich nicht mißverstanden werde. Mit dieser Überzeugung war auch Ihnen das Büchlein

[1] Als Gesandter Napoleons für die Verhandlungen wegen des Anschlusses der Hansastädte an den Rheinbund.

adressirt, und Sie sind sehr liebenswürdig, mich ausdrücklich zu versichern, daß ich mich nicht geirrt habe.

Das Publicum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karricatur des δημος; es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotiren zu können was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren. Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf manchen beym Wiederlesen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geschreys das was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft steht, wenn man sieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert; so läßt man sich in der Fabel zuletzt auch so ein apprehensives Wunderkind gefallen, wie man sich in der Geschichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaisers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet sein Recht, wie das Geschehene.

Ist es einigermaßen möglich, so schließe ich meine Arbeit über die Farbenlehre zu Ostern ab, und Sie erhalten im May das Werk mit den Tafeln. Die beyden Bände, die ich nebeneinander ausgearbeitet habe, sind nun schon zusammen auf 65 Bogen gewachsen und wenn gegen das Ende eines Unternehmens alles geschwinder geht; so denke ich der Schluß soll sich zuletzt unvermuthet anfügen. Auch diesem Werke wird es ergehen wie andern: erst wird es blos sein Daseyn und dann seinen Platz behaupten. Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen; doch soll es mir ganz lieb seyn, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weise beschämt wird . . .

Verzeihen Sie, wenn ich aus meiner Höhle, in der ich von nichts anderm weiß, als von dem worüber ich gerade

jetzt brüte, Ihnen von solchen Dingen schreibe, die sich in der großen thätigen politischen Welt nur wie Gespenster ausnehmen mögen. Indessen haben Sie mich durch eine frühere Theilnahme verwöhnt, und so will ich denn auch bey meiner alten Überzeugung verharren, daß Ihnen die Freundschaft ein dauerndes Interesse für solche fremde und ferne Dinge einflößen kann . . .

Weimar den 31. December 1809.

Goethe.

1257.*

An C. v. Knebel.

Ob ich gleich, wie man mir zu vernehmen giebt, mit den Wiener Herrlichkeiten[1] nicht ganz gut bey dir angekommen bin, so will ich es doch wagen, dir abermals ein Heft zu senden, das auch theilweise bedenklich ist, aber doch vielleicht theilweise dein Gefallen erregt. Wenn du es wiedersendest, erhältst du ein anderes, das sehr lesbar und unterrichtend ist, die Fortsetzung von Schlegels Vorlesungen.[2] Der Streit den das französische Theater schon über 100 Jahre mit sich selbst und andern Nationen führt, wird hier auf eine sehr kenntniß- und geistreiche Weise auseinandergesetzt. Wird dieß Werk ins Französische übersetzt, so muß es gute Wirkung thun: denn unter den Franzosen sind gleichgesinnte, die aber freilich nicht auftauchen können.

Die Gegenwart des Herrn v. Humboldt[3] hat dir gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war sie belehrend und

---

[1] Den Heften der Wiener Zeitschrift „Prometheus“.

[2] A. W. Schlegels Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Literatur“.

[3] Wilhelm v. Humboldt war Anfang Januar von Erfurt nach Weimar gekommen.

aufmunternd. Ich erfuhr genauer, wie es im Preußischen mit dem Erziehungs- und Wissenschaftlichen Wesen aussieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der sich zu Restauration so gut geschickt hätte als er.

Er hatte die Artigkeit in den wenigen Stunden, die ihm übrig blieben, meine Farbenlehre und was dazu gehört zu durchlaufen und schien, da ihn der Inhalt eigentlich nicht interessiren konnte, mit der Behandlung und Methode wohl zufrieden. Der erste Band ist nun schon bis zum 39. Bogen gelangt, der zweyte bis zum 30. Und ob ich gleich dem Ende nunmehr entgegensehe, so habe ich doch bis Ostern noch voll auf zu thun. Ich hoffe daß dieses Werk wenn es zu Stande ist, auch dir zur Zufriedenheit gereichen soll. Anderes kann ich bis dahin nichts vornehmen.

Wenn ich deinen Saul[1] noch liegen lasse, so verzeihst du mir. Unsere Theaterfreunde haben dazu kein Vertrauen fassen wollen, so daß ich das Stück auf den Geburtstag nicht wagen konnte. Bey genauer Überlegung tritt noch der Umstand ein, daß die Forderung fast unerläßlich ist, die Gesänge Davids, wenigstens nach Art der Melodramen, mit Musik zu begleiten, und eine solche Composition ist eine sehr schwere, nicht leicht zu lösende Aufgabe; doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und denke es vielleicht nach Bianca della Porta[2] und Zaire[3] an die Reihe zu bringen ...

Weimar den 10. Januar 1810. G.

---

[1] Alfieris, von Knebel bearbeitetes Schauspiel; die erste Aufführung erfolgte erst am 6. April 1811.
[2] Von Collin; Erstaufführung 31. Januar 1810.
[3] Voltaires „Zaire" wurde am 17. Februar 1810 zum ersten Male aufgeführt.

1258.

An C. F. v. Reinhard.

Ihren erfreulichen Brief, mein verehrter Freund, erhalte ich heute früh, und heute Abend läßt mir der Fürst Repnin gefällig sagen, daß er Ihnen noch etwas von mir gern überbrächte. Da sehe ich um mich her, was ich Ihnen schicken könnte, und wage es die Bogen des zweyten Theils der Farbenlehre, die zu jenem ersten gehören, den Sie schon besitzen, einzupacken und mitzugeben. Lassen Sie solche nur leicht heften, die folgenden sende ich nach. Nur bitte ich, dieses werdende Werk geheim zu halten. Mitwollende giebts wenig, Mißwollende viel. Wenn ich in diese Bogen hineinsehe, so kommt mir's manchmal vor, daß ich älter werde und daß ich radotire: denn radotiren heißt nicht, wies das gemeine Lexicon sagt, allein albernes Zeug reden, sondern auch, das Rechte zur unrechten Zeit sagen; welches dem sogenannten Verstande immer albern vorkommt. Da Sie mir meine liebe Ottilie[1] so ächt, gut und freundlich nehmen und auch dem Eduard[1] Gerechtigkeit widerfahren lassen, der mir wenigstens ganz unschätzbar scheint, weil er unbedingt liebt; so gewinnen Sie gewiß diesem zweyten Theile des Farbenwesens so viel ab, daß er dem ersten, der Ihre Gunst erwerben konnte, die Wage hält. Wie viel anderes wirklich Erfreuendes und Erquickliches hätte ich nicht zu sagen, wenn wir einander gegenüber stünden; jetzt mag es ein Ende haben, weil ich einpacken und fortsenden muß, und mich nur noch Ihrem freundlichen Wollen empfehlen kann.

Weimar den 21. Februar 1810.

Goethe.

---

[1] In den „Wahlverwandtschaften".

1259.*

An Zelter.

Die Composition von Johanna Sebus habe ich zwar erst unvollkommen gehört, allein genugsam, um versichern zu können, daß sie mir ganz vortrefflich vorkommt. Ich müßte sehr weitläuftig seyn, wenn ich alles sagen wollte was mir bey dieser Gelegenheit durch den Sinn gegangen. Nur Eins will ich erwähnen, daß Sie auf eine sehr bedeutende Weise von demjenigen Gebrauch gemacht, wofür ich keinen Namen habe, das man aber Nachahmung, Malerey und ich weiß nicht sonst wie nennt, und das bey andern sehr fehlerhaft wird und ungehörig ausartet.

Es ist eine Art Symbolik fürs Ohr, wodurch der Gegenstand, insofern er in Bewegung oder nicht in Bewegung ist, weder nachgeahmt noch gemalt, sondern in der Imagination auf eine ganz eigne und unbegreifliche Weise hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete mit dem Bezeichnenden in fast gar keinem Verhältnisse zu stehen scheint. Daß auf einem ganz natürlichen Wege in der Musik der Donner rollen und die Wellen brausen können, versteht sich von selbst. Wie glücklich Sie aber die Negation kein Damm, kein Feld durch den abgerissenen unterbrochenen Vortrag ausgedruckt haben, ist überraschend, so wie die Anticipation des Gefälligen vor der Stelle Doch Suschens Bild.

Lassen Sie mich nicht weiter gehen, weil man ja des Ganzen so wie des Einzelnen erwähnen müßte. Nächstens hoffe ich es noch einigemal zu hören und mich daran recht von Grund aus zu ergötzen; welches besser ist als Reflexion und Urtheil. Ihre Correcturen sind auch angekommen und eingeschaltet . . .

Weimar den 6. März 1810. G.

1260.*

An Christiane v. Goethe.

Heute weiß ich, mein liebes Kind, nicht viel zu schreiben: denn in dem gestrigen, durch Herrn von Egloffstein abgesendeten Brief habe ich alles möglichst bedacht. Ist etwas vergessen, so erinnere mich.

Meine Arbeiten gehen insofern gut, daß wir hoffen können bald fertig zu werden. Freylich keine Störungen dürfen eintreten und wir werden euch nicht eher einladen, als bis wir recht auf dem grünen Zweige sitzen.

August kommt wieder zu euch hinüber und ich freue mich seiner, auf mehr als eine Weise; aber es ist doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht übersehe und bedenke, so ist mir sein Heidelbergischer Aufenthalt lieber als sein Jenaischer: es kommt schon etwas Kümmeltürkisches in ihn. Ich habe niemals einen so deutlichen Begriff von diesem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm seinen Sommer nicht verderben, und du brauchst ihm hiervon nichts merken zu lassen; aber wenn es so fortgeht, so muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch seyn mag. Da viel Zeit bis dahin ist, so wollen wir's besprechen; aber ich sage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten . . .

Lebe wohl und versäume nicht, zu dictiren was vorgeht, und grüße deinen hübschen Secretär.[1]

Jena den 30. März 1810. G.

---

[1] Caroline Ulrich.

1261.*

An die Theater-Kommission.

... Zum neunten May, als zu Schillers Todestag, der gerade auf einen Mittwoch fällt, wünschte ich ein Gedächtnißfest. In vier oder fünf Abtheilungen würden Scenen aus Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, Maria Stuart und Tell gegeben. Die Glocke machte den Schluß. Meine früheren Stanzen, denen ich noch einige zufügen würde, würden zuletzt recitirt. Ich wünschte hierüber Herrn Genast's Gedanken und nähere Vorschläge zu vernehmen. Es kann eine vortreffliche Repräsentation[1] werden, die sehr viel Menschen anzieht und erfreut.

Was ich sonst noch mitzutheilen habe, soll nächstens erfolgen, indessen ich recht wohl zu leben wünsche.

Jena den 10. April 1810. Goethe.

1262.*

An Christiane v. Goethe.

Alles was ich gewünscht habe ist recht glücklich und gut angekommen, deswegen du auch ganz besonders gelobt seyn sollst. Ganz allein fehlt noch das Holz vom Wachholderbaum, wovon ich dich um einen stärkern und schwächern Ast bitte.

Unsere Geschäfte gehen hier sehr gut; nur bringt mich leider das Essen beynahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe

[1] Die Vorstellung am 9. Mai verlief in folgender Reihenfolge: „Schillers Lied von der Glocke. Dramatischer Epilog von Goethe. Scenen aus Schillers Schauspielen.“

nicht, wenn ich sage, daß ich vier fünf Tage blos von Cervelatwurst Brodt und rothem Wein gelebt. Auch sehe ich unter den hiesigen Umständen gar keine Rettung und wäre, weil es mir zuletzt doch schädlich werden muß, schon wieder hinübergefahren, wenn es unser Geschäft nur einigermaßen zuließe. Ich bitte dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Boten-Tage etwas Gutes Gebratenes, einen Schöpsenbraten, einen Kapaun, ja einen Truthahn zu schicken, es mag kosten was es will, damit wir nur zum Frühstück, zum Abendessen, und wenn es zu Mittag gar zu schlecht ist, irgend etwas haben was sich nicht vom Schweine herschreibt. Ich mag dir nicht sagen, wie verdrießlich und ärgerlich ich die Zeit her gewesen bin, wenn ich mit einem übertriebenen und ganz unschicklichen Aufwand entweder hungern oder etwas genießen mußte was mir offenbar schädlich war ...

Jena den 17. April 1810. G.

1263.

An Charlotte v. Schiller.

Es gehört eine Überwindung dazu, liebe theilnehmende Freundinn, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal sich äußern soll. Ihre guten Worte fordern mich indessen auf und ich kann nicht ganz stumm bleiben.

Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan seyn mußte und weiter keine Freude daran gehabt als daß es gethan war. So gingen die schönen und mitunter sehr schönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabey zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, blos durch eine einsamkrittliche

Hypochondrie erzeugt wird. Mir erschienen nämlich nicht allein das Publicum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lange in den Strudel wirft bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein so kühnes Gleichniß erlaubt habe; so verzeihen Sie mir gewiß, wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächst hier zu thun ist, beschäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichst eilen, nach Carlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zustand doch nur ein Scheinwesen ist, das ehe man sich's versieht, in eine sehr unerfreuliche Wirklichkeit umschlagen kann.

Indessen muß ich nothwendig noch einmal meine Weimarischen Lieben besuchen und sehen: denn ich finde höchst nöthig mich von gewißen hypochondrischen Einflüssen zu befreyen. Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreyen soll. Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie.

Jena den 27. April 1810. G.

1264.

An Bettina Brentano.

Von dir liebe Bettine habe ich sehr lange nichts gehört und kann meine Reise in's Carlsbad ohnmöglich antreten, ohne dich nochmals zu begrüßen und dich zu ersuchen mir dorthin ein Lebenszeichen zu geben. Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort dein freundliches liebevolles

Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht — denn eigentlich kann man dir nichts geben weil du dir alles entweder schaffst oder nimmst.

Lebe wohl und gedencke mein.

Jena d. 10. May 1810. Goethe.

1265.*

An Charlotte v. Stein.

So muß ich mich denn doch, verehrte Freundinn, entschließen schriftlich von Ihnen Abschied zu nehmen. Meine Arbeiten haben sich diese Paar Monate durchgezogen und mich verhindert Weimar wieder zu besuchen; jetzt am Ende ist mir's wünschenswerth ohne neues Anknüpfen und losreißen gleich aus meinem hiesigen Zustande in jenen so ersehnten versetzt zu werden. Ich habe diese Zeit her zwar ohne Schmerzen gelebt und habe also nach Epikurs Lehre mich über nichts zu beklagen, doch bleibt ein beständiges Abwiegen unsres physischen und moralischen Betragens immer eine lästige Sache. Das Zutrauen zu den heißen Quellen und die Hoffnung in unangenehmen Fällen unmittelbare Hülfe von der Natur zu erhalten verschönert mir den hier sehr schönen Frühling.

Die zwey Bände der Farbenlehre mit ihren Tafeln werden nunmehr nach Leipzig wandern. Vielleicht interessirt Sie dabey am meisten ein Capitel Confession,[1] wie ich zu diesen Studien gekommen. Es reut mich nicht ihnen so viel Zeit aufgeopfert zu haben. Ich bin dadurch zu einer Cultur gelangt, die ich mir von einer andern Seite her schwerlich verschafft hätte. Auch wird noch manches andre hervor-

[1] Die „Konfession des Verfassers“ bildet den Schluß der „Geschichte der Farbenlehre“.

gerufen, das mir in der Folge erfreulich und andern wohl nützlich seyn kann . . .

Diesen Sommer, oder vielmehr gleich wenn ich meine Wanderschaft antrete, werde ich mich mit Wilhelms Wanderjahren beschäftigen. Vermuthlich wird er unterwegs einigen schönen Kindern[1] begegnen, die ich hie und da im Verborgnen erziehe. Besonders empfehle ich das Nußbraune Mädchen, welche jetzt der Favorit ist. Begegnen Sie Pandoren, die, wie ich höre, ihre Reise von Wien nach Leipzig macht, so erzeigen Sie Sich diesem geliebten Kinde freundlich . . .

Mögen Sie mir eine Wohlthat erzeigen; so thun Sie in meiner Abwesenheit den Meinigen etwas zu Liebe, die ich abermals länger als billig allein lasse . . .

Noch gar Manches hätte ich, nach einem so langen Stillschweigen hinzuzusezen; der Raum aber gebietet mir abzubrechen und mich Ihrer Freundschaft und Neigung abermals zu empfehlen.

Jena d. 11. May 1810. Goethe.

1266.

An C. F. v. Reinhard.

Das Portefeuille ist mir durch Herrn Zimmer in Jena zugestellt worden und hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. In Eile nur weniges von dem was darüber zu sagen wäre.

Man kann Niemanden vorschreiben, wohin er seine Liebhaberey wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden soll. Ferner ist alles dasjenige höchst schätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen historischen und kritischen Sinne geschieht.

[1] Die in die „Wanderjahre" eingestreuten kleinen Novellen.

Nach diesen sind die Bemühungen des jungen Mannes,[1] durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zu Stande gekommen, höchlich zu loben. Er ist dabey gründlich zu Werke gegangen, wie ich denn gern bekenne, daß der Grundriß des Doms zu Cöln, wie er hier vorliegt, eins der interessantesten Dinge ist, die mir seit langer Zeit in architectonischer Hinsicht vorgekommen. Der perspectivische Umriß giebt uns den Begriff der Unausführbarkeit eines so ungeheuren Unternehmens, und man sieht, mit Erstaunen und stiller Betrachtung, das Mährchen vom Thurm zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht.

Desto erfreulicher, obgleich eben so erstaunenswürdig, ist die Restauration oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Überlieferungen und aus dem sonst Bekannten dieser Kunstzeit und Bauart, das Wahrscheinliche so harmonisch als man es wünschen mag, zusammenstellt. Und man müßte sehr viel bewandter in diesen Dingen als ich seyn, wenn man sich vermessen wollte, irgend etwas daran auszusetzen.

Die von Quaglio gezeichneten Blätter sind sehr geistreich, die andern von Fuchs mit unendlicher Sorgfalt, und beyde mit Geschmack, Fleiß und Zierlichkeit ausgeführt, so daß man wirklich sagen kann, daß für dasjenige was diese Blätter seyn sollen, nichts zu wünschen übrig bleibt. Sie sollen eigentlich einem Hauptwerk die Krone aufsetzen, und ich bin nicht weniger neugierig auf das was uns diese Kunstfreunde und Künstler aus früherer Zeit her überliefern werden.

Die Zeichnungen werden immer, wie sie hier liegen, unschätzbar bleiben, wenn es auch große Schwierigkeiten haben sollte, sie in Kupfer stechen und dem großen Publicum

[1] Der Kunstgelehrte Sulpiz Boisserée (1783—1834), der an der Spitze der Bewegung für die Erneuerung des Kölner Domes stand.

mittheilen zu lassen; wozu ich in unserer Zeit kaum eine Möglichkeit sehe. Doch wird die Betriebsamkeit derer, die schon soviel geleistet, auch hierbey noch mehr thun als man sich vorstellen kann.

Vorstehendes wäre das aufrichtige und unbewundene Lob, das man den Cölner Kunstfreunden ertheilen muß. Freylich gehört eine solche leidenschaftliche Beschränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt, und eben so eine Art von Abgötterey mit dem Straßburger Münster getrieben,[1] dessen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Cöln.

Am wunderbarsten kommt mir dabey der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen, gern darstellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- nnd Puppen-Zustand vor, in welchem die ersten italiänischen Künstler auch gesteckt bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat.

Ich verarge es unterdessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bey dieser mittleren Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und welthistorischen Weissagungen.

Herr Boisserée hat mir einen sehr hübschen verständigen Brief geschrieben, der so wie die Zeichnungen mich für ihn

[1] In seiner im November 1772 ausgegebenen Schrift „Von deutscher Baukunst“; vergl. diese Briefausgabe Bd. I, S. 183.

einnimmt. Ich lege für ihn ein flüchtiges Blättchen bey, worin ich ihn auf Michael einlade. Sie haben ja wohl die Güte, ihm die erste communicable Hälfte meines vorläufigen Urtheils mitzutheilen.

Verzeihen Sie, wenn ich durch die gedruckte Beylage[1] das Porto vermehre, das Ihnen jährlich nützer oder unnützer Weise abgenommen wird. Doch wünschte ich diese Blätter bald in Ihren Händen. Mehrere folgen nach. Nachsicht für die Eile! Ich bitte um ein paar Zeilen nach Carlsbad.

Jena den 14. May 1810. G.

Ich füge die zwar unnöthige, aber doch wohlgemeynte Bitte hinzu: daß Sie dem vorzüglichen jungen Manne nichts von meinen Äußerungen mittheilen was ihn betrüben könnte. Das beste Lebewohl im Augenblick der Abreise!

1267.

An Christiane v. Goethe.

Carls Bad d. 6. Juni 1810.

In diesem Briefchen das den Shawl begleiten soll will ich aber auch einmal eigenhändig sagen: daß ich recht oft und in herzlicher Liebe dein gedencke, und Plane mache wie wir künftiges Jahr einige Zeit hier zusammen zubringen können. Für diesmal kommt der Schleier, der dir gewiß gefallen wird, wenigstens haben wir alle drey ihn für den schönsten gehalten. Ich wünsche daß er glücklich ankommt, schreibe mir seinen Empfang. Versäume ja nicht diesen Sommer alle Arten von Cur in Weimar und Lauchstedt. Am letzten Orte laß dir das Baden empfohlen seyn.

[1] Avertissement der Farbenlehre.

Grüße August von dem ich noch nichts vernommen habe. Auch Karolinchen grüße, sie soll sich in meinem Rahmen mit dem Tüchelchen putzen. Schreibe mir auch wie hoch man den Shawl bey Euch schätzt. Lebe recht wohl und gedencke mein in Liebe.

G.

1268.*

An Kirms.

... Den Mannheimern würden Ew. Wohlgebornen gefällig antworten, daß ihnen der neue Götz von Berlichingen,[1] welcher sobald nicht gedruckt erscheinen werde, zu Diensten stehe, wenn sie mir das Einkommen der dritten Repräsentation desselben nach der Art, wie die Benefize den Schauspielern gegeben werden, zugestünden. Nur allein, wenn dieses eingeführt wird, kann man sich entschließen fürs Theater zu arbeiten, sonst ist es nicht der Mühe werth, daß man eine Feder anrührt, oder auch nur eine Abschrift machen läßt.

... Des Herrn Ifflands Anfragen beantworten sich sämmtlich durch das Fragment des zweyten Theils der Zauberflöte, das in meinen Werken, und zwar in deren siebentem Band abgedruckt ist. Das Personal der ersten Zauberflöte mit geringer Vermehrung sollte hinreichen, auch diese Fortsetzung zu geben. Wie ich die Situationen, Decorationen u. dergl. ähnlich zu erhalten und doch zu steigern dachte, sieht man gleichfalls daraus, so wie die Absicht blos für musicalischen und theatralischen Effect zu arbeiten. Der Plan, so wie noch ein Theil der Ausarbeitung, liegt unter meinen Papieren. Ob ich aber, da ich soviel andere Dinge vorhabe, mich wieder zu theatralischen Arbeiten, wobey weder

[1] Die letzte Bühnenbearbeitung.

Freude noch Genuß, noch Vortheil zu erwarten ist, wenden möchte, glaub' ich schwerlich. Mehrere Plane und Halbausarbeitungen bedeutender Stücke liegen da, und werden wohl immer liegen, wie die zwey letzten Theile der natürlichen Tochter, und eine Tragödie aus der Zeit Carls des Großen. Sollte das Berliner Theater den obgemeldeten Vorschlag, die dritte Repräsentation zum Benefiz des Autors zu geben, eingehen, so könnte man eher seine Maßregeln darnach nehmen und einen Theil seiner Zeit auf dramatische Arbeiten verwenden. Abgerissen kann man dergleichen nicht unternehmen. Ich ziehe jetzt den Roman allem andern vor, weil einen dabey alles begünstigt, was beym Theater dem Autor nur zum Nachtheil gereicht. Könnte man die unternommenen Arbeiten nach und nach vom Stapel lassen; so würde der, durch einen sehr hohen und bedeutenden Theaterkenner[1] mir aufgetragene, Brutus wohl auch mit flott werden; dagegen ich jetzt befürchten muß, daß alle diese Dinge bey mir, wie bisher, stocken und nicht zum Ende gelangen ...

Carlsbad den 27. Juny 1810. Goethe.

1269.

An Christiane v. Goethe.

Vor einigen Tagen sendete ich durch Herrn v. Helldorf ein Packet an dich ab das allerley Gutes enthält und das du wahrscheinlich gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Blatte erhalten wirst. Gedencket meiner bey einer Tasse Chocolade und wenn im Theater ein Pfeffermünzküchelchen genommen wird. Dein ausführlicher Brief vom 25. Jun. hat mir viel Vergnügen gemacht schreibe mir von Lauchstädt dergleichen. Carolinchen soll geliebt seyn daß sie soviel auf ein Blatt

[1] Kaiser Napoleon.

bringt. Mir geht es recht wohl und wenn ich diese Wasser immer neben mir hätte, wäre mir für nichts bange. Seit der Abreise der Kayserinn[1] habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin schon die Personen der ersten Zeit und die meisten meiner Bekannten fort. Indessen kommt unter soviele Menschen immer einmal wieder ein alter Bekannter oder es findet sich etwas interessantes Neues. Von Äugelchen hat sich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kayserinn wird für mich nicht ohne Folgen seyn, man hat mir vertraut daß Sie mir eine Artigkeit erzeigen werde die mich um so mehr freuen müsse weil sie sich selbst etwas ausgedacht. Du sagst niemand davon, denn so etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwischen kommen das die besten Absichten der Großen hindert. Nach Wien bin ich von hunderten eingeladen. Ich habe es nicht abgesagt aber mir auf jeden Fall vorbehalten Augusten an die Wohlwollenden zu adressiren. Er wird überall willkommen seyn. Bis jetzt hab ich von dem edlen Jüngling keine Zeile erhalten, so daß ich nicht weis ob er die durch des Prinzen Bernhard Leute überschickte Sachen bekommen hat. Auch schreibst du mir nichts von den getrockneten Trüffeln und Schwämmen, die in einen flachen Korb gepackt waren. Ich lege dir ein Blätchen an den Cassier bey er wird ja wohl dies Jahr genugsamen Überschuß haben dir das Wenige auszuzahlen.

Den 12. Juli wollen wir mit den besten Wünschen feyern. Ich hoffe indessen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünsche dir das Gleiche. Dabey bin ich ziemlich fleißig und habe schon allerley zu Stande gebracht.

Ich lege die Gedichte[2] bey die ich zusammen drucken lies. Jedes wurde durch eine besondere Gelegenheit ver-

---

[1] Von Oesterreich.

[2] „Der Kaiserin Ankunft"; „Der Kaiserin Becher"; „Der Kaiserin Platz" „Der Kaiserin Abschied".

anlaßt, das letzte durch die Kayserinn selbst, welche verlangte daß ich in ihrem Nahmen den Carlsbadern etwas freundliches sagen sollte. Ihr werdet sehen wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genast zum schönsten, er wird mir wohl schon geschrieben haben wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Übrigen grüße und trage wie sonst alles bey daß die Sache gut und ordentlich geht. Richte dich auf alle Fälle ein solange zu bleiben wie die Gesellschaft; denn ich werde meine Nachhausreise nicht beschleunigen. Ich muß noch gar manches vorher thun und ausrichten. Lebe recht wohl und sey meiner eingedenck.

Carlsbad d. 3. Jul. 1810. G.

1270.

An F. A. Wolf.

Höchst merkwürdiges und erfreuliches
Fragmentum epistolare[1]
cum notis & animadversionibus
Justi Carlsbadensis[2] et Aciduli Gishübelii.

Das Blatt, worauf dieses Fragment geschrieben, hat ungefähr die Größe eines ächten Papyrus, indem es nur drey bis vier Querfinger breit, zu Rechnungen liniirt und die Ausgabe von Gulden, Kreuzern und Hellern darauf zu notiren eingerichtet ist. Da nun beyde letztere Rubriken jetziger Zeit unnöthig seyn möchten, weil gegenwärtig alles nur in Gulden evaluirt wird: so scheint dasselbe auf eine ältere Epoche zu deuten. Dieser Umstand, so wie der Mangel

---

[1] Wolf hatte von Teplitz aus auf einem aus einem Rechnungsbuche herausgerissenen Blatte einen Brief geschrieben, der in vorstehender Antwort kommentiert wird. Die gesperrt gedruckten Sätze bilden das Schreiben Wolfs.

[2] Des richtigen Karlsbaders (Goethe); der Acidulus Gishübelius ist Riemer, der dort nur Gießhübler Sauerbrunnen trank.

eines Datums, setzt die Ausleger in nicht geringe Verlegenheit; welche aber eben deswegen mit desto ernsterm Beruf und größerm Vergnügen ans Werk schreiten.

„In 10—14 Tagen bin ich in Carlsbad."
Es würde sehr viele Seiten einnehmen, wenn man die Conjecturen alle aufzeichnen wollte, welche bey Ermanglung eines Grund- und Normaltages hier von den Critikern durchgearbeitet werden mußten. Nach sehr vielen Controversen und Überlegungen vereinigten sie sich endlich, die Epoche des Blattes zwischen das Ende des Juny und den Anfang des July zu setzen; wobey sie sich, wie man sieht, einen billigen Spielraum vorbehielten. Eine von den Hauptschwierigkeiten diese Stelle richtig zu erklären, entsprang daher, daß beyde Ausleger geneigt waren, das eigentliche Datum (Ort und Zeit) dieses Dati (Erlasses) früher zu setzen, damit das Datum der Ankunft um so viel näher rückte.

„Hätten Sie wohl die Güte"
Hier wurde eine Emendation gewagt, statt Güte, Freude zu setzen; weil man aber auch das Verbum und alles übrige hätte ändern müssen; so hielt man es für besser, den Text stehen zu lassen, und jenes für eine rednerische Umschreibung dessen zu halten, was sich von selbst versteht.

„Mir um die Zeit"
Die Verlegenheit wegen der Epoche und des Termins sowohl a quo als ad quem ging bey dieser Stelle von neuem an. Nach dem Vorgange Petavs[1] und andrer Meister entschloß man sich die Hälfte Julys, welche eben ein so ungewisser Termin ist, als fest anzunehmen.

„Auf acht Tage",
Wir machen hier ein Comma, welches im Original fehlt, ob es uns gleich viel angenehmer gewesen wäre, das folgende

[1] Der Theologe Petavius (eig. Denis Pétau), 1583—1652, berühmter Chronologe.

unterstrichene wenigstens, auf die Zeit zu deuten. Acht Tage vergehen gar zu bald und acht Tage wenigstens erlauben noch immer seine Hoffnung auf vierzehn Tage wenigstens, ja auf vier Wochen auszudehnen.

„wenigstens drey Zimmer"
Hier fängt nun aber erst die Qual an, da nicht nur vom Auslegen, sondern vom Ausrichten die Rede ist. Drey Zimmer wären vielleicht in dem Augenblick, wo dieses gegenwärtige geschrieben wird, irgendwo zu haben; aber, ob beysammen, ob getrennt, wie und wo, ist nicht einmal auszusprechen, geschweige ob es morgen oder übermorgen noch so seyn wird.

„Vorn heraus"
Auch sogar diese einfache Bedingung ist gegenwärtig schwer zu erfüllen.

„Auf der Wiese"
Durch diesen Zusatz wird die Sache noch schwerer. Wir haben zwar gegenwärtig zwey Wiesen, die Wiese oder Lauka schlechtweg und die neue Wiese, nowa lauka. (Hier ist wohl der Ort zu bemerken, daß es eines böhmischen Puristen Sache seyn möchte, ob man nicht statt nowa, welches doch offenbar ein ausländisches Wort ist, ein inländisches bedeutenderes finden könnte, welches ganz vollkommen seyn würde, wenn es zugleich die Wirthshaus- Theater-, und Judenwiese ausdrückte.) Auf der καt' ἐξοχην so genannten und wahrscheinlich gemeinten Wiese, ist gegenwärtig keine Art von Zimmer, noch Kammer mehr zu haben. Die Häuser sind bis in die äußersten Giebel bewohnt, sodaß man Abends Sterne in der Luft zu sehen glaubt, und sogar Dachkämmerchen werden nur aus Gunst vergeben.

„Oder sonst"
Hier würden benannte Freunde zu jeder andern Zeit sich getröstet finden, wenn nicht auf eine ganz unglaubliche Weise

die Hülfsbedürftigen, wie es jedoch scheint, meistens in guter gesunder Gesellschaft sich hier eingefunden und alle Räume weggenommen hätten.

„Auf jeden Fall bey guten Leuten zu besprechen“ Diese Bedingung würde am ersten zu erfüllen seyn. Die Carlsbader sind alle gut, nur haben sie dieß Jahr bemerkt, daß sie den Fremden noch einmal so viel abnehmen können, ohne deshalb an ihrer guten Renommée abzunehmen und es steht zu erwarten, daß sie in dieser Einsicht nicht zurückschreiten werden, wenn auch der Curs der Banknoten auf einen bessern Weg zurückkehren sollte.

Die Unmöglichkeit, etwas Gewisses zuzusagen, nöthigt also Unterzeichnete zu folgender bedenklichen Erklärung. Ein anständiges Quartier in der Hälfte July auf kurze Zeit zu versprechen, ist völlig unmöglich. Es könnte nur durch den wunderbarsten Zufall ein solches offen werden, der jedoch keineswegs wahrscheinlich ist. Auch selbst ein ungeräumiges, in der geringsten Lage, würde nicht vorzubereiten seyn. Das Städtchen ist schon bis hinter die Kirche und bis zum Hirschensprung hinauf besetzt, und wir rücken selbst in unserm Hause so zusammen, daß es beynahe unbequem wird. Indessen möchten wir wünschen, daß die Freunde, zu unsrem Glücke, ihrem Glücke vertrauten und zu gedachter Zeit hieher kämen, um im schlimmsten Falle nur die Nacht unter Dach allenfalls unter dem Dache, den übrigen Tag aber unter freyem Himmel, unter Bäumen, in Sälen, auf Spaziergängen, Spazierfahrten, und was dergleichen Seligkeiten dieses irdischen Paradieses mehr sind, zuzubringen; worüber Niemand mehr erfreut seyn könnte, als die Unterzeichneten.

Carlsbad den 3. July 1810.

Justus Carlsbadensis.
Acidulus Gishübelius.

1271.*

An C. F. v. Reinhard.

Carlsbad den 22. July 1810.

Da mein hiesiger Aufenthalt sich nach und nach zu Ende neigt, und ich wahrscheinlich bald nach Töplitz gehe; so will ich ein ruhiges Wort vernehmen lassen und für den lieben Brief danken, den ich vor einiger Zeit erhalten.

Zuerst will ich Sie ersuchen, den jungen Freund[1] in Heidelberg hinreichend aufzuklären, damit er deutlich erfahre, wie ich es meine. Es würde sonst, wenn er uns besucht, leicht ein verdrießliches Verhältniß geben, wenn er erst alsdann erführe, wie ich denke. Das was er mit seinen Künstlern geleistet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenstandes ist trefflich: der Gegenstand selbst aber, für uns, nur an seiner Stelle schätzenswerth, als ein Document einer Stufe menschlicher Cultur. Betrachteten freylich diese guten jungen Leute nicht einen solchen Mittelzustand als den oberſten und letzten, wo sollten sie den Muth zu einer so unendlich mühsamen Arbeit hernehmen. Wenn der Ritter seine Schöne nicht für die schönste und einzige hielte, würde er Drachen und Ungeheuer um ihrentwillen bekämpfen?

Ich habe schon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, so daß ich neulich mich ganz und gar auch von den bessern enthalte. Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und die erste zu Gunsten der letzten zu nutzen, ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel; aber ich mag mich weder gut-

[1] Sulpiz Boisserée; vergl. Brief 1266.

müthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Überzeugung befördern.

Müllers Werk[1] habe ich in diesen Tagen mit Ruhe, und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen. Freylich verbirgt sich ein jedes Individuum schwer hinter der Maske des von ihm hervorgebrachten Buches; vielmehr erkennt man den Autor aus der Schrift vielleicht deutlicher als aus dem Leben: denn es schneidet sich doch Jeder die Welt ziemlich nach seiner Taille. So ist es auch hier; und ich liebe dieß Werk besonders, weil es die Tugenden und die Mängel des Verfassers so deutlich ausspricht. Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine wohlausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einzelnen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunct keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maaßstab paßt, wird man befriedigt, wo er nicht mehr hinreicht, bleibt das Werk unzulänglich und man weiß nicht was der Verfasser will.

Zu wie vielen hieraus fließenden und anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen.

Haben Sie aufrichtigen Dank, daß Sie sich wieder von Zeit zu Zeit mit meiner Farbenlehre beschäftigen mögen. Mit einiger Geduld, mit wiederholten Versuchen sich des Gegenstandes zu bemächtigen, wird es Ihnen gewiß gelingen.

[1] Johannes Müllers „24 Bände allgemeiner Geschichte", aus dem Nachlaß herausgegeben.

Denn so stark das Werk ist, und so wunderlich es im Einzelnen aussehen mag: so ist es doch durchaus consequent, und das was es eigentlich bringt und will, läßt sich sehr kurz fassen, ja es wiederholt sich gewissermaßen selbst auf jedem Bogen . . .

In Wien ist ein kleines Heft von mir, unter dem Titel: Pandora, ein Taschenbuch, gedruckt worden. Eigentlich ist es nur ein Theil eines Drama's von wunderbarem Inhalt und seltsamer Form. Ich empfehle es Ihnen. Vielleicht kostet es einige Mühe sich hinein zu lesen, die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird. Ein herzliches Lebewohl!

Carlsbad den 22. July 1810. G.

1272.

An Christiane v. Goethe.

Fräulein v. Riedesel wird dieses Blat mit über die Berge nehmen und es soll dich bey deiner Ankunft in Weimar begrüßen. Vor allen Dingen muß ich dir ein Abentheuer erzählen. Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und saß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da geht die Thüre auf und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich dencke es hat sich jemand von unsern Mitbewohnern verirrt; aber siehe es ist Bettine die auf mich zugesprungen kommt und noch völlig ist wie wir sie gekannt haben. Sie geht mit Savignis nach Berlin und kommt mit diesen auf dem Wege von Prag her hier durch. Morgen gehen sie wieder weg. Sie hat mir unendliches erzählt von alten und neuen Abendtheuern. Am Ende geht es denn doch wohl auf eine Heyrath mit Arnim[1] aus. Lebe für diesmal

[1] Die Heirat erfolgte 1811.

recht wohl. Ich habe schon ein Paar Bäder genommen, die mir ganz gut anschlagen. Der Herzog befindet sich abwechselnd. Zelter ist immer der alte. Seine Gegenwart macht mich sehr glücklich. Grüße Carolinchen und August.

Töplitz d. 11. Aug. 1810. G.

1273.*

An C. F. v. Reinhard.

. . . Daß die Cöllner[1] auf ihrem Wege nach Wien nicht zu uns kommen, habe ich schon durch reisende Heidelberger erfahren. Es thut mir sehr leid, ihre Sachen nicht zu sehen, die sie bey sich haben, und die Vernünftigen unter ihnen kennen zu lernen. Es scheint aber ihrer Gesellschaft auch nicht an verrückten Gliedern zu fehlen, und es wäre gewiß mit uns nicht gut abgelaufen.

Ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach dem Veralteten recht gerne gelten lassen, weil wir sie vor 30 bis 40 Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht glorios damit zu Leibe rücken. Erlauben Sie mir einen Auszug aus einem Briefe,[2] den ich soeben fortsende: „Die Neigung der sämmtlichen Jugend zu dem Mittelalter halte ich mit Ihnen für einen Übergang zu höhern Kunstregionen; doch verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung wodurch denn alle und jede Kunst vorbereitet wird. Es braucht freylich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwicklung

[1] Boisserée und Genossen.
[2] An Dr. Engelmann in Frankfurt.

und Auflösung weder beschleunigen kann noch soll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieses Rätsel an sich selbst lösen." Solche Hoffnungen und Aussichten machen freylich im Durchschnitt gegen die Fratze des Augenblicks tolerant und gutmüthig. Aber manchmal machen sie mir's doch zu toll. So muß ich mich z. B. zurückhalten, gegen Achim von Arnim, der mir seine Gräfinn Dolores[1] zuschickte und den ich recht lieb habe, nicht grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von den Bordellen bis zum Schweinkoben verirrt, als daß er in den Narrenwust dieser letzten Tage sich verfinge: denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung. Übrigens gebe ich mir alle Mühe, auch diese Epoche historisch, als schon vorübergegangen zu betrachten . . .

W. d. 7. Octbr. 1810. G.

1274.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

so oft erprobter gnädiger Vorsorge für mich und die Meinigen, Höchst Ihro eignem Willen und Antrieb auch eine fürstliche Begünstigung meines Sohnes völlig zu überlassen war mein fester Vorsatz. Verzeihen Ew. Durchl. eine voreilige Bitte, zu der mich die Umstände veranlassen. Meinen Sohn schon für den nächsten Winter aus lästigen Verhältnissen befreyt und in einer heitrern Sphäre zu sehen ist mein Wunsch dessen gnädige Gewährung jedoch gänzlich Ew. Durchl. höhern Einsichten überlassen sey.

W. d. 8. Octbr. 1810. Goethe.

[1] Der Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810)

(Beilage.)

Ew. Durchl.

verzeihen eine unterthänigste Bitte deren gnädige Gewährung ich mit dem lebhaftesten Danck, deren Versagung ich mit heitrer Ergebenheit empfangen werde.

Es betrifft meinen Sohn August, der bald sein 21stes Jahr erfüllt und für den ich die Stelle eines Cammerassessors erbitten möchte.

Ich führe nur kürzlich an, daß er von Jugend auf in mancherley Kenntnissen unterrichtet worden; daß er anderthalb Jahre in Heidelberg der Jurisprudenz hauptsächlich sich befleißigt, weil sie als Fundament eines Geschäftslebens anzusehen ist; daß er nunmehr ein Jahr in Jena diese Studien fortgesetzt und zugleich was von Cameral und Öconomischen Wissenschafften überliefert wird, sich zuzueignen gesucht hat, und daß sein Betragen gleichförmig und lobenswürdig sey. Dieses alles jedoch würde mich nicht zu jener Bitte bewegen, indem er wohl noch einige Zeit in Jena zu verweilen und sodann bey einem Rentbeamten auf dem Lande den Gang der Geschäfte von unten hinauf kennen zu lernen gedenckt.

Denn eigentlich entspringt mein gewissermassen voreiliger Wunsch aus der peinlichen Lage in welcher sich mein Sohn in Jena befindet. Die mancherley Verbindungen der Studenten sind bekannt, die unter der Form von Landsmannschaften, geheimen Orden, Congregationen, Kränzchen und Gelagen sich constituiren, einander entgegen arbeiten, Händel und Explosionen verursachen, sodann gestört unterdrückt und niemals ausgerottet werden. Diese Dinge hat mein Sohn, mit meinem Vorwissen, in Heidelberg gründlich kennen gelernt, in Jena enthält er sich, rücksichtlich auf seine Verhältnisse, von allem und steht dadurch freylich ganz isolirt und muß gegen alle Parteyen face machen, welches denn, so klug er sich auch benimmt, ein unbequemer und gefährlicher Stand bleibt.

Hierzu kommt noch daß er als Student von einer Gesellschaft der Honoratioren ausgeschlossen ist, welche man die Resourçe nennt, und welche keinen Studirenden aufnimmt.

Es ist also in diesem Sinne daß ich Ew. Durchl. bitte, die ihm etwa zugedachte Gnade zu beschleunigen. Sobald er aus der Reihe der Studenten herausgehoben ist, hat er keine Anfechtung weiter und kann seine Winterabende in Gesellschaft von Professoren, fürstlichen Dienern, Kaufleuten und andern im Leben schon eingeweihten Männern zubringen, manches erfahren und sich zu manchem bilden. Auch wird es kein geringer Antrieb für ihn seyn, wenn Ew. Durchl. ihm das bestimmte Ziel schon früher aufstecken das er zu erreichen hat. Er ist eigentlich pracktischer Natur, auch über seine Jahre im Leben einsichtig und gewanndt, und weiß, wie ich schon in häuslichen Dingen sehe, ein ihm aufgetragnes Geschäft mit Ruhe und Sicherheit durchzuführen. Dabey hegt er eine treue angeborne Anhänglichkeit an Ew. Durchl. Höchste Persøn und was das Glück hat Ihnen anzugehören. Nach aussen, in die Fremde bemerckt man kein Streben, keine Richtung an ihm, so daß er sich sehr bald mit dem vorliegenden Innern bekannt machen und im Gegenwärtigen und Einzelnen brauchbar und nützlich seyn wird. Irgend einer Prüfung unterwirft er sich mit Vergnügen.

Zutrauensvoll und verehrend

Ew. Durchl.

Weimar d. 8. Octbr.
1810.

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

1275.

An den Herzog Carl August.

(15. October.)

Ew. Durchl.

haben mich durch Gewärung und Gabe[1] in solche Bequemlichkeit versetzt daß ich nur wünschte meine Hüften stünden auch unter Ihrem Gebote, so wäre ich keiner { weitern / äussern } Hülfe bedürftig. Statt alles vielwörtlichen Danckes füge ich nur die Bitte hinzu daß Sie dem jungen Begünstigten[2] einige Augenblicke schencken möchten. Für mich ist es eine wundersame Creatur, eben wie sie sich etwa der Vater bestellen möchte und ich müßte mich sehr irren wenn sie nicht auch dem Fürsten zu Handen wäre. Möge Ew. Durchl. vielfache Freude werden wie Sie mich und die Meinigen erfreut haben.

Goethe.

1276.

An Bettina Brentano.

Nun bin ich, liebe Bettine, wieder in Weimar[3] ansässig und hätte dir schon lange für deine lieben Blätter dancken sollen, die mir alle nach und nach zugekommen sind besonders für dein Andencken vom 27ten Aug. Anstatt nun also dir zu sagen wie es mir geht, wovon nicht viel zu sagen ist; so bringe ich eine freundliche Bitte an dich. Da du doch nicht aufhören wirst mir gern zu schreiben und ich nicht aufhören werde dich gern zu lesen; so könntest du mir

[1] Der Herzog hatte Goethe „ein paar Kutschpferde verehrt".
[2] August, den der Herzog zum Kammerassessor ernannt hatte.
[3] Er war am 2. Oktober dorthin zurückgekehrt.

noch nebenher einen grosen Gefallen thun. Ich will dir nämlich bekennen daß ich im Begriff bin meine Bekenntnisse[1] zu schreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beyhülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andre die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der theuren Mutter gelebt, hast ihre Mährchen und Anecdoten wiederhohlt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtniß. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder was sich auf mich und die Meinigen bezieht und du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas und sprich mir dabey von dir und deiner Umgebung. Liebe mich bis zum Wiedersehn.

W. d. 25. Octb. 1810. G.

1277.*

An Marianne v. Eybenberg.

... Daß in diesen Tagen nicht viel Weiteres ist von mir gethan und geleistet worden, können Sie wohl denken. Indessen, daß doch etwas geschehe, redigire ich die Hackert'sche Biographie,[2] von der ich, wenn ich mich nicht irre, Ihnen früher Etwas vorgelesen habe. Man erstaunt wirklich über das Schlaraffenleben, welches der Künstler damals in Italien und besonders in Neapel führte, und mit einer sonderbaren

[1] „Dichtung und Wahrheit"; den ersten Plan hierzu hatte Goethe nach Riemer am 28. August gefaßt; im Oktober 1809 wurde das erste Schema niedergeschrieben. Die eigentliche Ausarbeitung begann am 1. Februar 1811.
[2] Erschien 1811 bei Cotta unter dem Titel „Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe". Der Maler J. Ph. Hackert (geb. 1737) war 1807 in seiner Villa bei Florenz gestorben.

Empfindung erinnert man sich, daß man auch mit an diesem Tische gesessen hat.

Wie gedachtes Büchlein den Künstlern, so muß Gleim's Leben von Körte,[1] welches eben heraus gekommen, allen denen willkommen seyn, die sich für deutsche Litteratur interessiren. Es ist äußerst interessant, diesen braven Mann so viele Jahre immer auf gleiche Weise wirken zu sehen. Hätte er so viel Talent gehabt, als Charakter, so würden ihn seine Werke zum ersten Range in der Dichterwelt erheben.

Ich würde noch von manchen anderen, ähnlichen Producten schreiben, wenn ich nicht wüßte, daß solche Vögel sich nicht leicht nach dem lustigen Wien verlieren, und man sieht erst recht, wie weit diese Kaiserstadt von uns entfernt liegt, wenn man sich von solchen Dingen unterhalten will, die hier viel und dort nichts gelten. Übrigens will es scheinen, daß es mit den Bankozetteln bald wie mit der Litteratur aussehen wird.

Der Prinz de Ligne[2] hat an den Herzog einen äußerst lustigen Brief geschrieben. Ich lasse hiebey die Stelle copiren, welche meine Wahlverwandtschaften betrifft. Sie rechnen mir diese kleine Eitelkeit nicht hoch an; da sich so viele Gegner alle Mühe geben, dies Werklein zu discreditiren, so mag es wohl auch erlaubt seyn, unter Freunden was Freunde denken mitzutheilen.

»Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les affinités électives: et je plains les hommes begueules, et les femmes qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas,

[1] W. Körte, „Gleims Leben aus seinen Briefen und Schriften". Halberstadt 1811.

[2] Fürst Karl v. Ligne (1735—1814), den Goethe 1807 kennen gelernt hatte. In den „Tag- und Jahresheften" erzählt Goethe von ihm „Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf; er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause."

tous les secrets du coeur humain, le developpement de mille choses qu'on n'a pas senties, parcequ'on ne reflechit pas, des tableaux du monde, de la nature, et deux portraits piquants et neufs, Lucienne dans un genre et Mitler dans un autre. Quel chef d'oeuvre, même en français, que les tablettes d'Ottilie! et que de profondeur, et d'attachant, et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande superiorité sur ceux des autres nations! — J'espere et Vous aussi surement, Monseigneur, que le Major et Charlotte se consolent un peu à présent, et que s'ils ont des petites fantaisies de part et d'autre, ils se les confient: car c'est là la seule manière d'être heureux en mariage. etc.«

Hierauf folgen einige Honnetetäten für des Autors Persönlichkeit, wie es einem so gewandten Welt- und Hofmanne geziemt. Treffen Sie den Prinzen irgendwo, so sagen Sie ihm etwas Freundliches und Verbindliches in meinem Namen . . .

(10. Dez.) G.

1278.

An Kirms.

Die geborne Actrice[1] geht so eben von mir und hat mich in Verwunderung gesetzt. Wäre sie einen Kopf größer, so wäre sie unschätzbar. Wächst sie, so ist viel gewonnen. Bedenken Ew. Wohlgeboren die Sache mit Herrn Rath Kruse, aber im Stillen. Sollte man nicht etwa die Auskunft treffen, wie gestern schon die Rede war, daß man verspräche, ein Jahr eine billige Pension zu bezahlen. Am

[1] Judith Weber.

besten freylich wäre es, wenn Madame Häsler sie zu sich nehmen wollte. Nach Verlauf des Jahres müßte es ganz von Herzoglicher Commission abhängen, ob man sie behalten, entlassen, den Versuch mit ihr fortsetzen, oder sie auf bestimmte Zeit engagiren wolle. Auch dürfte sie die Pension, wo man sie hinthut, ohne Einwilligung der Commission nicht verlassen; kurz wir müßten, wenigstens während der Probezeit, ganz und gar Elternstelle bey ihr vertreten.

Wenn man bedenkt, daß Demoiselle Maaß in Berlin die Jungfrau von Orleans spielt, die nicht größer und eben so dicklich ist; wenn man das außerordentliche Talent bedenkt, das in diesem Kinde steckt, das Gedächtniß, die Gabe, sich in verschiedene Rollen zu versetzen, und daß sie noch unverdorben und ohne falsche Manier ist: so sollte man wohl etwas wagen, aber die Sache abthun, ehe Gegenwirkungen entspringen können. Man ließe sie nachher nicht eher auftreten, als bis man ihr ein paar schickliche Rollen recht eingelernt hätte.

s. m.

Weimar den 14. December 1810. G.

1279.

An den Herzog Carl August.

Die vergangene Nacht, gnädigster Herr, entschuldige mich, wenn ich nicht persönlich aufwarte, und nur mit wenigen Worten meine Empfindungen andeute.

Im verflossenen Jahre verdancke ich Ew. Durchl. ausser manchem andern bedeutenden Guten auch die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Möge der Jüngling,[1] der sich

[1] August.

nun unter die Ihrigen zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge seyn des Glücks, das Sie Sich und andern in einer bedencklichen Zeit zu verschaffen wissen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen, es kann ihm nichts mehr am Herzen liegen, als Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit.

W. d. 1. Jan. 1811.

Goethe.

1280.[1]

An Bettina Brentano.

Du erscheinst von Zeit zu Zeit, liebe Bettine, als ein wohlthätiger Genius, bald persönlich, bald in allerley guten Gaben. Auch diesmal hast du viel Freude angerichtet, wofür dir der schönste Danck von uns allen abgetragen wird. Möge dir es recht wohl ergehen[2] und alles was du gelobest und dir gelobt wird Glück und Segen bringen.

Daß du mit Zeltern[3] dich näher gefunden hast macht mir viel Freude. Du bist vielseitig genug aber auch manchmal ein recht beschränckter Eigensinn, und besonders was die Musick betrifft hast du wunderliche Grillen in deinem Köpfchen erstarren lassen, die mir insofern lieb sind weil sie dein gehören, deswegen ich dich auch keineswegs deshalb meistern noch quälen will.

[1] Der letzte erhaltene Brief Goethes an Bettina; im September führte Bettinas Benehmen gegen Christiane eine Entfremdung herbei.

[2] Ein Glückwunsch aus Anlaß von Bettinas im Dezember vollzogener Verlobung mit Arnim.

[3] Zelter berichtete Anfang März 1811 an Goethe: „Bettine hat am Sonntage vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten beyde einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen; z. E. sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu miethen, ein Bette anzuschaffen und dergleichen. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Fasten, in statu quo bleiben."

Von denen guten Sachen die ich dir verdancke ist schon gar manches einstudirt und wird oft wiederholt. Überhaupt geht unsre kleine musicalische Anstalt diesen Winter recht ruhig und ordentlich fort.

Eine sehr schöne und öfter wiederhohlte Vorstellung des Achille von Pär[1] haben wir auch gehabt. Brizzi von München war vier Wochen hier und jederman war zufrieden.

Von mir kann ich dir wenig sagen als daß ich mich wohl befinde, welches denn auch sehr gut ist. Für lauter Äusserlichkeiten hat sich von innen nichts entwickeln können. Ich dencke das Frühjahr und einige Einsamkeit wird das Beste thun. Ich dancke dir zum schönsten für das Evangelium iuventutis,[2] wovon du mir einige Pericopen gesendet hast, fahre fort von Zeit zu Zeit wie es dir der Geist eingiebt.

Und nun lebe wohl und habe nochmals Danck für die warme Glanzweste. Meine Frau grüßt und danckt zum schönsten. Riemer hat wohl schon selbst geschrieben.

Jena. Wo ich mich auf 14 Tage hinbegeben. d. 11. Jan. 1811. G.

1281.*

An C. F. v. Reinhard.

... Daß meine Pandora in Ihnen den Wunsch erregt hat, sich wieder einmal mit mir zu unterhalten, freut mich sehr. Ich erinnerte mich dabey eines schmeichelnden Vorwurfs, den mir einst ein Jugendfreund[3] machte, indem er sagte:

[1] Paers Oper „Achille" war mit Antonio Brizzi in der Titelrolle am 28. November 1810 aufgeführt worden.

[2] Bettinas Berichte nach Frau Ajas Mitteilung über Goethes erste Tage deren ersten sie ihm am 4. November 1810 gesandt hatte, worauf er ihr am 12. November gedankt und sie gebeten hatte: „Laß mich nun bald taufen!"

[3] Merck (Bd. I, S. 159).

Das was Du lebst ist besser als was Du schreibst; und es sollte mir lieb seyn, wenn es noch so wäre. Jenes Werkchen ist freylich etwas laconisch zusammengearbeitet; aber nicht des Buchhändlers sondern meine Schuld ist es, daß Sie nur vier Bogen davon erhalten haben: denn die übrigen sind noch nicht gedruckt, ja noch nicht einmal geschrieben.

Da diese Wintertage sich mehr zur Reflexion als zur Production schicken, so habe ich des Herrn Degerando Histoire comparée des Systèmes de Philosophie[1] gelesen und mich dabey meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnern können. Denn die sämmtlichen möglichen Meinungen gehn uns doch nach und nach, theils historisch, theils productiv durch den Kopf. Bey Lesung dieses Werks begriff ich aufs Neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht: daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nun weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug gethan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andre. Übrigens muß man doch gestehen, daß ein Franzose, wenn er einmal vermitteln will, ein sehr bequemes Organ an seiner Sprache findet. Ich habe mich doch an gewissen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutsche herantritt, selbst da, wo ihm unsre Denkweise nicht gemäß ist. Die Stelle, die dem Janus bifrons eine so gewaltige Fratze zieht, habe ich auch gefunden und kann ihm keineswegs verargen, daß er darüber empfindlich ist . . .

In meiner Jenaischen Einsamkeit komme ich auch dazu, manche Schriften zu überlesen oder zu überlaufen, die lang vor mir vorbeygerannt sind. Da habe ich denn auch Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland[2] angesehen, und mir die vergangenen Zustände daraus

[1] „Histoire comparée des systèmes philosophiques", Paris 1804.

[2] Erschienen 1808.

wieder vergegenwärtigt. So viel Gutes dieses Büchlein hat und so nützlich man es verarbeiten könnte, so ist es doch äußerst widerborstig gedacht und geschrieben, so daß es einem auch nicht einmal in der Reflexion wohl wird, wo sich denn doch zuletzt alles Verdrießliche des Lebens und Daseyns freundlich auflösen müßte. Hier, wie in so manchen andern Fällen, kommt einem die Empirie, die sich mit der Empirie herumschlägt, ganz lächerlich vor. Es ist immer als sähe man indianische Götter, wo einer zehn Köpfe, der andre hundert Arme, und der dritte tausend Füße hätte, und diese här'ten sich nun mit einander herum, flickten sich am Zeuge wo sie könnten und keiner würde der andern Herr.

Soviel für heute. Der Raum verbietet mehr als ein herzliches Lebewohl zu sagen.

Weimar den 22. Januar 1811. G.

1282.*

An Sartorius.

(4. Februar)

... Vorigen Sommer habe ich mich in Carlsbad ziemlich, in Teplitz trefflich befunden. Ein zwölftägiger Aufenthalt in Dresden hat mir die Würde und Herrlichkeit alter und neuer Kunst wieder recht vor die Augen gebracht. Nach meiner Rückkehr haben wir eine italiänische Oper, Achille von Paer, mit großem Beyfall zu Stande gebracht. Brizzi von München sang die Hauptrolle, und die unsrigen begleiteten ihn musterhaft.

Doch haben wir in diesen Tagen noch einen größern theatralischen Triumph erworben, indem wir den standhaften Prinzen von Calderon nach Schlegels Übersetzung mit allgemeiner Theilnahme aufgeführt.[1] Jedermann macht uns das Compliment daß es über alle Erwartung gerathen, und niemand verhehlt seinen Unglauben, den er an dem Glück unsers Unternehmens gehegt hatte.

Beym Theater kommt freylich alles auf eine frische unmittelbare Wirkung an. Man will nicht gern reflectiren, denken, zugeben; sondern man will empfangen und genießen; daher ja auch oft geringere Stücke eine günstigere Aufnahme erleben, als die bessern; und zwar mit Recht. Dießmal aber haben wir ein Stück, das vor nahe 200 Jahren, unter ganz anderm Himmelsstriche für ein ganz anders gebildetes Volk geschrieben ward, so frisch wiedergegeben, als wenn es eben aus der Pfanne käme. Die Theilnahme aller Classen war dieselbe, und ich freue mich darüber gar höchlich, weil meine Mühe und Sorge, die ich auf die Wiederbelebung eines Werks, das ich für höchst vortrefflich halte, seit ein paar Jahren gewendet habe, nunmehr reichlich belohnt sehe.

Von mir habe ich übrigens nicht viel zu sagen. Meine eigenen Sommerwanderungen haben die Wanderjahre Wilhelm Meisters verzögert; jetzt lasse ich an der Hackertschen Biographie drucken und mache mir den Spaß, an meiner eignen zu schreiben. Ich muß aber erst einen guten Theil von mir sehen, bis ich beurtheilen kann, ob dieses Unternehmen zuläßig ist.

Indem über meine Farbenlehre das altum Silentium im gelehrten Publicum fortdauert; so erhalte ich in Privatbriefen sehr angenehme Zeugnisse von stiller Wirkung, besonders von Anregungen durch einzelne Stellen veranlaßt. Wir wollen das alles abwarten. Mein Hauptzweck war, mir selbst möglichst klar, und zuletzt die Sache los zu werden. Beydes habe ich erreicht und das weitere wird nicht ausbleiben. — Nun leben Sie zum schönsten wohl, grüßen Sie mir die lieben Ihrigen und gedenken meiner.

[1] Am 30. Januar.

1283.

An Kirms.

Herr Capellmeister Müller zeigt an, daß der Correpetitor Eilenstein sich vergangenen Montag dergestalt betrunken, daß er in der Esplanade in den Koth gefallen, sich besudelt und im Gesicht beschädigt habe; so sey er ins Orchester gekommen, wo er über die Pauken gestolpert und Skandal verursacht. Er, der Capellmeister, habe ihm von seiner Seite eine solche Aufführung bedrohlich verwiesen; er könne sie jedoch auch Herzogl. Commission um so weniger verschweigen, als Serenissimus von dem Unfug Notiz genommen und den Eilenstein sogleich seiner Stelle zu entlassen gedroht.

Weimar den 15. Februar 1811. G.

1284.*

An Zelter.

Von dem berühmten ersten Sekretär der Londoner Societät, Oldenburg,[1] habe ich gelesen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor sich gestellt, alsdann aber auch, sogleich nach dem ersten Lesen, seine Antwort aufgesetzt. So habe er eine ungeheure Correspondenz mit Bequemlichkeit bestritten. Hätte ich diese Tugend nachahmen können, so würden sich nicht so viele Menschen über mein Stillschweigen zu beschweren haben. Dießmal aber erregt Ihr lieber angekommner Brief mir eine solche Lust zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unsres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß wo nicht gleich beym ersten Lesen, doch wenigstens beym Erwachen des nächsten Morgens, diese Zeilen an Sie gerichtet werden.

[1] Bd. V, S. 199.

Zuvörderst also bedaure ich Sie, daß Sie schreiben müssen, da wo Sie thun und wirken sollten. Die Geschäfte haben sich überall, besonders aber bey euch, seit langer Zeit ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute bedenken nicht, daß Acten, vom lateinischen Acta hergeleitet, so viel heißt als Gethanes, und daß also darin keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man thun werde oder wolle. Wenn es mir noch manchmal Spaß macht, ein Fascikel selbst zu heften, so ist es nur im Gange einer Sache, die zu ihrem Ende hineilt.

Daß die gute Pandora etwas zaudern würde, wenn sie wieder nach Hause käme, glaubte ich vorauszusehen. Das Leben in Teplitz war zu dieser Arbeit gar zu günstig, und Ihr Sinnen und Trachten darauf so anhaltend und aus dem Ganzen, daß eine Unterbrechung nothwendig auch eine Pause hervorbringen mußte. Doch lassen Sie es nur gut seyn; es ist schon so viel daran gethan, daß das Übrige, bey gelegener Zeit, wohl von selbst hervortreten wird.

Daß Sie ablehnen die Musik zum Faust zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Vorstellung des standhaften Prinzen[1] gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß. Genanntes Stück ist freylich über alle Erwartung gut ausgefallen, und hat mir und andern viel Vergnügen gemacht . . .

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie die Farbenlehre nicht außer Acht lassen; und daß Sie solche in kleinen

[1] Calderons Tragödie war am 11. Januar zum ersten Male aufgeführt worden.

Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung thun. Ich weiß recht gut, daß meine Art die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß Jedermann die Vortheile sogleich gewahr werden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Kerls, und sind so weit entfernt auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabey benimmt: denn sie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Übrigens wird mir denn doch bey dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la Géometrie laisse l'esprit ou elle le trouve. — Auch hat schon Franklin eine besondre Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im October 1806. Sie glaubten noch tactisch zu siegen, da sie strategisch lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bey Weimar und Blankenhan herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großthun, ich schäme mich dessen so wenig als die Herren sich ihres Kleinthuns . . .

Da ich noch hübsches Papier vor mir sehe, so will ich noch hinzufügen, daß mir dieser Tage etwas sehr erfreuliches widerfahren, indem mir von Seiten der Kaiserinn von Öſtreich Maj. eine schöne goldne Dose, mit einem brillantenen Kranz und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Luise, zugestellt worden. Ich weiß, Sie nehmen auch Antheil an diesem Ereigniß, da uns nicht leicht ein so unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun leben Sie recht wohl, liebe Sonne,[1] und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten.

Weimar den 28. Februar 1811. G.

1285.*

An Zelter.

. . . Möge Ihnen Ihr Thun und Schreiben auf jede Weise gelingen! Wie es Ihnen bey der Singakademie ergeht, seh ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast ebensoviel Widersacher. Jeder ächte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art ins Seculum, und sucht das Heilige gemein, das Schwere leicht, und das Ernste lustig zu machen; wogegen gar nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zu Grunde gingen. Soviel für dießmal. Lassen Sie mich oft von sich hören, ob wir Sie gleich oft genug hören. Johanna Sebus wird bey unsern musicalischen Sonntagsversammlungen oft genug wiedergefordert und geht charmant; ich könnte hoffen, daß Sie zufrieden seyn würden. Mit Instrumenten haben wir es noch nicht aufgeführt. Eberwein hält sich recht brav; ich wünschte ihm wohl wieder ein Halbjahr das Glück Ihres Umgangs und Unterrichts. Unser Capellmeister Müller hält sein Orchester, sein Chor, sowie die Solosänger

[1] „Gesund bin ich wie eine Sonne", hatte Zelter geschrieben.

recht gut zusammen, und wir sind wirklich an musicalischen Genüssen diesen Winter wohlhäbig gewesen. Und somit leben Sie von Herzen wohl. Ich bin mit allerley Dingen beschäftigt und mache mich im Stillen so sachte los, daß ich wieder meine Sommerreise bald antreten kann.

Weimar den 18. März 1811. G.

1286.

An das Herzogl. S.-Weimarische Polizeicollegium.

(März.)

Ganz gehorsamstes Promemoria.

Nach der älteren, erst vor kurzem unter dem 26. Februar erneuerten Polizeyverordnung, welche den Herrschaften zur Pflicht macht, die Dienstboten nicht blos mit allgemeinen und unbedeutenden Attestaten zu entlassen, sondern darin gewissenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzusetzen, habe ich der Charlotte Hoyer, welche als Köchinn bey mir in Diensten gestanden, als einer der boshaftesten und incorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen, ein, wie die Beylage ausweist, freylich nicht sehr empfehlendes Zeugniß bey ihrem Abschiede eingehändigt.

Dieselbe hat sogleich ihre Tücke und Bosheit noch dadurch im Übermaaß bewiesen, daß sie das Blatt, worauf auch ihrer ersten Herrschaft Zeugniß gestanden, zerrissen und die Fetzen davon im Hause herumgestreut; welche zum unmittelbaren Beweis gleichfalls hier angefügt sind.

Ein solches gegen die Gesetze wie gegen die Herrschaften gleich respectwidriges Benehmen, wodurch die Absichten eines hohen Polizeycollegii sowohl, als der gute Wille der Einzelnen den vorhandenen Gesetzen und Anordnungen nachzukommen, fruchtlos gemacht werden, habe nicht verfehlen wollen, sogleich hiermit schuldigst anzuzeigen und die Ahndung einer solchen Verwegenheit einsichtsvollem Ermessen anheim zu geben; wobey ich noch zu erwähnen für nöthig erachte, daß es die Absicht gedachter Hoyer war, in die Dienste des hiesigen Hofschauspieler Wolff zu treten.

(Beilage.)

Charlotte Hoyer hat zwey Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchinn kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr nur nach eignem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Thüren horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeyordnung, hiermit ohne Rückhalt bezeugen wollen.

1287.*

An C. F. v. Reinhard.

Weimar den 8. May 1811.

Die schöne und geschickte Harfenspielerinn[1] hat auch bey uns viel Sensation gemacht und ist von mir um Ihres Briefs willen, mein verehrter Freund, wohl aufgenommen

[1] „Demoiselle Longhi von Neapel".

und mit einem ähnlichen Empfehlungsschreiben nach Leipzig[1] verabschiedet worden. Gegenwärtig ist ein interessanter junger Mann bey uns, dessen Bekanntschaft ich Ihnen gleichfalls verdanke, Sulpiz Boisserée, der mir sehr wohl gefällt und mit dem ich auch ganz gut zurecht komme.

Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Meynungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden und man hat neben seinem Naturell auch noch seine frühern Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. So geht es mir mit diesem, und ich denke, wir wollen in Frieden scheiden.

Überhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre was die übrigen treiben. Boisserée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann Namens Cornelius,[2] der sonst in Düsseldorf lebte, und sich jetzt in Frankfurt aufhält, und mit dem ich früher durch unsere Ausstellungen bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich verwundersam sind. Es sind Scenen nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passt, und hat sehr geistreiche gutgedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weiter bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen . . . G.

[1] An Rochlitz.
[2] Peter Cornelius (1783—1867).

1288.

An Peter Cornelius.

Die von Herrn Boisserée mir überbrachten Zeichnungen haben mir auf eine sehr angenehme Weise dargethan, welche Fortschritte Sie, mein werther Herr Cornelius, gemacht, seitdem ich nichts von Ihren Arbeiten gesehen. Die Momente sind gut gewählt, und die Darstellung derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen als Einzelnen muß Bewunderung erregen.

Da Sie sich in eine Welt versetzt haben, die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig, wie Sie sich darin so einheimisch finden, nicht allein was das Costüm und sonstige Äußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Elemente immer freyer bewegen werden.

Nur vor einem Nachtheile nehmen Sie sich in Acht: die deutsche Kunstwelt des 16. Jahrhunderts, die Ihren Arbeiten als eine zweyte Naturwelt zum Grunde liegt, kann in sich nicht für vollkommen gehalten werden. Sie ging ihrer Entwicklung entgegen, die sie aber niemals, so wie es der transalpinischen glückte, völlig erreicht hat. Indem Sie also Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen; so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welchen die trefflichsten Anlagen sich in Ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen.

Zunächst würde ich Ihnen rathen, die Ihnen gewiß schon bekannten Steinabdrücke des in München befindlichen Erbauungsbuches so fleißig als möglich zu studiren, weil, nach meiner Überzeugung, Albrecht Dürer sich nirgends so frey, so geistreich, groß und schön bewiesen, als in diesen gleichsam extemporirten Blättern. Lassen Sie ja die gleichzeitigen Italiäner, nach welchen Sie die trefflichsten Kupferstiche in jeder einigermaßen bedeutenden Sammlung finden, sich empfohlen seyn; und so werden sich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln, und Sie werden im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflösen und darstellen.

Daß die Reinlichkeit und Leichtigkeit Ihrer Feder und die große Gewandtheit im Technischen die Bewunderung aller derer erregt, welche Ihre Blätter sehen, darf ich wohl kaum erwähnen. Fahren Sie fort auf diesem Wege alle Liebhaber zu erfreuen, mich aber besonders, der ich durch meine Dichtung Sie angeregt, Ihre Einbildungskraft in diese Regionen hinzuwenden und darin so musterhaft zu verharren.

Herrn Boisserées Neigung, die Gebäude jener würdigen Zeit herzustellen und uns vor Augen zu bringen, trifft so schön mit Ihrer Sinnesart zusammen, daß es mich höchlich freuen muß, die Bemühungen dieses verdienten jungen Mannes zugleich mit den Ihrigen in meinem Hause zu besitzen. Wie Ihnen Ihre Blätter wieder zukommen sollen, werde ich mit Herrn Boisserée abreden.

Leben Sie recht wohl und lassen, nach einer so langen Pause, bälder wieder etwas von sich hören.

Weimar den 8. May 1811.

Goethe.

1289.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihr lieber Brief, mein verehrter Freund, ward mir nach Carlsbad gebracht. Den an Herrn Boisserée habe ich sogleich wieder zurück an Bertuch geschickt, welcher ihn wohl zu besorgen nicht ermangeln wird.

Mit Herrn Sulpice[1] selbst habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend: denn sie kehren entfernt meistentheils die Seite hervor die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden, und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architectur und Malerey betrifft, auf dem rechten Wege; und sowie man Niemanden der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließenden Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider seyn, einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang sich eine für mich schon verblichne Seite der Vergangenheit wieder aufgefrischt, daß ich manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursach habe. Überhaupt hat er auch bey uns, sowohl bey Hofe als in der Stadt, durch seine Zeichnungen und durch seine Persönlichkeit sehr guten Eindruck gemacht. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtiger Mensch

---

[1] Von Sulpiz Boisserées Anwesenheit in Weimar berichtet Goethes Tagebuch vom 4.—12. Mai.

sehr wohl gethan, brauch' ich kaum zu sagen; aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Catholik mir sehr wohl gefallen hat; ja ich hätte gewünscht noch genauer einzusehen, wie gewisse Dinge bey ihm zusammenhangen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen. Ich kann vermuthen, daß er Ihnen auch seinerseits von dem Aufenthalte in Weimar sprechen wird, und Sie werden alsdann gar leicht übersehen, inwiefern die beyden Hälften an einander passen . . .

Für dießmal leben Sie recht wohl! Ein Brief nach Carlsbad bey den drey Mohren findet mich oder folgt mir, wohin ich auch gehen möge.

Wohl zu leben wünscht

Carlsbad d. 8. Juni 1811. G.

1290.

An den Kreishauptmann J. v. Weyhrother.
(Carlsbad 22. Juni.)

Ganz gehorsamstes Promemoria.

Gestern, als am 21. dieses, fuhr ich mit den Meinigen[1] nach Schlackenwalde. Es waren unser vier, wir kehrten zum rothen Ochsen ein, und genossen, nachdem wir die Werke besehen, ein Mittagessen, mit dessen Detail ich weder beschwerlich seyn, noch dessen Werth allzusehr herabsetzen will. Genug, man that ihm sehr viel Ehre an, wenn man den Preis desselben dem der Picknicks auf dem Posthofe gleichstellen und die Person auf 9 bis 10 Gulden anschlagen mochte. Der Wirth jedoch verlangte 66 Gulden

[1] Mit Christiane, Caroline Ulrich und Riemer.

und für den Kutscher 10 Gulden, zusammen also 76 Gulden. Ich verweigerte die Zahlung und äußerte, daß ich diesen Vorfall des Herrn Kreishauptmanns Hochwohlgebornen anzeigen würde; welches hierdurch, mit Beylage der 76 Gulden, gehorsamst bewirkt wird. Es ist hiebey zu bemerken, daß nichts als das bloße Mittagsessen und weder Frühstück, noch Wein, noch Caffee genossen worden. Der Kutscher erhielt für sich geringe Kost und hatte seinen Hafer bey sich.

Unterzeichneter bittet um Vergebung, wenn er mit dieser anscheinenden Kleinigkeit beschwerlich fällt.[1] Aber es ist in diesen Tagen schon öfters zur Sprache gekommen, daß Gesellschaften, welche durch die schönen Wege, die herrlichen Naturgegenstände und das gute Wetter auswärts gelockt worden, mit Verdruß über ganz unerwartete Zechen nach Hause gekehrt, und ihre gehoffte und genossene Freude vergällt worden.

Eine hohe Behörde wird auch ohne mein Mitwirken einem solchen immer mehr um sich greifenden Übel abzuhelfen wissen. Doch füge ich einen mir ausführbar scheinenden Vorschlag[2] hier bey, in keiner andern Absicht, als um zu zeigen, wie sehr ich wünsche, daß Carlsbad, dem ich so viel schuldig bin, bey seinem bisherigen guten Ruf von billiger Behandlung erhalten werde.

[1] Der Wirtshauspächter „Zum roten Ochsen“ wurde vom Kreishauptmann zu einer Strafe von 10 Gulden und zur Herabsetzung seiner Forderung auf 41 Gulden 20 Kreuzer verurteilt. — Zu berücksichtigen ist bei der ganzen Angelegenheit der damals sehr niedrige Stand des österreichischen Papiergeldes.

[2] Goethe schlägt in einer besonderen Beilage vor, eine hohe Behörde solle den „Gastgebern in der Nachbarschaft die Verpflichtung auferlegen, mit Personen, welche entweder vorher Bestellung machen, oder welche geradezu anfahren, einen bestimmten Accord zu treffen über den Preis dessen, was man von ihnen verlange, es sey nun an Frühstück, Mittagessen, Wein, Caffee und dergleichen. Oder auch, wenn Gäste, wie hier öfters zu geschehen pflegt, etwas mitbringen, für das Absteige-Zimmer, allenfalls den Gebrauch der Küche und sonstiges.“

1291.

An Ludwig van Beethoven.[1]

(Carlsbad 25. Juni.)

Ihr freundliches Schreiben,[2] mein werthgeschätztester Herr, habe ich durch Herrn von Oliva[3] zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwiedre: denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte Sie selbst einmal am Clavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergetzen. Die gute Bettine Brentano verdient wohl die Theilnahme, welche Sie ihr bewiesen haben. Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen, und rechnet die Stunden, die sie mit Ihnen zugebracht, unter die glücklichsten ihres Lebens.

[1] Beethoven (1770—1827) hatte 1809/10 seine Musik zu „Egmont" komponiert. An Breitkopf und Härtel hatte Beethoven am „21. Sommermonath 1810" über den „Egmont" geschrieben: „ich habe ihn bloß aus Liebe zum Dichter geschrieben, und habe auch um dieses zu zwingen nichts dafür von der Theaterdirection genommen, welches sie auch angenommen."

[2] Beethoven hatte ihm am 12. April aus Wien geschrieben: „Euer Excellenz! Nur einen Augenblick Zeit gewährt mir die dringende Gelegenheit, indem sich ein Freund von mir, ein großer Verehrer von Ihnen (wie auch ich), von hier so schnell entfernt, Ihnen für die lange Zeit, daß ich Sie kenne (denn seit meiner Kindheit kenne ich Sie) zu danken — das ist so wenig für so viel — Bettine Brentano hat mich versichert daß Sie mich gütig ja sogar freundschaftlich aufnehmen würden, wie könnte ich aber an eine solche Aufnahme denken, indem ich nur im stande bin, Ihnen mit der größten Ehrerbietung, mit einem Unaussprechlichen tiefen Gefühl für Ihre herrlichen Schöpfungen zu nahen — Sie werden nächstens die Musik zu Egmont von Leipzig durch Breitkopf und Hertel erhalten, diesen herrlichen Egmont, den ich, indem ich ihn ebenso warm als ich ihn gelesen, wieder durch Sie gedacht, gefühlt und in Musick gegeben habe — ich wünsche sehr Ihr Urtheil darüber zu wißen, auch der Tadel wird für mich und meine Kunst ersprießlich seyn, und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden — Euer Exzellenz Großer Verehrer Ludwig van Beethoven.

[3] Aus Wien; er hatte am 3. Mai Beethovens Brief überbracht.

Die mir zugedachte Musik zu Egmont werde ich wohl finden, wenn ich nach Hause komme, und bin schon im Voraus dankbar: denn ich habe derselben bereits von mehrern rühmlich erwähnen hören; und gedenke sie auf unserm Theater zu Begleitung des gedachten Stückes diesen Winter geben zu können, wodurch ich sowohl mir selbst, als Ihren zahlreichen Verehrern in unserer Gegend einen großen Genuß zu bereiten hoffe. Am meisten aber wünsche ich Herrn von Oliva recht verstanden zu haben, der uns Hoffnung machte, daß Sie auf einer vorhabenden Reise Weimar wohl besuchen könnten. Möchte es doch zu einer Zeit geschehen, wo sowohl der Hof als das sämmtliche musikliebende Publicum versammelt ist. Gewiß würden Sie eine Ihrer Verdienste und Gesinnungen würdige Aufnahme finden. Niemand aber kann dabey mehr interessirt seyn als ich, der ich mit dem Wunsche recht wohl zu leben, mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank abstatte.

1292.*

An Zelter.

... So möge Ihnen denn auch auf irgend eine Weise belohnt werden, was Sie an der Pandora thun. Wenn ich den Antheil hätte voraus sehen können, den Sie an dieser Arbeit nehmen; so hätte ich den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refractaire, was er jetzt für die Musik und für die Vorstellung hat, zu benehmen gesucht. Nun ist es aber nicht anders. Fahren Sie fort, wie es Ihnen gemüthlich ist, und ich will sehen, ob ich an die Ausführung des zweyten Theils kommen kann. Ausgedacht und schematisirt

ist alles. Allein die Gestalten selbst sind mir etwas in die Ferne getreten und ich verwundre mich wohl gar über die Titanischen Gestalten, wenn ich in den Fall komme, wie mir gestern geschah, etwas daraus vorzulesen.

Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schlesien alle harmonischen Geister begleiten und Ihr thätiges Ausharren durch geziemende Wirkungen belohnt werden: denn wahrhaftig, wenn man bedenkt, wie wenig die Welt Ihrem schönen und edlen Thun geantwortet hat, so darf man es wohl unziemlich nennen. Auf Ihrem gehofften Rückweg durch Böhmen finden Sie mich freylich nicht. Die vier letzten Monate, ja die fünf des Jahrs versprechen für Weimar sehr lebhaft und, wills Gott, glücklich zu seyn. Im August erwarten wir die Niederkunft der Hoheit;[1] im September Iffland's, und im October Brizzi's Wiederkunft. Leider komme ich mir in allen diesen Fällen wie eine Doppelherme vor, von welcher die eine Maske dem Prometheus, die andre dem Epimetheus ähnlicht, und von welchen keiner, wegen des ewigen Vor und Nach, im Augenblick zum Lächeln kommen kann.

Carlsbad ist jetzt belebt genug. Für dießmal hat es für mich eine eigene Physiognomie gehabt. Weil meine Frau hieherkam[2] und die Equipage bey sich hatte, dadurch bin ich ins Freyere und Weitre gelangt, mehr als die letztern Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder frisch ergetzt, weil ich sie mit frischen Personen, die über gar manches in ein billiges Erstaunen geriethen und sich sehr wohl gefielen, durchwandern konnte ...

Carlsbad den 26. Juny 1811. G.

---

[1] Die Niederkunft der Erbprinzessin Maria Paulowna erfolgte am 30. September; die an diesem Tage geborene Prinzessin erhielt den Namen Augusta. Es ist die spätere erste deutsche Kaiserin.

[2] Am 29. Mai.

1293.

An C. G. Körner.[1]

Von Carlsbad bin ich dießmal mit schwerem Herzen abgereist, da mir, werthester Freund, Ihre nahe Ankunft gemeldet war; allein der peremptorische Termin, der mich aus meinem Quartiere trieb, war erschienen, und ich mußte wohl Platz machen.

Dagegen hat mich Frau Hofrath Schiller mit dem biographischen Aufsatz[2] desto mehr erfreut. Mir scheint diese schwere Aufgabe sehr gut gelöst. Die ganze Lebensreihe unsres verewigten Freundes entfaltet sich leicht und angenehm vor dem Gemüthe, und es ist sehr glücklich, daß Sie ihn meistens konnten selbst reden lassen. Das heitre Bewußtseyn, wie er mit freyen Zügen seine jedesmaligen Zustände schildert, ist wirklich erquickend und aufregend, und es wäre dem nächsten Freunde und genausten Beobachter nicht möglich, ihn so angemessen darzustellen, als er es hier selbst thut. Ich wüßte nichts hinzu zu setzen noch davon zu thun: es ist alles so hübsch aus Einem Gusse, fließt gemächlich vor sich hin und nimmt uns zur Theilnahme mit sich fort. Haben Sie von meiner Seite recht vielen Dank. Komme ich je an die Schilderung meines Verhältnisses zu ihm, so finde ich in diesem Ihren Aufsatze den schönsten Anlaß zu einer weitern Ausführung von manchem das hier nur mit leichten aber doch so sichren Umrissen angegeben ist.

Auch bey der Ordnung, die Sie gewählt haben, um die Werke unsres trefflichen Freundes darnach herauszugeben, wüßte ich nichts zu erinnern. Da die Arbeiten desselben

---

[1] Bd. IV, S. 96.

[2] „Schillers Lebensbeschreibung" von Körner.

so in einander greifen, indem er meist nur durch innern Anlaß dazu angetrieben wurde; so läßt sich eine solche chronologische Ordnung gar wohl denken, und es wird gewiß durch Ihre Bemühung dieser Zusammenhang recht deutlich hervorgehen.[1]

Wie leid thut es mir, daß ich nicht mündlich über das Einzelne noch manches von Ihnen erfahren können.

Meine Frau rechnet es unter die vorzüglich glücklichen Ereignisse dieses Sommers, Sie und die lieben Ihrigen in Carlsbad kennen gelernt zu haben. Wir empfehlen uns beyde zum schönsten und hoffen nichts so sehr, als einmal in dem schönen Dresden einen Besuch abzustatten, oder Sie hier bey irgend einem günstigen Anlaß in Weimar zu sehen. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundschaftliches Andenken.

Weimar den 4. August 1811. Goethe.

1294.

An Rochlitz.[2]

Ew. Wohlgebornen

sind versichert, daß es mir sehr leid gethan hat, Sie bey Ihrer Durchreise nicht begrüßen zu können. Sich einmal wieder anzutreffen und über manches auszureden, giebt auf mehrere Jahre ein wo nicht besseres doch gewiß entschiedeneres

[1] Körners Plan der Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden verteilt der chronologischen Ordnung wegen die Gedichte auf 3 Bände: Band 1 gibt „Gedichte aus der Anthologie"; Band 3 „Gedichte der 2. Periode"; Band 9 „Gedichte der 3. Periode", entsprechend der Dreiteilung, die er für sämtliche Schriften Schillers aufstellte. Diese Verteilung der Gedichte auf drei Perioden ist von späteren Herausgebern beibehalten worden; erst die jetzt bei Cotta erscheinende Säkularausgabe geht auf die von Schiller selbst letztwillig bestimmte Anordnung nach stofflichen Rücksichten zurück.

[2] In Leipzig (Bd. V, Brief 960).

und klareres Verhältniß. Indessen will ich mich durch die Sicherheit Ihrer Neigung und Ihres Wohlwollens trösten.

Wenn Sie wünschen, daß ich dem braven Freyherrn von Truchseß[1] meine Bearbeitung des Götz für das Theater mittheilen möge; so will ich deshalb mein Bedenken eröffnen. Er hat an dem Stücke, wie es zuerst herausgegeben worden, so vielen und warmen Antheil genommen, ja sich gewissermaßen selbst in die Person des alten biedern Helden versetzt,[2] daß es ihm gewiß nicht angenehm seyn würde, nunmehr manches ausgelassen, umgestellt, verändert, ja in einem ganz andern Sinne behandelt zu sehen.

Eigentlich kann diese Umarbeitung nur durch den theatralischen Zweck entschuldigt werden, und kann auch nur insofern gelten, als durch die sinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauspiels dasjenige ersetzt wird, was dem Stücke von einer andern Seite entzogen werden mußte. Da ich also überzeugt bin, daß beym Lesen Niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen ist, daß der Lesende die mangelnde Darstellung sich vollkommen supplire; so habe ich bisher gezaudert diese Bearbeitung drucken zu lassen, ja selbst meine nächsten hiesigen Freunde, die das Manuscript zu sehen verlangt, an die Vorstellung gewiesen, von der sie denn nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.

Ich bin überzeugt, daß Ew. Wohlgebornen sowohl als der würdige Truchseß-Götz, es nicht misbilligen, wenn ich diesen meinen Gründen soviel Gewicht gebe, um die gewünschte Mittheilung abzulehnen. Verzeihen Sie daher, und erhalten mir ein freundliches Andenken.

Ein etwas wunderliches biographisches Bändchen[3] erhalten Sie zu Michael. Wilhelm Meisters Wanderjahre durch-

[1] Freiherr Christian Truchseß v. Wetzhausen auf Bettenburg.

[2] Im Tagebuch von 1801 nennt Goethe ihn „Ritter Götz".

[3] „Philipp Hackert".

zuführen haben mich meine eigenen Wanderungen abgehalten. Bey jenem Büchelchen aber bitte ich Sie sich zu überzeugen, daß Sie unter diejenigen gehören, für die ich es schreibe. Mit entfernten Freunden und Geistesverwandten mich zu unterhalten ist dabey meine einzige Absicht: denn diese sind es ja eigentlich nur, die man zu Zeugen seines vergangenen Lebens und Treibens, und zur Theilnahme am gegenwärtigen aufrufen kann.

Weimar den 11. September 1811.

Ew. Wohlgeb. wahrhaft zugethaner Goethe.

1295.*

An F. A. Wolf.

Da man eine Gelegenheit die sich darbietet, ein langes Schweigen zu unterbrechen, ja nicht aus der Hand lassen soll, so will ich einem jungen Manne der nach Berlin geht, ein Empfehlungs Schreiben an Sie, verehrter Freund, nicht versagen. Sein Name ist Schopenhauer,[1] seine Mutter die Frau Hofrath Schopeuhauer, welche sich schon mehrere Jahre bey uns aufhält. Er hat eine Zeit lang in Göttingen studirt, und soviel ich mehr durch andere als durch mich selbst weiß, hat er sichs Ernst seyn lassen. In seinen Studien und Beschäftigungen scheint er einige Mal variirt zu haben. In welchem Fach und wie weit er es gebracht, werden Sie sehr leicht beurtheilen, wenn Sie ihm, sofern er es verdient, die Erlaubniß ertheilen wollen, Sie wieder zu sehen . . .

Was ich treibe, ist immer ein offenbares Geheimniß. Es freut mich, daß meine Farbenlehre als Zankapfel die

[1] Arthur Schopenhauer (1788—1860).

gute Wirkung thut. Meine Gegner schmatzen daran herum, wie Karpfen an einem großen Apfel den man ihnen in den Teich wirft. Diese Herren mögen sich gebärden, wie sie wollen, so bringen sie wenigstens dieses Buch nicht aus der Geschichte der Physik heraus. Mehr verlang' ich nicht; es mag übrigens, jetzt oder künftig, wirken was es kann.

Zu Michaelis werden Sie mich auf einem wunderlichen Unternehmen[1] ertappen. Ich sage davon weiter nichts, als daß ich's der Zeit ganz gemäß halte, das Faß[2] in dem man gewohnt, auf und abzurollen, damit man nicht müßig zu sein scheine.

Aber warum ziehen Ihre Wolken[3] nicht über uns her? Sind sie auch so hartnäckig, wie die Wolken des physischen Himmels, die uns ihre erquickliche Gegenwart so lange entzogen? Wir hoffen darauf von einem Tage zum andern: lassen Sie uns nicht länger schmachten.

Überhaupt wäre es recht schön und freundlich, wenn Sie die gegenwärtige Anregung nicht verklingen ließen, und mir einige Nachricht gäben, wie Sie sich befunden, und was Sie auf Reisen und zu Hause merkwürdiges erlebt, auch was Ihre Universität für Hoffnungen giebt. Gar oft wünsche ich nur einige Tage vertraulichen Umgangs, um mich sowohl im Leben als im Wissen, wie sonst, wieder einmal gefördert zu sehen. Möge ich doch immer das Beste von Ihnen vernehmen. Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß meine körperlichen Zustände mich nicht hindern nach meiner Art thätig zu seyn und den mäßigen Forderungen Genüge zu leisten, die ich und andre an mich machen.

[1] „Philipp Hackert".
[2] Vergl. das Gedicht „Genialisches Treiben" („So wälz' ich ohne Unterlaß, wie Sankt Diogenes, mein Faß" 2c.).
[3] Die „Wolken" des Aristophanes in Wolfs Uebersetzung. (Berlin 1811.) Am 21. Juli 1810 hatte Wolf seine Uebersetzung Goethe in Karlsbad vorgelesen.

Unser guter Wieland hat einen großen Unfall erlebt, wie Sie werden vernommen haben. Durch den Sturz eines Wagens ist er, und noch mehr seine jüngere Tochter, beschädigt worden. Beyde befinden sich jedoch leidlich, und er, bey seinen Jahren,[1] über alle Erwartung. Der Fall an sich und die ihn begleitenden Umstände haben uns alle höchlich geschmerzt.

Nun, zum Ersatz, lassen Sie mich nicht lange ohne Nachricht, daß Sie sich vortrefflich befinden.

Weimar den 28. September 1811. G.

1296.

An Cotta.

Ew. Wohlgeb.

freundliches Schreiben[2] wünschte am liebsten mündlich zu beantworten, weil dasjenige was mich beunruhigt alsdann wohl in kurzem abgethan seyn würde. Ich versuche jedoch meine Ansicht zu concentriren und empfehle sie einer günstigen Beherzigung.

Als Ew. Wohlgeb. im Jahre 1805 Sich, ausser der Hauptausgabe, noch einen Abdruck in Taschenformat vorbehielten, trug ich um so weniger Bedencken einzuwilligen, als ich mir denselben von jener verschieden dachte, wie ohngefähr der kleine Faust[3] einen Maasstab zu geben schien, wobey ich voraussetzte daß beyde Abdrücke wo nicht gleichzeitig hervortreten, doch kurz auf einander folgen würden. Wenn sich nun die Sache verzögerte und vor anderthalb Jahren eine Ankündigung des zweyten Abdrucks

[1] Er war damals 78 Jahre alt.
[2] Vom 1. Oktober.
[3] Die Sedezausgabe von 1808.

erschien; so glaubte ich um so weniger etwas dabey erinnern zu können, als noch genugsame Zeit vorhanden und ich Ew. Wohlgeb. so manches schuldig geworden, was mich zu einer lebhaften Danckbarkeit aufrief.

Sollte aber jetzt, kurz vor Ablauf des contracktlichen Termins, eine neue, der ersten fast gleiche Auflage,[1] für geringen Preis ins Publicum gespendet werden; so sehe ich eine vorbereitete, korreckte und vollständige Ausgabe meiner Wercke, welche doch auch noch erleben möchte, ins Unbestimmte hinaus gerückt, besonders wenn ich den vorhandenen Nachdruck und die Unbilden der Zeit bedencke.

Diese meine Verlegenheit wird noch dadurch vermehrt, daß die Meinigen, denen ich, in Betracht der Vergänglichkeit eines menschlichen Individuums, von meinen oekonomischen Verhältnissen Notiz zu geben gewohnt bin, dieses Ereigniß mit einer besondern Ombrage betrachten, welche zu mildern ich mich nicht im Stande sehe. Vielleicht entspringen diese Besorgnisse aus einer Unkenntniß des Handelsganges und würden bey mündlicher wechselseitiger Erklärung wohl gehoben werden können.

Ich habe geglaubt unserm schönen vertraulichen Verhältnisse schuldig zu seyn Ew. Wohlgeb. diesen Anstos zu eröffnen und ich will nicht läugnen daß ich jene vorgeschlagne vorzurückende neue Ausgabe, als ein Ausgleichungsmittel dachte, wobey die Ihnen noch zustehenden zwey Jahre auf irgend eine beliebige, billige Weise in Betracht kommen müßten.

Überzeugen Sich Ew. Wohlgeb. daß mir in diesem Augenblicke alles vor der Seele schwebt was ich Ihnen

[1] Cotta hatte in seinem Briefe eine „Hand-Ausgabe in klein Oktav“ als einen Abdruck der Oktav-Ausgabe vorgeschlagen und bemerkt: „Mit dieser Ausgabe würde ich zureichen bis die in unserm Contract festgesetzte Zeit abgeloffen seyn wird. Jetzt schon an eine complete Ausgabe zu denken, scheint mir nicht räthlich.“

seit soviel Jahren angenehmes, gutes und vortheilhaftes verdancke und eben deswegen mit unbegränztem Vertrauen die Zweifel eröffne die mich beunruhigen. Ich empfehle die Angelegenheit und mich Ihren freundschaftlichen Gesinnungen.

W. d. 14. Octbr. 1811. Goethe.

1297.*

An Passow.[1]

... Über den neuen, mir mitgetheilten Plan wünschte ich mich mit Ihnen und Ihrem werthen Herrn Collegen,[2] dem ich mich bestens empfehle, mündlich unterhalten zu können, weil es schwer ist, schriftlich, kurz und klar über solche Gegenstände sich auszudrücken, um so mehr als meine Gesinnung mit der Denkweise der Zeit gerade in Opposition steht. Ich habe es immer für ein Übel, ja für ein Unglück gehalten, welches in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr überhand nahm, daß man zwischen Exoterischem und Esoterischem keinen Unterschied mehr machte, daß man die Grundsätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt, früher als die Lehre und das Handeln selbst öffentlich werden läßt, da doch sowohl das Beyspiel der ältern Weisen als die Erfahrungen an dem neuern Thun und Treiben uns hätten aufmerksam machen sollen, daß man seinen Zweck vernichtet, indem man ihn voraussagt, daß eine Handlung, wenn sie glückt, nicht contestirt wird, wohl aber nichts mehr Widerspruch erleidet

[1] Der Philologe Franz L. K. Passow (1786—1833) hatte Goethe seine Schrift über die Neuorganisation des Unterrichtswesens und den Plan eines „Archivs deutscher Nationalbildung" übersandt.

[2] R. B. Jagemann.

als eine vor, ja sogar nach der That ausgesprochene Maxime. Möchte ich doch mit Pallas[1] (Allgemeine Zeitung Nro 285) ausrufen: „Die Wahrheit hätte nur unter uns Akademikern bleiben sollen!"

Ferner hat mich die Erfahrung gelehrt, daß man, besonders in Deutschland, vergebens Mehrere zu Einer Absicht zusammenruft. So viel Köpfe, so viel Sinne, ist eigentlich die Devise unserer Nation. Betrachte ich noch dabey die gegenwärtige Zeit und den abgelegenen, obgleich in mancher Rücksicht günstigen Wohnort,[2] betrachte ich die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschland ergriffen, ob ich gleich von seinem vorgehabten Thurmbau das Beste denken will: so glaube ich Ihrem Unternehmen wenig Glück weissagen zu können. Weil jedoch Niemand die Möglichkeiten übersieht, so will ich wünschen und hoffen, daß Alles zum Vortheilhaftesten gedeihen möge, welches um so eher denkbar ist, als Sie in Ihrem Kreise ungestört nach Ihrer Überzeugung das Gute wirken können, wenn es auch von außen weder gefördert noch anerkannt werden sollte. Gehen tüchtig gebildete junge Leute von Ihnen aus, woran ich nach genauer Betrachtung Ihres ersten Programms nicht zweifle, so ist das Beste gethan und der schönste Zweck erreicht. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören, wie Ihr Unternehmen vorwärts schreitet, und es wird mir angenehm seyn, wenn meine vielleicht hypochondrische Ansicht der Sache durch einen glücklichen Erfolg aufgeheitert werden sollte.

Der ich recht wohl zu leben wünsche,

Weimar, den 20. October 1811.

Goethe.

[1] Naturforscher S. Pallas.

[2] Jmkau bei Danzig, wo Passow zur Zeit als zweiter Direktor des Conradinums lebte.

1298.

An G. H. L. Nicolovius.[1]

Es ist eine der ernsten und ahndungsvollen Erwartungen, welche denjenigen, die ein höheres Alter erreichen, vor Augen schwebt, daß oft Jüngere, die ein größeres Recht hätten länger hier zu verweilen, unaufhaltsam früher dahin gerissen werden. Der Verlust Ihrer theuren Gattinn ist auch mir sehr empfindlich. Ich hatte seit langer Zeit viel Liebes und Gutes von ihr gehört, ja wer von ihr sprach, zeigte einen Enthusiasmus der mich in der Ferne ein eignes vorzügliches Wesen ahnden ließ. Wenn sie bey so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte, so erinnert sie mich an ihre Mutter,[2] deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhobener Geist sie nicht vor einem gewissen Unmuth mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit fern von ihr, und nur durch einen seltnen Briefwechsel gleichsam lose mit ihr verbunden, fühlte ich doch diesen ihren, der Welt kaum angehörigen, Zustand sehr lebhaft, und ich schöpfte daraus bey ihrem Scheiden zunächst einige Beruhigung.

Meine liebe Nichte habe ich niemals gesehen, aber doch immer an derselben, so wie an Ihnen und den lieben Ihrigen aufrichtigen Antheil genommen. Möge es Ihnen gelingen, in der Erziehung und Bildung der Zurückgelassenen einen thätigen Trost zu finden, und sich an den Ebenbildern der Mutter noch lange zu ergötzen.

Möge mir doch auch einmal das Vergnügen werden Sie in dieser spätern Zeit kennen zu lernen, wo man immer mehr nöthig hat sich an diejenigen anzuschließen, von deren redlichen Gesinnungen und ununterbrochenem Bestreben man genugsam überzeugt ist. Leben Sie recht wohl und gedenken meiner unter den Ihrigen.

Weimar den 20. October 1811. Goethe.

[1] Gatte von Louise, geb. Schlosser, die am 28. September gestorben war.
[2] Goethes Schwester Cornelia.

1299.

An C. G. v. Voigt.

(Jena, 5. November.)

Die von Ew. Exzell. mir bekannt gemachten gnädigsten Gesinnungen Serenissimi gegen meinen Sohn fordern mich jemehr ich sie bedencke immer zu größerer Bewunderung und Erkenntlichkeit. Die Stelle eines Landraths, wie die letzte Instrucktion sie näher bestimmt und begränzt, ist ohne Zweifel die wünschenswertheste für einen jungen Mann. Er findet sich im Falle seine Fähigkeiten auszubilden und zugleich seine Thätigkeit frey zu zeigen und dadurch von seinen Vorgesetzten wie von seinem Fürsten beurtheilt und gekannt zu werden. Ich eile daher die mir und meinem Sohn zugedachte Gnade auf das danckbarste unterthänigst anzuerkennen, die weiter Leitung und Vollführung höchster Anordnung und Ew. Exzell. freundschaftlicher Mitwirckung vertrauensvoll anheimgebend.

Dürfte ich noch eine Bitte hinzufügen; so wäre es: daß meinem Sohn erlaubt sey den Charackter als Cammerassessor dabey fortzuführen und daß jene Stelle, zu der ihm durch das vorjährige gnädigste Decret wenigstens einige Hofnung gemacht worden, solange offen behalten werde bis er zeigen kann in welchem Grade er bey solchen Geschäfften sich gewandt und brauchbar erweise.

Alles jedoch höherem Ermessen, mit wiederhohltem Dancke für alles Bisherige, lediglich überlassend.

1300.

An Elisabeth von der Recke.[1]

Hochgebohrne Gräfinn,
gnädige Frau,

Sie haben mir, verehrte Freundinn, seit meinen Jünglingsjahren, so viel Gunst und Freundschaft erwiesen, daß ich wohl hoffen darf, Sie werden auch diesmal den Knaben[2] gütig aufnehmen. Beschauen Sie die in diesem Bändchen aufgeführte Bilderreihe mit nachsichtiger Aufmercksamkeit, und sagen mir ein treues Wort, wie sie Ihnen erscheint und was Sie von der Folge erwarten und hoffen.

Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der schönen Wirckungen, die Ihnen das Vaterland zu verdancken hat, und ich muß mir im Voraus die Erlaubniss erbitten, davon zu seiner Zeit nach meiner Überzeugung sprechen zu dürfen.

Bey soviel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Mensch zu erdulden hat, bey unvermeidlicher Spannung und Widerstreit, macht er sich oft ganz willkührlich ein Geschäft sich von andern abzusondern, andre von andern zu trennen. Diesem Übel zu begegnen haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittlung dasjenige was sich ihnen nähert zu vereinigen, Misverständnisse aufzuheben, und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundinn, gehören zu diesen; so würde ich viel zu wenig sagen. Denn auf meinem Lebenswege ist mir niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden als Ihnen, oder der einen so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte.

---

[1] Vergl. Bd. II, S. 172, und Bd. III, S. 34.
[2] Den ersten Band von „Dichtung und Wahrheit".

Auch ich und die Meinigen haben davon vergangnen Sommer[1] die wünschenswerthesten Wirckungen erfahren. Meine Frau, die sich Ihnen angelegentlichst empfielt, ist noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte, und in unserm kleinen Familienkreise wird Ihr Andencken als eines wohlthätigen Genius verehrt. Möge uns das Glück beschert seyn, Ihnen, Verehrte, wieder an der heilsamen Quelle zu begegnen, und uns von Ihrem Wohlbefinden gegenwärtig zu überzeugen.

Möchten Sie uns gelegentlich Ihrer unvergleichlichen fürstlichen Schwester,[2] Ihren liebenswürdigen Nichten, namentlich der Fürstinn von Hohenzollern, auf das dringendste empfehlen, nicht weniger uns in das Andencken des Herrn Tiedge[3] zurückrufen; so würden Sie uns auf's Neue und wiederhohlt verpflichten. Erlauben Sie daß ich nun schließe und mich verehrend unterzeichne

Weimar d. 8. Nov. 1811. Goethe.

1301.

An die Hoftheater-Commission.

Serenissimo wären die den Unfug des Schauspieler Deny[4] betreffenden Papiere unterthänigst vorzulegen, damit Höchstdieselben die äußerste Unart selbst beurtheilen können, mit welcher dieser rohe und incorrigible Mensch sich betragen.

---

[1] In Karlsbad.
[2] Herzogin Dorothea von Kurland.
[3] Der Dichter Christoph Aug. Tiedge (1752—1841), der 1805—1808 Frau v. d. Recke auf ihren Reisen begleitet hatte und seitdem als ihr Lebensgenosse in Dresden lebte.
[4] Wilhelm Deny hatte am 20. November mit dem Theaterdiener Pollock einen Skandal auf der Bühne gehabt und war dafür am 5. Dezember mit Arrest auf unbestimmte Dauer belegt worden.

Leider bin ich Unterzeichneter selbst noch im Theater gewesen und habe mit anhören müssen, welch ein rasendes Geschrey, während noch ein Theil des Publicums zugegen war, sich erhob. Wäre ein Husar noch in dem Hause gewesen, so würde ich Deny sogleich haben arretiren lassen.

Die der Commission zugefügte Beleidigung ist im eigentlichen Sinne durch gar nichts abzubüßen; allein meo voto kann er wenigstens nicht vor Dienstag Mittag von der Hauptwache entlassen werden, weil sonst gar keine Proportion mit dem, was in ähnlichen Fällen geschehen, beobachtet würde; wie man denn den Beckerischen Fall hierbey erwähnen kann. Das Weitere meinen Herrn Mit-Commissarien überlassend

s. m.

Weimar den 6. December 1811. G.

1302.

An Klinger.[1]

Ihre sehr liebe Sendung kommt in dem Augenblick an da ein Courier nach Petersburg abgeht, und ich erfreue mich höchlich sie sogleich zu erwiedern. Hier haben Sie unser altes Frankfurt,[2] in welchem Sie sich gewiß wieder erkennen werden, und mit Lust. Das ist der erste Theil, und im dritten erlauben Sie mir, daß ich Sie auch vorführe. Das räuchrige Zimmerchen neben der Klingelthüre war ein gutes Nest, wo manches brütete. Ich freue mich darauf, daß es Ihnen Spaß machen wird, wie ich mich aller der Eigenthümlichkeiten erinnere, aus denen so viel ausgegangen

[1] Der Dichter von „Sturm und Drang" (Bd. I, S. 179); seit 1780 in russischen Diensten.

[2] Im ersten Bande von „Dichtung und Wahrheit".

ist. Ihr immer noch wunderliches Siegel bürgt mir dafür. Möchten Sie dem beyliegenden Blättchen eine recht freundliche Aufnahme gönnen! Ihr lieber Brief ist gleich eingeschaltet worden. Was soll's denn weiter, als daß man das unmittelbare Andenken der Tüchtigen erhält. Können Sie mir auch nur Namens-Unterschriften der Kaiser und Kaiserinnen, der Größten des Reichs, in Kriegs- und Friedens-Geschäften, der Akademiker, und bedeutender Menschen jeder Art, gelegentlich übersenden; so erzeigen Sie mir was außerordentlich Angenehmes. Bisher habe ich die Art oder Unart gehabt alles Vergangne eher zu vertilgen als zu bewahren. Nun mag die Zeit des Bewahrens, wenn auch zu spät, eintreten. Mehr sag' ich nicht, aber ich bitte, da doch zwischen dem großen Petersburg und dem kleinen Weimar eine so liebenswürdige Wechselwirkung besteht, Niemanden wegzulassen, der nicht etwas an mich bringe, und ich will das gleiche thun. Das Leben ist den Sibyllinischen Büchern ganz gleich; je knapper, je theurer. Leben Sie wohl und gedenken mein, wie am Anfang und Mittel, so am Ende.

(Weimar) d. 8. Dec. 1811.

1303.

An Barthold Georg Niebuhr.[1]

Wenn ich manchmal durch Verspätung meiner Antwort mich an Freunden und Wohlwollenden versündige, so will ich dießmal lieber etwas voreilig seyn und ehe ich noch Ihr Werk[2] erhalten habe, Ew. Wohlgebornen für die Freude danken, die Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben. Sie führen einen Namen, den ich von Jugend auf verehren[3]

[1] Der große Historiker und Staatsmann (1776—1831).

[2] Der erste Teil von Niebuhrs „Römischer Geschichte".

[3] Carsten Niebuhr, berühmter Reisender, Vater des Historikers.

lernte, und von Ihnen selbst haben mir manche Freunde soviel Liebes Gutes und Vorzügliches erzählt, daß ich Sie schon näher zu kennen glaube und aufrichtig versichern kann, daß ich recht sehr wünschte Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Indessen soll das Werk, das Sie mir ankündigen, mir eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltung seyn: denn was kann uns reizender dünken als eine so oft und viel durchgearbeitete Materie abermals aus neuen Gesichtspuncten dargestellt zu sehen, und durch neue Untersuchungen gleichsam wiedergeboren zu finden. Je weniger es mir in meinem Leben vergönnt gewesen, Gegenstände, die mich so sehr interessiren, selbst zu bearbeiten, desto mehr weiß ich diejenigen zu schätzen, welche dergleichen zu unternehmen das Talent und die Beharrlichkeit haben.

Ich wünsche, daß Sie diesen vorläufigen Dank freundlich aufnehmen und mir ein geneigtes Andenken erhalten.

Jena den 27. November 1811. Goethe.

Vorstehendes nahm ich mit von Jena nach Weimar, wo ich Ihr vortreffliches Werk vorfand und gleich zu lesen anfing. Nun bin ich am Ende desselben und möchte, ehe ich wieder von vorn anfange (welches höchst nöthig ist, um es zu verstehen und zu benutzen) nicht blos einen allgemeinen und gefühlten, auch einen besondern und motivirten Dank abstatten. Bis mir aber dieses gelänge, möchte wohl eine gute Zeit vorbeystreichen, und bey dem besten Willen dieses Blatt noch länger verspätet werden. Erlauben Sie mir also nur soviel zu sagen, daß ich mich in die Zeit versetzt fühlte, wo ich in Rom selbst, bey hundert Anläßen, auf die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen hingewiesen wurde allein, bey jedem Schritte sowohl meine eigene als Anderer Unzulänglichkeit gar bald gewahr wurde. Da ich nun seit jener langen Zeit her meine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände

zu wenden fortgefahren, so kommt Ihr Werk mir höchst erwünscht, das so viele Räthsel auf einmal löſ't.

Der vor-römische Zustand Italiens wird uns nun anschaulich, und die mehreren gleichsam übereinander geschobenen Schichten von Völkern ihrer Folge nach deutlich. Die Sonderung von Dichtung und Geschichte ist unschätzbar, indem keine von beyden dadurch zerstört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Werth und Würde bestätiget wird; sowie es unendlich interessant ist zu sehen, wie sie beyde wieder zusammenfließen und wechselseitig auf einander wirken. Möchten doch alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden.

Bedarf es wohl vieler Worte, um zu versichern, daß mir die Entwicklung der Staats- und Finanzverhältnisse, des Verhältnisses zu Griechenland, die misliche Lage Roms nach Vertreibung der Könige, genug Alles und Jedes höchst belehrend geworden ist. Wollte ich ins Besondere gehen, und die Darstellung des Ankus Martius, die Enthüllung der Sibyllinischen Bücher erwähnen, von den Poemen Lukretia und Coriolan auch besonders sprechen, so würde ich ein Buch über das Buch zu schreiben haben, und diese Blätter niemals auf die Post gelangen. Seyn Sie überzeugt, daß Sie mir ein großes Geschenk gemacht haben, wofür ich Zeitlebens dankbar, die Fortsetzung sehnlichst erwarte und um mich derselben würdig zu machen, den ersten Band aufs fleißigste studire und mir zueigne.

Mögen Sie beyliegendem Blättchen einige Aufmerksamkeit gönnen, und besonders mir von der Hand Ihres verehrten Herrn Vaters[1] etwas zukommen lassen! Mich nochmals bestens Ihrem geneigten Andenken und Ihrer freundlichen Theilnahme empfehlend

Weimar den 17. December 1811. Goethe.

[1] Für Goethes Autographensammlung.

1304.

An Friederike Bethmann=Unzelmann.[1]

Es ist sehr freundlich von Ihnen, wertheste Freundinn, daß Sie mir von der glücklichen Aufführung meines Tasso[2] selbst Nachricht geben. Wenn Künstler wie Sie und Ihre Mitspielenden mit sich selbst zufrieden sind, so kann man auch in der Ferne versichert seyn, daß das Werk gut gerathen ist, und wie Sie mir das Einzelne genau bezeichnen, kann ich mir schon eher vorstellen auf welche Weise und in welchem Maße es gelungen ist. Haben Sie allerseits recht vielen Dank, daß Sie dieses theaterscheue Werk hervorgezogen und in ein günstiges Bühnenlicht gestellt haben. Sie erneuen und vermehren dadurch die Verbindlichkeit, die Ihnen andere meiner Productionen schon früher schuldig geworden.

Herrn Bethmann[3] empfehlen Sie mich bestens. Es ist mir sehr angenehm zu denken, daß er, bey seinem Geist und seinen Talenten, sich gern mit einer Rolle beschäftigt hat, die vielleicht unter allen denen, die ich geschrieben habe, am meisten ausgeführt ist. An der feinen, klugen, zarten Leonore[4] habe ich gleichfalls nicht den mindesten Zweifel. Leben Sie recht wohl und gedenken meiner. Wie Ihr Sohn[5] indessen zugenommen hat, haben Sie selbst beurtheilen können. Die Leichtigkeit seines Spiels, sein guter Humor und seine übrigen guten theatralischen Anlagen und Fertigkeiten machen und erhalten ihm viel Freunde im Publicum. Dazu kommt, daß er gegen Jedermann gut und verträglich ist und Niemanden schadet, außer allenfalls sich selbst: welches denn, wie bekannt, Niemanden leicht übel genommen wird.

[1] Siehe Bd. IV, S. 203.
[2] In Berlin am 25. November.
[3] Der den Tasso gespielt hatte.
[4] Leonore Sanvitale, die Frau Bethmann gespielt hatte.
[5] Carl Unzelmann, Friederikens Sohn aus erster Ehe, hatte in Berlin gastiert.

Vorstehendes war geschrieben, als ich in der Berliner Zeitung eine wohlwollende und umständliche Nachricht von der Aufführung des Tasso las, die mir als Seitenstück zu Ihrem lieben Briefe viel Vergnügen gemacht hat.

Besonders aber bitte ich Herrn Director Iffland vielmals zu danken, der mir auch darüber durch Frau von Heigendorf ein freundliches Wort sagen ließ. Ich bin gewiß nicht unempfindlich für die Aufmerksamkeit, die man einem Werke erweist, auf das ich ganze Epochen meines frühern Lebens verwendet habe. Leben Sie recht wohl und verschaffen Sie mir zu meiner Handschriftsammlung gefällig einige Beyträge. Vielleicht fände sich ein Blättchen von Eckhoff, Großmann, Brandes rc.

(Weimar) d. 17. Dez. 1811.

1305.

An den Herzog Carl August.

(Weimar, December 1811.)

Ew. Durchl.

haben meine neulich vorgebrachte unterthänigste Bitte in gnädigen Betracht gezogen, und werden mir daher vergönnen daß ich sie etwas umständlicher motivirt gegenwärtig wiederhole.

Mein Sohn erfüllt nächsten Weihnachten seyn zwey und zwanzigstes Jahr. Vor drey und einem halben Jahr ging er, durch Privat und öffentlichen Unterricht, so wie durch einen beständigen Umgang mit mir genugsam vorbereitet, nach Heidelberg, um sich dort vor allen Dingen eine Kenntniss der Rechtsgrundsätze zu erwerben. Wie er dort seine Zeit zugebracht, wie er sich betragen, davon

legen die beygefügten Testimonia wohl ein unverdächtiges Zeugniss ab.

Er begab sich darauf nach Jena, um sich dem kameralistischen Fache zu widmen, wozu er um so mehr vorbereitet war, als er von Jugend auf von mir selbst in den Naturkenntnissen unterrichtet worden, auch mich auf Reisen wiederhohlt begleitend in Jena, Halle, Helmstedt, Göttingen, längere oder kürzere Zeit des Umgangs und der Belehrung der ersten Naturforscher genos. Wie er sich in Jena benommen, davon werden der Obrist von Hendrich, Professor Sturm und Döbereiner kein ungünstig Zeugniß ablegen. Sogar hat letzterer in seinem Compendium einer Entdeckung, die dieser sein aufmercksamer Zuhörer gemacht, nahmentlich erwähnt und ihn dadurch nicht wenig ausgezeichnet.

Überzeugt, daß Leben mehr als Lehre bilde, lies ich ihn nach anderthalb Jahren von Jena abgehen und nach Capellendorf zu dem Rentsecretair Urlau ziehen. Hier ist er denenjenigen Geschäften, welche in einem Herzoglichen Rentamte vorkommen, aufmercksam gefolgt, und hat zugleich die ländliche Öconomie dabey näher kennen lernen, nicht weniger sich durch Lesung dienlicher Schriften weiter ausgebildet. Den ihm von Herzoglicher Regierung verwilligten Access beym Justiz Amte hat er fleißig genutzt und unter Anleitung beyder Beamten einen Entwurf zu einer Frohnebeschreibung verfertigt, die dazu nöthigen Registraturen selbst aufgesetzt. Wie denn die durch den Rentbeamten bey Herzoglicher Cammer einzureichende Abschrift zu gnädigster Einsicht und Beurtheilung hier bey liegt.

Er hat ferner das Glück gehabt von den meisten Gliedern der Herzoglichen Cammer bey Commissarischen Verhandlungen, zu denen ihm der Zutritt gestattet worden, an verschiedenen Orten beobachtet und mit Gunst behandelt zu werden, wie er sich denn auch einer geneigten prüfenden

Aufnahme des Herrn Geh. Rath v. Voigt zu erfreuen gehabt.

Daß dieser mehr gedachter mein Sohn, das einmal ergriffene Geschäft mit Aufmercksamkeit und Gründlichkeit zu behandeln gesonnen ist, davon dürfte auch die gleichfalls beyliegende angefangne Sammlung von Wollproben zeugen, wodurch der Unterschied eines so wichtigen Erzeugniss vor Augen gebracht und das Urtheil darüber allein gesichert werden kann.

Nach allem diesem wünsche ich nunmehr meinen Sohn einige Jahre bey mir zu behalten, um die Zeit, die mir noch gegönnt ist, auch zu seinem Vortheil zu benutzen und sowohl durch Umgang als durch zweckmäßige Lecktur ihn immer weiter ausgebildet zu sehen. Aber alles würde unzureichend seyn, wenn er nicht in Thätigkeit versetzt auf das eigentliche Ziel seines Strebens unmittelbar hingewiesen ja sich demselben eiliger zu nähern gewissermassen genöthigt würde.

Ew. Durchl. haben die Gnade gehabt ihm vorläufig den Charackter eines Cammerassessors zu ertheilen und in ihm dadurch die Hoffnung einer wircklichen baldigen Anstellung erweckt, die ihn bisher bey allen seinen Schritten belebt hat, und um deren unschätzbare Erfüllung Vater und Sohn hierdurch nochmals Ew. Durchl. unterthänigst angehen. Beyde werden nicht verfehlen durch thätige Treue zu zeigen, wie sie den hohen Werth von Ew. Durchl. gnädigem Beyfall und höchstem Zutrauen anzuerkennen und zu verehren wissen.

1306.

An die Hoftheater-Commission.

Diejenigen Personen, welchen die Führung eines Hof-Theaters anvertraut worden, und besonders die, deren Obliegenheit es ist, zu beurtheilen, ob ein Stück aufführbar

sey, haben sich seit geraumer Zeit in einer sehr unangenehmen Lage befunden, indem die deutsche Bühne sich nicht nur von den strengen Geschmacksregeln, sondern auch von manchen andern Verhältnissen und Betrachtungen losgesagt und sowohl im Kunst- als bürgerlichen Sinne die Gränzen weit überschritten hat.

Zu einer Zeit, wo alles nach ungemessener Freyheit strebte, fingen die deutschen Theater-Dichter gleichfalls an, den obern Ständen den Krieg anzukündigen, und es verbreitete sich ein Sansculottisme über die Bühne, der, indem solche Stücke der großen Menge sehr angenehm waren, nothwendig Ursache seyn mußte, daß bey Hof-Theatern manche solche Stücke gar nicht gegeben, andere aber durch Verstümmelung so verunstaltet wurden, daß sie ihre Wirkung größtentheils verfehlten.

Bey dem Weimarischen Hof-Theater hat man, durch die Nachsicht gnädigster Herrschaften begünstigt, eine Mittelstraße gewählt und die anstößigsten Stellen theils sogleich, theils nach und nach ausgelöscht, so daß nicht leicht etwas ganz Auffallendes vorkam.

In der neuern Zeit hat, so wie Alles, auch das deutsche Theater eine andere Richtung genommen und es glauben einige Autoren, besonders der fruchtbarste[1] unter denselben, sich durch Sticheleyen und Anzüglichkeiten der Oberherrschaft widersetzen zu können, die, um ihre großen und weiten Plane auszuführen, freylich nicht immer die sanftesten Mittel gebrauchen kann.

Endesunterzeichnetem hat es bisher obgelegen, die Stücke zu wählen und zu beurtheilen, in wiefern sie aufführbar sind. Sein eigentlicher Standpunkt konnte nur der ästhetische seyn; allein er hat auch jenen politischen nicht außer Acht

[1] Kotzebue.

gelassen und wo ihm etwas Bedenkliches aufgefallen, solches ohne weiteres weggestrichen. Dabey muß er jedoch bekennen, daß er manches Unschickliche übersehen und solches erst nach einer oder mehreren Vorstellungen durch sich selbst oder durch Freunde, deren Aufmerksamkeit er angerufen, belehrt, gleichfalls hinweg gestrichen.

So groß auch diese Unannehmlichkeit seyn mochte, rechnete er sie doch zu den mehrern, welchen dieses Geschäft unterworfen ist, und verfolgte, auf Serenissimi gnädigste Nachsicht hoffend, seinen alten Weg.

Allein nunmehr verändert sich die Sache, indem ein k. k. französischer Gesandter[1] hierher kommt und die Verhältnisse nicht allein nach Innen sondern auch nach Außen zu bedenken sind. Ja, bloß menschlich betrachtet, wird man hiebey zu einer genauern Aufmerksamkeit aufgefordert; denn wer möchte einem Gaste etwas Unangenehmes erzeigen, wenn es auch keine Folge hätte? Unterzeichneter wünscht daher, daß Herzogliche Hof-Theater Commission seine Bitte unterstützen möge, die derselbe an Serenissimum zu thun sich genöthigt sieht.

Schon in früherer Zeit hatte Commissio, aus eigenem Antrieb und für sich, verschiedene wackere, hier in Diensten stehende junge Männer ersucht, gewisse problematische Stücke mit Aufmerksamkeit durchzugehen und die verfänglichen Stellen zu bemerken, welche direct oder indirect verletzen könnten, und auf diese Weise ist auch manches Unangenehme vermieden worden. Allein weil dieses keine durch eine Sanction von oben, befestigte Anstalt war, auch eine gewisse mittlere Zeit weniger Apprehension gab; so ist sie wieder abgekommen, und man hat sich so gut als möglich aus der Sache gezogen. Deshalb wäre es nichts Neues, sondern

[1] Baron Etienne de Saint-Aignan.

nur eine von oben bekräftigte schon früher intentionirte Einrichtung.

Die Sache ist an und für sich selbst sehr leicht und würde auch demjenigen, dem solches Geschäft übertragen würde, keine sonderliche Beschwerde geben. Neue Stücke würde ich vor wie nach durchsehen und beurtheilen und sollte sich etwas Verfängliches darin finden, es sogleich wegstreichen und das Exemplar, mit Bemerkung meines Namens auf dem Titelblatte, als Zeugniß, daß ich das Stück gelesen, dem Beauftragten zusenden. Dieser striche gleichfalls, was ihm unzulässig schiene, ohne weitere Rücksprache weg und bemerkte nur allenfalls, wo vielleicht, wie es öfter zu geschehen pflegt, durch Wegstreichen eine Lücke entstanden, wenn er solche selbst auszufüllen nicht etwa geneigt wäre.

Ferner würde man, sobald die neue Einrichtung getroffen ist, die ältern Stücke, die sich auf dem Repertorium gehalten haben, nach und nach dem Beauftragten zuschicken und mit denjenigen den Anfang machen, welche zunächst aufgeführt zu werden bestimmt sind. Denn was eben diese ältern Stücke betrifft, so ist man am ersten in Gefahr, Stellen zu übersehen, welche eine Deutung auf das Gegenwärtige zulassen: denn da sie vor so viel Jahren geschrieben sind, so liegt die mögliche Anwendung nicht in der Sache, sondern in demjenigen selbst, der sie zu machen geneigt ist; und doch kommen Fälle vor, wo man einen bösen Willen vermuthen würde, wenn es nicht von Altersher gedruckt und in den Rollen geschrieben stünde.

Ich erspare einige andere kleine Bemerkungen, welche das Geschäft erleichtern und fördern, bis zu Serenissimi gnädigstem Entschluß.

Weimar, d. 5. Januar 1812.

Goethe.

1307.*

An Caroline v. Wolzogen.

. . . Ihre lieben Worte über meinen biographisch-poetischen Versuch haben mich sehr erquickt. Wie wohl thut mir's auf diese Weise mich wieder meinen abwesenden Freunden zu nähern und ihre Theilnahme aufzuregen. Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes warf ich mich wieder auf jenes Werk in Gedanken. Vom zweyten Theil ist schon die Hälfte geschrieben, und die andre so ziemlich ausgedacht und zusammengestellt. Ich hoffe zu Michaelis sollen Sie ihn erhalten . . .

Ich darf nicht schließen, ohne Ihnen zu melden, daß ich durch unsere Theaterbedürfnisse, welche freylich täglich dringender und täglich weniger befriedigt werden, mich habe unmerklicher Weise verleiten lassen, das Shakespearische Stück Romeo und Julie zu bearbeiten.[1] Auf der Herzoginn Geburtstag wird es erscheinen und ich hoffe guten Effect davon. Die Maxime, der ich folgte, war das Interessante zu concentriren und in Harmonie zu bringen, da Shakespeare nach seinem Genie, seiner Zeit und seinem Publicum, viele disharmonische Allotria zusammenstellen durfte, ja mußte, um den damals herrschenden Theatergenius zu versöhnen. Ich werde Ihre Frau Schwester bitten, daß sie Ihnen von der Aufführung eine Relation zusendet. Sie drückt sich über solche Dinge eben so gut aus, als sie darüber denkt.

Nun leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Umgebung, grüßen mir den lieben Adolph und erhalten mir Ihr Wohlwollen. Herzlich ergeben

d. 28. Jan. Goethe.
1812.

[1] In Goethes Bearbeitung zuerst aufgeführt am 1. Februar 1812.

(Beilage.)

Wahrhaft rührend, geliebte Freundinn, ist mir das Blatt von der Hand unsers verehrtesten Großherzogs.[1] Wie sehr erkenne ich darin die Dauer jener Gesinnungen, die mich früher so glücklich machten. Je mehr ich dankbar empfinde, wie viel ich diesem außerordentlichen Manne in meiner Jugend schuldig geworden, desto mehr freut es mich, daß Zeit und Entfernung, ja so mancher Wechsel der Dinge nichts an einem Verhältniß ändern konnten, das auf wahren Grund gebaut war. Wie manchmal hatte ich gewünscht, gewisse Mittheilungen wieder anzuknüpfen; aber wie kann man sich einem solchen Manne mittheilen, als durch That. Empfehlen Sie daher mich ihm als den Seinigen. Wie fortdauernd er an diese zu denken und wie wohl er für sie zu sorgen weiß, habe ich noch neulich an dem Beyspiel des jungen Herders gesehen. Möge dem Gönner und Beschützer für so manches Gute noch manche Freude werden. Haben Sie ja die Güte mich Seiner Hoheit wiederholt zu empfehlen.

1308.

An Rochlitz.

Mit vielem Danke, mein Werthester, sende ich den mitgetheilten Aufsatz[2] zurück. Wer das deutsche Publicum kennt, dessen selbstische Eigenwilligkeiten Sie so gut schildern, wer zunächst erfahren hat, daß sie vor allem Neuen, so sehr

---

[1] Der Fürstprimas von Dalberg; Caroline hatte geschrieben: „Der Großherzog sagte mir, daß er ein wahres Verlangen hatte, mit Ihnen wieder in nähere Berührung zu kommen, und sendete mir inliegende Zeilen."

[2] Rochlitz hatte das Manuskript seiner Anzeige von „Dichtung und Wahrheit" Teil 1, eingesandt, die dann in der Leipziger Literatur-Zeitung erschienen ist.

sie darnach gierig sind, wenn es einigermaßen problematisch ist, eine ängstliche Apprehension fühlen, und daher den Miswollenden freyes Spiel geben, um sich nur jener Furcht entledigt zu sehen — der weiß gewiß dankbar anzuerkennen, wenn ein Freund als Mittelsperson auftreten mag, damit die Menschen sich geschwinder mit dem befreunden, was ihnen fremd und wunderlich erscheint. Besonders in den letzten zwanzig Jahren mußte man große Geduld haben: denn mehrere meiner spätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis sie sich ein größeres Publicum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über 20 Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmuth ist nur dem zuzumuthen, der sich bey Zeiten den Dédain du Succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will.[1] Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bey allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünschenswerther, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgültigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat.

In diesem Sinne machen Sie mir ein großes Geschenk durch Ihren Aufsatz und bethätigen dadurch abermals die frühere mir schon längst bewährte Freundschaft. Doch darf es mich nicht einmal überraschen, daß Sie in meine Intentionen auch bey dieser Arbeit so tief eindringen, da Sie unter diejenigen abwesenden Freunde gehören, die ich mir vergegenwärtige, wenn ich mir meine alten Mährchen

---

[1] In dem Fragment von Frau von Staëls Werk über die deutsche Literatur, dessen Empfang das Tagebuch vom 15. Dezember verzeichnet.

in der Einsamkeit zu erzählen anfange; und ich darf wohl versichern, daß der nächste und eigentliche Zweck ist, gegen solche auf indirectem Wege wieder einmal laut zu werden, da die directe Communication so manches Hinderniß erfährt.

Daß Sie meine asiatischen Weltanfänge so freundlich aufnehmen, ist mir von großem Werth. Es schlingt sich die daher für mich gewonnene Cultur durch mein ganzes Leben, und wird noch manchmal in unerwarteten Erscheinungen hervortreten: wie ich denn von Ihrem liebevollen Glauben hoffen kann, daß Sie überzeugt sind, der erste Theil sey mit Bewußtseyn und mit Absicht geschrieben, und enthalte auch nicht das kleinste geringfügig scheinende, was nicht künftig einmal nach seinem Geschlecht und Art in Blüthe und Frucht hervortreten soll. Freylich, das Publicum, wenn man es an ein Saatfeld führt, bringt gleich die Sicheln mit, und bedenkt nicht, daß noch mancher Monat bis zur Erndte hingeht, ja wohl noch das ganze grüne Feld eine schöne Zeit unter einer Schnee- und Eisdecke zu ruhen hat.

Es würde mir unendlich interessant seyn, wenn Sie mir mittheilen wollten, was Sie über die Farbenlehre aufgesetzt haben. Die Wirkung von dieser wird noch mehr retardirt, als die Wirkung meiner andern Sachen. Denn hier kann man das Publicum am leichtesten irre führen, indem man mir anderes Verdienst wohl läßt, aber in dieser Sache, die ja nicht in mein Fach schlage, ein verzeihliches Travers Schuld giebt. Indessen macht es mich schon glücklich, daß ich diese Arbeit, die ich so lange mit mir herumgetragen, endlich losgeworden. Was für eine große Übung es für mich gewesen, diesen Gegenstand durchzuarbeiten, ermessen Sie selbst; und welche wichtigen Bemerkungen ich mache, indem ich meine Gegner beobachte, wage ich kaum auszusprechen. Doch ist es ja kein Geheimniß, daß Niemand überzeugt wird, wenn er nicht will.

Warum sollte ich nun nicht auch wünschen, meine Freunde kennen zu lernen und besonders Ihre Ansicht, die mir in so mancher Betrachtung werth seyn muß.

Mich zu daurendem Wohlwollen empfehlend

W. d. 30. Jan.

1812. Goethe.

1309.*

An C. F. v. Reinhard.

... Vor allen Dingen haben Sie herzlichen Dank, daß Sie meinem biographischen Versuch soviel Theilnahme gegönnt, die ich zwar erwarten durfte. Denn indem ich mir jene Zeiten zurückrufe, und die Gegenstände, die sich mir in der Erinnerung darbieten, zusammenarbeite, gedenke ich meiner abwesenden Freunde als wenn sie gegenwärtig wären, glaube meine Reden an sie zu richten und kann also wohl für das Geschriebene eine gute Aufnahme hoffen.

Bey der Art, wie ich die Sache behandle, mußte nothwendig die Wirkung erscheinen, daß Jeder, der das Büchlein liest, mit Gewalt auf sich selbst und seine jüngern Jahre zurückgeführt wird. Es freute mich, diese Wirkung, die ich nicht bezweckte aber doch voraussah, auch an Ihnen so vollkommen erfolgt zu sehen, und ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich bey dieser Gelegenheit einen Blick in Ihre Jugendjahre thun lassen. Am zweyten Bande ist schon viel geschrieben und in einigen hübschen ruhigen Monaten wird er wohl zu Stande kommen. Es wird schwer seyn, ihm die Mannigfaltigkeit und Anmuth des ersten zu geben. Die Epochen, die er umfaßt, sind eher stockend als vorschreitend, indessen wollen wir unser Mögliches thun, vorzüglich aber auf den dritten Band verweisen, der desto lustiger werden soll ...

Was das Geräms betrifft, wornach Sie fragen,[1] so kann man, wie Sie schon vermuthen, sich den Ursprung desselben am ersten denken, wenn man sich vorstellt, wie zur Sommerszeit Bürgersleute Stühle und Bänke vor ihre Häuser setzten, wo sie unter den weit vorspringenden Überhängen der obern Stockwerke, sogar bey einem mäßigen Regen, ruhig sitzen konnten. Hatte man so durch gedachte Überhänge und durch das oben vorspringende Dach schon in die Rechte der Straße gleichsam Eingriffe gethan; so lag es, besonders in weniger polizeylichen Zeiten, ganz nahe, sich einen hölzernen Käfich herauszubauen, um nicht den Augen jedes Vorübergehenden ausgesetzt zu seyn. Dieses Geräms war wirklich meistentheils oben offen weil es von jenen Überhängen genugsam bedeckt war. Es hing durch eine besondre Thüre mit dem Hausflur zusammen, welche Nachts eben so sorgfältig als die Hausthüre selbst verschlossen wurde. Dieses Geräms war für die Familie um so wichtiger, als man in jenen Zeiten oft die Küchen nach der Straße zu, die Zimmer aber nach den Höfen zu anlegte, wodurch die Häuser sämmtlich eine burgartige Gestalt erhielten und man nur durch das gedachte Geräms eine gewisse Communication mit der Straße und dem Öffentlichen gewann. So viel von diesem unarchitectonischen Theil altreichsstädtischer Bauart.

Sehr großen Dank bin ich Ihnen zunächst für das Fragment aus dem Werke der Frau von Staël[2] schuldig. Ich hatte davon gehört, es war uns auch versprochen; aber ohne Ihre freundliche Sendung würde ich es bis jetzt noch nicht gesehen haben. Da ich mich selbst ziemlich zu kennen glaube, so finde ich einige recht gute Aperçüs darin, und

[1] Reinhard hatte gefragt, „ob der gegitterte Verschlag an der Haustür, woraus der kleine Goethe die Töpfchen und Töpfe zerschmiß, in oder außer dem Hause gewesen sei".
[2] Ueber die deutsche Literatur.

ich kann es um so mehr nutzen, als sie mir das alles, und zwar noch derber und lebhafter, ins Gesicht gesagt hat. Ihre Gesinnung über meine kleineren Arbeiten kannte ich auch zum Theil, und was sie bey dieser Gelegenheit sagt, ist recht hübsch und dankenswerth, obgleich auf diesem Wege freylich kein erschöpfendes Urtheil zu erwarten ist.

Breguets Mémoire[1] war mir sehr merkwürdig, da ich selbst eben wieder in solchen hyperphysischen Betrachtungen stak. Es weht eine gewisse deutsche Luft darin, und wie sollte nicht, bey so mannigfaltiger Communication einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zulängliche, was wir besitzen, hinüberdringen und wirken. Es würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu sprechen; doch ist es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich alles mehr begeistet und belebt, eins ins andre greift und keins ohne das andre bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu diesem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübsche Filiation und Steigerung der Denkweisen würde sich aufzeichnen lassen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieses Labyrinth einzulassen, in welchem man eigentlich nur an seinem eigenen Faden von einem geliebten Knaul abgewunden sich ein- und ausfinden kann.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mich allzusehr in jene abstrusen Regionen verliere, so will ich berichten, daß ein Theil des Winters damit zugebracht worden das Shakespearsche Stück Romeo und Julie zu concentriren, und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen: welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehört, die es gegenwärtig selbst

[1] „Sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire" (1811).

nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzoginn, haben wir es zum erstenmal und nachher wieder mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben; welche sich um so mehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, besonders aber die Hauptrollen, den Schauspielern recht auf den Leib paßten. Diese Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakespear tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich ...

Leben Sie recht wohl, mein verehrtester Freund und erhalten mir Ihre Liebe und Zutrauen.

W. d. 13. Febr. 1812. G.

1310.

An Caroline Ulrich.

Es war nicht zu zweifeln, daß das lustige Kleeblatt glücklich nach Jena kommen würde, es ist zu hoffen, daß die übrigen Feste glücklich ablaufen. Zu rathen wäre jedoch, daß die klugen Personen sich nicht zu weit mit den ♣ ♠ ♡ ◇[1] Dienern einließen, damit die Rückkehr nicht betrübt seyn möge. Der Mönch[2] hat sich über die vielen Kugeln im Siegel nicht wenig entsetzt und ersucht den Secretair, seinen Schreibtisch nicht zu nah an das Zeughaus zu rücken.

Übrigens wünschen wir alles Gute und siegeln gleichfalls militärisch, obgleich mit liebevollem Herzen

W. d. 29. Feb. 1812. G.
am Tage der sobald nicht wieder kommt.

[1] Spielkarten.
[2] Nach Riemers Angabe „Scherzname, den G.'s Sohn August sich beigelegt hatte."

1311.

An Cotta.

In Hoffnung Ew. Wohlgeb. bald hier zu sehen, wobey ich besseres Wetter und Wege wünsche, sage diesmal nur das Nöthigste.

Das Varnhagensche Manuscript[1] anbelangend, so will ich gerade nicht eigensinnig dem Morgenblat die Exklusive geben. Überlegen Sie die Sache noch einmal. Überhaupt scheinen mir manche Stellen bedencklich zu publiciren. Da die Sache keine Eile hat, so sprechen wir ja wohl noch erst darüber.

Die wohlfeilere Ausgabe meiner Schriften betreffend fand ich mich durch ein halbes Misverständniß gerade in Ihrem Falle. Ich erwartete Vorschläge. Denn da ich den technischen und merkantilischen Theil solcher Unternehmungen nicht verstehe; so wüßte ich nicht zu finden, wie der mir drohende große Schade dabey abzuwenden? Wie mein Vorteil mit dem Ihrigen zu verbinden sey. Ich komme mir selbst wunderlich vor, wenn ich das Wort Vortheil ausspreche. Ich habe ihn in meiner Jugend gar nicht, in der mittleren Zeit wenig beachtet und weiß selbst jetzt noch nicht recht wie ich es angreifen soll. Und doch muß ich daran dencken, wenn ich nicht nach einem mühsamen und mäßigen Leben verschuldet von der Bühne abtreten will. Der Augenblick zehrt schon wieder an unserm Marck, Freunde und Bekannte fallen um mich her, niemand kann dem andern beystehn. Doch wozu reden und klagen! Nur diesmal erlaubt ich mirs, um Sie zu überzeugen, daß mein Zaudern nicht aus veränderten Gesinnungen, sondern aus den veränderten Umständen sich herschreibe.

[1] „Ueber Goethe", Bruchstücke aus Briefen, herausg. von K. A. Varnhagen v. Ense.

Die Exemplare von Romeo und Julie an die deutschen Theater zu vertheilen hat die Berliner Theater Directtion übernommen. Das Stuttgarder stand mit auf der Liste. Ich wünsche guten Erfolg.

Karlsbad soll mir hoff ich diesmal etwas für den Damenkalender bringen. Mich bestens empfehlend.

W. d. 17. März 1812. Goethe.

1312.*

An C. v. Knebel.

Weimar den 25. März 1812.

Da wir das Glück haben, mein theuerster Freund, daß, ohngeachtet des schrecklichen Wegs, die Boten noch hin und wieder gehen, so will ich nicht versäumen dir in der stillen Woche ein freundliches Wörtchen zu sagen und dir zugleich für den heute empfangenen Brief zu danken.

Der gute Riemer hat uns gestern verlassen;[1] eine solche Trennung muß freylich einmal geschehen. Sie ward mir leichter, weil ich weiß, daß sie zu seinem Glück gereicht. Es dient ihm die gegenwärtige Stelle nur zur Vorbereitung: denn sobald die Curatoren der Academien und die Scholarchen erfahren, daß er sich dem Lehramte widmen mag, so erhält er gewiß einen Ruf über den andern und er sieht sich alsdenn entweder billigermaßen verbessert, oder ehrenvoll entlassen. Möge das Letzte auch um meinetwillen ferne seyn, doch muß man daran denken und sich darauf vorbereiten.

Ich habe indeß meine biographischen Studien wieder vorgenommen, sie dienen mir zur angenehmen Unterhaltung

[1] Um eine Stellung als Professor am Gymnasium in Weimar anzunehmen. Laut Tagebuch war er am 24. in sein neues Quartier gezogen.

und zu gründlicher Recapitulation meines Lebens und Wesens, und regen mich an zu mannigfaltiger Lecture alter und neuer Schriften, um mir meinen Gang synchronistisch, in dem Gange der Umgebung zu denken . . .

Ein Buch, welches mich erschreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, ist von Schelling[1] gegen Jacobi.

Nach der Art wie der Letzte sich in den sogenannten Göttlichen Dingen herausgelassen, konnte der Erste freylich nicht schweigen, ob er gleich sonst zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir Andern, die wir uns zur Schellingischen Seite bekennen, müssen finden, daß Jacobi sehr schlecht wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erst ein wenig beruhigt sind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen sehen, ob wir beym litterarischen Krieg etwas gewinnen, was bey dem andern der Fall nicht seyn kann.

G.

1313.

An C. v. Knebel.

Auf deinen lieben Brief will ich sogleich etwas erwiedern und wünschte wohl, daß es mündlich geschehen könnte, denn es ist mir in der letzten Zeit gar manches vorgekommen, das ich wohl mittheilen möchte.

Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem bornirten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer

[1] „Denkmal von göttlichen Dingen“, das sich gegen Fritz Jacobis „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ richtete.

Franzos[1] sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beyde gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beyde zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben, und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.

Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren, und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet seyn soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja, wo möglich sie zu durchdringen, und selbst bey unseren Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider gerade die Folge von jener Beschränktheit.

Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sey.

Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken; wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen, denn — Gott ist

[1] Breguet, s. Brief 1309.

gerecht! — sagte der persische Gesandte, und jetzo werde ich mich's freylich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buche von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine besten Überzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften seit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfassers an mich, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Übrigens soll ihm Dank werden, daß er Schellingen aus seiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich ist sein Werk von der größten Bedeutung, weil sich Schelling noch nie so deutlich ausgesprochen hat, und mir gerade jetzt, in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben, sehr viel daran gelegen ist, den statum controversiae zwischen den Natur- und Freyheitsmännern recht deutlich einzusehen, um nach Maaßgabe dieser Einsicht meine Thätigkeit in verschiedenen Fächern fortzusetzen.

Das Übrige in den Beylagen.

W. d. 8. Apr. 1812. G.

1314.

An Friedrich Schlegel.

(8. April ?)

Sie haben mich, mein Werthester, schon vor einiger Zeit eingeladen, an einem neuen Journale Theil zu nehmen, und nun erhalte ich das Januar- und März-Stück des Deutschen Museums, für deren Übersendung ich zum schönsten danke. Sie verzeihen mir aber gewiß, wenn ich

mich, wenigstens für den Anfang, nicht thätig erweise. Ich mag wohl gern in der Zeit leben, weiß es aber nicht recht anzugreifen, wenn ich mit ihr leben soll, daher finden Sie mich auch selten oder gar nicht in solchen Schriften auftreten, die der Gegenwart gewidmet sind. Lassen Sie mich indessen Ihre Hefte mit Aufmerksamkeit lesen, vielleicht wird irgend etwas dadurch bey mir aufgeregt. Sammlungen wie die Ihrige haben das Verdienst, daß sie manches zu Tage bringen, was sonst verborgen geblieben wäre, wie denn z. B. die Aufsätze Ihres Herrn Bruders,[1] Adam Müllers, von Pfuels, viel Interesse für mich gehabt haben. Auch danke ich Ihnen, daß Sie Sich haben wollen der guten Natur, in deren Dienste wir Anderen nicht ohne Gott zu seyn glauben, freundlich annehmen. Ich kann den letzten Schritt unseres lieben Jacobi[2] mir gar wohl aus seinem Character und seinen Gesinnungen erklären, die ich so lange kenne; allein es muß dieses Unternehmen einen jeden, der ihm wohl will, betrüben, weil es für ihn von den schlimmsten Folgen seyn kann.

Etwas über unser Theater zu sagen oder sagen zu lassen, würde sehr schwer fallen. Wir gehen immer auf die alte Weise fort, die Sie aus vorigen Zeiten selbst kennen, wir sagen niemals voraus, was wir thun wollen, und dann merken wir auf, wie das Publicum dasjenige empfängt, was wir geben: gelingt's, so gehen wir einen Schritt weiter. Für den standhaften Prinz war vieler Enthusiasmus rege geworden, nun sind wir mit einem anderen Stück des Calderon, das Leben ein Traum, hervorgetreten,[3] welches gleichfalls vielen Beyfall erhalten, ja sogar einen kleinen

[1] Wilhelm Schlegels Nibelungenstudien.

[2] Dessen Schrift „Von den göttlichen Dingen" Friedrich Schlegel im Deutschen Museum angezeigt hatte.

[3] Am 30. März.

Streit erregt hat, welches von beyden Stücken das vorzüglichste sey? Romeo und Julie von Shakespeare habe ich concentrirt und alles, was nicht zur Haupthandlung gehört, entfernt. Auch dieses Stück hat eine gute Aufnahme gefunden.

Über die neueste bildende Kunst ließe sich vielleicht am ersten einiges mittheilen. Dresden liegt in unserer Nähe, wir sind nicht unbekannt mit dem, was dort geschieht, und dieses verdient wohl, daß man gutes davon sage. Sowohl auf diesem, als auch auf manchem anderen Wege, wünschte ich Ihnen nützlich seyn zu können, um so mehr als die K. K. Academie der vereinigten bildenden Künste mir die Ehre erzeigt hat, mich unter ihre Glieder aufzunehmen. Mögen Sie mich des Herrn Grafen von Metternich Excell. gelegentlich gehorsamst empfehlen.

Im May findet mich ein Brief von Ihnen wohl in Carlsbad.

1315.

An F. v. Müller.

Ew. Hochwohlgeb.

theile eine kleine Tragödie[1] mit, die viel Verdienst hat und, wohl gespielt, auf unserem Theater ihren Effect nicht verfehlen dürfte. Was sagen Sie dazu? Ich sollte denken, daß mit Veränderung einiger Stellen das Ganze wohl ohne Verletzung unserer Gäste aufgeführt werden könnte.[2]

[1] Theodor Körners „Toni"; Goethe hatte sie und „Die Sühne" am 14. April bei Hofe vorgelesen; aufgeführt wurde sie an der Weimarer Bühne zum ersten Male am 6. Juni.

[2] Vergl. Seite 183.

Ich wünschte es freylich sehr, weil Theaterstücke von dieser Brauchbarkeit gegenwärtig sehr selten sind. Vielleicht sprechen Sie Sonntag früh bey mir ein, da sich denn das Nähere besprechen läßt.

Mich bestens und schönstens empfehlend

Weimar
den 17. April
1812.

Goethe.

1316.*

An C. G. Körner.

Nachdem schon so manches Liebe und Gute, verehrter Freund, mir von Ihnen zugekommen, haben Sie mir durch die letzte Sendung eine ganz besondere Freude gemacht. Die beyden Stücke[1] Ihres lieben Sohns zeugen von einem entschiedenen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle, mit Leichtigkeit und Freyheit, sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt. Diese Stücke waren mir besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke höchst erwünscht: denn nachdem wir ein herrliches Stück von Calderon, das Leben ein Traum, glücklich aufgeführt, so waren wir im Begriff auf den Sandbänken der neuesten dramatischen Litteratur zu stranden; durch diese freundliche Beyhülfe sind wir aber auch fürs Frühjahr flott.

Wir können die zwey Stücke besetzen, ohne daß ein Schauspieler in beyden vorkommt, wodurch sie zu gleicher Zeit eingelernt werden können und jedes für sich wieder besonders abgerundet werden kann. Es freut mich, daß eben jene Heiterkeit der Jugend weder Gift noch Galle in diesen Productionen aufkommen läßt, sondern die Gegenstände so behandelt, als wenn sie in der moralischen und

[1] „Toni" und „Die Sühne".

ästhetischen Welt abgeschlossen wären, ohne mit der politischen in Verbindung zu stehen . . .

Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke macht, und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aussprechen. Die Breite giebt sich ohnehin nach und nach und man macht nicht so unendliche faux-frais, als wenn man aus der Breite in die Enge gehen will; was hat sich nicht Schiller für Schaden gethan, als er so vaste Conceptionen dramatisch und theatralisch behandeln wollte. Seine meisten Stücke, wie sie zusammengeschnitten werden mußten, sehen jetzt rhapsodisch aus und die kostbaren Einzelnheiten, die nur schroff neben einander stehen, machen uns zwar immer erstaunen, aber sie verfehlen den reinen ästhetischen Effeckt, der nur aus dem Gefühl des Ganzen entspringt.

Wenn Sie mir etwas von des jungen Mannes Lustspielen schicken wollen, wird es mir sehr angenehm seyn, damit ich ihn auch von dieser Seite kennen lerne. Ich wünsche, daß er seine Gegenstände immer so richtig greife, wie in den beyden vorliegenden Stücken.

Was die Verse betrifft, so haben auch diese eine erwünschte Facilität und Klarheit; dabey mag der liebe junge Dichter ja festhalten und nicht künsteln. Nirgends ist die Pedanterey, und also auch die rhythmische, weniger am Platze, als auf dem Theater. Da verlangt man unmittelbare Wirkung, und also die größeste Deutlichkeit.

Hat er aber ein Stück fertig und will sich selbst ein wenig controlliren, so suche er allen hiatus wegzubringen, so wie im Jambus die kurzen Sylben an den langen Stellen.

Da er, wie ich aus seinen kleinen Gedichten weiß, die lyrischen Sylbenmaaße in seiner Gewalt hat, so bringe er sie, wie er auch hier gethan, ins rhythmische Drama: er mache sich jene Sylbenmaaße zu eigen, die in Schlegels Calderon und in Werners Stücken vorkommen, und bediene

sich deren nach seinem Gefühl, so wird er sie gewiß an die rechte Stelle setzen.

Verzeihen Sie, daß ich gewissermaßen nur vom Technischen spreche, dieß ist aber, wie sie wissen, unter Handwerksgenossen der Brauch; denn daß sich das Werk übrigens durch Gehalt und Form empfehle, wird, wie hier der Fall ist, vorausgesetzt.

Will Ihr lieber Sohn mir künftig seine Plane mittheilen, nur ganz kurz, Scene vor Scene mit wenig Worten des intentionirten Inhalts; so will ich ihm gern darüber meine Gedanken sagen; denn wer vergreift sich nicht einmal an einem Stoff! wer verliebt sich nicht einmal in einen undankbaren Gegenstand! und so haben die schönsten Talente Mühe und Zeit verloren.

Ich behalte noch manches in petto, was zu seiner Förderniß dienen kann; denn es ist immer ein Vortheil, auf dasjenige früher gewiesen zu werden, worauf man später selbst kommen würde. Leben Sie recht wohl, den 27. April denke ich schon nach Carlsbad zu gehn, dort findet mich also ein Brief, bey den drey Mohren. Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen, und lassen mich die Zeit wissen, wenn Sie ohngefähr durch Prag gehen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß wir dort zusammenträfen.

Mit den herzlichsten Wünschen

Jena den 23. April 1812. Goethe.

1317.

An F. H. Jacobi.

Deine kostbare Gabe,[1] theuerster alter Freund, hat mich in Jena ereilt, in dem Augenblick, da ich im Begriff

[1] Jacobi hatte mit seinem Briefe vom 16. April „einige Autographa“ für Goethes Sammlung gesandt.

war nach Carlsbad zu reisen, woher dir denn auch dieses zukommt. Leider hat mich Herr von Burgsdorf verfehlt, und ich ermangele also näherer Nachricht von dir und deinem Befinden. Die übersandten Blätter sind mir von unendlichem Werth; denn da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt. Solche Documente ihres Daseyns sind mir, wo nicht eben so lieb, als ein Portrait, doch gewiß als ein wünschenswerthes Supplement oder Surrogat desselben. Sende mir daher was du kannst, und rege mehrere Freunde dazu an; wie leicht giebt jeder den Beytrag eines solchen Blattes, das sonst verloren ginge und dessen Werth derjenige vorzüglich zu schätzen weiß, dessen Denkart im Alter eine historische Wendung nimmt.

Dein Büchlein[1] war mir willkommen, weil ich nach deiner Ankündigung daraus deine Überzeugung, die sich in früheren und späteren Tagen gleich geblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen statum controversiae so mancher philosophischen Streitigkeiten erfahren sollte, deren wunderlichen decurs ich, mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit, selbst erlebt hatte. Diesen Gewinn habe ich nun auch davon und soll dir dagegen der gebührende Dank abgestattet seyn. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede,[2] der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnis-

[1] „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“. Vergl. S. 195.

[2] „Zu Ephesus ein Goldschmied saß“, so beginnt das durch Schellings Polemik gegen Jacobi (S. 195) angeregte Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser“. Zu Grunde liegt Apostelgeschichte 19, 23—40.

vollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben, (welches jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig seyn mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen,) so hätte auf der Rückseite des Titelblatts stehen müssen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft seyn."

Du erlässest mir, wie billig, eine weitere Ausführung dieses Textes, denn da du deine Seite so gut kennst, so weißt du ja auch alles, was die anderen zu sagen haben.

Erlaube mir, im dritten Theile meines biographischen Versuchs[1] deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwischen uns beyden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie, selbst bey zunehmendem Auseinanderstreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen, nicht unerfüllt geblieben ist.

Lebe wohl, laß mich bald wieder etwas von dir vernehmen und fahre fort meine handschriftlichen Schätze zu vermehren, die, seit jenem ausgesendeten gedruckten Verzeichniß, ansehnlich zugenommen haben.

Empfiehl mich den lieben Deinen und Herrn Generalsecretaire Schlichtegroll. Möge dir deine Reise geistig und leiblich zu Nutzen kommen.

Carlsbad den 10. May 1812.

Goethe.

[1] „Dichtung und Wahrheit", 3. Teil, erschien im Mai 1814.

1318.

An Cotta.

Wie sehr hätte ich seit dem siebzehnten vorigen Monats gewünscht, daß der edle Schiller noch leben möchte; er war bey unsern Angelegenheiten ein so lieber als glücklicher Mittelsmann. Was mich betrifft; so fühl ich immer aufs neue wie peinlich es ist, mit Personen, mit denen man nur in sittlichem Verhältniß zu stehen wünscht, über öconomische Gegenstände zu handeln. Daher lies uns auch wohl beyde unsere letztere Zusammenkunft unbefriedigt und ich fühle mich gedrungen, nunmehr nachzuhohlen, was ich damals zu eröffnen versäumte.

Ich kann nämlich meine biographischen Arbeiten vorerst nicht weiter publiciren, wenn Ew. Wohlgeb. den Band nicht mit zweytausend Thalern honoriren können, so daß ich auch auf den ersten fünfhundert Thaler Nachschuß erhielte. Ich beziehe mich auf alles, was ich früher über meine Lage eröffnet und füge nur soviel hinzu: daß abermals dringende Umstände meine Erklärung beschleunigen, mit der ich ungern hervortrete.

Darf ich Sie um eine baldige Antwort ersuchen?[1] da ich, im bejahenden Falle, Anfangs August nach Weimar zu gehen, im verneinenden meinen Sommer und Herbstbeschäfftigungen eine andere Richtung zu geben gedencke.

Hochachtend und vertrauend!

Carlsbad, d. 10. May 1812.
bey den drey Mohren.

Goethe.

[1] Cotta erwiderte am 23. Mai: „Euer Excellenz können von mir versichert seyn, daß ich immerhin das Aeußerste thun werde Ihre Wünsche zu erfüllen und so habe ich also noch Rthlr. 500 für Honorar Nachschuß der Biographie 1°, so wie für die folgenden Theile jeden à 2000 Rthlr. nach Ihrem gnädigen vom 10ten bemerkt — unerachtet ich Sie versichern kan, daß der Kaufmann hier ganz leer ausgehet."

1319.*

An C. G. Körner.

Ihr lieber Brief, theuerster Freund, ist mir in Carlsbad gleich nach meiner Ankunft geworden und hat mich dessen Inhalt sehr erfreut. Nun erhalte ich von Weimar ein Schreiben[1] aus dem ich eine Stelle sogleich mittheilen muß.

„Die Sühne ist gestern sehr gut gegeben worden und hat ausserordentliche Sensation gemacht. Das Stück packte schnell und ging schnell vorüber, deswegen mir es lieber ward, als der vierundzwanzigste Februar.[2] Die Herzogin wollte den Verfasser wissen."

Ich war von der guten Wirkung voraus überzeugt und tröstete mich deshalb, daß ich weggehen mußte ohne Leseprobe von beyden Stücken halten zu können. Das zweyte wird eben so reüssiren; es ist vollkommen passend ausgetheilt; Frau von Heygendorf hat die Heldin übernommen ...

Nach Vorstellung des zweyten Stücks soll der Name des Verfassers publicirt werden, wenn er inzwischen nicht sonst auskommt. Ich habe es durchaus vortheilhaft gefunden, die ersten Stücke eines jungen Autors ohne seinen Namen zu geben, damit sich nichts persönliches in den Empfang mische.

Ob ich so glücklich seyn kann Sie im halben Juli in Prag zu sehen, hängt noch von vielen Zufälligkeiten ab; Sie sind überzeugt, daß ich es herzlich wünsche. Vor Johanni werde ich darüber das Nähere sagen können.

Wenn Ihr lieber Sohn, nach seinem Aufenthalt in dem großen Wien, eine Zeitlang in dem kleinen Weimar ausruhen will, so soll er uns sehr willkommen seyn. Ich

[1] Von Kirms.
[2] Von Werner.

wünsche, daß ihn alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Stelle zu schreiben, um es sogleich aufgeführt zu sehen, wozu ihm denn die beyden ersten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden.

Das beste Lebewohl! Goethe.

C. B. den 14. May 1812.

1320.*

An Zelter.

... Von mir selbst und meinem Thun habe ich weiter nichts zu sagen, da Sie zu Michaelis wieder ein biographisches Bändchen aufsuchen wird. Betrachten Sie es freundlich. Es ist freylich nur der tausendste Theil von dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerstanden und entgegengewirkt hat; da aber eigentlich eine solche Schrift nicht zu ernsthaft werden soll, so ist es besser, daß man ihr eine gewisse specifische Leichtigkeit giebt, damit sie nicht, wie so viel anderes Bessere, für den Augenblick untergehe ...

Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt.[1] Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freylich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musicalischen Theil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin laconischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Und nun nur noch ein herzliches Lebewohl!

Carlsbad den 2. September 1812. G.

[1] In Karlsbad traf Beethoven laut Goethes Tagebuch dann am 8. September ein.

1321.

An C. G. Körner.

Daß Ihr Aufenthalt in Wien glücklich und fröhlich gewesen, vernehme ich mit viel Vergnügen und danke nur mit wenig Worten sogleich für das übersendete größere Stück. Toni habe ich in diesen Tagen recht gut und mit Beyfall aufführen sehen. Zu der kleinen Posse[1] haben unsere Schauspieler gleichfalls Lust; nur weniges wird abzuändern seyn. Das große Stück[2] wird schon mehr Bedenken finden. Ich habe auch darin das sehr schöne Talent Ihres lieben Sohnes bewundert. Über die Möglichkeit und Räthlichkeit einer Aufführung[3] desselben spreche ich alsdann, wenn ich mit mehreren Freunden Rath gepflogen. Vielleicht läßt sich alles bey Ihres Theodor's Gegenwart hier am Orte arrangiren und abthun. Möge sein Besuch von guter Vorbedeutung seyn, daß wir uns in Weimar und Dresden öfter als bisher geschehen, wieder finden und durch wechselseitige Einwirkung beleben. Für dießmal ein herzliches Lebewohl und die schönsten Empfehlungen an die werthesten Ihrigen.

Weimar, den 5. October 1812. Goethe.

1322.*

An C. v. Knebel.

... Hier interessirt uns hauptsächlich die handschriftlich bekannte Correspondenz des Herrn Baron von Grimm.[4] Es

[1] „Der Nachtwächter", Erstaufführung 1. März 1813.
[2] „Zriny", das Körner am 24. September gesandt hatte.
[3] Sie erfolgte erst am 12. Oktober 1816.
[4] Grimm und Diderot, „Correspondance littérare"; Goethes Tagebuch verzeichnet vom 10. bis 21. Oktober die Beschäftigung mit „Grimms Litterar-Correspondenz."

bleibt immer ein höchst bedeutendes Werk, ein reiches Document einer einzigen Zeit. Jedermann kann sich daraus etwas anders zueignen, und doch ist es nicht ungerecht zu sagen: man erfährt viel dadurch, aber man lernt nichts daraus.

Ich habe mir den Spaß gemacht, alle Worte auszuziehen, wodurch Menschen sowohl als literarische und sociale Gegenstände verkleinert, gescholten oder gar vernichtet werden, und ich denke daraus ein dictionnaire détractif zu bilden, welches dem dictionnaire des négations des Herrn Pougens zum Supplement dienen mag. Geisterhebendes findet sich wenig. Voltaire ist im Verschwinden, Rousseau im Verborgnen, Buffon macht kein eigentliches Aufsehen, d'Alembert, Helvetius und andere erscheinen auch nur von ihrer klugen Seite. Die alten Literatoren sterben achtzigjährig und von dem Neuen soll nichts gelten. Die nordischen Heroen Catharina, Friedrich, Gustav, der Erbprinz von Braunschweig und andere erscheinen als erbärmliche Tributairs des französischen Sprach- und Schwätzübergewichts. Zwey einzige Figuren halten sich aufrecht in dem socialen, politischen, religiosen Conflict, wo immer einer den andern zu vernichten sucht, und die beyden sind Diderot und Galliani.

Verzeih, daß ich dir vorgreife. Du wirst es bald selbst in die Hände nehmen und da du viele persönlich gekannt hast, manche angenehme Erinnerung haben ...

Für die Stelle von Calderon[1] danke ich. Sie ist zart und hübsch. Leider werden wir Deutsche eben seine zarte Seite mit unserer schwachen in Rapport setzen. Von seiner wahren Stärke ist noch wenig Begriff unter uns (vid. des Herrn Schulze christliche Saalbaderey über den standhaften Prinzen).[2] Das Leben ein Traum ist wieder fürtrefflich

[1] In der Uebersetzung von Helmine v. Chezy.
[2] Frh. Schulze „Ueber den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon" (1811).

und glücklich aufgeführt worden.[1] Einsiedel hat den wundervollen Magus übersetzt. Es ist das Sujet vom Doctor Faust mit einer unglaublichen Großheit behandelt.

Für dießmal nicht weiter. Sobald wir Gewißheit haben, wenn Iffland kommt, so melde ich's, damit du dich darnach einrichtest. Und somit ein herzliches Lebewohl.

Weimar den 17. October 1812. G.

1323.

An Zelter.

Hier kommt denn auch der zweyte Theil meines wieder aufgefrischten oder aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im Ganzen an mich erinnern und im Einzelnen aufregend seyn. Verzeihen Sie, wenn ich dießmal nichts weiter sage, denn wenn ich länger zaudre, so kommt das Büchlein nicht von der Stelle, wie es denn schon seit acht Tagen auf Absendung harrt und hofft. Wie vieles in diesem Werklein ist unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abwesenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm ich den Humor her, solche Dinge zu schreiben?

Ein tausendfaches Lebewohl!

Jena den 3. November 1812. Goethe.

1324.

An Christiane v. Goethe.

Da man euch liebenswürdige, unruhige Ungethüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen wie man

[1] In Schlegels Uebersetzung am 14. September und 14. Oktober.

will, so soll es mir recht angenehm seyn zu hören, daß ihr[1] in der Sonne glücklich angekommen seyd. Laßt mir es melden, und wenn es schön Wetter ist, so kann der Morgen noch zu Spaziergängen und Besuchen, ist es häßlich, zu Revision meiner kleinen Haushaltung angewendet werden. Ich bin sehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchinn, ja der Ernst, womit wir die Sache treiben, ist eine Lust und Spaß. Um nicht aus dem Gleise zu kommen, habe ich einen Karpen von Winzerle für mein Geld kommen lassen und die Pohlnische Sauce gleich aus der Tasche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich soviel sagen, daß ihr hoffentlich soviel mitbringen werdet, um die genaue Wirthschaft für das herrliche Gastmahl zu entschädigen, welches euch bereitet ist, und das ich so eben mit der Köchinn verabredet habe.

Ein Brief, den du inzwischen erhalten hast, hat dir gesagt, daß ich mich wenigstens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe also von diesem ein halb Dutzend Flaschen mit, von dem Elsasser dagegen können wir einige mit zurück nehmen.

Es ist mir sehr angenehm, daß wir gerade am Ende von diesen acht Tagen alles besprechen können. Wenn es sich fortsetzen läßt wie es angefangen ist, so kann es von den schönsten Folgen seyn. Nur bedaure ich euch freylich, daß ihr in Absicht auf die Küche nun leidet; doch kann es euch in diesem Puncte niemals so schlimm ergehn als es mir ergangen ist.

Ein herzliches Lebewohl auf baldiges Wiedersehn.

Jena den 6. Nov. 1812.

G.

[1] Christiane und Caroline Ulrich.

Nachschrift.

Gestern Abend habe ich auch Minchen[1] wieder gesehn. Ich überließ es dem Zufall wie ich mit ihr zusammen kommen sollte. Der hat sich auch recht artig erwiesen, und es war eben recht. Sie ist nun eben um ein paar Jahre älter. An Gestalt und Betragen u. s. w. aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben.

Überhaupt kommt mir dießmal in Jena alles völlig wie vor mehreren Jahren vor. Knebel ist ganz allerliebst, und eine gewisse vernünftige Thätigkeit und Denkweise scheint wieder aufzutauchen, da wir bisher unter Bestialitäten mancherley Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre[2] nicht wäre, so wüßte ich nichts zu wünschen, denn was meine Arbeiten betrifft, so ist für die kurze Zeit genug geschehn.

1325.*

An C. F. v. Reinhard.

Am 4. November ist mein zweyter Band von Jena an Sie abgegangen; am 7. fühlten Sie sich freundlich gedrungen, mir wieder einmal mit heiterer Zutraulichkeit zu schreiben. Darauf will ich sogleich dankbarlich erwidern, und zwar wie es mir nicht oft geschieht, Ihren Brief vor den Augen und punctweise wie Sie gesprochen haben.

Was ich Ihnen jedesmal schreibe ist eigentlich nur zwischen uns beyden. Mögen Sie etwas davon irgend

[1] Minna (Wilhelmine) Herzlieb (Bd. V, S. 306) war am 24. Oktober bei Frommanns eingetroffen als Braut von Joh. Gottfried Pfund; die Verbindung wurde jedoch wieder gelöst.

[2] Das Tagebuch berichtet am 4. Oktober: „Professor Voigt von Gotha kommend, der seinen Koffer verloren hatte."

jemandem mittheilen, so werde ich so wenig dazu scheel sehen, als wenn Sie ein zwischen uns zweyen angefangenes Gespräch in Gegenwart eines dritten fortsetzen. Das Recht, das Sie ihm geben, gestehe ich ihm gern zu.

Von der Kaiserinn von Östreich[1] habe ich mir abgewöhnt zu reden. Es ist immer nur ein abstracter Begriff, den man von solchen Vollkommenheiten ausdrückt, und da mich im Innersten eigentlich nur das Individuelle in seiner schärfsten Bestimmung interessirt, wovon mein zweyter Band wohl auch wieder ein Beleg seyn wird; so fühle ich mich im Stillen glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen immerfort wieder aufzubauen und mir selbst wieder darzustellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre besonderen Züge mir zu vergegenwärtigen und sie festzuhalten.

Mein allerliebstes Abenteuer mit Fräulein Sophie[2] giebt zu sehr ernsthaften Betrachtungen Anlaß. Die wahren Tugenden und die wahren Mängel eines Menschen kommen nie zur Evidenz, und was man von ihm hin und wieder trägt, sind alberne Mährchen. Bey sehr vielen Gebrechen, die ich wohl eingestehe, war Undankbarkeit gegen schöne Augen und Gefräßigkeit nie mein Fehler. Es sind mir oft Geschichten erzählt worden, was ich sollte gethan und gesagt haben, und da habe ich auch nicht eine darunter gefunden, die mich gefreut hätte, die im Guten oder Bösen, zu meinem Vortheil oder Nachtheil, in dem Sinn meiner Natur und meiner Art zu seyn wäre erfunden gewesen.

Ich könnte diesen Halb-Ernst mit einem Ganz-Ernst schließen. — Grüßen Sie indessen das schöne Kind und lassen Sie uns allseits auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen . . .

[1] Vergl. Seite 124 f.

[2] Sophie v. Reinhard — „die Sie in Carlsbad als ein kleines naseweises Ding von sechs Jahren gekannt haben", so hatte Reinhard am 7. November geschrieben und hinzugefügt, die Gräfin Potocka habe durch jemand, der Sophie zu

Daß Moskau verbrannt ist,[1] thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Delhi[2] ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die ††††† der Eroberer, Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freylich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir seyn müssen, um nach alter Weise heiter seyn zu können.

Hier muß ich Lodern[3] nennen, mit dem ich in einer sehr schönen Lebensepoche vertraut und glücklich war; der von Jena nach Halle zog und von da wegen irgend einer chirurgischen Operation auf kurze Zeit nach Polen reiste und dadurch zufällig dem 14. October und den übrigen sämmtlichen angenehmen October Tagen entging, und sich deshalb glücklich pries, nicht zurückkehrte, erst in Petersburg verweilte, dann in Moskau fußte und jetzt von dem Strome des Zeitgeschicks dort so wunderlich als fürchterlich ereilt wird.

Was mir in meinem Leben Ähnliches[4] begegnete ist nur eine Comödie dagegen. Ich zog mich mit den unbesiegt-krebsgängigen Preußen von Valmy auf Hans, und von

Dresden an einer Tafel an Goethes Seite gesehen, erfahren: „Sophie habe mit ihren schönen großen Augen bewundernd nach Goethe hinaufgeblickt, während er sich das Essen recht gut habe schmecken lassen, was man sehr unsentimentalisch gefunden."

[1] Reinhard hatte geschrieben: „Ueber den Brand in Moskau und über die Aufschlüsse, die wir über dieß übelberechnete, beispiellose Ereigniß erhalten, lassen Sie mich schweigen."

[2] Delhi oder Dehli, einst die größte Stadt Indiens und Residenz der Großmogule.

[3] Justus Christian Loder (1753—1832) war 1778—1803 Professor der Anatomie in Jena gewesen. (Zuerst erwähnt Bd. II, S. 211.)

[4] Vergl. Bd. IV (S. 1—32) und „Campagne in Frankreich".

da immer so fort über die Aisne und Mosel nach Luxemburg und Trier bis Koblenz zurück. Da mochte ich dieses brillante kriegerische Schicksal nicht mehr theilen und ging den Rhein hinab nach Düsseldorf. Kaum hatte ich da vierzehn Tage in seligen Familienscenen zugebracht, so wurde ich mit der großen Emigranten Masse (lauter Edel- und guten Leuten, die kein schwarz Brod aßen) über Münster und Paderborn dergestalt ungeschickt in das Herz von Deutschland getrieben, daß ich, in Cassel, des Nachts im Wirthshaus anfahrend, deutsch reden mußte, um vom Kellner aufgenommen zu werden.

Verzeihen Sie diese Reminiscenzen und geben Sie den langen Jenaischen Abenden die Schuld, daß ich Ihnen solche vorerzähle: denn was haben Sie nicht aus jenen Zeiten zu entgegnen!

Wie mir nach solchen Betrachtungen die Legenden- und Sagen Almanache[1] munden, ermessen Sie von selbst am besten. Die Talente der Dichterinnen und des bildenden Künstlers müssen wir wohl gelten lassen. Daß sie aber unter einander gerade ihre Fehler und Mängel hegen und pflegen, kann ich nicht gut heißen. Verargen darf ich es jedoch um so weniger, als das deutsche Publicum, ein ägyptischer Brut Ofen, über solchen Windeyern am liebsten brütet.

Möge Ihnen und den Ihrigen der feste Grund und Boden wie den Nachkommen jener alten Heiligen gedeihen!

So weit war ich mit dem redlichen Commentar, der Paraphrase Ihres lieben Schreibens gelangt, als mir einfiel, noch etwas Eignes[2] hinzuzufügen.

wie immer

Jena den 14. November 1812. G.

[1] „Taschenbuch der Sagen und Legenden", herausgegeben von Amalie v. Helvig und Baron de la Motte-Fouqué (Berlin 1812).

[2] Das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser".

Daß manches im Literarischen vorgeht, was mir nicht gefällt, darf ich wohl nicht betheuern, daß ich mich manchmal darüber auch wohl äußern könnte und sollte, da ich denn doch auch ein public character bin, will ich nicht in Abrede seyn. Dieß ist nun aber einmal nicht meine Art, dagegen meine größte Lust, ein Schnippchen, nicht in der Tasche, sondern am Kamin zu schlagen, wenn ich mir's mit guten Freunden so leidlich als möglich behagen lasse. Soviel zu Entschuldigung des vorstehenden Spaßes! Und nun kein Wort mehr, als daß ich Ihnen herzlich ergeben bin.

1326.*

An Christiane v. Goethe.

Wir können nicht anders sagen, als daß vor wie nach alles sehr gut geht; die Köchinn sowohl als Heinrich gehen in ihrer Regel fort, und so weiß man täglich und wöchentlich, woran man ist, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geschäfte und Ausarbeitungen machen sich auch gut, ja es thut sich sogar noch manches unerwartet Angenehme hervor . . .

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch sind uns die allerverschiedensten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber scheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant seyn soll, und ich erwarte daher die so liebe als unruhige Nachbarschaft Sonntags früh, damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenensern ein böses Beyspiel geben.

Wie es hernach zu halten sey, wird sich besprechen lassen, vorzüglich aber will ich anrathen, daß an Victualien und sonst allem Guten, ein hinreichender Transport mit herüber komme; damit nicht, wie schon mehr geschehn, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre . . .

Denn übrigens wollen wir an unserm Leibe und Gaumen nicht sparen, noch auch sonst knickern, deswegen sende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung ist.

Hiermit wollen wir denn abgeschlossen haben; denn ich wüßte nichts weiter hinzuzuthun. Sehr angenehm würde es mir seyn, zu vernehmen, wie Romeo und Julie[1] reüssirt, wie es mit dem Herbsttag[2] abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein so rasches Leben habt, daß ihr an Abwesende nicht denken könnt; aber daß ihr, so wie der Assessor,[3] von den unendlich langen Tagen auch nicht einmal eine Viertelstunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaischen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr solltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar zu sorglos seyd. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten.

Jena den 17. Nov. 1812. G.

1327.

An B. G. Niebuhr.

Als ich Ihren liebwerthen Brief in Carlsbad erhielt, wünschte ich mir nichts mehr, als daß auch Ihr zweyter Theil[4] zugleich mit angekommen wäre: denn dort ist mir erlaubt, eine Folge von Tagen auf Einen Gegenstand zu

[1] In Goethes Bearbeitung am 14. November aufgeführt.
[2] Ifflands „Herbsttag", am 16. November gegeben.
[3] August.
[4] Der „Römischen Geschichte".

verwenden; und welcher verdiente es mehr als Ihr Werk? Nun bin ich schon wieder acht Wochen in Weimar, drey in Jena und hatte selten das Glück, wenige Stunden hinter einander meine Gedanken auf Einen Punct zu richten. Auch gegenwärtig erlange ich nur durch einen Anlauf, durch eine eigne Resolution, daß ich mich mit Ihnen unterhalten kann.

Mein Interesse an Ihren Bemühungen ist immer dasselbe und es ist immer im Wachsen. Lassen Sie mich das Allgemeine statt des Besonderen aussprechen! Das Vorübergegangene kann unserm innern Aug und Sinn als gegenwärtig erscheinen durch gleichzeitige schriftliche Monumente, Annalen, Chroniken, Documente, Memoires, und wie das alles heißen mag. Sie überliefern ein Unmittelbares, das uns, so wie es ist, entzückt, das wir aber auch wohl wieder, um andrer willen, aus hunderterley Trieben und Absichten vermitteln möchten. Wir thun's, wir verarbeiten das Gegebene, und wie? als Poeten, als Rhetoren! Das ist von jeher geschehn, und diese Behandlungsarten äußern große Wirkung; sie bemächtigen sich der Einbildungskraft, des Gefühls, sie füllen das Gemüth aus, bestärken den Charakter und erregen die That. Es ist eine zweyte Welt, welche die erste verschlungen hat. Denke man sich nun die Empfindungen der Menschen, wenn diese Welt zerstört wird und jene nicht dem Anschauen vollkommen entgegentritt.

Höchst erwünscht ist jedem, der zu dem Uranschauen zurückkehren möchte, die Kritik, die alles Secundäre zerschlägt und das Ursprüngliche, wenn sie es nicht wieder herstellen kann, wenigstens in Bruchstücken ordnet und den Zusammenhang ahnden läßt. Aber das wollen die Lebe-Menschen nicht, und mit Recht.

Lassen Sie mich hier eine Kluft überspringen! Hätten wir zusammengelebt, hätte ich das Glück gehabt, von Ihren Untersuchungen seit Jahren unterrichtet zu seyn, so würde ich Ihnen gerathen haben, nach Weise des edlen und lieben St. Croix,[1] Ihre Schrift zu betiteln:

Kritik der Schriftsteller, welche uns die römische Geschichte überlieferten.

Für mich aber ist das Buch das Buch, und, wie Sie wissen, sind die Titel eine moderne Erfindung. Nehmen Sie also meine Freude, daß Sie in allen Hauptpuncten, was Welt und Völker betrifft, meines Sinnes sind, nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mir die römische Geschichte wieder genießbar gemacht haben, indem Sie Sich zur Pflicht machen, die stationairen und retrograden Epochen derselben in's vollste Licht zu setzen. Denn welcher geistreiche Mensch wird leugnen, daß es ihn in seiner Vorstellung genirt habe, wenn eine solche hundertfache Ilias und so unendliche herrliche Helden, die viertausend[2] Fabier mit eingeschlossen, nichts weiter in vierhundert Jahren zu Stande gebracht, als daß die Stadt, der Staat, der eben erst, nach unendlichen Bemühungen, mit den Philistern von Veji fertig geworden, auf die allerkleinstädtischeste Weise am Allia zu Grunde geht, so daß sie ganz wieder von vorne anfangen müssen.

Sieht man nun aber die Sache recht klar und deutlich nach Ihrer Darstellung, so gereicht dieß jenem Volke keineswegs zur Schmach, sondern zur Ehre. — Ich muß zu einem andern Puncte überspringen.

---

[1] Es ist G. de Clermont-Lodève, Baron de Saint-Croix (1746—1809) gemeint.
[2] Tatsächlich vierhundert.

Sie geben den Aristokraten die ganze Schuld des Krebsganges, Sie nehmen Sich der plebs an, und das ist ganz recht und dem unparteiischen Forscher erlaubt zu einer Zeit, wo weder die eine noch die andre mehr existirt.

Noch ein Allgemeines, damit ich nur zu Ende komme! Jeder anfangende Staat ist aristokratisch; er kann sich nur erweitern durch die Menge, die man abhält und niederhält, bis sie sich in gleiche Rechte setzt; und von dem Augenblicke an wird die Monarchie verlangt, die denn auch nicht fehlen kann, und von da aus kann sich's auf mancherley Weise wieder zurück und vorwärts wälzen. Denn alle drey Zustände (Zustand ist ein albernes Wort; weil nichts steht und alles beweglich ist) alle drey Verhältnisse leiden eben an dem Beweglichen, welchem das Rechte und Große, wie das Schlechte und Lose, zum Spiele dient, damit ja alles geschehe.

Auf die Weise wie vorsteht (ich sehe nur einen Augenblick zurück), wenn sie gleich etwas wunderlich ist, hoffe ich doch, Sie zu überzeugen, daß man nicht einen innigern Antheil nehmen kann an Ihren Arbeiten, selbst in's besonderste. Ihre beyden Bände, und so der dritte, so die folgenden, werden mich stets begleiten, wohin mich auch mein bewegliches Jahr führt, und weder Sie noch ich können voraussehn, was ich Ihnen alles verdanke; das Tüchtig-Regsame ist ganz allein wohlthätig! —

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber wohl die wandelnden Menschen! und warum sollte ich nicht hoffen dürfen, Ihnen irgendwo zu begegnen? Lassen Sie mich diesem Blatte, wie ich so gern einem jeden, das von mir ausgeht, thun möchte, die clausulam salutarem hinzufügen: daß es Ihnen wo nicht einsichtig und zulänglich, doch herzlich und wohlgemeynt erscheinen möge.

Mit herzlichen Wünschen! Goethe.

Jena den 23. November 1812.

1328.

An Gräfin Josephine O'Donell.[1]

Hier bin ich nun, verehrte Freundinn, wo Sie mich wissen wollten; in dem Kreise, dem ich mich seit so vielen Jahren gewidmet habe. Ich wäre sehr undankbar, wenn ich nicht zufrieden seyn, und sehr unruhig, wenn ich mich wo anders hinsehnen wollte; doch erlaube ich mir oft, in Gedanken zwischen dem goldenen Schiffe[2] und dem Herrnhause hin und her zu wandeln; so wie zwischen Töplitz, Culm und manchen andern schönen Gebirgsgegenden. — Ich befinde mich so wohl als ich's verlangen kann, habe seit jener Zeit an keinem entschiedenen Übel gelitten und schicke mich, wie billig, in das, was die Jahre nicht mehr bringen, sondern nehmen. Ich sage das, um Ihre freundliche Theilnahme zu erwidern, und wünsche nun auch zu vernehmen, daß Sie Sich wohl befinden; möchten Sie bald Lust und Freyheit haben, mir es zu sagen und mir dabey zugleich versichern, daß unsere allverehrteste Frau und Herrin[3] Sich

[1] Geborene Gräfin Gaisruck, Witwe des österreichischen Finanzministers Graf Joseph O'Donnell. Sauer in „Goethe und Oesterreich" schildert sie als eine echte Wienerin und berichtet: „Französisch gebildet stand sie der deutschen Literatur fast ebenso fern wie ihre Herrin; aber es beweist doch, daß der österreichische Adel von der neuen literarischen Bewegung ergriffen war, wenn wir hören, daß ihr Gatte ihr „Hermann und Dorothea" vorgelesen habe. Durch ihren Stiefsohn, den vortrefflichen Grafen Moritz O'Donell, den Schwiegerenkel des Fürsten de Ligne, den Freund Adam Müllers, ward sie in die romantischen Kreise hineingezogen. Eine durchaus tüchtige, treue Natur war sie der Freundschaft würdig, die ihr Goethe in wahrer Anhänglichkeit widmete."

[2] Goethes Wohnung in Teplitz.

[3] Marie Louise, Kaiserin von Oesterreich, die Goethe in Karlsbad 1810 (S. 124) in mehreren Gedichten gefeiert hatte. Am 9. Juli 1812 hatte Goethe aus Teplitz an Christiane geschrieben: „Fast alle Morgen habe ich das Glück gehabt, der Kayserin vorzulesen. Sie spricht meistens dazwischen und äussert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit ausserordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen. Ihr werdet über gewisse Dinge, die ich zu erzählen habe, erstaunen, beynahe erschrecken. Schon dreymal war

im vollkommensten Wohlseyn befinde: denn, ich will gern gestehn, ich kann's immer noch nicht verwinden, daß ich Sie zuletzt leidend gesehen habe. Die Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke, der ich so viel Gutes verdanke, zieht mir dieses Übel zu, das ich mit einem schmerzlichen Vergnügen ertrage, weil ich mich ebenso deutlich erinnere, wie herrlich Sie in diesen Augenblicken erschien.

Da Sie nun aber allerley Wunderliches von mir gewohnt sind, so muß ich Ihnen erzählen und vertrauen, daß ich mir seit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, von unserer Angebeteten[1] zu sprechen abgewöhnt habe: denn die bravsten und sonst für's Vortreffliche empfänglichen Menschen enthielten sich nicht, mir zu versichern, ich rede enthusiastisch, wenn ich nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte. Es kann zwar seyn, daß wie jener[2] Prosa machte ohne es zu wissen, ich unbewußt poetisch rede. Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt seyn und halte mich daher fern von den Menschen, welche nur das Wahre zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine sehen.

Nach dieser Klage muß ich mit der Entschuldigung einer andern wunderlichen Idiosyncrasie hervortreten, die Sie schon vor Augen haben, daß ich mich nämlich zu dem Gegenwärtigen einer fremden Hand bediene. Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, so daß aus einem Mangel eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Untugend

ich zur Tafel geladen. Da ist sie denn, wo möglich, noch heitrer und anmuthiger als sonst; sie neckt diesen oder jenen von den Gästen und reizt ihn zum Widerspruch und weis der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben." Am 28. Juli hatte die Kaiserin im Laufe eines Gesprächs Goethe aufgefordert, ein Lustspiel zu machen „in dem das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden" dargestellt wurde. Am 30. bereits diktierte Goethe das Lustspiel „Die Wette" seinem Begleiter Riemer.

[1] Marie Louise, Kaiserin von Oesterreich.

[2] Jourdain in Molières „Bourgeois gentilhomme."

geworden ist. Ich bin niemals zerstreuter, als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Comma, fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreyerley Orthographie, und was die Unarten alle seyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreymal in Einem Brief abwechseln kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweymal zu schreiben anfing, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ ich mich zu dictiren, es ist, als wenn ich mit Ihnen spräche, und die Erinnerung Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Gestalt, Ihres freundlichen Wesens giebt mir keine Zerstreuung, weil Sie es ja sind zu der ich mich wende, indem ich dieß ausspreche.

Gilt dieses klägliche Bekenntniß, diese unschuldige Entschuldigung vor Ihrem freundschaftlichen Herzen, so wird die Pause zwischen meinen Briefen künftig nicht so lang seyn, alsdenn erleide ich keine Störung von der im Garten dejeunirenden Freundinn, noch von der anständigen ernsten Dame, welche mir Documente zurückfordert, noch von der pfirsichblüthfarbenen Soubrette;[1] allen, denk' ich alsdenn, habe ich etwas zu sagen, das sie nicht verdrießen wird und woraus denn doch auch kein Geheimniß zu machen wäre.

[1] Gräfin O'Donell hatte in der „Wette" die Rolle der Leonore spielen sollen, wie aus dem Gedicht „Gräfin O'Donell als Eleonore" ersichtlich ist. Die Soubrettenrolle des Stückchens ist Friederike, und ihren Brief an Goethe vom 10. August 1812 hat die Gräfin auch mit Friederike unterzeichnet. Wie Goethe in obenstehendem Briefe sie dreifach charakterisiert, so hat er ihr in der „Wette" also eine Doppelnatur gegeben.

Sollte ich nun weiter fortfahren und von meinem nächsten Leben etwas erzählen, so wüßte ich es nicht recht anzufangen: denn da Ihnen weder die Localitäten meiner Lebensbühne, noch die Personen des Drama's, in welchem ich den maître Jacques[1] zu spielen die Ehre habe, bekannt sind, so gäbe es keine eigentliche lebhafte Darstellung, und das Allgemeine, die Resultate sind von keinem großen Belang. Acht Wochen war ich in Weimar und drey bin ich nun hier; morgen erwarte ich den Herzog, den eine Jagdpartie über den Schnee in diesen Musensitz führt. Er war bereit, in jenes Album ein freundliches Wort einzuschreiben, welches freylich gleich ein Hoffnungswort, ein Wort des Wunsches werden mußte, daß man in jenem Arcadien nächsten Sommer die goldenen Tage wiederholen möchte.

Der akademischeu Ruhe bin ich nunmehr doppelt hold, weil ohne sie dieser Brief kaum zu Stande gekommen wäre. So wird das Natürlichste oft das Schwerste, und das, womit man sich immer beschäftigt, wird selten fertig.

Möchten Sie in vorstehenden fremden Zügen die eigensten Gesinnungen eines wahrhaft ergebenen Freundes erkennen!

Jena, d. 24. Nov. 1812. Goethe.

1329.

An C. G. Körner.

Für Ihren freundlichen Zuruf, durch welchen Sie mir Ihre Theilnahme an meinem zweyten Bande versichern, sey Ihnen herzlicher Dank gesagt. Da ich sehr gern gestehe, es auch aus meinen Confessionen erhellen wird, daß ich

[1] Den viel verwendbaren Maître Jacques, Kutscher und Koch bei Molières „Geizhals“.

alle meine früheren Arbeiten um mein selbst willen und für mich selbst unternommen, weshalb ich denn auch wegen mancher wohl zwölf und mehr Jahre geruhig abwarten konnte, bis sie Eingang fanden und einige Wirkung thaten, so will ich doch gern bekennen, daß es mit diesem letzten Werk sich anders verhält. Ich wünsche, daß meine Landsleute, besonders aber meine Freunde, die in höhern und mittlern Jahren sich befinden, daran Freude haben und sich mit mir einer nicht längst vergangenen schönen Zeit fröhlich erinnern mögen. Der wackere Griesbach[1] hat sich noch in seinen letzten Tagen an den Francofurtensien ergötzt; der mir unvergeßliche Salzmann[2] ist um einige Monate zu früh gestorben, so daß ihn mein freundliches Andenken nicht mehr hat erreichen können. Er war zwey und neunzig Jahre alt und hat bis in die letzten Stunden weder den Gebrauch der äußern noch der innern Sinne vermißt. Das hatte ich ihm wohl zugetraut!

Auch wir, mein Bester, haben gute Zeiten zusammen erlebt, und ich habe höchst Ursache, jener Epoche mit Liebe und Treue zu denken; wenn ich nur dazu gelange, sie darzustellen.

Ich danke Ihnen, daß Sie auch dieser Arbeit das Zeugniß eines musicalischen und poetischen Effects geben; doch wer könnte den mehr fühlen als Sie? Auch erwarten Sie mit Recht, daß sich sowohl die Darstellung als Reflexion steigere, ja ich muß mich in Acht nehmen, daß ich nicht zu früh fortgerissen werde. Ist es mir gelungen, den ersten Band kindlich genug zu verfassen, wie ich fast glauben muß, weil ihn die verständigen Leute kindisch genannt haben; sieht man im zweyten den Jüngling, der aus mancherley Leiden hervortritt, so muß sich dieser nach und nach als Mensch und Schriftsteller entwickeln. Resultate sind bald ausgesprochen und meist des Aussprechens nicht werth. Erhalten

[1] Der am 24. März verstorbene Jenenser Professor der Theologie.
[2] Der Straßburger Aktuarius; Bd. I, S. 151.

Sie mir, meinen ältern und neuesten Productionen in Ihrem Kreis ein freundliches Andenken.

Das kleine Lustspiel Ihres lieben Sohns, die Braut, ist vor einigen Tagen[1] mit dem größten Beyfall gegeben worden. Ich war nicht gegenwärtig, sondern in Jena; allein ich wußte wohl den Effect voraus.

Unser Wolff,[2] der schon im alten Klingsberg die Maske eines Bejahrten ohne Carricatur mit viel Geschmack angezogen, spielte den Vater, Unzelmann den Sohn, und die Arie ward gut gesungen. Nun hoff' ich, die beyden andern kleinen Stücke sollen auch das Ihrige thun.

Was den Zriny betrifft, über den sind wir noch nicht einig; in politischer und theatralischer Hinsicht ist manches dabey zu bedenken. Es wäre daher wünschenswerth, wenn man ein Exemplar hätte, wie das Stück in Wien gespielt worden. Die Arbeit ist alsdann halb gethan, und gewiß haben sie dort manches bedacht, was wir auch bedenken müssen.

Kommt Ihr lieber Sohn von Wien zurück, so haben Sie die Güte, mir davon Nachricht zu geben: denn da ich ihn nicht, wie ich wohl wünschte, bey mir einquatiren kann, so müßte man ihn dergestalt unterzubringen suchen, daß er ohne große Kosten und mit einigem Agrement hier wäre. In diesen wunderlichen Tagen sind einem auf mehr als eine Weise die Hände gebunden, und auf alles liberale Verfahren, das sonst so natürlich war, muß man Verzicht thun. Verzeihen Sie diese Äußerung; ich habe mir aber fest vorgenommen, bey allem, worin ich Einfluß habe, nichts dem Zufall zu überlassen, damit er allenfalls hinterdrein seine Gunst ausüben könne.

Und nun leben Sie auf's schönste wohl und grüßen die lieben Ihrigen.
Goethe.

Weimar den 26. November 1812.

[1] Am 23. November.
[2] Pius Alexander Wolff (Bd. V, S. 115).

1330.*

An T. J. Siebeck.[1]

... In dem Schweiggerschen Journal[2] hab ich einen Aufsatz von Pfaff[3] erblickt, der auch gegen meine Farbenlehre gerichtet ist. Notiren Sie ihn doch zu den übrigen: denn ich fühle jetzt nicht die mindeste Lust, die Sache wieder vorzunehmen; ich habe sie herzlich satt und die Herrn noch mehr; erst lernen sie von einem, werden auf Dinge aufmerksam, an die sie ihr Lebtag nicht gedacht hätten, und dann soll es noch Wasser auf ihre Mühle seyn. Ich weiß recht gut, welcher Bach meine Räder treibt, und den sollen sie mir nicht abgraben.

Die Bilder, welche der Doppelspath hervorbringt und die Färbung ihrer Säume habe ich recht gut gesehn und mich viel mit ihnen beschäftigt. Sie sagen aber nichts mehr und nichts weniger als die übrigen auch, und ich habe ihrer, so wie manches andern nicht erwähnt, weil es mir um die Elemente, um die Anfangsgründe zu thun war, welche diese verschrobenen Köpfe ja nicht einmal fassen können. Sie möchten einen gern in die Schule schicken, in die sie gehen sollten. Ich habe dieses Gelichter in meiner Geschichte der Farbenlehre schon so genau geschildert, daß mir über sie zu denken oder gegen sie zu thun nichts übrig bleibt.

Aber über einen anderen Mann habe ich mich neulich betrübt, und ich wünschte, Sie gäben mir einigen Aufschluß. Zufälliger Weise kommt mir eine Stelle aus der Vorrede von Hegels Logik in die Hände. Sie lautet, wie folgt:

[1] Dr. Siebeck aus Reval war schon 1806 Goethe näher getreten. Anfang 1812 war er aus Rußland nach Weimar zurückgekehrt und hatte vielfach in der „chromatischen Angelegenheit" in Goethes Gegenwart gearbeitet.
[2] Schweiggers „Journal für Chemie und Physik".
[3] C. H. Pfaff, „Ueber die farbigen Säume der Nebelbilder des Doppelspats".

„Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüthe, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; eben so wird durch die Frucht die Blüthe für ein falsches Daseyn der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen verdrängen sich als unverträglich mit einander, aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eines so nothwendig als das andere ist, und diese gleiche Nothwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus."

Es ist wohl nicht möglich, etwas Monstroseres zu sagen. Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten sophistischen Spaß vernichten zu wollen, scheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig.

Wenn der irdisch gesinnte Empiriker gegen Ideen blind ist, so wird man ihn bedauern und nach seiner Art gewähren lassen, ja von seinen Bemühungen manchen Nutzen ziehen. Wenn aber ein vorzüglicher Denker, der eine Idee penetrirt und recht wohl weiß, was sie an und für sich werth ist, und welchen höheren Werth sie erhält, wenn sie ein ungeheures Naturverfahren ausspricht, wenn der sich einen Spaß daraus macht, sie sophistisch zu verfratzen und sie durch künstlich sich einander selbst aufhebende Worte und Wendungen zu verneinen und zu vernichten, so weiß man nicht, was man sagen soll. Herr Troxler[1] hat einen Theil dieser saubern Stelle als Motto gebraucht, da sie denn, genau besehen, nichts weiter heißen soll, als daß die Herrn, wie Melchisedek, ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts schuldig seyen.

Ich bin von solchen Arbeitern im Weinberge alles gewärtig und gewohnt. Wenn ich aber auch Hegeln verlieren

[1] „Blicke in das Wesen des Menschen".

sollte, dieß würde mir leid thun. Denn was soll man von einer Logik hoffen, in deren Vorrede mit dürren Worten stünde: aus falschen Prämissen käme erst die rechte wahre Conclusion. Ich kann des Buches selbst nicht habhaft werden. Vielleicht nimmt sich die Stelle im Context besser aus. Trösten Sie mich deshalb, mein Lieber, wenn es möglich ist . . .

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl und das Wohl der Ihrigen.

Weimar den 28. Nov. 1812.

Nachschrift.

Mit beyliegendem Briefe könnte mir's gehn, wie schon mit mehreren, die ich lebhaft dictirte, weil ich meine Freunde gegenwärtig zu haben glaubte, sodann aber, wegen einiges Bedenkens, zurückhielt. So veralteten sie und wanderten zuletzt mit andern unbrauchbaren Blättern in's Feuer. Mündlich geht manches, auch das Heftigere vorüber, das auf dem Papier nicht gebilligt werden kann. Indessen da sich in Deutschland kein Mensch um meinetwillen öffentlich genirt, so sehe ich gerade nicht ein, warum ich mich in der stillen Unterhaltung mit meinen Freunden so sehr geniren sollte. Ich implorire daher das nobile officium amici und ersuche Sie, diesen Brief freundlich aufzunehmen, mit Bedacht und gutem Willen zu lesen, ihn für sich zu behalten, und allenfalls zu verbrennen. Und da nun dieser Schritt überwunden ist, so thue ich gleich noch einen zweyten und sende Ihnen einige andre Dinge,[1] damit es doch zwischen uns werde wie vormals, da man in glücklicher Nähe sich alles communiciren konnte und wenn es auch nur ein Tagscherz gewesen wäre.

Entschuldigen und lieben Sie den Ihrigen.

Den 29. Nov. 1812. Goethe.

[1] „Groß ist die Diana der Epheser" und eine Aeußerung über das Troxlersche Werk.

1331.

An Zelter.

Dein Brief,[1] mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein ächtes, geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent seyn, das auf einem solchen Grunde ruht!

Über die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchraft haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen.

[1] Zelter hatte in einem vom 14.—21. November datierten Briefe den am 14. November erfolgten Selbstmord seines Sohnes gemeldet. In der vorstehenden Beantwortung jenes Briefes spricht Goethe Zelter zum ersten Male mit dem brüderlichen Du an — ganz einfach aus seiner Stimmung und seiner Verehrung des Freundes heraus. Zelter ist der einzige, dem Goethe in seinem reiferen Alter diese herzliche Bezeichnung erwiesen hat. Im späteren Verlaufe des Briefes taucht vorübergehend das Sie auf.

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wüthet. Ich getraute mir, einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaaß des Guten zurückhalten.

Laß uns nun übergehn zu den andern Wohlthaten deiner Briefe, und ich danke dir zuvörderst für die Betrachtungen über meine biographischen Blätter. Ich hatte darüber schon manches Gute und Freundliche im Allgemeinen erfahren, du bist der erste und einzige, der in die Sache selbst eingeht. Ich freue mich, daß die Schilderung meines Vaters eine gute Wirkung auf dich hervorgebracht. Ich will nicht leugnen, daß ich die deutschen Hausväter, diese Lorenz Starke,[1] und wie sie heißen mögen, herzlich müde bin, die in humoristischer Trübe ihrem Philisterwesen freyes Spiel lassen, und den Wünschen ihrer Gutmüthigkeit un-

[1] „Herr Lorenz Stark" von J. J. Engel (Bd. IV, S. 130).

sicher in den Weg treten, sie und das Glück um sich her zerstören. In den folgenden zwey Bänden bildet sich die Gestalt des Vaters noch völlig aus; und wäre sowohl von seiner Seite als von der Seite des Sohns ein Gran von Bewußtseyn in dieß schätzbare Familienverhältniß getreten, so wäre beyden vieles erspart worden. Das sollte nun aber nicht seyn und scheint überhaupt nicht für diese Welt zu gehören. Der beste Reiseplan wird durch einen albernen Zufall gestört und man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht.

Habe ja die Güte, deine Betrachtungen fortzusetzen: denn da ich, den Forderungen der Darstellung gemäß, langsam gehe und gar manches in Petto behalte (worüber denn schon manche Leser ungeduldig werden, welchen es wohl ganz recht wäre, wenn man ihnen die Mahlzeit von Anfang bis zu Ende, wohl gesotten und gebraten, in Einer Session vortrüge, damit sie solche auch geschwind auf den Nachtstuhl trügen und sich morgen in einer andern Restaurationsbude oder Garküche, besser oder schlechter, wie es das Glück träfe, bewirthen ließen), da ich also, wie gesagt, hinter dem Berge halte, um mit meinen Landsknechten und Reutern zur rechten Zeit hervorzurücken, so ist es mir doch höchst interessant, zu vernehmen, was du, als ein erfahrner Feldzeugmeister, dem Vortrabe schon abmerkst.

Recensionen dieses Werkleins habe ich noch nicht gelesen, das will ich auf einmal thun, wenn die zwey nächsten Bände gedruckt sind. Seit so vielen Jahren kann ich schon bemerken, daß diejenigen, die öffentlich über mich reden sollen und wollen, sie mögen nun guten oder bösen Willen haben, sich in einer peinlichen Lage zu befinden scheinen, und mir ist wenigstens kaum ein Recensent zu Gesicht gekommen, der nicht an irgend einer Stelle die famose Miene Vespasians angenommen und eine faciem duram gewiesen hätte.

Könnten Sie mich einmal unversehens durch den Rinaldo[1] erfreuen, so wäre es eine große Sache. Ich habe mit der Musik keinen Zusammenhang als durch Sie, deswegen Ihnen auch für den Invocavit und die drey Könige[2] herzlicher Dank gesagt sey, ob ich gleich nur noch mit den Augen genossen habe.

Wie leben hier, mit einem ganz disproportionirten Aufwand auf Musik, doch eigentlich ganz sang- und klanglos. Die Oper, mit ihren alten Inventarien-Stücken und denen für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug producirten Neuigkeiten, kann Niemanden entschädigen. Indessen freut mich's, daß Hof und Stadt sich weiß machen, es sey eine Art von Genuß vorhanden. Der Bewohner einer großen Stadt ist von dieser Seite glücklich zu preisen: denn dorthin zieht sich doch so manches bedeutende Fremde. Madame Milder[3] hätte ich wohl hören mögen.

Auf Alfieri[4] haben Sie einen Kernschuß gethan. Er ist merkwürdiger als genießbar. Seine Stücke erklären sich durch sein Leben. Er peinigt Leser und Hörer, wie er sich als Autor peinigte. Seine Natur war vollkommen gräflich, d. h. stockaristokratisch. Er haßte die Tyrannen, weil er sich selbst eine Tyrannen-Ader fühlte, und das Schicksal hatte ihm eine recht gebührende Tribulation zugedacht, als es ihn durch die Hände der Sansculotten noch leidlich genug bestrafte. Eben diese seine innere Adels- und Hofnatur tritt zum Schlusse recht lustig hervor, da er sich selbst für seine Verdienste nicht besser zu belohnen weiß, als daß er sich einen Orden verfertigen läßt. Konnte er deutlicher zeigen, wie eingefleischt ihm jene Formen waren?

---

[1] Goethes im März 1811 für den Prinzen von Gotha verfaßtes, vom Kapellmeister Winter komponiertes Gedicht „Rinaldo“ („Zu dem Strande! zu der Barke!“)

[2] Am 9. September hatte Zelter seine Kompositionen zu Goethes „Invocavit“ und „Die heiligen drei Könige“ gesandt.

[3] Pauline Anna Milder-Hauptmann.

[4] Graf Vittorio Alfieri (1749—1803).

Eben so muß ich einstimmen in das, was Sie von Rousseau's Pygmalion sagen. Diese Production gehört allerdings zu den monstrosen und ist höchst merkwürdig als Symptom der Hauptkrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brey gerührt werden sollte, ja gerührt und gequirlt ward. Diese Operation soll, hoff ich, mein nächster Band zum Anschauen bringen: denn ward ich nicht auch von dieser Epidemie ergriffen, und war sie nicht wohlthätig schuld an der Entwickelung meines Wesens, die mir jetzt auf keine andre Weise denkbar ist?

Nun muß ich noch Ihre Anfrage wegen der ersten Walpurgisnacht erwidern. Es verhält sich nämlich folgendermaßen. Unter den Geschichtforschern giebt es welche, und es sind Männer, denen man seine Achtung nicht versagen kann, die zu jeder Fabel, jeder Tradition, sie sey so phantastisch, so absurd als sie wolle, einen realen Grund suchen, und unter der Märchenhülle jederzeit einen factischen Kern zu finden glauben.

Wir sind dieser Behandlungsart sehr viel Gutes schuldig: denn um darauf einzugehn, gehört große Kenntniß; ja Geist, Witz, Einbildungskraft ist nöthig, um auf diese Art die Poesie zur Prosa zu machen. So hat nun auch einer der deutschen Alterthumsforscher die Hexen- und Teufelsfahrt des Brockengebirgs, mit der man sich in Deutschland seit undenklichen Zeiten trägt, durch einen historischen Ursprung retten und begründen wollen. Daß nämlich die deutschen HeydenPriester und Altväter, nachdem man sie aus ihren heiligen Hainen vertrieben und das Christenthum dem Volke aufgedrungen, sich mit ihren treuen Anhängern auf die wüsten unzugänglichen Gebirge des Harzes, im Frühlings Anfang begeben, um dort, nach alter Weise, Gebet und Flamme zu dem gestaltlosen Gott des Himmels und der Erde zu richten. Um nun gegen die ausspürenden bewaffneten Bekehrer sicher zu seyn, hätten sie für gut befunden, eine Anzahl der Ihrigen zu vermummen, und hiedurch ihre abergläubischen Widersacher entfernt zu halten, und, beschützt von Teufelsfratzen, den reinsten Gottesdienst zu vollenden.

Ich habe diese Erklärung vor vielen Jahren einmal irgendwo gefunden, ich wüßte aber den Autor nicht anzugeben. Der Einfall gefiel mir, und ich habe diese fabelhafte Geschichte wieder zur poetischen Fabel gemacht.

Und nun das herzlichste Lebe wohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in deine Nähe!

Weimar d. 3. December 1812. G.

1332.*

An Zelter.

... Ifflanden erwarten wir noch vor dem neuen Jahr. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bey keiner andern Nation Statt gefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß: denn indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bey der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet.

Wir wollen aber diese Betrachtung für uns behalten; sie nützen der Welt nicht, die immer in ihrem Wuste hingehn mag.

Indessen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespears in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn, als der, der sein Leben damit zugebracht, so werden sie auch dießmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihren übrigen Untugenden, verziehen werden soll.

Verzeihe mir nun aber auch, liebster Freund, wenn ich in meinen Briefen manchmal auch sauer sehe. Alte Kirchen, dunkle Gläser, sagt das deutsche Sprüchwort, und die kurzen Tage machen auch nicht heller. Meine Heiterkeit bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen, nichts Trübes und Unreines mische.

Und somit Gott befohlen! Laß mich bald etwas vernehmen, und lernen.[1]

Weimar den 12. December 1812. G.

1333.

An F. H. Jacobi.

Auf deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahrs, als ein gutes Omen erhielt, will ich sogleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern.

[1] In Zelters Antwort (24. Dezember) heißt es voll innigster Dankesfreude: „Mein süßer Freund und Meister! mein Geliebter, mein Bruder! Wie soll ich den nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt, dessen Name sich auf alles abspiegelt, was ich liebe und verehre! Wenn das Weimarische Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen, und ich halte es dann lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drück= und küsse es."

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreun. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigne Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher seyn, und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meynung zersplittert hat.

Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Siehst du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach Innen und Außen immer im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Daseyn und Wirken unentbehrlich ist, von andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu seyn und auch dieß vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke,

so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst, so auch jetzt.

Daß du deine Werke als historische Documente ansiehst, ist sehr wohl gethan in mehr als einem Sinne: denn bey Verbesserung früherer Schriften macht man es Niemand recht; dem Leser nimmt man, was ihm auf seiner Bildungsstufe am gemäßesten war, und sich selbst befriedigt man nicht: denn man müßte nicht verbessern und umarbeiten, sondern völlig umgießen. Ein frischer Gehalt geht nicht in die alte Form.

Daß es dir und den Deinigen wohl gehe, ist mein herzlicher Wunsch. Grüße sie alle! Ich freue mich, daß du bey dem Rouge et noir, das du in Absicht auf die Localität des Wohnorts[1] spielen mußtest, so gut gefahren bist. Mich hat mein Genius auf eine ähnliche Weise geleitet ...

Daß du meinem zweyten Theil gewogen bist, macht mir Muth zum dritten,[2] dem ich diesen Sommer widmen werde.

Iffland hat uns vor kurzem durch sein meisterhaftes Spiel höchlich ergetzt. Die Meinigen sind wohl, und so lebe denn auch so gut als es uns noch vergönnt ist! denn der Grieche hat wohl recht, wenn er sagt:

„Das Alter bringt des Alternden gar viel herbey“.

Das Beste und Liebste!

Weimar den 6. Januar 1813. G.

---

[1] Eutin und München.

[2] Jacobi hatte ihm geschrieben: „Daß im dritten Theil deines Biographischen Versuchs meiner in allem Guten gedacht werden soll, freut mich unendlich. Sorge nur, daß ich die Erscheinung dieses 3. Theiles auch noch erlebe. Ich hoffe, du vergißest in dieser Epoche nicht des Jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saales in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze Es war ein Buhle frech genug — und andere hersagtest. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laßen.“

1334.*

An Zelter.

... Ifflands Gegenwart hat mir sehr große Freude gegeben. Ich habe mich ganz rein an seinem Talent ergetzt, alles aufzufassen gesucht, wie er es gab, und mich um's Was gar nicht bekümmert. Nimm folgende Bemerkung geduldig auf: Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meynt, so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandle: denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen, deswegen wir W. K. F.[1] auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn stunden, es sey auf die Menschen genetisch zu wirken, uns über die Gegenstände so treulich äußerten und unsere Preisaufgaben dahin richteten; dieß ist aber alles vergebens gewesen, da gerade seit der Zeit das Legenden- und Heiligenfieber um sich gegriffen und alles wahre Lebenslustige aus der bildenden Kunst verdrängt hat. Doch hierüber klage ich nur im Vorbeygehn: denn in Gefolg meiner ersten Rede wollte ich nur sagen, daß die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, eine so gewaltsam lebendige Form erschafft, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt.

Ja es ist daher dem vortrefflichen Künstler ein würdiges Substrat gewissermaßen im Wege, weil es ihm die Hände bindet und ihm die Freyheit verkümmert, in der er sich als Bildner und als Individuum zu ergehen Lust hat. Man hat den Musikern wiederholt vorgeworfen, daß sie schlechte Texte lieben, man erzählt zum Scherz, daß einer sich offerirt, den Thorzeddel zu componiren, und wäre der Gesang nicht

---

[1] Die „Weimarer Kunst-Freunde“.

von dem Texte unabhängig, wie hätte denn die Charfreytagsmusik in der Sixtinischen Capelle mit Vitulos endigen können? und was dergleichen mehr ist. Mancher Comödienzeddel gäb eine bessere Oper als das Büchelchen selbst, wenn man es recht darauf anlegte; und so hab ich die Belebung todter Stücke, ja die Schöpfung aus nichts an Ifflanden höchlich bewundern müssen. Die Menge jedoch, welche immer stoffartig gesinnt ist, betrübte sich über den großen, nach ihrer Meynung verschwendeten Aufwand.

Merkwürdig war die Wirkung des Don Ranudo.[1] Die Grundnichtswürdigkeit des Stücks, die unsittliche Forderung, daß der Geburtsadel auf seinen Schatz unwürdig Verzicht thun solle, trat wie ein Gespenst hervor und beynah tausend Menschen in einem kleinen Hause wurden verstimmt: denn selbst der gemeine Menschenverstand muß fühlen, daß Jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der sich seiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will; vor Mitleiden konnte kein Mensch zum Lachen kommen.

Dieses Phänomen war mir um deswegen merkwürdig, weil ich es als ein Symptom ansah, daß der Sansculottism schon veraltet sey und die verschiedenen Stände gegenwärtig ganz andere Sorgen und Leidenschaften haben, als daß sie sich unter einander necken, bekriegen und aufreiben möchten.

Merkwürdig war mir es außerdem, daß Iffland, der in seinen geschriebenen Stücken die ausführlichste Breite sucht, in seinem Spiel das Concise, Knappe der extemporirten Stücke wieder heranfordert. Wie anders sähe unser Theater aus, wenn er nicht diesen Umweg hätte machen müssen, wie anders sähe es mit uns allen aus, wenn die directen Wege zum Heil nicht jedem Menschen ein Geheimniß blieben!

[1] Am 27. Dezember 1812 war Iffland in „Don Ranudo de Colibrados", Posse nach Holberg, von Kotzebue aufgetreten.

Kaum war Iffland abgereist und Epiphanias erschienen, so machte ich Ernst, die heiligen drey Könige bey mir einkehren zu lassen, und durch deine lieben Gesänge sowohl diesen Tag zu feyern, als uns die Aussicht auf Ostern und Pfingsten heiter zu eröffnen. Es war ein schöner und vergnügter Abend, den wir dir durch öftere Wiederholung dieser und anderer Dinge schuldig geworden. Ich hoffe dieser Anfang und Eingang soll gesegnete Folgen haben.

Von mir wüßte ich weiter nichts zu sagen, als daß ich in allem meinen Wesen abwechselnd fortfahre und daß manches gedeiht, obgleich mein Befinden nicht durchgängig das beste ist. Aufregend und höchst erheiternd bleibt mir die Bemühung, Gegenstände alter Kunst aus übriggebliebenen historischen Nachrichten, Trümmern, Anlässen und Ähnlichkeiten wieder herzustellen. Mit Myron's Kuh,[1] glaub ich, ist mir's gelungen.

Herrn Pfund[2] hab ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehn. Er empfahl sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich an als Kind von acht[3] Jahren zu lieben und in ihrem sechzehnten[4] liebte ich sie mehr wie billig. Du kannst ihr auch deshalb etwas freundlicher seyn, wenn sie zu Euch kommt.

Und nun das herzlichste Lebewohl!

Weimar den 15. Januar 1813.

G.

[1] Goethes Aufsatz „Myrons Kuh" wurde zuerst gedruckt in „Kunst und Altertum", 2. Band, Heft 1 (1818).

[2] Der mit seiner Braut, Minna Herzlieb, am 30. Dezember bei Goethe gewesen.

[3] Irrtümliche Angabe statt neun.

[4] Wohl achtzehnten.

1335.*

An C. F. v. Reinhard.

... Es freut mich sehr, daß auch Sie von meinem zweyten Theile Gutes gehört haben: denn ich bedarf Muth und Lust zum dritten. Jeder Theil, ja ein jedes Buch dieses Werkleins muß einen andern Charakter haben und so diesen und jenen Leser verschieden ansprechen. Ich habe dafür zu sorgen, daß ich diesen verschiedenen Eintheilungen jeder das Gehörige zutheile. Dabey schon kommt vieles auf gut Glück an; die Effecte hingegen auf den Leser sind noch zufälliger.

... In manchen anderen Dingen, für die Sie meine Neigung kennen, arbeite ich im Stillen fort und habe das Glück, in jedem Fache mich ebenfalls stiller Mitarbeiter zu freuen und ich hoffe noch auf manche schöne Resultate der Erfahrung wie der Theorie. Aber man muß dergleichen Dinge heimlich und heilig halten und, wenn man nicht massenhaft damit hervortreten kann, lieber davon schweigen. Es ist unglaublich was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Puncte und lichte Menschen fest, das Übrige mag quirlen wie es will und kann.

Unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen,[1] nachdem er nur kurze Zeit sich mehr matt und schwach als krank befunden. Am dritten September ward sein achtzigster Geburtstag noch feyerlich begangen. Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bey ihm so schön das Gleichgewicht, und so hat er, mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben, unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Wesen und Thun recapitulirt; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art. Die Franzosen haben eher ähnliche Männer aufzuweisen.

Und nun seyn Sie mir herzlich gegrüßt unter den Lebendigen.

Weimar den 25. Januar 1813. Goethe.

[1] Er war am 20. Januar gestorben.

1336.*

An C. L. v. Woltmann.[1]

Damit es mir mit Ew. Hochwohlgeb. Briefe nicht ergehe wie mit so manchen werthen Zuschriften, die ich so lange wiederholt im Kopfe beantworte, bis endlich nichts von allem dem, was ich sagen wollte, auf's Papier kommt; so will ich lieber gleich für das Übersendete meinen schuldigen Dank abtragen und Ihr gütiges Vertrauen aufrichtig erwidern. Zu Ihrer Monatsschrift[2] Beyträge zu liefern bin ich leider durch mancherley gehindert, ich muß mich möglichst concentriren und darf keine neuen Obliegenheiten eingehn, wenn ich dasjenige nur einigermaßen leisten will, was ich mir vorgenommen habe, wenn so manches dichterisch und wissenschaftlich Vorgearbeitete nicht unbrauchbar bleiben und verloren gehen soll. Die unausweichlichen Forderungen, die der Tag an uns macht, sind ohnehin dringend und störend genug.

[1] Bd. IV, Seite 39.
[2] „Deutsche Blätter".

Hiezu noch eins. Je älter man wird, je weniger wird es uns möglich, in Gesellschaft an's Publicum zu reden. Ich kann nicht verlangen, daß ein Redacteur Aufsätze ausschließen soll, die meinem Sinn widersprechen, aber mir kommt es gar zu wunderlich vor, in einem Heft meine Überzeugungen und das Gegentheil davon zu lesen, schließ ich mich aber in ein Bändchen ein, so laß ich jeden gern in seinen Bänden und auf seinen Blättern mir nach Belieben widersprechen, ich seh mich kaum danach um, kommt es mir aber zufällig in die Hände, so übe und belehre ich mich daran so gut als es gehn will.

Da ich eben dieses einigen werthen Freunden seit etlichen Wochen habe antworten und sagen müssen, so verzeihen Sie mir gewiß diese meiner Lage und meinen Kräften ganz angemessene Erklärung.

Nehmen Sie nun aber den besten und aufrichtigsten Dank für das, was Sie über meine biographische Arbeit haben äußern wollen. Der gründliche und freydenkende Historiker ist freylich am ersten im Fall, solche problematische Productionen zu beurtheilen und zu würdigen, er stößt sich nicht daran, daß man ihm Dichtung und Wahrheit anbietet, da er weiß, wie viele Dichtung er von bedeutenden historischen Monumenten abziehn muß, um die Wahrheit übrig zu behalten. Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreyen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte.

Hieraus ersehn Sie, wie hoch ich Ihre so freundliche als einsichtsvolle Einleitung schätzen muß, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen . . .

Unsern guten Wieland haben wir nun auch verloren. Er trug die Unfälle der letzten Jahre mit Gleichmuth, wie das Glück der frühern. Er lebte nach seiner Weise thätig und gesellig bis an's Ende. Einen gleichern Lebensfaden hat die Parze kaum gesponnen.

Leben Sie recht wohl! und lassen uns, bis der unsrige abgeschnitten wird, das alte gute Verhältniß manchmal erneuern, und die Zeit so anwenden, daß jenes in früheren Jahren allenfalls Versäumte durch spätere Kraftanwendung einigermaßen nachgeholt werde.

Mich zu fernerem freundlichen Andenken bestens empfehlend
Weimar den 5. Febr. 1813. Goethe.

1337.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

bin, seit so manchen Jahren, für mich und die meinigen soviel schuldig geworden, daß mir zuletzt die Worte des Dancks ausgehen müssen. Möchten Sie überzeugt seyn, daß die meinem Sohn abermals erwiesne Gnade[1] von mir tief empfunden wird und mir zur Beschämung gereichen würde, wenn nicht der Gedancke mich für Ihro Dienst verdoppelt zu sehen, so vergnüglich und aufheiternd wäre. Möge Ew. Durchl. Alles gelingen, wie Sie den Wünschen der Ihrigen immer zuvorzukommen geneigt sind!

W. d. 6. Febr. 1813. Goethe.

---

[1] Ernennung zum Hofjunker.

1338.*

An W. v. Humboldt.

... Zu Ihrer immer mehr ausgearbeiteten Übersetzung des Äschylus[1] wünsche ich von Herzen Glück und ich freue mich, daß Sie Sich durch die Drohungen des Heidelberger Cyclopen[2] und Familie von diesem guten Werke nicht abschrecken lassen. Jene bedräuen gegenwärtig unsern Wolf,[3] der doch auch keine Katze ist, mit schmählicher Hinrichtung, weil er es gewagt, auf der Übersetzungsinsel, die sie vom Vater Neptun privative zu Lehn erhalten, gleichfalls zu landen und einen lesbaren Aristophanes mitzubringen. Es steht geschrieben, selig sind, die im Herrn entschlafen, aber noch seliger sind die, welche über irgend einen Dünkel toll geworden.

Selig im ersten Sinne ist nun unser Wieland, er ist in seinem Herrn entschlafen und ohne sonderliches Leiden zu seinen Göttern und Heroen hinübergegangen. Was Talent und Geist, Studium, Menschenverstand, Empfänglichkeit und Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen utile nobis proposuit exemplar. Wenn jeder seine Gaben und seine Zeit so anwenden wollte, was müßten für Wunder geschehn!

Dieser Winter ist mir, wie gewöhnlich, sehr zerstreut, aber doch, bey leidlicher Gesundheit, schnell und nicht ungenutzt vorübergegangen. Theatralische Vorbereitungen auf den lang erwarteten Iffland, welcher erst gegen Ende des Jahrs ankam, sowie auf seine Gegenwart, die mir viel

[1] Die metrische Uebersetzung des „Agamemnon" des Aeschylos (erschien 1816).
[2] Joh. Heinrich Voß, der mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham an einer Aeschylos-Uebersetzung arbeitete; sie erschien 1826.
[3] F. A. Wolf hatte des Aristophanes „Acharner" und „Wolken" (1811 und 1812) übersetzt.

Vergnügen gewährte, brachten mich November und December aus dem Geschicke. In den Januar und Februar fallen vier Geburtstäge, wo man entweder unsere Erfindung oder unsere Mitwirkung anspricht, und so wird manches, zwar mit gutem Willen, aber ohne Frucht verzettelt.

Was ich mit Vergnügen und wahrem Antheil dazwischen getrieben habe, war ein erneuter Versuch, von alten Monumenten, deren Beschreibung auf uns gekommen ist, die Spur unter den vorhandenen Bildwerken zu finden. Die Philostrate waren wieder an der Tagesordnung, und was die Statuen betrifft, so glaube ich dem Olympischen Jupiter, über den schon manches vorgearbeitet ist, hernach aber der Juno von Samos, dem Doryphorus des Polyclet, besonders aber der Kuh Myrons, und dem Stier, der die Europa trug, auf die Spur gekommen zu seyn. Meyer,[1] durch dessen alte Kunstgeschichte, die nunmehr in's Reine geschrieben ist, die Hauptanregung geschehn, nimmt lebendigen Antheil, da seine Zweifel sowie seine Beystimmung immer gegründet sind.

Und so will ich denn für dießmal schließen, in Hoffnung, bald wieder etwas von Ihrer lieben Hand zu sehn.

Weimar den 8. Februar 1813. Goethe.

1339.

An Christiane v. Goethe.

(Naumburg, 17. April.)[2]

Denen lieben Personen, die uns von Weimar weggetrieben haben,[3] sind wir schon einen sehr angenehmen

[1] Der „Kunstmeyer", Bd. III, S. 193.
[2] An diesem Tage, an dem Goethe „früh 6 Uhr aus Weimar gefahren", verzeichnete er in Naumburg in seinem Tagebuch: „Brief nach Weimar angefangen ... Tagebuch in Briefform." Und am 24. Mai heißt es im Tagebuch: „An meine Frau. Schluß des Tagebuchs."
[3] Ueber den Anlaß zu dieser Reise, zu der ihn die Seinigen (Christiane und Caroline Ulrich) weggetrieben, schreibt er am 1. Juli an C. F. v. Reinhard:

Morgen schuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Husaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es sah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abschied nehmen wollte. Die Jenaischen Boten brachten Blumen und Packete vor wie nach, und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefsten Frieden; freylich stiller als im Frieden, denn wir vermißten die Fuhrleute, die sonst um diese Zeit auf die Leipziger Messe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte sich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter[1] erzählte mir eine alte Geisterlegende, die ich sogleich als wir in Eckartsberge still hielten rhythmisch ausbildete.[2] Sie wird Herrn Riemer gesendet werden mit der Bitte, solche vorzulesen, aber nicht aus Handen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsstunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemüthsruhe in den bekannten alten Zimmern empfing, uns jedoch nachher mit Gemüthlichkeit, als er merkte, daß wir gemüthlich seyen, die neusten Kriegsereignisse erzählte. Die Pässe wollten ihm gar nicht ernsthaft vorkommen, doch versprach er, wenn wir es verlangten, sie vidiren zu lassen.

„Magst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal sezt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ey! so geh du aus dem Wege."

Nach vorstehendem ewigen Spruche bin ich den Unruhen ausgewichen, welche unser Thüringen aufregten, und noch mehr bedrohten; ich kann mich aber nicht rühmen, daß meine eigene Klugheit mir dießmal zu statten gekommen sey. — Schon frühe hatte ich mich zu meiner gewöhnlichen Reise in die böhmischen Bäder vorbereitet, und alles sowohl im Hause, als was meine Reisebedürfnisse betraf, wie sonst geordnet, aber die sonderbare und ahnungsvolle Trübung des politischen und militarischen Himmels machte mich unentschlossen und ich zauderte von einem Tag zum andern, bis endlich die Meinigen, wie durch eine Inspiration, mich am 17. April von Hause wegtrieben." — Außerdem veranlaßten ihn zu dieser Reise nach Teplitz Gesundheitsrücksichten und das Verlangen, für den 3. Band von „Dichtung und Wahrheit" mehr Muße zu finden.

[1] Sein Sekretär C. John.

[2] Die Ballade „Der getreue Eckart".

Da es Morgens früh gar zu sehr gestaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh, und wir wären beynah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab schlängelt sich und wird durch mitumgeschlungene Acanthartige Blätter belebt. Noch sehr schöne gemalte Fensterscheiben sind übrig, ein Teppich, von dem die Theile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt, und hernach mehr zusammengestrickt als genäht sind. Manches Größere und Kleinere von Bronce. Das Bild einer heiligen Schusterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er starb früh und sie nahm den Schleyer. Sie muß sehr hübsch gewesen seyn, da sie, nicht zum besten gemalt, etwas aufgefrischt und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug aussieht. Was aber besonders Freund Meyern zu erzählen bitte, ist folgendes. Das steinerne Bild eines Bischofs, Gerhard von Goch, hat mich in Erstaunen gesetzt; das heißt das Gesicht. Er ward 1414 installirt, zog auf's Concilium zu Costnitz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel,[1] Die Hussiten, verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, charakteristisch, in allen seinen Theilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus,

---

[1] Ironische Anspielung auf Kotzebues „Die Hussiten vor Naumburg".

daß man sein Gesicht nach dem Tode abgegossen und ein nachahmungsfähiger Künstler diesen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieses wird mir um so wahrscheinlicher, weil in den Augen eine Art von falscher Bewegung erscheint, und auch die Züge des untern Gesichts, bey sehr großer Natürlichkeit, doch nicht lebendig sind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehn und wüßte nichts weiter darüber zu sagen: denn wir eilten freylich wieder aus dem Heiligthume, wo es aus mehr als einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, sind höchst unerfreulich. An sehr schönen und eleganten, zwischen die catholischen Pfeiler eingeschobenen protestantischen Glasstühlen ist kein Mangel, so daß die Honoratioren sich nicht zu beschweren haben. Auf mein Befragen versicherte mir der Küster, der Prediger habe sich in diesem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich articuliere und das letzte Wort so genau ausspreche wie das erste. Das ist also ohngefähr, wie auf dem Weimarischen Theater und wie überall, und hieraus kann man sehen, was Reisen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens sind die Merkwürdigkeiten unerschöpflich. Das Wichtigste, ein sonst höchst bewallfahrtetes wunderthätiges Marienbild, steht nun in einer protestantischen Ecke und der Küster versicherte, der Kopf sey hohl, mit Wasser gefüllt hätten muthwillige Fischlein dem Bilde sonst Thränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch solche Fischlein im Gehirn schwimmend, zu gelegener und ungelegener Zeit, Thränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptnebenpunkte, als die Bestien am Gesims, welche Wasser

spieen, wenn's regnete, zur Ergetzung der Christenheit, und was dem sonst mehr seyn mag.

Dresden den 21. April.

Vorstehendes war gleich den 17. Abends in Naumburg geschrieben und sollte, zum Beweis meines Wohlbefindens, sogleich abgehn; allein der Postcurs war gehemmt und wir mußten das Blättchen mit uns nehmen. Am Ostertage hatten wir auf dem Wege nach Leipzig trübes und stürmisches Wetter, fortdauernd vortrefflichen Weg, aber so menschenleer, daß man in der Wüste zu fahren glaubte. Der Himmel heiterte sich auf und schon um 12 Uhr zogen wir in Leipzig im Hôtel de Saxe ein. In Markranstädt hatten wir einige Russen gesehn, die sich mit irgend einer Art von Spiel divertirten. Ein sehr gutes Essen stellte uns wieder her, wir durchzogen die Stadt, die gerade wegen des schneidenden Windes nicht erfreulich war. Abends gingen wir in's Declamatorium des Herrn Solbrig.[1] Hohler, geist- und geschmackloser ist mir nicht leicht etwas vorgekommen; das Publicum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß an 300 rh. eingekommen seyn, sie applaudirten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiser Alexander hoch leben ließ. Hätte der arme Schlucker sein Handwerk verstanden, so hätte er gleich Wohl auf Cameraden! auf's Pferd, auf's Pferd! angestimmt, und hätte gewiß große Sensation erregt. Dagegen fing er mit jämmerlichem Ton das elendeste aller jammervollen deutschen Lieder zu recitiren an: Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr.[2] Es rührte sich aber hierauf, so wie nach andern ähnlichen Dingen

[1] Christian Gottfr. Solbrig (1774–1838).
[2] Dagegen schrieb Goethe das kraftvolle Gedicht: „Gewohnt, getan". („Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht".)

keine Hand weiter und wir machten uns in Zeiten davon. Dagegen schrieben wir zu unserer Lust die von August erzählte Todtentanzlegende[1] in paßlichen Reimen auf. Sie soll dem Prinzen Bernhard dedicirt und übersendet werden. An Spargel und an sonstigem Guten hat es auch nicht gefehlt.

Montag den 19. fuhren wir ohne irgend ein Ereigniß, bey guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oschatz fanden wir einen leidlichen Gasthof zum Löwen und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Lieds, sie beginnt: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht! und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneyt und bereift, das thauete aber weg und verlor sich; von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet, sahen wir das schöne Elbthal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage Magazin gegenüber versorgten unzählige Fuhren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit zwey Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an eure glückliche Art zu seyn. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemüthsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In anderthalb Stunden war das ganze Feuerwerk vorbey. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeiset hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Cosacken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand sich vor wie

[1] „Der Totentanz".

nach. Dieß ist's, was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen bestiegen wir das Schloß und besahen uns zuerst die Porcellanfabrik. Die Vorrathssäle nämlich. Es ist eigen und beynah unglaublich, daß man wenig darin findet, was man in seiner Haushaltung besitzen möchte. Das Übel liegt nämlich darin. Weil man zuviel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700), so wollte man sie beschäftigen und ließ immer von allem, was gerade Mode war, sehr viel in Vorrath arbeiten. Die Mode veränderte sich, der Vorrath blieb stehn. Man wagte nicht, diese Dinge zu verauctioniren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu versenden und so blieb alles beysammen. Es ist die tollste Ausstellung von allem, was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, sondern in ganzen Massen zu hunderten ja zu tausenden. Jetzt sind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unsers guten Oberforstmeisters, hat die Direction, freute sich sehr einen Weimaraner zu sehn und war äußerst gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3. Feyertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bey, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beynah zu empfinden, daß

es was Artiges sey, so aufmerksam angesehn zu werden. Der Dom, der auf demselben Platze steht, hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es sind Capellen und Burgen, die in der Luft schweben, und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Eine höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Capellen ihren Thürmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff giebt, den man durch Beschreibung niemandem geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit pohlnischer Sauce genossen, wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bey halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die vergnüglichste Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeschlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe cultivirt und mit Häusern bebaut ist, die erst einzeln, dann mehrere Stunden lang zusammenhängend, eine unendliche Vorstadt bilden. In der Neustadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König[1] galoppirte nach wie vor auf derselben Stelle unversehrt. In Weimar hätten sie ihm schon durch die Explosion der Brückenbogen einen Arm

[1] August der Starke.

weggeschlagen. Schon 1/2 Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, sogar eine lesende Dame; auf der Brücke aber erschien der 3. Feyertag in seinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen spazierten hin und wieder. Die beyden gesprengten Bogen sind durch Holzgerippe wieder hergestellt, aber nicht bis zur Höhe der steinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauf fahren muß. Was diesen Mißstand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war sehr belebt. In der Moritzstraße hielten Russen, erwartend eine selige Bequartierung. Uns aber ging's wunderlich: denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austheilung und anständige Einrichtung, fand auch Körners und andere Damen daselbst, welche diese Anstalten beurtheilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verschaffte uns sogleich ein ander Quartier in der 1. Etage seiner Wohnung, bey Herrn Hofrath von Burgsdorf. Wir sind auf das allerbequemste eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Essen in einem nahen Traiteurhause, unser Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. Herrn von Ende besuchte ich heute früh, sodann Körners, wo ich Herrn Arndt[1] antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und so weit wären wir gekommen, bis zu halb 3 nach Tische den 21. April. Leider ist nun der Wein ausgegangen und der doppelt so theure schmeckt nicht. Nun wünscht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortsetzung.

G.

[1] Der Dichter der Befreiungskriege, Ernst Moritz Arndt (1769—1860); vergl. Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“.

(Dresden, 25. April.)

Mittwoch den 21. Nachmittag gingen wir zu den Mengsischen Gypsen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns auf's beste. Viele Russen gingen auf und ab und ließen sich von dem Inspector was vorerzählen. Ein junger hübscher Officier hielt sich in der Gegend, wo ich war, und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte sich einen Herrn von Nolten, der Name war mir bekannt. Einer seiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolstadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch dessen. Ich sagte, wenn er nach Weimar käm, solle er mein Haus besuchen, es ist gar nicht unmöglich und wer weiß, was so eine Bekanntschaft für Nutzen bringen kann.

Regierungsrath Graf von Königsberg, dessen sich August erinnern wird, ist hier bey der Verwaltungscommission angestellt. Er hatte sehr große Freude, mich zu sehn. Abends gingen wir ins Schauspiel. Cosi fan tutte, italiänisch, war angekündigt. Nein! so ein Schreckniß ist mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen, statt der lustigen Dirnen, Liebhaber, steif und stockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede werth; der Gesang gerade nicht schlecht, aber unerfreulich. Mir ward so angst, daß ich mich flüchtete wie die Officiere in's Schiff stiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein schöner Postzug hervorragte, eine treffliche Reisechaise mit Bache und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hause, ich drängte mich durch's Volk und sah Schwebeln[1] aussteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir

[1] Legationssekretär Schwebel bei der französischen Gesandtschaft in Weimar.

Abschied genommen. Welch' ein wunderliches Wiederantreffen. Herr von Ende und Verlohren haben sich seiner angenommen, er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 weckte mich eine fürchterliche Erscheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöse hatte mich aus dem Schlafe geschreckt. Eine Colonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangesagte Einquartierung. Ganz verwünscht sah es aus, wenn sich die Thore der großen Häuser aufthaten und 10. 20. 30 bey Fackelschein in ein Gebäude hineinstürzten. Doch sind die Wirthe das nun schon gewohnt, sie haben Stuben und Lager wie sie konnten eingerichtet, Essen halten sie schon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleisch und Sauerkraut, Kartoffelsalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntewein sind die Hauptingredienzien des Gastmahls. Donnerstag den 22. gingen wir nach dem Kupferstichkabinet, wo wir uns an großen Bänden nach Raphael trefflich ergetzten, alte Bekanntschaften erneuerten und neue ganz unvermuthet machten. Nach Tisch auf die Gallerie. Die besten Sachen sind auf Königstein geflüchtet, aber an dem, was zurück blieb, hätte man ein Jahr zu sehn; doch war das erste was uns der Inspector Demiany[1] verkündigte, daß Director Riedel auf dem Königstein sey, um alles wieder herbeyzuholen. Das wollen wir denn auch abwarten und als ein Glückszeichen ansehn.

Dresden ist freylich jetzt sehr lebhaft; wenn man denkt, daß es schon für sich im Gewissen 40 000 Einwohner hat, was dieses schon in Friedenszeiten für eine Bewegung giebt, und was für Bedürfnisse für eine solche Menge müssen zusammengeschafft werden. Nächstens soll eine Übersicht des Wochenmarkts folgen insofern es möglich ist.

[1] Carl Friedrich Demiany, seit 1812 an der Dresdener Galerie, nach Riedels Tod 1816 erster Inspektor.

Auffallend war folgende Erscheinung: Chorschüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie sonst, sondern in knappen schwarzen Fracks und überhaupt schwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen, 4 Mann hoch, Arm in Arm, mit großen Stürmern auf den Köpfen, der Präfect voraus durch die Straßen. Sie marschirten nach der Melodie eines Gassenhauers, der ohngefähr so heißen mag:

> So gehen wir gassaten [1]
> Wir lustigen Cameraden
> Und ziehen frank und frey
> Und was man uns genommen,
> Das haben wir nicht bekommen,
> Und wenn uns nun der Teufel holt,
> So sind wir auch dabey.

Vor den ansehnlichsten Häusern und auch vor dem unsern machten sie Fronte, sangen einen Vers desselben Lieds oder auch eines etwas ernsteren und dann zogen sie weiter. Der militarische Geist war auch schon völlig in diese Schwarzröcke gefahren.

Daß die Cosacken, die auf dem Markte halten, von allen Menschen umgeben und angestaunt werden, ohne sich in ihrer Gemütsruhe im mindesten stören zu lassen, darf ich kaum sagen; aber wie lief jung und alt zusammen, als sie ein Cameel mitbrachten, zum ächten asiatischen Wahrzeichen.

Ich sah mehrere dieser seltsamen Fremdlinge vor einem Laden stehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchsen und hatten große Freude an den Pferdchen, besonders aber an den bespannten Kutschen. Sie unterhielten sich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewissen naiven Anmuth hin, berührten aber nichts.

Auf demselben Spaziergang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erschrecken, als wenn die Familie ver-

[1] Durch die Gassen laufen (gassatim ire).

mehrt werden sollte, vielmehr dient Herrn Riemer zur Nachricht, daß es ein seltsames Gestein sey, dem man keinen Namen geben kann und das sich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, besonders aber Officiere zu Pferd und zu Fuß in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt sich denken. An Fourage Fuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menschen herein und es ist ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwischen fehlt es nicht an Orgelmännern, seltsam gekleideten Kindern die Kunststücke machen, und sonst an Buden und Läden, wo, wie an der Messe allerley Wunderliches zu sehen ist.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeschafft und mache mich nach demselben mit der Stadt und den Vorstädten bekannt. Bewegung und Zerstreuung thun mir gar wohl. Ich fange nun erst an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen. Ich habe noch nicht viel Personen gesehn und ist auch nicht viel Freude dabey. Man hört nichts, als was man leider schon mit sich selbst hat abthun müssen. Das Vergangene zu hören ist ekelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu sagen. Proclamationen, Befehle, Gedichte und Flugschriften giebt's unzählige. Für August wird eine vollständige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind, so gut geht als du es um mich sonst und jetzt verdienst; so kannst du zufrieden seyn. Die Bewegung und Zerstreuung hat mich bald wieder hergestellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel besorgt dir alles an mich.

(Dresden) d. 25. Apr. 1813. G.

Beyliegende Blätter giebst du nicht aus der Hand; vorlesen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächstens.

1340.

An Zelter.

Beykommendes, mein theuerster Freund, war dir schon lange bestimmt, ich zauderte es abzusenden: denn man wußte kaum zuletzt mehr, mit wem man in der Welt noch zusammenhinge, oder nicht; jetzt finde ich eine gute Gelegenheit es nach Berlin zu bringen. Nachdem ich erst um deinetwillen besorgt gewesen, konnte ich mich bald beruhigen, nun bin ich für mich und das Meinige besorgt, und vielleicht sobald nicht beruhigt. Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten und Freunde, als aus eignem Entschluß von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußischen Passe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündet; denn ich habe seit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können.

In Dresden sagte mir Dr. Sibbern, daß er dich gesehn, daß du ihm etwas an mich habest mitgeben wollen, daß du aber deshalb abgestanden, weil er wahrscheinlich nicht nach Weimar kommen würde. Dahin wird er freylich nicht gelangen, aber in Dresden wäre es mir erfreulich gewesen, etwas von dir zu vernehmen. Ich lege ein kleines Liedchen bey, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb ich nicht mehr. Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußeren Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freylich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können,

und da ich denke, daß ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sey euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet.

Lebe recht wohl und laß mich bald etwas von dir erfahren.

Töplitz den 3. May 1813.

Goethe.

1341.*[1]

An Christiane v. Goethe.

(Töplitz, 21. Mai.)

Freytag den 23. fuhren wir nach Tharand. Der Weg dahin durch ein Thal an der Weisseriz hinauf, das sich bald sehr verengt, bald wieder erweitert, und zu schönem Feldbau Gelegenheit giebt, ist höchst angenehm. Die Lage des Badeörtchens selbst ist wirklich gefällig. An dem Puncte, wo zwey Thäler zusammen kommen, steht die Ruine eines großen und weitläuftigen Schlosses auf einer isolirten Anhöhe. Um dieselbe und in die beyden Thäler hinauf ist der Ort gebaut, das Badehaus groß und geräumig und auch zum Logiren eingerichtet. Ich erneuerte die Bekanntschaft mit Herrn Forstrath Cotta,[2] dessen Anstalt junge Leute zum Forstwesen zu bilden sehr gut gedeiht. Andere Erziehungsinstitute schließen sich an und greifen in einander. Auch besuchte ich Herrn von O'Caroll,[3] der mit Tochter und Enkel sich in jenes friedliche Eckchen der Welt geflüchtet hat. Wir speisten und tranken gut und waren Abends zur rechten Zeit wieder zu Hause. Ich besuchte noch Frau von Grotthuß.

---

[1] Fortführung und Schluß des Reisetagebuchs.
[2] Heinrich v. Cotta (1763—1844), früher Forstmeister in Eisenach.
[3] Seine Gattin war 1810 in Weimar gestorben.

Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Cosacken, Uhlanen, andere Reuterey, Fuhrwerke aller Art, von den schlechtsten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen bewegten sich hereinwärts. Die wohlmontirte und sich gut präsentirende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirthinn Frau von Burgsdorf in die Canzley des Finanzcollegiums, deren Fenster gerade auf die Brücke gingen. Doch als mir's da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstr. Cotta wieder in die Neustadt, nach dem schwarzen Thor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehn und hübsche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weise, die mich mehr verdroß als erschreckte. Meine eigne so wunderbare und unvorsetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Übel werde entfernt geblieben seyn. Kaiser und König ritten endlich ein; es war ½1 Uhr. Die Garden, wundersam schön, männlich und militarisch, folgten, bey 8000 Mann Infanterie. Mit Noth kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Cavallerie und starke Artillerie vorbey defiliren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen können. Überhaupt scheint man, was diese Dinge betrifft, in Dresden nicht stark zu seyn. So waren die Festone, womit die beyden

Empfangssäulen oben verbunden waren, dergestalt dünn und mager, daß man sie den Mädchen auf die Kleider hätte garniren können. Ein starker Wind trieb sie nach der Stadt zu, so daß die hereinreitenden Fürsten wenig davon gesehn haben . . .

(Töplitz, 24. Mai.)

Da es mir nun, wie du siehst, so wohl als möglich geht; so dancke ich dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage später wäre es unmöglich gewesen.[1] Was du erduldet hast, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt steht alles noch schwanckend, so daß man keinen Plan machen, noch sich etwas vornehmen kann, sobald dies möglich ist, hörest du mehr von mir. Indessen schreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen . . .

1342.

An August v. Goethe.

Inliegendes war schon geschlossen, als das folgende entstand und ich will nicht versäumen es mit abzuschicken: denn ich hoffe, du sollst dich deiner Erfindung in diesem Gewande freuen. In demselben Packet sende ich an Prinz Bernhard den famosen Todtentanz[2] als Ballade. Du kannst ihn dir gegen die wackelnde Glocke[3] allenfalls

[1] Eine preußische Streiftruppe des Blücherschen Armeekorps hatte am 12. April Weimar besetzt; in der Nähe von Erfurt hatte sich die Avantgarde Neys unter General Souham gesammelt. Nachdem es in der Nähe der Stadt und in den Straßen selbst zu einem Gefecht gekommen, sahen sich die Preußen gezwungen, Weimar zu räumen, das nun von den Franzosen besetzt wurde. Ueber die weiteren Vorgänge, besonders über die Haltung der Herzogin, siehe Bojanowski: „Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar", S. 332 ff.

[2] Vergl. S. 252.

[3] Später „Die wandelnde Glocke" benannt.

austauschen. Dabey liegt auch ein blaues Landschäftchen, das dir wohl ein guter Freund auf Papier wieder glatt zieht. Diese Späße sollen nebenbey noch zu dem wichtigen Zwecke dienen, euch zu sagen, daß ihr in eurem jetzigen täglichen Zustand, er sey wie er will, froh und fröhlich seyn sollt: denn das Unheil, das in unserer Nähe vorgeht, und dem wir, wie einer vom Felsen dem Schiffbruch ganzer Flotten, sicher, aber mit Angst zusehn, ist ohne Gränzen. Lebe wohl! Grüße Riemer, auf dessen Beyfall ich bey der wackelnden Glocke, so wie bey dem Todtentanz gerechnet habe. Noch einiges wird nachkommen. Lebe recht wohl und genieße jeder leidlichen Stunde.

Töplitz den 22. May 1813. G.

Besonders meynt John, wer Abends in's Weimarische Theater gehn könne, sey ein glücklicher Mensch; da es hier in Töplitz gar nicht auszuhalten wäre, wenn nicht die Sonne länger als billig am Himmel stünde. Wobey man immer aber noch Langeweile genug hat.

1343.*

An Christiane v. Goethe.

Töplitz den 1. Juni 1813.

Gestern langte dein Brief vom 24. glücklich an, ist also nicht länger wie billig unterwegs gewesen. Überhaupt sendet nur alles durch Vogeln[1] an Verlohren, da erhalte ich es am sichersten und geschwindesten. Es freut mich sehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Muthe ertragen habt. Fahret ja so fort und, in der Lage in der ihr seyd,

[1] Geh. Kanzleisekretär Christian G. C. Vogel, Geheimsekretär des Herzogs.

beklagt euch ja über nichts: denn wie es in denen Gegenden aussieht, wo die Armeen wirklich zusammentreffen, das darf man sich gar nicht vergegenwärtigen. Wir befinden uns wohl und sind fleißig . . .

Ich schreibe deshalb auch gleich wieder, ob ich schon nicht viel zu melden habe. Der gute Voigt[1] thut mir sehr leid. August soll mich ja gelegentlich dem Herrn Geh. Rath empfehlen und ihm meine Theilnahme bezeigen. Auch möchte ich etwas von Meyer und Knebel hören, wie es denen gegangen ist und wie sie sich befinden. Körners sind noch hier, in einer sehr unangenehmen Lage. Ihr Sohn ist bey den Preußen und sie mögen überhaupt bey'm Einrücken der nordischen Alliirten etwas laut gewesen seyn, deswegen, scheint es, mögen sie nicht gern nach Dresden zurück. Ich fahre sie einen Tag um den andern spazieren; es ist dieß doch Unterhaltung und Zeitvertreib . . . Hierneben steht das verlangte Liedchen, dem man freylich Tag und Stunde nicht ansieht, wo es entstanden ist. Es findet sich leicht eine Melodie dazu. Wenn ich zurückkomme, soll mich die Engels damit empfangen.

G.

(Beilage.)

Ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht, . . .

Entsprungen Leipzig den 18. April 1813 in Solbrigs Declamatorium, geschrieben Oschatz den 19. April, bey einem sehr friedlichen Mittagsessen.

---

[1] C. G. v. Voigt; sein Sohn war von den Franzosen gefangen genommen und am 13. Mai gestorben.

Ich lege noch ein Blättchen bey, um dir zu sagen, daß ich von Wien sehr erfreuliche Nachrichten habe, die mich überzeugen, daß Ihro Maj. fortfahren, in Gnade und Huld meiner zu gedenken. Über die Rede[1] zu Wielands Andenken hat sie[2] mir das Freundlichste sagen lassen. In so trüben Zeiten, wo man kaum mehr weiß, wohin man die Augen richten soll, thut ein solcher Sonnenblick gar zu wohl . . .

1344.

An Riemer.

Bey meiner letzten Sendung,[3] werthester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich sey, wie wir auch schon früher gethan haben. Ich bin, wie sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig, noch allzuleicht gesinnt, allein das muß ich Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung[4] mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint, und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen, und

[1] „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland", gehalten in der Loge Amalia am 18. Februar 1813.

[2] Kaiserin von Oesterreich.

[3] Elftes und zwölftes Buch von „Dichtung und Wahrheit".

[4] Der Purismus der Sprachreiniger wird schon in den Xenien bekämpft; so wird in dem Xenion „Eridanus" der Purist Campe genannt „die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand".

an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen.

Überhaupt ist hier der Fall, der öfters vorkömmt, daß man über das Gute, was man durch Verneinung und Abwendung hervorzubringen sucht, dasjenige vergißt, was man bejahend fördern könnte und sollte. Ich notire nur einiges zur künftigen Unterhaltung.

Eine fremde Sprache ist hauptsächlich dann zu beneiden, wenn sie mit Einem Worte ausdrucken kann, was die andere umschreiben muß, und hierin steht jede Sprache im Vortheil und Nachtheil gegen die andere, wie man alsobald sehen kann, wenn man die gegenseitigen Wörterbücher durchläuft. Mir aber kömmt vor, man könne gar manches Wort auf diesem Wege gewinnen, wenn man nachsieht, woher es in jener Sprache stammt, und alsdann versucht, ob man aus denselben etümologischen Gründen durch ähnliche Ableitung zu demselben Worte gelangen könnte.

So haben zum Beyspiel die Franzosen das Wort perche, Stange, davon das Verbum percher. Sie bezeugen dadurch, daß die Hühner, die Vögel sich auf eine Stange, einen Zweig setzen. Im Deutschen haben wir das Wort stängeln. Man sagt: ich stängle die Bohnen, das heißt, ich gebe den Bohnen Stangen, eben so gut kann man sagen: die Bohnen stängeln, sie winden sich an den Stangen hinauf, und warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stängeln, sie setzen sich auf die Stangen.

Es wird Ihnen leicht seyn, mehrere Beyspiele dieser Art anzuführen, zu finden oder zu erfinden, mir kommt sie viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vor-

setzung der kleinen Partikeln, oder durch Zusammensetzung Worte bildet. Wo aber solche Ausdrücke besonders zu finden sind, will ich noch kürzlich bemerken, da wir schon öfters, jedoch in anderm Zusammenhang, darüber gesprochen haben.

Man trifft sie häufig an in den eigenthümlichen Sprachen der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menschen, die auf einem gewissen Grade der Cultur stehen, bey lebhaftem sinnlichen Anschauen, an einem Gegenstande viele Eigenschaften auf einmal entdecken, und da sie kaum in einem Begriff zusammenzufassen sind, welches überhaupt auch dieser Menschenklasse Art nicht ist, so gewinnen sie dem ganzen etwas bildliches ab, und das Wort wird meistentheils metaphorisch und also auch fruchtbar, so daß man, mit einigem Geschick, gar wohl andere Redetheile davon ableiten kann, die sich alsdann gar wohl, besonders durch humoristische Schriften, einführen ließen. Soviel für dießmal! In der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens und umständlicher Gespräche über diesen Gegenstand und verwandte.

Töplitz den 30. Juni 1813. G.

1345.

An C. G. v. Voigt.

Wie oft habe ich mich nicht schon hingesetzt, um Ihnen, verehrtester Freund, ein Wort der aufrichtigsten Theilnahme[1] zu zu rufen, und immer habe ich mich wie gelähmt gefühlt, es war mir nicht möglich nur den mindesten Ausdruck meiner Gesinnungen zu finden. Jetzt erst, da Herr von

[1] Wegen des Todes seines Sohnes.

Wolfskeel[1] mich versichert, Sie sehen es nicht ungern, wenn Freunde theilnehmend Ihres Verlustes gedencken; so gewinne ich es über mich, die traurige Pflicht nach langem Zögern zu erfüllen.

Im Augenblick als die beyden Monarchen am schwarzen Thor zu Dresden von der Menge erwartet wurden, gelangte zu mir ein dunckles Gerücht, was in Weimar am 18ten Apr. vorgefallen, und nach den unbestimmten Nachrichten mußte ich befürchten, daß Ew. Excell. Person gefährdet sey und wie mußte dies die Sorge vermehren, die in mir aufstieg, als ich eine ungeheure wilde Volcksmasse in Sachsen und Thüringen vordringen sah, ich dachte mir unsre Fürsten und das Land von Ihrer Vorsorge, Ihrem Beystand entblöst und sah alles so schwarz, daß ich mich kaum freuen konnte, persönlich so großen Übeln entgangen zu seyn. In diesem Irrthum blieb ich mehrere Tage, bis mir die Aufklärung neuen Schmerz bereitete, indem der Nachricht von der Befreyung Ihres Herrn Sohns, die Nachricht von seinem Ableben auf dem Fuße folgte.

Und hier befinde ich mich wieder in dem Falle dessen ich zuerst erwähnte. Was kann man hinzufügen, wenn die Sache ausgesprochen ist.

Als ich über den Sturz, wodurch Wieland und seine Tochter so sehr beschädigt wurden, äusserst betroffen und aufgeregt, mich kaum zu fassen wußte, ward mir zuerst wieder einige Ruhe und Gleichmuth wieder hergestellt, als ich den leidenden Freund selbst, seine Heiterkeit seine Geduld vor mir sah, die meinen ungebärdigen Verdruß über diesen ungeschickten Schicksalsstreich augenblicklich beschämte. Und so nahe ich mich auch gegenwärtig Ihnen verehrtester, seitdem ich von unsern besuchenden Freunden vernommen,

[1] Kanzler Christ. Fr. C. Freih. v. Wolfskeel.

daß Sie Sich ununterbrochen und glücklich beschäftigen, Theilnehmen und jenes traurige Andencken nicht entschieden ablehnen, ja selbst an Erinnerung früher und hoffnungsvoller Zeiten Freude und Erquickung finden. So bewahrheitet sich denn abermals der paradox aufgestellte Satz: daß der eigentliche Trost nur von dem Leidenden, die Fassung nur von dem Beschädigten ausgehen könne.

Lassen sich mich für diesmal schließen und nur soviel von mir hinzufügen: daß äussere Ruhe und körperliches Wohlseyn mich diesmal hier sehr glücklich machen könnten, wenn nicht die Verdüsterung des politischen und militarischen Himmels und die Nähe sovieler unaussprechlich unglücklichen jedes Behagen verscheuchte,- dergestalt, daß wir es uns zum Vorwurf machen, in dem Moment, wo jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu geniessen, wie mir denn doch manche in den hiesigen Gebirgen gegönnt waren. Der ich mich dringend empfehle

Teplitz d. 26. Juli 1813. Goethe.

1346.

An Christiane v. Goethe.

(Ilmenau) Am 28ten Aug. 13.

Ich wachte zeitig auf, ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergr. Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erst.[1] (s. No. 1.) ich war noch nicht angezogen, als ich Durchl. den Herzog, den Prinzen und Gefolge herankommen sah und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Begrüßungen, und kaum waren sie auf meinem Zimmer, als drey kleine

[1] Im Tagebuch heißt es über die Geburtstagsfeier „Besuch Seren(issimus). Pr. Bernh. und Suite. Kinder, Jungfrauen, Betagte, Artige, Verse und Kränze."

Mädchen mit Sträußen und Goldpapier Bogen auf Tellern hereintraten. Das Gedicht (No 2.) von Serenissimo entdeckt ich zuletzt. (No 3) vom Grafen Etling. (No 4) noch unbekannt. (No 5) von Fritsch. Kaum hatte man sich damit bekannt gemacht so traten drey hübsche Mädchen herein, jede einen Krug haltend; sie rezitirten ihre Gedichte,[1] (No. 6. 7. 8.) gar hübsch und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich, und hohlte es bey den andern nach.

Bald hierauf kamen die Mütter und Grosmütter mit den Enckeln und kleinsten Kindern und brachten eine bekränzte Cartoffel Torte. Welche so heiß sie war dem Prinzen Bernh. fürtrefflich schmeckte. Und so war unerwartet ein sehr artiges, manigfaltiges, wohlgemeyntes, ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte. Soviel für diesmal. Ich siegle, damit es bey nächster Gelegenheit abgehe. Das war also auch wieder ein guter Rath, der mich nach Ilmenau hinwies. Daß ich unterwegs heiter war, saht ihr aus den Verslein.[2] Gestern war ich sechs Stunden zu Pferde, welches mir sehr wohl bekam. Meine überraschende Ankunft machte viel Spas. Möget Ihr dergleichen genießen! G.

* * *

Aus der Zeit von Goethes Heimkehr nach Weimar bis Ende Oktober sind keine Briefe von allgemeinem Interesse mitzuteilen. Charakteristischer für seine Stimmung als die Briefe dieser Monate ist sein Bekenntnis in den „Tag- und Jahresheften" 1813: „Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken.

[1] Vom Justizamtmann Ackermann in Ilmenau.

[2] Es ist das Gedicht: „Ich ging im Walde so für mich hin"; die Handschrift trägt das Datum „26. August 1813" und die Aufschrift „Frau von Goethe". Der Dichter war am 26. nach Ilmenau geritten; das Gedicht entstand in Erinnerung an die Wiederkehr des 12. Juli, an dem vor fünfundzwanzig Jahren Goethe und Christiane ihre Verbindung geschlossen hatten.

Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dabei ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich[1] widmete und dazwischen, eine notgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex[2] im Auge, der Schauspielerin Wolff zuliebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig."

1347.

An Gräfin Josephine O'Donell.

Die seit geraumer Zeit zwischen meiner verehrten Freundin und mir unterbrochene Communication thut sich endlich wieder auf und ich versäume nicht, mit wenigem von meinem Zustande Nachricht zu geben.

Nachdem uns ein zwar gehofftes, aber doch immer schweres Geschick lange gedroht, so brach es endlich am 21. und 22. October über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelassenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie sich vorstellen, daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken. Das erste liebreiche, was mir alsdann entgegenklang, war der Name O'Donell,[3] der allein schon hinreichend gewesen wäre, mich in

[1] Am 10. November schreibt er an Knebel: „Ich hatte mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Falle der Not, was auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zustande auch nur in Gedanken zu finden, ist sehr heilsam."

[2] „Graf von Essex" von Banks, bearbeitet von J. G. Dyk, wurde zum ersten Male mit dem „Epilog" am 13. November aufgeführt. Der Epilog, ein Monolog der Königin Elisabeth, wurde von Frau Wolff gesprochen.

[3] Graf Moritz O'Donell (1788—1843).

eine andere Welt zu versetzen. Da aber der Mann, der ihn trägt, unter die vorzüglichsten gehört, die ich in meinem Leben gekannt habe, so war die Unterhaltung mit ihm Erquickung ja Wiederherstellung, und ich freue mich nur, daß mein Sohn gegenwärtig gewesen, um einen Begriff von so hoher Bildung zu fassen, und sich darüber mit mir jetzt und in der Folgezeit fruchtbar zu unterhalten. Eben so engelartig erschien mir Fürst Moriz Liechtenstein,[1] welcher mehr als er selbst wissen kann mir hülfreich gewesen. Die edle Theilnahme des Fürsten Louis,[2] der mit eigener und der Seinigen Gefahr die Verwüstungen, womit uns wilde Horden überzogen, abzulehnen trachtete, mußte rühren und unsere Hoffnungen beleben. Erfreulich war die ritterlich angenehme Gegenwart des Fürsten von Windisch Grätz,[3] wozu sich ein Graf Clam,[4] ein von Pfeil und andere junge so brave als wohldenkende Männer gesellten. Von mehreren ist mir der Name entfallen, aber ihre Gestalt sowohl als ihr Gespräch bleibt mir unvergeßlich.

So lebten wir bedrängt und getröstet, aufgeregt und beruhigt unsere Tage, bis endlich die Gegenwart und besondere Gunst des Herrn Grafen Metternich[5] mich völlig aufrichtete und mir einen frohen Eindruck hinterließ: denn es ist freylich geist- und herzerhebend an den Ansichten solcher Männer Theil zu nehmen, die das ungeheure Ganze leiten, von dessen kleinstem Theil wir andern uns gedrückt, ja erdrückt fühlen.

Und so sey denn der erste freye Athemzug, der mir vergönnt ist, meiner geliebten Freundin gewidmet. Übernehme Sie wie sonst die schöne Pflicht, mich und mein Geschick allerhöchsten Orts zum angelegentlichsten zu empfehlen. Die

[1] Den Goethe von Teplitz her kannte.

[2] Fürst Alois Gonzaga Liechtenstein (1780—1833), der in der Schlacht bei Leipzig das 2. Armeekorps kommandiert hatte.

[3] Alfred Conr. Ferd. Windisch-Grätz (1787—1862).

[4] C. Jos. Clam-Martinitz (1792—1840).

[5] Der am 24. u. 25. Oktober in Weimar gewesen sein soll.

hoch und heilig gehaltenen Namenszüge[1] blickten mich in diesen Stunden der Verwirrung, wie glückbringende Sterne, freundlich an, als ich sie statt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten suchte. Leben Sie tausendmal wohl und lassen Sie mich in Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens bald den theuren Namen erblicken, der mir nun doppelt werth geworden.

Weimar d. 30. October 1813. ewig verbunden Goethe.

1348.*

An C. v. Knebel.

... Wie wir seit vierzehn Tagen leben, brauchen wir einander nicht zu articuliren, denn jeder hat sein Theil geduldet. Ich habe viel interessante Bekanntschaften gemacht, die ich wirklich als reichlichen Ersatz des Übels, das mir widerfahren, betrachten kann; ich freue mich darauf, dir bey unserer nächsten Zusammenkunft, mehrere Schilderungen mitzutheilen.

Was mich aber am eigentlichsten über diese Tage tröstet, sind ein paar Arbeiten, die mir seit dem siebenzehnten October, ich darf wohl sagen gelungen sind. Unsere Schauspieler lernen den Essex ein, Madame Wolff, welcher die Rolle der Elisabeth übertragen ist, bat mich um eine Schlußrede statt der ganz erbärmlichen, wie sie der Text enthält; dazu mußte ich die Lage der Personen übersehen, erinnerte mich des Lebens der Königin und so entstand ein großer Monolog, eine Art Epilog, wie sie die Engländer haben, der ricochetweise einen großen Raum durchläuft. Das andere

[1] Der Kaiserin von Oesterreich: ihr Geschenk mit ihrem „Namen in Sternenzügen", wie er am 8. Februar 1814 an die Gräfin O'Donell schreibt.

ist eine Ballade,[1] deren Gegenstand ich schon lange gehegt, aber nicht zur Erscheinung bringen können; es scheint, daß das Fieber dieser Tage solchen Productionen günstig ist. Ich hoffe, dir beyde nächstens vorzulesen: denn ich wünsche nichts mehr als einige Wochen in Jena zuzubringen.

So will ich denn auch vermelden, daß wir mit der Biographie bis zum achtzehnten Druckbogen gelangt sind. Riemer steht mir gar löblich bey, sonst möchte das Werklein in diesen unsaubern Zeiten wohl schwerlich zur erwünschten Reinlichkeit gelangen.

Nun grüße ich deine älteren und jüngeren Lieben, in Hoffnung eines glücklichen Zusammentreffens; die meinigen haben sich auch ganz wacker gehalten.

Weimar den 4. Novbr. 1813. G.

1349.*

An C. v. Knebel.

... Der junge Schopenhauer[2] hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt; du wirst weniger Berührungspuncte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich und das Übrige lasse ich dahin gestellt.

W. d. 24. Nov. 1813. G.

[1] Ballade „Vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen"; 1820 zuerst mit der Ueberschrift „Ballade" in „Kunst und Altertum" gedruckt. In den „Tag- und Jahresheften" 1813 heißt es in Bezug darauf: „Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade: „Die Kinder, die hören es gerne" ausgeführt.

[2] Arthur Schopenhauer (1788—1860), der Sohn von Goethes Freundin Johanna Schopenhauer.

1350.

An Kirms.

(30. November.)

Mir scheint nicht wohl gethan, wenn wir jetzt diese Sache[1] zur Sprache bringen.

1) Können wir ohne Serenissimi ausdrückliche Authorisation niemand verabschieden.

2) Haben wir niemals was ausser dem Theater geschah beachtet, am wenigsten die Liebschaften der Schauspieler und Schauspielerinnen.[2]

3) Müssten wir, wenn von solchen Dingen die Rede seyn sollte, die Proscription auch auf andere ausdehnen.

4) Sind ja privat Relationen und Untersuchungen nicht hinreichend zu solchen Schritten.

5) — — — —

Doch ich glaube schon genug gesagt zu haben.

G.

1351.*

An Sara von Grotthuß.

... Die ungeheueren Schicksale sind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen

[1] Es handelte sich um den von Kirms gemachten Vorschlag, die Schauspielerin Lefevre wegen Liederlichkeit und Talentlosigkeit zu entlassen.

[2] Am 1. Dezember schreibt er an Kirms: „Der gestern an mich gebrachten Sache habe weiter nachgedacht und gebe zu überlegen, ob man die Lefevre nicht wenigstens suspendiren und ihr verbieten solle weder aufs Theater noch in die Theater Loge, bis auf weiteres zu kommen, auch könnte eine Commination des Verabschiedens hinzugefügt werden. Den Modum würde man ja wohl finden. Leider ist die Trübler in demselben Falle, von der Jung sagt man das Gleiche. Was ist mit diesen zu thun?“

denen mir zunächst Verbundenen, durch diese unruhigen Wochen wenigstens gesund, und man half sich wechselsweise selbst die schlimmsten Stunden ertragen.

Wo man hinsieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus diesem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müsse, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Älteren es wahrscheinlich finden daß sie erst aus glücklicheren Regionen auf dieses neue Glück herabsehen werden ...

Weimar d. 1. Decbr. 1813. G.

1352.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchlaucht haben geruht, meinen Sohn, den Hofjunker und Cammer-Assessor, dem Cammerrath Rühlmann auf seiner Reise nach Frankfurt zur Begleitung zu geben und ihm dadurch die höchste Gnade erzeigt, weil er sowohl glückliche Gelegenheit findet sich zu Welt- und Staatsgeschäften mehr zu qualificiren als auch sich nach den Resten meines Vermögens umzusehen. Alle meine Wünsche wären daher erfüllt, wenn es in Ew. Durchlaucht Plan läge, ihn in der angetretenen, seiner Natur und Eigenschaft ganz angemessenen Carriere fernerhin zu belassen, damit er sich früher oder später unter diejenigen Ärzte zählen könne, die berufen sind, Wunden, welche der Krieg geschlagen hat, zu heilen. Zu gleicher Zeit würde er mir in meinem kleinen Geschäfts- und Hauskreise behülflich seyn können, wo man eines angebornen vertrauten Beystandes bedarf da es mit denen die man sich anzueignen gedenkt, nicht immer gelingen will, und man unversehens wieder verlassen dasteht. Meine bürgerliche und

öconomische Lage, welche Ew. Durchlaucht geschaffen, würde dadurch erhalten, gesichert, und ich von allen Seiten in einer so stürmischen Periode beruhigt seyn. Dieses hätte ich alles Höchstdero Ermessen stillschweigend anheim gegeben, wenn nicht mein Sohn, nach dem letzten Aufrufe, der Pflicht und Ehre es gemäß gehalten hätte sich gleichfalls zu melden, nicht ohne Muth und Lust, wie es Jüngeren wohl geziemt, die mehr vorwärts als zurück und nach der Seite sehen sollen. Zu diesem Schritte hätte ich widerstrebender meine Einwilligung gegeben, wenn Ew. Durchlaucht höchste Erklärung nicht zum Voraus bezeugte daß Ihro oberste Übersicht jeden an seinen Platz zu stellen sich vorbehalte.

W. d. 30. Dez. 1813.

1353.*

An v. Trebra.[1]

... Unsere Chemiker fahren fort die wunderlichsten Dinge zu entdecken, und deine Weissagungen bestärken sich immer mehr. — Da ich von Weissagungen rede, so muß ich bemerken, daß zu unserer Zeit Dinge geschehen, welche man keinem Propheten auszusprechen erlaubt hätte. Wer durfte wohl vor einigen Jahren verkünden, daß in dem Hörsaale unseres protestantischen Gymnasiums mohametanischer Gottesdienst werde gehalten und die Suren des Korans würden hergemurmelt werden, und doch ist es geschehen, wir haben der baschkirischen Andacht[2] beygewohnt, ihren Mulla geschaut, und ihren Prinzen im Theater bewillkommt.

[1] Fr. Wilh. Heinrich v. Trebra (geb. 1740), seit 1801 Oberberghauptmann in Freiberg, wo er 1819 starb. Goethe notierte am 16. Juni 1776 in seinem Tagebuch: „Trebra brav, wahr, in dem Seinigen treu."

[2] Es hatte sich eine Truppe Baschkiren in Weimar aufgehalten.

Aus besonderer Gunst hat man mir Bogen und Pfeile verehrt, die ich, zu ewigem Andenken, über meinem Kamin, aufhängen werde, sobald Gott diesen lieben Gästen eine glückliche Rückkehr bestimmt hat.

Wir haben diese Tage her nicht sowohl in Unruhe, als in großer Bewegung gelebt. Unser gnädigster Herr begiebt sich zu seinen Heerhaufen, welche schon bis Cassel vorangerückt sind. Da wir den Kriegszustand gegenwärtig für den natürlichen und wünschenswerthen halten müssen, so entschlagen wir uns aller Sorgen, um frohen Muthes einen glücklichen Erfolg zu genießen. Auch mein Sohn wird, nicht dem Kalbfell, wohl aber dem Hüfthorn folgen. Diana war im Frieden und Krieg immer die Schutzgöttin der Weimaraner ...

Laß mich, mein Lieber, bald von dir hören. Man bedient sich als Symbol der Ewigkeit der Schlange, die sich in einen Reif abschließt, ich betrachte dieß hingegen gern als Gleichniß einer glücklichen Zeitlichkeit. Was kann der Mensch mehr wünschen, als daß ihm erlaubt sey das Ende an den Anfang anzuschließen, und wodurch kann dieß geschehen, als durch die Dauer der Zuneigung, des Vertrauens, der Liebe, der Freundschaft.

Meine kleine Haushaltung grüßt dich. Meine Frau und die Schreiberin[1] wünschen dich kennen zu lernen, besonders letztere, welche den Mann gern sehen möchte, dem ich mitunter so possirliche Sachen schreibe. Laß mich bald wissen, daß du dich mit den Deinigen recht wohl befindest.

Weimar den 5. Jan. 1814.

Wenn ich diese Blätter mit rother Tinte corrigirt zu dir sende, so ist auch dieß ein Zeichen der Zeit. Unsere jungen Herren finden nichts bequemer als hinaus zu

[1] Caroline Ulrich.

marschiren, um anderen ehrlichen Leuten eben so beschwerlich zu seyn als man uns gewesen, und das ist ein sehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt. Uns Übersechzigern aber bleibt nichts übrig als den Frauen schön zu thun, damit sie nicht gar verzweifeln. Wie wollen wir das nun anfangen? mit den bejahrten spiele ich Karte, und die jüngeren lehre ich irgend etwas. Vivat sequens. Gott erhalte deinen Humor! Ich habe keine weitere Ambition, als daß man zu mir sagen möge:

You are the merriest undone Man in Europe.

W. d. 7. Jan. 1814.

1354.

An Arthur Schopenhauer.[1]

Herrn Docktor Schoppenhauer wünsche um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf bey mir zu sehen, um den ersten klaren Sonnenschein zu benutzen.

W. d. 8. Jan. 1814. Goethe.

1355.

An A. v. Goethe.

Dir soll gleich, mit umgehender Post, die Nachricht werden, daß dein Brieflein angekommen ist und uns höchlich erfreut hat. Fahre so fort, mit heiterem Sinn, auf zwey Dinge zu achten, erstlich, wo die Menschen hinaus wollen?

[1] Schopenhauer war im Juni 1813 nach Weimar gekommen, hatte dort und in Rudolstadt seine Dissertation „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ gearbeitet und am 2. Oktober 1813 in Jena promoviert. Im November bereits begannen seine Beziehungen zu Goethe. Als Schopenhauer im Mai 1814 Weimar verließ, schrieb ihm Goethe ins Stammbuch:

„Willst du dich des Lebens freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.“

und zweitens wie sie sich deshalb masquiren? Zeige dich nicht allzu behäglich, damit sie dir dein Glück nicht übel nehmen. Wir gehen in unsrem Wesen fort und zu diesem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere sich daraus ein Bedenken machen.

Die Menschen sind noch eben so absurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nöthigten. Wir sind mit Asche genug bestreut, und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen.

Erkundige dich, wenn du Zeit hast, nach Antiquaren aller Art, besuche ihre Läden und Zimmer und bringe mir etwas Gedeihliches wohlfeil mit. Wenn dir etwas behagt, so zaudere nur nicht, denn wenn du auch irrtest, hat es nichts zu sagen. Irrend lernt man.

In der Jenaischen Literaturzeitung[1] steht eine treffliche Ankündigung, in welchem Sinne man, zunächst, die politischen Flug-Schriften anzeigen wolle. Ich würde, (bis auf wenige Stellen, die noch einer Erläuterung bedürfen) diese Columnen gern unterschreiben. Folgende Stelle nimm dir zu Herzen, und sprich sie nicht aus. Insofern aber in Frankfurt Exemplare unserer Literaturzeitung gehalten werden, so mache die Menschen, gelinder Weise, darauf aufmerksam. „Unsere Männer und Frauen mögen ja nicht glauben, die Deutschheit sey einerley mit dem Christenthum und der ritterlichen Gesinnung; denn jenes war ihr an sich fremdartig, zumal ehe es die Reformation verdeutschte, und dieses, gleichfalls ein Sprößling der Fremde, stand in manchem Widerspruch mit der ursprünglichen deutschen National-Freyheit.“

---

[1] Dezember 1813, Nr. 245.

Und hiemit glauben wir für diesesmal aus unsrem gegenwärtigen allgemeinen Schnee, dir den freundlichsten Segen ertheilt zu haben.

Die Nonne[1] grüßt den Hühnermönch[2] zum schönsten, „gieb mir dein Seel".

Weimar den 14. Jan. 1814. G.

Cnaja! Cnaja![3]

1356.*

An Eichstädt.

Weimar den 19. Jan. 1814.

... Zugleich eröffne Ew. Wohlgeboren den Wunsch welchen dieselben gewiß gern erfüllen werden. Der jüngere Schiller[4] nämlich bleibt, da alles nach den Waffen greift, ungern zurück; er ist nach Jena gezogen und will sich der Rechtsgelahrtheit widmen. Nun ist dieß die schönste Gelegenheit, ja eine dringende Forderung, sich der lateinischen Sprache und den römischen Eigenthümlichkeiten zu nähern und die hohe Cultur wodurch sich jene, und die Tüchtigkeit, wodurch sich diese auszeichnet, an sich heran, wo nicht in sich hinein zu bilden. Dieses wünscht ich dem jungen Schiller unter Ew. Wohlgeboren Leitung. Hätte er sich noch nicht producirt, so haben Sie die Güte ihm Anlaß zu geben, ja es

[1] Caroline Ulrich, die Schreiberin des Briefes.

[2] August, vergl. S. 192.

[3] Vielleicht eine Anspielung auf eine Erinnerung Goethes aus seiner italienischen Reise. Am 13. Januar 1787 hatte er aus Rom an den Weimarer Freundeskreis geschrieben: „Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ohngefähr klang wie canailla! canailla! Der Cardinal (Albani) wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: „Der kennt uns doch!"

[4] Ernst Schiller.

wird vielleicht erforderlich seyn ihn zu einer Annäherung zu nöthigen. Er ist ohnehin in sich gekehrt; die Jugend fürchtet, sich den älteren Personen zu nähern und sich zu entdecken, ja ich fürchte (dieß sey im Vertrauen gesagt), daß er seine Schul- und Heidelberger Universitätsjahre nicht hinreichend genutzt, und sich in den ersten Anfängen nicht sattsam gegründet habe. Mögen Ew. Wohlgeboren ihn väterlich prüfen und leiten, auch insofern er ausgebildet genug seyn sollte, zur lateinischen Gesellschaft heranziehen, und ihm sonst Gelegenheit zu einer freudigen Thätigkeit geben; so werden Sie die Mutter und mich sehr verbinden, und auch die, an dem Schicksal dieser Familie großen Theil nehmenden höchsten Herrschaften erfreuen. Wenn wir hoffen dürften, daß auf diese großen erschütternden Bewegungen ein fester Zustand folgen werde, so haben wir alle Ursache einen wissenschaftlichen Stamm zu erhalten, damit die Wiederkehrenden sich anzuschließen desto mehr Lust haben mögen.

Ergebenst

Goethe.

1357.*

An C. v. Knebel.

... Carl[1] hat sich recht brav bewiesen, und ich will gern am rechten Orte seiner gedenken. Dieß bemerke ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohlthat ist, wenn ihnen gewisse bessere und höhere Zustände, eine Zeitlang, versagt bleiben; dadurch lernt man erst schätzen, was man erhält; denn leider sieht der Mensch, nach einem jeden was ihm geworden, immer wieder was neues Wünschenswerthes vor sich, und seine Ungeduld wächst mit jedem Gelingen.

[1] Knebels Sohn.

Verzeihe diese allgemeine Bemerkung! ich habe sie aber in meiner Pädagogik gegen meine jungen Leute immer gern zur Ausübung gebracht.

August befindet sich in Frankfurt ganz wohl, doch will es ihm nicht gerade behagen wie sonst, da er jünger war und nicht so scharf bemerkte, was für ein Unterschied in den Culturen ist. Das religionsmystische, leider oft hohle und stets dünkelhafte Wesen hat auch die besten Menschen ergriffen, und Werner findet die beste Gelegenheit, seine Spitzbüberenen auszuüben . . .

Weimar den 19. Jan. 1814. G.

1358.

An Gräfin Josephine O'Donell.

Sie handelten sehr lieb und freundlich, meine Theuerste, mir von Ihrer Genesung sogleich eigenhändige Nachricht zu geben, nachdem das Gerücht von Ihrer Krankheit[1] mich sehr beunruhigt hatte. Diese und ähnliche Übel sind doppelt empfindlich, indem sie uns von den werthen Personen trennen, welche allein sie zu lindern im Stande wären. Geben wir hingegen unsrem Gefühle nach und meiden nicht oder lassen nicht meiden, so verbreitet sich das Übel, und der Wiedergenesene hat einen krankgewordenen Hülfreichen zu beklagen. So sieht es jetzt leider in der ganzen Welt aus, und ein Brief braucht nicht immer schwarz gesiegelt zu seyn, um uns Unheil zu verkündigen.

Dagegen ist aber auch das erworbene Heil so groß, daß sich niemand beklagen wird, an der Gefahr und Noth, wodurch es erworben ward, Theil genommen zu haben oder

[1] Es handelt sich nach R. M. Werners Annahme um eine ansteckende Krankheit, die die Gräfin von „werten Personen" (der Kaiserin von Oesterreich) fernhielt.

zu nehmen, es sey handelnd oder leidend, mit dem Leibe oder dem Beutel bezahlend; wenigstens dürfen wir uns sagen, daß die Seele gewonnen habe.

An mir ist indeß Ihr schöner Segenswunsch in Erfüllung gegangen und ich bin durch günstige Ereignisse in den Fall gesetzt, meinen löblichen und unlöblichen Gewohnheiten wieder fröhnen zu können; welches, genau besehen, denn doch der Menschen höchster Wunsch bleibt. Das vergangene Jahr hat, nicht allein im Äußern sondern auch im Innern, sich höchst ungünstig gegen mich erwiesen; der Jänner hingegen hat sich höchst freundlich und lieblich gezeigt. Wir wollen sehen, wie sich seine übrigen Jahresgesellen betragen und aufführen werden.

Da wir uns nun unter dem Schutz der heiligen Heer-Schaaren[1] wieder können wohl seyn lassen; so habe ich angefangen meine, vergangenes Jahr zweymal geflüchteten und vergrabenen Kunstschätze und sonstige Prätiosa wieder auszuscharren und aufzustellen, bey welcher Gelegenheit mir mancherley Gutes und Treffliches, und also auch jener Name[2] in Sternenzügen auf's neue geschenkt wird. Lassen Sie ja, theuerste Freundin, wenn Sie sich der Verehrtesten wieder nähern, mein Andenken treulich mit einfließen.

Mein dritter Band[3] kommt noch nicht. Ich glaube, er wäre glücklicher, wenn er in Sedez gedruckt wäre. Die kleinen Büchelchen sind immer regelmäßig zu Weihnachten da. Für mich ist es ein Glück, daß ich ein alter Schriftsteller bin, dem es um die Publicität nicht sonderlich mehr zu thun ist. Erst entvölkerte Nervenfieber, sodann Insurrection und Conscription die Druckersäle; jetzt hat der Verleger wegen der Versendung Zweifel. Ein junger Autor würde

[1] Der Verbündeten.
[2] Der Kaiserin von Oesterreich.
[3] Von „Dichtung und Wahrheit".

vor Ungeduld aus der Haut fahren; ich aber tröste mich und hoffe, daß das Büchlein, wenn es eine Weile liegt, wie die Mispeln nur gewinnen wird.

Und so möge denn der tiefe Schnee diesen Brief nicht abhalten, dem ich abermals ein kleines Büchlein hinzufüge, damit er einiges Gewicht erhalte, und nicht verweht und verwindwebt werde. Leben Sie recht wohl, und lassen mich empfohlen seyn.

Weimar, den 8. Februar 1814. Goethe.

1359.

An S. Boisserée.

Auf Ihren freundlichen, umständlichen Brief, der mir ein langes Entbehren Ihrer Nachrichten auf einmal vergütet, will ich sogleich, mich kurz fassend, einiges erwidern. Von der Schlacht bey Lützen an bis zum Ablauf des Stillstandes befand ich mich in Töplitz (denn es ziemt uns wohl in dieser Zeit unsere kleinen Privatzustände an dem ungeheuren Maaßstabe der Weltgeschichte zu messen), sodann habe ich in Weimar, die bedeutenden Tage hindurch, Sorge, Furcht, Angst, Schrecken und Leiden mit so viel anderen getheilt, nicht ohne eine gewisse innere Thätigkeit, denn es ist mir manche Production gelungen. Nunmehr, seit dem inzwischen Anfang des neuen Jahres, befinden wir uns wieder, im Rücken so großer Ereignisse, wie im völligen Frieden und werden nur durch einige kriegerische Symbole, durch einen Trupp Baschkiren und, von Zeit zu Zeit, durch einen Kanonenschuß, von der Citadelle von Erfurt, an das Kurzvergangene erinnert.

Ihre Sammlung, so wie Ihr Unternehmen sind mir nicht aus dem Sinne gekommen, beyde sind zu ernstlich, als daß ich nicht wünschte, Ihnen förderlich zu seyn, auch habe ich mich nicht enthalten können, in dem dritten Bande meines biographischen Versuchs, wo vom Cölner Dom die Rede ist, auf Ihre Bemühungen hinzudeuten. Sie werden diese apostolische Generosität, da ich gern gebe was ich habe, zum besten aufnehmen.

Zu den glücklichen Acquisitionen gratulire ich allerschönstens, den Meister Hemmelinck[1] möchte wohl kennen lernen. Sie machen sich ein großes Verdienst, jene ersten herrlichen Anfänge wieder zur Anschauung zu bringen, denn man begreift nun erst wie die späten trefflichen Meister, die wir gewöhnlich kennen und bewundern, sich auf dem hohen Grad hervorthun konnten, da sie den schweren Reichthum ihrer Vorfahren nur, mit Talent und gutem Humor, zu vergeuden brauchten.

Könnten Sie veranstalten, daß mir auch nur ein Probedruck von der Dresdner Platte zugesendet würde, so sollte er bey mir nicht unter den Scheffel gestellt werden, es giebt dieß Gelegenheit, von Ihnen, Ihrer Lage, Ihren Wünschen zu sprechen. Wer weiß wo es einmal Feuer fängt.

Von Cornelius und Overbeck[2] haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben sich rückwärts zu bilden, in den Schoß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu begründen. Dieß war den ehrlichen Deutschen vorbehalten und freylich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff. Ihre Sammlung und Ihr Dom wirken ja aus gleichem Grunde und in gleicher Richtung.

[1] Der Niederländer Hans Memling (früher irrtümlich Hemling genannt), geb. vor 1430, gest. 1494.

[2] Der Maler Fr. Overbeck (1789—1869).

Unter meine liebsten Wünsche gehört es, dieses Jahr die Bäder am Rhein, die Freunde und Ihre Sammlung zu besuchen, und ob ich gleich an der Gewährung zweifle; so will ich mich doch einstweilen an der Hoffnung ergetzen. Leben Sie recht wohl, und fahren immer, so treu als gründlich, fort. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein so redliches Bemühen nicht belohnt werden sollte.

So wie allem
Aufrichtigen, Rechten,
so auch Ihnen
treu ergeben Goethe.

Weimar den 14. Febr.
1814.

1360.

An Franz Bernhard von Bucholtz.[1]

Weimar den 14. Februar 1814.

Unter die schönen Früchte, welche mir die Reise meines Sohnes gebracht, habe ich vorzüglich Ihren lieben und zutraulichen Brief zu rechnen, für welchen hiermit zu danken nicht ermangle. Da ein jeder mit oder wider Willen beschäftigt ist, sich den großen Ereignissen des Tages, wenigstens in Gedanken, gleichzustellen, so machte es mir viel Freude zu sehen, wie jüngere Männer sich dieser hoffnungsreichen Periode zubilden. Sowohl durch Ihren werthen Brief, als durch eine kleine Druckschrift,[2] wird es mir möglich, mich an Ihre Seite zu versetzen; ich glaube daraus Ihre Lage und Ihre Denkart erkannt zu haben; zu beyden wünsche ich Glück. Lassen Sie mich etwas von meinen Betrachtungen hinzusetzen.

[1] In Frankfurt; laut Tagebuch war Bucholtz am 27. September 1812 bei Goethe gewesen.
[2] „Unser Volk; ein Blick in Vergangenheit und Zukunft“ (Wien 1813).

Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bey uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschicht-schreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden

Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreyten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln.

Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken. Genauer als sonst werde ich die Tagesschriften, sie mögen sich hervorbringend oder beurtheilend beweisen, lesen und betrachten, und es sollte mir sehr

angenehm seyn, wenn diese Barometer des Zeitgeistes eine bessere Witterung andeuten, als ich mir erwarte.

Leben Sie recht wohl, und wachsen einer glücklichen Zeit und einer vollendeten Bildung entgegen, wie sie der jüngere Deutsche jetzt mehr als jemals hoffen kann.

Keinen höheren Wunsch wüßte hinzuzufügen.

Goethe.

1361.

An J. J. Riese.[1]

Die Erzählungen meines Sohnes, begleitet von einem Schreiben Ihrer liebwerthen Hand, haben mich in jene so ruhig als unschuldige Zeiten zurückversetzt, in welchen wir einer heitern und lustigen Jugend genossen. Ich freue mich daß Sie, als ein besonders theurer Freund, zu den übrig gebliebnen gehören und wir uns noch, bis auf diesen Tag, zusammen der Vergangenheit freuen können. In meinem dritten Bande finden Sie Ihren geschätzten Nahmen und die Erinnerung unsrer näheren Verhältnisse, nicht ohne Bemerkung des vielfältigen Widerspruchs mit welchem der Freund meinen Enthusiasmus zu zügeln und meine Dialecktik zu üben verstand.

Auch habe ich, bey Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes, die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewiesen, welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben, unter einer Forsthaus Laube, etwas schalkisch, auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir beyde gewogen waren. Wir bereiteten uns eben einen Teller Schincken zu verzehren und Sie hatten das aufgehobne Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenckte.

[1] Jugendfreund Goethes, Bd. I, S. 254.

Solche lustige, leichte Wunden schlägt das fortschreitende, immer ernstere Leben nicht, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie, bey so großem Wechsel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverruckt geblieben. Grüßen Sie mir unser Fränzchen zum schönsten, deren Heiterkeit sich gewiß erhalten hat. Eine so beständige Freundschaft deutet auf redliche, treue Gemüther und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel.

Mögen Sie noch lange, amtlich auf dem Kirchhofe beschäftigt,[1] diesem und jenem ein Erbbegräbniß zutheilen und mit dem besten Humor sich selbst und Ihren nächsten Umgebungen leben, zu Trost und Freude, und auch dabey immer fort meiner in Liebe gedencken.

Herzlich angeeignet

Weimar d. 14. Febr. 1814. Goethe.

1362.

An Sara v. Grotthus.

Schon mehrmal ist es mir so ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entschloß lieben Freunden zu melden daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, sogleich nach abgesendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und so ging es auch jetzt mit den fünf köstlichen Gänse-Brüsten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher schmecken, oder zu schmecken scheinen, als alle sonst genossene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen sind keine wieder in meine Speisekammer gekommen, und die Köstlichkeit derselben bezeugt vorzüglich Riemer, der sich die Abende wieder fleißig bey mir einfindet, und mir mancherley vorbereiten hilft, was Ihnen dereinst auch Vergnügen machen

[1] Als Verwalter der städtischen Armenkasse in Frankfurt.

soll, zugleich mit mir dankt und sich Ihrem theueren Andenken empfiehlt.

Lassen Sie mich, nach einer so schmackhaften leiblichen Speise, ohne gesuchten Übergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geistigen Speise reden! ich meine das Werck sur l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es selbst gelesen, und es bedarf also meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuscript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles was sie von der Pariser Societät rühmt kann man wohl von ihrem Werke sagen.

Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizey, einsichtig genug daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen, gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher da gewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maaßstab des ungeheuern Schrittes den sie gethan haben.

Möchten sie, bey diesem Anlaß, ihre Selbstkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sclaverey, so

auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundlichsten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu.

Weimar den 17. Feb. 1814.

Goethe.

1363.

An Zelter.

Ein Packetchen poetisches Allerley, welches ohngefähr vor acht Tagen abgegangen, wird dir glücklich zugekommen seyn. Nun will ich aber mit prosaischen Worten nachholen, dir sagen und versichern, daß dein langes Stillschweigen mir höchst peinlich gewesen. Ich gestehe gern, daß uns allen der Athem bis zum Außenbleiben mag gestockt haben, den man nur in freundschaftlicher Mittheilung wiederfinden kann.

Voran aiso will ich sagen, daß unsre kleine Sang- und Klang-Gesellschaft nur an dir gezehrt und gelebt, und nach trauriger Pause an dir wieder auferstanden ist. Die Verklärung der Johanna Sebus haben wir als Sacrament unserer Rettung aus den unendlich breiten Fluthen gefeyert.

Zu dem In te Domine speravi hätte ich auch ein langes Mährchen zu erzählen, wie ich mir, bey sonderbaren innern und äußern Bedrängnissen, diese Worte in meiner böhmischen Einsamkeit rhythmisch klanglos, aber doch vierpersönlich um nicht vierstimmig zu sagen, componirt, und keinen angelegentlichern Wunsch gehabt, als diese schönen

Worte durch dich musicalisch commentirt zu hören. Ich kam in Versuchung, vier Linien untereinander zu ziehen, um die Art wie ich es genommen, anschaulich zu machen. Jetzt, da ich deine Composition höre, bin ich darüber völlig belehrt und finde darin eine angenehme Erfahrung. Der Dilettant nämlich wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dieß charakterisirt auch seine Productionen, wenn er in irgend einer Kunst sich versuchend auftritt. Meine Composition, die sich ziemlich abgerundet und fixirt hat, ähnelt einer von Jomelli[1] und es ist immer wunderbar und lustig genug, daß man sich zufällig auf solchen Wegen ertappt und sich einmal seines eignen Nachtwandelns bewußt wird. Um hierüber in einem andern Fache klar zu werden, dem ich mich ernstlicher gewidmet habe, sortire ich ältere landschaftliche Skizzen, und werde hierbey auch das Ähnliche gewahr.

In der wandelnden Glocke muß doch etwas Magisches ertönen: denn wirklich habe ich sie in Töplitz geschrieben, wohin sie dich zu rufen schien.

Daß meine verliebten Launen noch nach vierzig Jahren die Berliner interessiren können, giebt mir Vermuthung, daß darin etwas Frisches müsse enthalten seyn, welches der Zeit nicht unterliegt.

Riemern, der in seinem Amte immer froher wird, weil er sich dem Kreise, der für ihn viel zu eng ist, anzueignen und immer mehr zu thun lernt, indem er weniger thut, habe ich deine Invectiven gegen die Philologen mitgetheilt. Er war darüber sehr erfreut und empfiehlt sich dir auf's beste. Ich wünschte, daß du seinen Commentar darüber hören könntest. Da er selbst vom Metier ist, so weiß er am besten, wo sich eigentlich die Erbsünde dieser

[1] Nicolo Jomelli (1714–1774).

Mängel herleitet, die er verwünscht, weil sie, ob er sich gleich selbst davon befreyt hat, durch andere auf ihn lastet. Die unendliche Schwierigkeit, eine große überlieferte Masse als eine zweyte Natur mit Freyheit zu behandeln, ist um so größer, als wir ja der ersten Natur gegenüber, uns, wenn wir recht aufrichtig seyn wollen, immer unzulänglich fühlen.

Kannst du mir etwas zu meinem kleinen Singe-Concert mittheilen, so ist es eine große Gabe. Dieses Anstältchen zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen; bald metallhaltig bearbeitet man sie mit Vortheil, bald ist es aber auch nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man beharrlich fortarbeitend in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde.

Von hundert Dingen schweige ich, und bringe sie gelegentlich zur Sprache. Wahrscheinlich entferne ich mich diesen Sommer nicht weit von Weimar. Könntest du dich auf einige Wochen dort losreißen, so würdest du eine Welt zu mir bringen und wir wollten suchen dir ein Weltchen als Gastgeschenk zurück zu geben.

Zu lustiger Raumfüllung mögen hier ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufes schließen.

Die Jahre sind allerliebste Leute! . . .[1]

Das Alter ist ein höflich Mann, . . .[1]

Weimar den 23. Februar 1814. Goethe.

[1] Die beiden Gedichte mit den Ueberschriften: „Die Jahre" und „Das Alter".

1364.

An A. v. Arnim.

(23. Februar.)

So wie die Pausen eben so gut zum musicalischen Rhythmus gehören als die Noten, eben so mag es auch in freundschaftlichen Verhältnissen nicht undienlich seyn, wenn man eine Zeitlang sich wechselseitig mitzutheilen unterläßt. Strebende Menschen, von welchem Alter sie auch seyen, können nicht immer parallel neben einander gehen; will man sich nun gar beständig bey der Hand halten, so entsteht daraus ein hin und wieder zerren, beyden Theilen unbequem und retardirend wo nicht schädlich.

Lassen Sie mich also wieder einmal nach geraumer Zeit auf Ihre Sendung etwas erwidern. Die Vorzüge dieser kleinen Stücke[1] haben mir als einem Schauspieldirector abermals die unangenehme Empfindung gemacht, daß talentvolle Männer nicht die Beschränkung des Theaters berücksichtigen wollen, und ein für allemal verschmähen, in den nothwendigen, unerläßlichen und so leicht zu beobachtenden Formen ihr Gutes mitzutheilen. Wie manches Geistreiche, Herzerhebende brächte man da unter das Volk, das man jetzt immer mit seiner eigenen Gemeinheit füttern muß.

Geistreiche Autoren würde durch diese geringe Beengung sich leise gewarnt fühlen; sie würden nicht, wie jetzo meist geschieht, ehe man's sich versieht nach allen Seiten hin transscendiren; sie würden gar bald gewahr werden, worüber der Mensch lachen und weinen, wobey er empfinden und denken mag. Das Seltsame wäre ein recht hübsches Ding, wenn es sich nur selbst zu regeln wüßte.

Das angedeutete Stück[2] wäre wohl aufführbar; in meiner Lage aber bemerke ich folgendes. Alles, was auf

[1] In Arnims „Schaubühne", Bd. I.
[2] „Die Vertreibung der Spanier aus Wesel".

den Augenblick anspielt und so die Gemüther stoffartig erregt, habe ich immer vermieden, nicht weil ich es im Ganzen für unzulässig halte, sondern weil ich gefunden habe, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohl kleidet. Man muß sich einander unbekannt seyn, und sich nur zusammen fühlen, wenn man sich zusammen erwärmen, ja erhitzen will. Geschieht dieß unter Bekannten, so leidet immer der eine Theil, indem der andere sich freut.

Sodann auch ist das ungeheure Siegesglück auf's schnellste soweit vorgeschritten, daß wir auf heftige Incentive nicht mehr zu denken brauchen. Das Beharren in Thun und Leiden ist es eigentlich, was wir schon jetzt der Masse zu predigen haben. Das andre hat sich alles von selbst gegeben und wir brauchten jetzt gar keine Worte mehr, um mit wenigem Anstoß noch einen großen Theil unsrer Bevölkerung über den Rhein zu treiben.

In den beyden mitgetheilten Zeitungsblättern finde ich guten Sinn und Ton; das über Arndt Gesagte so freundlich als gründlich. Etwas Ähnliches möchte ich wohl über das neue Bestreben vernehmen, durch welches die aus einer Knechtschaft kaum entronnenen Deutschen sich schnell wieder in die Fesseln ihrer eigenen Sprache zu schmieden gedenken.[1] Indem ich diesen Dingen nur zusehen kann, so ist mir nichts angenehmer, als von anderen zu hören was ich gern selbst sagen möchte. Möge Ihnen, da Sie nun wieder in den Ihrigen und mit den Ihrigen ruhig leben können, leicht werden die Nachwehen einer so schmerzlichen als glücklichen Cur zu überstehen und Ihren Kleinen ein doppeltes und dreyfaches Erbe, der Güter des Talents und der Gesinnung.

Weimar den 22. Feb. 1814.

[1] Vergl. S. 266.

1365.*

An C. v. Knebel.

... Das Werk der Frau von Staël[1] mag man immer gerne wieder lesen; man glaubt wirklich in guter Gesellschaft zu seyn, man wird durch diese Blätter zum Denken und zum Erwidern aufgefordert. Ist es einmal fertig da, so wird es zu schönen Betrachtungen über uns und über unsere Nachbarn Anlaß geben, vorzüglich weil es während einer so großen Umwälzung erscheint, welche den inneren Zustand sowohl, als die äußeren Verhältnisse bedeutend verändern wird.

Die Bezüge auf die englische Nation treten nun auch wieder ein, und die guten Deutschen bemerken nicht, mit welcher Klemme sie von dieser Seite bedroht sind. Dem französischen Stolz kann man beykommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert ist, dem englischen Hochmuth aber nicht, weil er, kaufmännisch, auf der Würde des Goldes ruht. Doch wollen wir dieß alles abwarten und, da wir weder reich noch eitel sind, uns in unsern stillen Kreisen wie früher behagen ... G.

1366.

An C. v. Knebel.

Hier das Brieflein[2] mit vielem Danke zurück. Er stellt den Zustand, in dem er sich befindet, sehr lebhaft dar. Möge er glücklich wiederkehren, und diese Expedition wird ihm sehr wohl thun. Der treue Geradsinn, der ihm eigen ist, nimmt sich in diesem Metier vortrefflich aus.

[1] „Ueber Deutschland".
[2] Von Knebels Sohn Carl.

Gestern überraschte uns eine ganz besondere Erscheinung, Fürst Radziwill,[1] der ein herrlich Violoncell spielt, selbst componirt, und zu diesem Bogeninstrumente singt. Es ist der erste wahre Troubadour der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent, ein Enthusiasmus, ja, wenn man will, etwas Phantastisches, zeichnen ihn aus, und alles was er vorbringt, hat einen individuellen Charakter. Wäre seine Stimme entschiedener, so würde der Eindruck, den er machen könnte, unberechenbar seyn. Und somit lebe wohl und grüße die Deinigen.

Weimar den 2. April 1814. G.

1367.*

An Zelter.

. . . Und nun noch einen geheimen Auftrag; den ich ganz im Stillen zu beherzigen bitte. Sollte nicht auf dem Berliner Theater unter den Choristen, oder sonst Anfängerinnen, ja auf irgend einem Liebhabertheater sich ein Mädchen, das aber nicht über 16—17 Jahre alt seyn dürfte, finden, wie man sie zu sogenannten angehenden Liebhaberinnen wünscht, von mittlerer Größe, leichtem Wuchs, hübschen Augen, angenehm klingender Stimme pp., was ich dir nicht vorzuerzählen brauche, so wäre mir sie willkommen. Könnte sie soviel singen um die 3. Stimme in der Oper zu übernehmen, so wäre es um desto besser. Mich sollte bedünken dergleichen Wesen müßten in Berlin zu Dutzenden herumlaufen. Wenn man bedenkt, was aus der Maaß geworden

[1] Anton Heinrich Fürst v. Radziwill (1775—1833). In den „Tag- und Jahresheften" berichtet Goethe: „Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mit fortreißende Komposition zu Faust ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen."

ist, wie sich die Elsermann und die Engels gebildet haben, welche noch bey uns sind, so könnte wohl einem solchen Creatürchen die Lust kommen sich auch in unsere Schule zu begeben. Forsche, bedenke und melde. G.

Die Comödienzettel sind angekommen.
Tausend Lebewohl.

Um der beliebten Kürze willen und um die Sache, sofern sie thulich ist, zu fördern, füge ich Folgendes hinzu. Eine solche Person erhielte Reisegeld, um auf der fahrenden Post bequem herzukommen, ferner würde sie, in billiger Erwägung ihrer augenblicklichen Brauchbarkeit, mit proportionirter Gage bedacht. Auf wie lange man contrahirte, würde auf die Persönlichkeit ankommen, allenfalls könnte man sechswöchentliche Aufkündigung festsetzen, wodurch kein Theil gefährdet wäre. Gute Aufführung wird vorausgesetzt, weil irgend ein Eclat von unschicklicher Art bey uns die Suspension und sodann die Entlassung nach sich zieht, wie wir vor kurzem ein Beispiel[1] gehabt haben. Die Begleitung einer Mutter oder Verwandten ist nicht unangenehm. Möchten sich zwey Subjectchen zusammen thun und sich eine gewisse Selbstständigkeit zutrauen, desto besser. Sollte nicht in der Singschule dergleichen zu finden seyn? Das Betragen derselben könntest du zunächst beurtheilen und freylich je mehr sie im Gesang leisten, desto besser kann man sie setzen. Soviel für dießmal, sage mir bald ein Wort.

Weimar, den 22. April 1814.

---

[1] Demoiselle Lefevre (S. 276).

Ein Blumenglöckchen . . .[1]

Das Größte will man nicht erreichen . . .[2]

Zu verschweigen meinen Gewinn . . .[3]

1368.

An C. F. C. v. Wolfskeel.

(Anfang Mai.)

Ew. Hochwohlgeb.

nehme mir die Freyheit, wegen einer Angelegenheit zu behelligen, welche mir in meinen häuslichen Verhältnissen manches Unangenehme verursacht. Es dient nämlich bey mir eine Köchin, welche übel verheirathet ist, und von ihrem Manne, einem Bäckergesellen, der sich bald auswärts, bald hier aufhält, auf allerley Weise molestirt, besonders aber von Zeit zu Zeit nicht auf die höflichste Weise um Geld angegangen wird. Dieses Ehepaar ist auch schon der Scheidung wegen vor Herzoglichem Consistorio gewesen; was entgegensteht, daß die Trennung der Ehe nicht erfolgt, ist mir nicht ganz klar, gegenwärtig aber geht mein Wunsch und meine Bitte dahin, daß Ew. Hochwohlgeb. insofern die Sache thunlich, sowohl um dieser Person, als um meiner häuslichen Ruhe willen, die Scheidung gütig und gesetzlich befördern mögen. Denn leider wirken solche Händel auf den Dienst zurück, und man weiß oft gar nicht, warum unversehens eine solche Person aus dem gewohnten Gleise tritt, und sich ungeberdig stellt, wenn man eine ganze Weile mit ihr zufrieden zu seyn Ursache hat. Für diese so wie für so manche andere Geneigtheit verpflichtet, werde nicht aufhören mit der vollkommensten Hochachtung zu beharren.

[1] Das Gedicht „Gleich und gleich".
[2] Erhielt später den Titel „Egalité".
[3] In die achte Abteilung der „Zahmen Xenien" als Nr. 67 aufgenommen.

1369.*

An Zelter.

Nun ist alles, mein werthester Freund, was du mir zugedacht angekommen, und in der Zwischenzeit wirst du auch einen Brief von mir erhalten haben, der, damit das letzte Blatt nicht leer bliebe, von einigen Reimspäßen begleitet ist. Dergleichen Dinge gedeihen unter deinen Händen gar glücklich zum Canon und anderer Art Wettgesänge. Ich bedauere nur, daß uns eine so weite Entfernung trennt, denn sonst würde mein Leben um vieles klangreicher werden. Ich hatte einen Freund der zu sagen pflegte, er wünsche nur in zwey Fällen König zu seyn, wenn nämlich bey Tafel frische Heringe, oder englisch Bier präsentirt würde, damit er von jenen das Mittelstück, und von diesem das erste Glas zu sich nehmen könne. Ein ähnliches Gefühl hatte ich, als du mir den hohen Besuch[1] meldetest, der sich an deiner großen und einzigen Darstellung erquickt hat. Hier ist es nun freylich leichter, den hohen Gästen ihr übriges königliches Geschick nicht zu mißgönnen. Doch hätte ich wohl gern an dieser großen Tafel, die so viele Theilnehmende zuläßt, mitgeschwelgt.

Indessen du dir nun, freylich nicht ohne Müh und Ausdauer, den Vorschmack des Himmels geben kannst; muß ich

[1] Des sächsischen Königspaares.

leider, auf die wunderlichste Weise, betteln und negoziiren, um dasjenige nur unvollkommen zu genießen, was du mir gönnen magst. In diesem Fall empfindet man den engen und hülflosen Zustand einer kleinen Stadt nur allzusehr, nicht als wenn die Elemente gänzlich mangelten, aus welchen sich eine genußreiche Welt, im Kleinen, schaffen ließe, aber weil eben diese Elemente sich, gerade wegen der Enge und Nähe, eher abstoßen als anziehen, und dem Schöpfer kein Spielraum gegeben ist, sie dergestalt zu handhaben, daß sich ihre freundlichen Pole verbinden müßten. Die lächerlichsten Scenen in Wilhelm Meister sind ernsthaft gegen die Späße, zu denen ich meine Zuflucht nehmen muß, um zu bewirken, daß deine Sendungen sich vom Auge losreißen und zum Ohr gelangen.

Die bildende Kunst hat darin größere Vortheile, sie gewährt dem Auge ein dauerndes Vergnügen, und wenn der Künstler einmal das Geschick gehabt hat, etwas Gutes zu machen, so erhält ja wohl das Glück auch sein Werk, hundert, ja tausend Jahre, und überliefert es den Einsichtigen zum Genuß. Es ist mir die letzte Zeit so wohl geworden, theils unter meinen frühern Besitzungen, die ich lange nicht gemustert, manches unerwartete Gute anzutreffen, theils, da jetzt so vieles in der Welt los ist, köstliche Dinge um leidliche Preise zu erhalten. Hierbey ist aber auch gerade der umgekehrte Fall, man kann sie nicht wie eine Partitur in die Ferne senden und seinen Genuß mit auswärtigen Freunden theilen . . .

Kürzlich und eilig danke für die große Freude, welche mir durch deine Sendung geworden ist. Es gelang mir dießmal, meine wandelbare Hauscapelle recht gut zu organisiren.

Weimar d. 4. May 14.

G.

1370.*

An F. M. v. Klinger.

. . . Die harte Prüfung, die Ihnen das Geschick zugedacht,[1] habe ich mit der innigsten Theilnahme erfahren. Es ist schon schwer genug die allgemeine Weltlast mit zu tragen, und wo soll die Kraft dazu herkommen, wenn wir in unserm Innersten und Eigensten verletzt werden, wohin wir denn doch immer, in jedem äußersten Falle, wieder zurückgewiesen sind.

So wie ich bisher gethan, denke ich auch zunächst mich, und was von mir übrig ist, zusammenzuhalten, und was ich mitzutheilen habe, unter der Form meines biographischen Versuches zu überliefern. Sie sehen aus dem Bisherigen, daß ich in demselbigen Sinn und Ton fortfahren kann, und daß mich, im Verlauf, mehr persönliche Verhältnisse, als die allgemeinen, hindern könnten weniger freymüthig zu seyn. Doch denke ich auch hier, was entgegensteht, dergestalt zu überwinden, daß mein Büchlein, mit der zu hoffenden, nicht allein freymüthigen sondern auch wahrhaft tüchtigen und gründlichen Epoche gleichen Schritt halte. Auch naht die Zeit heran, wo ich meine gesammelten Arbeiten auf's neue wieder herauszugeben habe. Ich werde diese Gelegenheit benutzen, manches Ältere, was bisher zurückgeblieben, wäre es auch nur um eines historischen Interesse willen, darzubringen.

Möge sich Deutschland bald beruhigen, und auf eine Weise gestalten, daß wir, nach Erfüllung so schöner Hoffnungen, uns noch endlich einmal froh wiedersehen mögen.

Mich Ihrem freundschaftlichen Andenken auf's dringendste empfehlend

Weimar d. 8. May 1814. Goethe.

[1] Der Tod von Klingers Sohn infolge der bei Borodino erhaltenen Verwundung.

1371.

An C. G. v. Voigt.

Als Ew. Excellenz gefällige Sendung gestern Abend bey mir ankam, war eben Professor Riemer bey mir und ich dictirte demselben das Anliegende, heute da ich es wieder überlese, wüßte ich zwar nichts Anders zu sagen, auf eine andere Weise aber müßte es gesagt werden, wenn es als communicables Votum anzusehen wäre. Da ich es aber blos als eine vertrauliche Eröffnung gegen Ew. Excellenz betrachte, so wage ich das Blatt abzuschicken, um so eher als die Sache keinen Aufschub leidet. Ich füge noch einen Gedanken hinzu. Der Fall ist schon öfters vorgekommen, daß man Fürsten theils Feste, theils Denkmale votirt, welche jedoch solche abgelehnt und die Verwendung einer solchen Summe zu einer milden Stiftung gewünscht. Die Vermehrung des Fonds für Waisenkinder ist wohl nie wünschenswerther gewesen wie jetzt, da so viele Eltern frühzeitig hingerafft wurden. Sollte der gute und fromme Wille der Weimarischen Bürger nicht auf diesen Gegenstand zu lenken seyn? ich wenigstens würde alsdann mit Vergnügen meinen geringen Antheil abtragen.

Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich vor meiner Abfahrt nach Berka nicht noch einmal persönlich aufwarte, man merkt nicht in wie vielerley Verhältnissen man steht als in dem Augenblick da man scheiden soll. Vielleicht gönnen Sie mir das Glück Sie draußen zu begrüßen, es ist eine kleine Spazierfahrt.

Weimar d. 13. May 1814.

G.

(Beilage.)

Mir sey vergönnt, gleich einem alten Facultisten das Pro und Contra der beyden Vorschläge, wie es mir in der Eile begegnet, aufzustellen.

1) Es möchte kaum zu hindern seyn, daß bey Ankunft Serenissimi irgend eine freudige Aufwallung Tages und Nachts sich hervorthäte. Jedermann wird gewiß gern Licht und Lichter, Lampen und Lämpchen anzünden, wenn man dem Tages-Einzug ein frohes Vivat entgegengerufen. Sollte aber freylich zu dem Empfang ein Triumphbogen aufgebaut und im begleitenden Sinne die Stadt auch bey Tage decorirt werden, wie früher wohl dergleichen geschehen; so dürfte leicht ein größerer Aufwand nöthig seyn, als daß ihn die Wirkung belohnen möchte. Dieses Pro und Contra möchte sich dadurch zur Entscheidung neigen, daß die eigentliche Freude keine Form verlangt. Wie nun also neulich die Menschen ohne Ziel und Maaß schießen konnten; so wäre es vielleicht nicht übel, wenn man einen Jeden nach seiner Art leuchten ließe.

2) Ein dauerndes Monument betreffend, scheint mir das Contra, um kurz zu seyn, viel entschiedener: denn A) sehen Durchlaucht niemals gern, daß man in Ihre Anlagen etwas, auch wohlgemeyntes, fremdes mische; B) bin ich, wegen eines Obelisks eigentlich ein zu perhorrescirender Votant, weil ich alle Obelisken von jeher verwünscht habe, die nicht aus Einem Granitstück gehauen waren: wie denn z. B. in Schönhof ein ungeheurer zusammengesetzter dasteht, den der abgefallne Tünch jedem ästhetischen Auge verdrießlich macht. C) Würde ich gern, sowie vieles andere geschehen lassen, daß ein solches opus publicum in Weimar auferstünde, aber Freude, Beyfall und Theilnahme könnte ich demselben nicht schenken.

Selbst auch in Absicht auf das Technische glaube ich nicht, daß Steinhauer, Fuhrleute, Maurer und alle sonst nöthige Handwerker, mit der größten Thätigkeit, hinreichend wären, ein solches Werk innerhalb vier Wochen zu Stande zu bringen.

Sollte ich in dieser Angelegenheit irgend ein recht reines Votum aussprechen; so lasse man einem jeden Einzelnen, bey dieser gewiß im Allgemeinen recht frohen Angelegenheit, die Lust sich nach seiner Art zu bethun, ohne ihn zu etwas zu nöthigen, wozu er wohl beytritt, aber ohne Überzeugung, daß es recht, erfreulich und dem Herren angenehm sey. Es sey mir verziehen, zu sagen: daß unser Fürst aus Paris kommt, wo er die größten Kunstherrlichkeiten der Welt gesehen hat.

1372.

An Kirms.

Ew. Wohlgeboren kann ich nicht verbergen, daß der freundliche und ehrenvolle Antrag[1] des Herrn Generaldirector Iffland mich in eine peinliche Lage versetzt. Wie gern ich Gelegenheitsgedichte bearbeite, habe ich oft gestanden, und wie geschwind ich mich zu einem solchen Unternehmen entschließe, davon mag zeugen, daß ich mich so eben mit einem kleinen Vorspiel beschäftige, nach dem Wunsch der Badedirection in Halle, welche etwas Zeitgemäßes, das sich zugleich auf den verewigten Reil[2] bezöge, vor kurzem verlangt hat.

Wie weh es mir also thun muß, eine einzige Gelegenheit, wie die, welche sich von Berlin darbietet, zu versäumen,

[1] Goethe war aufgefordert worden, für das Berliner Hoftheater ein Festspiel zur Rückkehr des Königs zu schreiben.
[2] Siehe Bd. V, S. 184.

bedarf keiner Worte. Ich habe die Sache seit vierundzwanzig Stunden, nach allen Seiten, durchgedacht und finde sie nicht ausführbar. Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände, oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußeren Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte.

Die Wirkung nach Halle und in Halle wird mir leicht, es geschieht durch unsere Schauspieler, deren Fertigkeiten ich kenne, und für die also, mit einigem Geistesaufwand, wohl solche Rollen zu schreiben sind, welche Gunst erwerben. Von Lauchstädt her läßt sich manches anknüpfen, in Halle selbst habe ich persönliche Verhältnisse, und sodann ist es wohl erlaubt, das Ganze überhaupt leichter zu nehmen.

Die Aufgabe für Berlin ist groß und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sey. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchgedacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich', eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die, bey einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte.

Hierzu aber wäre nöthig, daß der Herr Generaldirector irgend einem geistreichen Mann den Auftrag gäbe, sich mit mir in Rapport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worin sie am meisten gefallen und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen.

Hierauf würde ich die Erfindung gründen und mich darüber, auch abwesend, mit den dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können.

Ich bitte dieses, mit Versicherung eines aufrichtigen Dankes und wahrhafter Verehrung, dem Herrn General-director mitzutheilen.

Berka an der Ilm 18. May 1814.

Ergebenst
Goethe.

1373.

An Iffland.

Aus ein paar Blättern, welche Herr Geheime Hofrath Kirms übersendet, haben Sie, verehrter Mann, gesehen, daß Ihr freundlicher und ehrenvoller Antrag mich erst erschreckt, dann aber aufgeregt hat. Hiebey folgt nun das versprochene Programm zu dem Vorspiel,[1] über welches ich mir Ihren einsichtigen Rath erbitte. Findet es Beyfall, so können Decorationen, Kleider und Instrumentalmusik einstweilen besorgt werden. Die Chöre sende zunächst, wie ich denn den ersten, für die Krieger, schon beylege. Der Dialog folgt sodann, wo nicht auf einmal doch theilweise, und so hoffe ich, soll alles zur rechten Zeit beysammen seyn. Mehr sage ich nicht, damit diese Sendung sogleich abgehen könne. Nehmen Sie meinen Dank für das mir erwiesene Vertrauen und erhalten mir Ihre Gewogenheit. Mit der aufrichtigsten Hochachtung

Berka an der Ilm den 24. May 1814.

ergebenst
Goethe.

[1] „Des Epimenides Erwachen".

1374.*

An die Herzogin Louise.

Ew. Durchlaucht

dank zuvörderst unterthänigst für die gnädigen Mittheilungen. Die Worte Napoleons[1] sind merkwürdig genug, er legt sich die entgegengesetztesten Eigenschaften bey. Die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich dem Poeten und die Lust Schwierigkeiten zu überwinden dem Mathematiker . . .

Berka an der Ilm d. 9. Juni 1814.

1375.

An Carl Liebich.[2]

(7. Juli.)

Für den an mich ergangenen sehr ehrenvollen Antrag hab ich alle Ursache meinen lebhaftesten Dank abzutragen, wobey mir sehr angenehm ist, daß ich Ihren Wünschen, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, entgegenzukommen im Stande bin.

Es hat nämlich vor einigen Monaten die angesehene Generaldirection des Berliner Theaters von mir ein Fest-

[1] Wie die Herzogin am 8. Juni geschrieben, hatte Napoleon auf Elba gesagt: „J'ai toujours cherché le merveilleux; j'avais la passion de surmonter toutes les difficultés et chaque contradiction me faisait roidir contre elle. Tout cela m'a mené à l'Isle d'Elbe."

[2] Direktor des Prager Theaters, hatte Goethe um ein Friedensfestspiel für seine Bühne ersucht.

ſpiel verlangt zur Feyer der Ankunft ihres Königs und ſeiner höchſten Gäſte. Ich habe dieſe Gelegenheit benutzt, um alles zur Sprache und zur Darſtellung zu bringen, was in den Gemüthern ſeit ſo vielen Jahren vorging, und was ſich nun in dieſen letzten Zeiten ſo glücklich entfaltet hat. Mein Bemühen, nichts zurückzulaſſen, was man fordern und erwarten könnte, hat jenes Stück zu einer ſolchen Vollſtändigkeit gebracht, daß ich, wenn ich ein neues fertigen ſollte, mich nur wiederholen müßte. Mein ſtiller Wunſch, dieſe Arbeit nicht nur für Berlin, ſondern für das ganze Vaterland, nicht nur für den Augenblick, ſondern auch für die Zukunft unternommen zu haben, ſcheint ſich durch Ihren Antrag der Erfüllung zu nähern.

Jenes Drama iſt dergeſtalt eingerichtet, daß ganz reine Recitation, Recitation mit melodramatiſcher Begleitung, Recitativ, Cavatine, Arie, Duett, Terzett und Chor mit einander abwechſeln, ſo daß die vorzüglichſten Schauſpieler ſowohl als die Sänger darin ihre Talente entwickeln können.

Herr Capellmeiſter Weber arbeitet an der dazu nöthigen Compoſition, welche, nach denen mir bekannt gewordenen Muſterſtücken, von großer und ſchöner Wirkung ſeyn muß.

Das Stück wird gleich nach der Aufführung gedruckt erſcheinen, und Sie werden alsdann ſelbſt urtheilen, ob es werth ſey ein Secularſtück zu werden, und ob es Ihren Wünſchen entſpreche.

Haben Sie alsdann die Güte, mir ganz offen Ihre Meinung zu ſagen, und erhalten mir bis dahin Ihr freundliches Andenken.

Goethe.

1376.*

An Christiane v. Goethe.

Juli 1814.

Zuförderſt alſo muß ich die charmante Perſon[1] Loben, welche mich das Fahrhäuschen[2] zu betreten bewog, bey der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich ſonſt vergangen . . .

Und nun, nach Werners Beyſpiel, an der Seite ein Lob der Gemüſe. Wirſching und Kohlrabi wie ich ſie in vielen Jahren nicht gegeſſen. Nun ſteht meine ganze Hoffnung auf Artiſchocken:

Ein Liebchen iſt der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich ſpitze,
Sie hat einen gar ſo ſchlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

Hanau (28. Juli) 1814.

1377.*

An Christiane v. Goethe.

(Frankfurt).

Alſo fuhr ich zu Frankfurt ein, Freytag Abends, den 28ten, die Stadt war illuminirt und ich, wie Friz Fromann, nicht wenig über dieſe Attention betroffen. Allein meine

[1] In dem Gedicht „Gewohnt, getan“ (Seite 251) heißt es: „Nun feſſelt mich deine charmante Perſon“. Nach der obigen Briefſtelle iſt das alſo auf Chriſtiane zu deuten.

[2] Die Reiſekutſche. In dem am 25. Juli auf dieſer Reiſe entſtandenen Gedicht „Der neue Copernikus“ heißt es:

„Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin verſtecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.“

Bescheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls incognito angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging, auf Carlen[1] gestützt, durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten schien der Mond desto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was sich verschlimmert hatte, was bestand und was neu heraufgekommen war. Zuletzt ging ich an unserm alten Hause vorbey. Die Haus Uhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger[2] im Hausbesitz hatte sie in der Auction gekauft und sie am alten Platze stehen lassen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut d. 29ten früh ging ich zum Bockenheimer Thor hinaus und freute mich über die neu entstandene Welt. Erst ging ich links, dann rechts und ans Eschenheimer Thor. Die Anlagen sind gut und schön . . .

G.

1378.*

An Christiane v. Goethe.

Wisbaden also d. 1. Aug. 1814. Die Bewegung einer glücklichen Reise, die überwarme Jahrszeit, das erquickliche Schwalbacher Wasser, und die wenigen warmen Bäder wirken schon so gut auf mein ganzes Wesen daß ich mir das Beste verspreche. Solchen Anfang und solche Hoffnungen braucht es aber auch daß ich den hiesigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zusammenkommt was ich hasse und noch drüber. Nächstens sende eine Litaney

[1] Seinen Diener.
[2] Witwe Rössing.

und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit Sey gesagt: eigentlich ist die Schuld mir beyzumessen, der ich die Güter und Gaben, die solch eine Gegend, solch ein Zustand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebenslustigen Hasenfüsen wäre hier das köstlichste Gastmal bereitet. Vier Chausseen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen wo der Ort liegt, Stieben den ganzen Tag von zu- und abfahrenden, von Luft- und Spazierfahrenden. Da solls nach Maynz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad Schwalbach und wohin alles. Da liegen für Fusgänger verfallne Schlösser, mit Erfrischungs Ortern, im nächsten Gebirg. Da, und so weiter! Zelter, ein furchtbarer Fuswandrer, hat das alles schon durchstrichen, als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles schon durchfahren, durch { truncken / gessen } und will ich soll das auch thun. Ich hoffe die Lust dazu soll kommen, er muss sich meinetwegen nicht binden, einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die gröste Erquickung, das übrige theilt sich ein . . .

G.

1379.*

An Christiane v. Goethe.

Sehr lange habe ich nichts von Euch gehört, möge daß ein Zeichen seyn dass ihr euch wohl befindet. Mir ist es die letzte Zeit gar gut ergangen, woran das schöne Wetter nicht wenigen Antheil hat . . .

Sonntag d. 18ten. Geschenck des Stammbuchs aller Stammbücher. Ein Baron Burkana, aus Aleppo in Syrien,

reist die Kreuz und quer durch Europa und nöthigt alle die ihm aufstoßen ihm etwas zu schreiben. Die Zeit seiner Wanderschaft dauert von 1748 bis 1776, wo er in Wien 70 Jahr alt starb. In zwey dicke Octavbände hat man die hinterlassnen Blätter zusammen gebunden, die ich mitbringe. Unter manchen unberühmten Nahmen stehen die Berühmtesten: Voltaire und Montesquieu an der Spitze. Übrigens ist auch diese Sammlung wegen der Handschriften verschiedner Nationen und Regionen merckwürdig. Es ist eine große Acquisition. Sah ich die Gemälde Sammlung des Herren Dr. Grambs[1], besuchte einige Freunde in den Gärten, fuhr sodann mit Mad. Brentano und Stedel zu Willemer[2]. Der Tag war höchst schön, der Wirth munter, Mariane[3] wohl (das letztemal hatten wir sie nicht gesehen). Diesmal sahen wir die Sonne, auf einem Thürmchen, das Willemer auf dem Mühlberg gebaut hat, untergehn. Die Aussicht ist ganz köstlich.

Soviel für diesmal, die Fortsetzung folgt.

Frfurt d. 21. Sept. 1814. G.

---

[1] Advokat J. G. Grambs, Gemäldesammler.

[2] Wobei er zum ersten Male mit Willemers Tochter, Rosette Städel, zusammentraf; Frau Städel berichtet darüber in folgender Aufzeichnung: „Den 18. September 1814. Tag mit Goethe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. Darum muß wohl jede Zeile seiner Schriften so in die Seele reden, so wundervoll reich sein, weil sie aus einem so wundervoll reichem Gemüth kommt. Und wie wenig imponirt seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehen. Es ist ein glücklich, von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie so schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute, so will ich mir ihn denken, mögen Andere sagen, was sie wollen."

[3] Marie Anna Jung, geboren 20. November 1784, die am 27. September die Gattin Willemers wurde. Sie ist die Suleika im „Westöstlichen Divan".

1380.

An C. F. v. Reinhard.

Woher sollt' ich Ihnen, verehrter Freund, nach so langer Zeit am liebsten schreiben als von Heidelberg, um soviel Meilen näher, aus dem Boisseréeschen Hause, dessen Bekanntschaft und Freundschaft ich Ihnen danke und verdanke. Zuförderst also ein Jahr zurück! Biß den 10. August verweilte in Töplitz, einige Tage sodann in Dresden, ertrug, nach manigfaltigen Sorgen, auch um Sie in jener peinlichen Lage, die Folgen der großen Schlacht zu Hause, entging auch diesmal den angedrohten und annahenden Gefahren glücklich, verbrachte den Winter fleißig in Weimar, von da ich mich, nach einem kurzen Aufenthalt in einem nahen Bade, zu Ende Juli entfernte, acht Wochen in Wiesbaden und dem Rheingau zubrachte und nach einigem Aufenthalt in Frankfurt hierher gelangte, wo ich bey lieben verständigen Menschen des größten Genusses der mir bereitet werden kann mich erfreuen darf.

Meine jungen Wirthe[1] kennen Sie und waren schon längst mit ihnen durch Rath und That vereinigt. Man weis nicht was man zuerst an ihnen bewundern soll, ihre wahre Neigung zu einem würdigen Gegenstand, oder die Beharrlichkeit solche durchzuführen. Das Glück das sie begünstigt, macht die größte Freude und die Einigkeit worin sie es genießen, läßt den reinsten Genuß mit ihnen theilen. Noch in den letzten Zeiten haben sie treffliche Sachen gewonnen, so das auch geschichtlich sich alles enger aneinander reiht und mehrere Bilder von Einem Meister auch die Einsicht in die Verdienste eines jeden befördern. Ich bin

---

[1] Melchior und Sulpiz Boisserée.

schon zwölf Tage hier. Erst ist man erstaunt, dann bewundert, dann unterscheidet man, und doch wird man erst in der Entfernung recht fühlen was man dadurch gewonnen hat, aber auch was man nicht hat festhalten können. Der Mahlerey war der Vorzug gegönnt, nun sind wir zur Architektur gelangt und nun wird es bald Zeit zu scheiden.

Wie sehr ich in bedrängten Augenblicken an Sie gedacht und Ihr Bestes gewünscht davon sind Sie überzeugt, so wie auch daß es mir ein rechter Trost war zu vernehmen daß Ihre treue Thätigkeit abermals anerkannt und belobt worden. Fahren Sie fort meiner zu gedenken. Ihren Brief durch Herrn v. Lindenau[1] finde ich wahrscheinlich zu Hause und danke schönstens für dies beabsichtigte Lebenszeichen.

Da Ihnen bedeutende Handschriften oft genug vorkommen; so bitte mir manches bey Seite zu legen. Der Buchstabe R. läßt mich, so oft ich meine Sammlung durchgehe, jener ansehnlichen Gabe mit freudiger Erinnerung gedenken. Der dritte Band meiner Biographischen Versuche geht ab sobald ich nach Hause komme. Vielleicht kann ich noch etwas anderes beylegen. Mich tausendmal empfehlend. Morgen verlasse Heidelberg, nachdem es mir daselbst sehr wohlgegangen.

Sonnabend d. 8. Octbr. 1814. Goethe.

1381.*

An Christiane v. Goethe.

. . . Zu Mad. Brentano. Frauenzimmer Sitzung wegen der Nationaltracht.[2] Wir empfahlen uns bald, um nicht

[1] Bernh. Aug. von Lindenau.

[2] Infolge der patriotischen Stimmung der Zeit machte sich auch auf dem Gebiete der Mode eine Bewegung geltend, die sich gegen alles Ausländische richtete.

nach solchen Geheimnissen lüstern zu scheinen. Solltet Ihr auch eingeladen werden Euch von aussen zu nationalisiren; so bedenckt daß einige Englische Cattune mitkommen, welche, obgleich fremder Stoff, doch gar gut kleiden. Ferner ist auch für Nähnadeln gesorgt, von der größten Brauchbarkeit. Castanien sind aufgehäuft, dass Carl nicht mehr weis wo mit hin.

Und so geht es mir fast auch mit allem was ich gesehen und mit den vielen Menschen die mir vorgekommen. Ich wünsche uns nur einen ruhigen Winter, daß ich erzählen und mittheilen kann. Meine Briefe hebt wohl auf, denn seit Heidelberg habe ich mein Calender-Tagebuch ausgesetzt . . .

Sonntag d. 16ten Franckf.

G.

1382.

An F. A. Wolf.

Unter die ersten Schulden, welche ich bey meiner Rückkunft abzutragen habe, gehört es gewiß, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, so lange nichts vernehmen ließ, und Ihre werthen Briefe sind mir zu meiner großen Freude geworden, und derjenige noch ganz zuletzt in diesen Tagen, welchen Sie dem Feldfuhrküchen-Meister übergaben, der mir Ihr Wohlbehagen in Aachen und Spaa gar freundlich meldete.

Ich sende daher ein kleines Resumée meiner ganzen Reise, welches bey meinen Freunden ein langes Stillschweigen entschuldigen soll, da wenigstens soviel daraus ersichtlich ist,

Willemer war in seiner Schrift „Ein Wort an Deutschlands Frauen“ für Einführung einer deutschen Nationaltracht eingetreten. Am 18. Oktober, dem ersten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, hatten viele Frauen Frankfurts diese Tracht zum ersten Male angelegt.

daß ich meine Zeit gut angewendet, und mich nach allerley Gutem und Schönem umzuthun nicht unterlassen. Mögen Sie mir dagegen sagen, wie Sie es angestellt, um in Nachahmung jener heiligen Könige vom Niederrhein wieder nach Hause zu kommen, ohne daß Herodes und seine Genossen das Mindeste davon gewahr werden können; so erzeigen Sie mir dadurch eine große Liebe und Freundschaft.

Mögen Sie mir ferner vermelden, womit Sie Sich diesen Winter beschäftigen, und was Sie Ihren vortrefflichen Landesleuten zu Liebe oder zu Leid thun wollen; so werden Sie mich sehr verbinden. Ich beschäftige mich die Notamina dieses Sommers einigermaßen zu redigiren, daß mir von dem Eingesammelten so wenig als möglich verloren gehe, vielleicht macht Ihnen in der Folge ein Theil davon auch Vergnügen.

Und nun das herzlichste Lebewohl
Weimar den 8. Novbr. 1814.
um kürzere Pausen des Briefwechsels ersuchend
Goethe.

* * *

Es folgt eine Beilage mit dem Reisebericht, der in derselben Fassung auch an andere Freunde gesandt wurde.

1383.

An C. v. Knebel.

Weimar den 9. Novbr. 1814.

Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu thun hät, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann niemanden meistern, wie er dabey zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; und so hab ich niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberey, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab ich mir denn auch, bey dieser Gelegenheit, meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Geräthschaften vermehrt. Ich habe an der Homerischen, wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

Das Höchste, was mir zu Theil geworden, sind einige Basreliefs von der Zelle des Parthenons, die Pallas Velletri, der unendlich schöne Rumpf einer Venus; sodann der Kopf eines Venetianischen Pferdes.

Von köstlichen Gemmen kann ich Abdrücke vorweisen; von der hohen italischen Schule habe ich köstliche Gemälde, Zeichnungen und Kupfer gesehen.

Soviel für dießmal. Ich lege eine Skizze meiner Reise-Chronologie bey, die ich mir bald wieder erbitte.

Vale fave.

G.

1384.*

An C. H. Schlosser.

(25. November.)

Die Neigung, welche mir meine lieben Landsleute so freundlich zugewendet, und welche Sie, mein Theuerster, so liebevoll ausdrücken, kann ich treu und redlich erwidern, indem ich versichere, daß mir bey meinem dortigen Aufenthalt ein neues Licht fröhlicher Wirksamkeit aufgegangen, wovon ich für mich und andere glückliche Förderung hoffen darf.

Der unselige Krieg und die fremde Herrschaft hatten alles verwirrt und zum Starren gebracht, die litterarische Communikation stockte, mit ihrem Wesen und Unwesen. Aber auch in den Wissenschaften fanden sich innerliche Hindernisse, daß, bey der Art, wie ich sie allein treiben mag, ein redliches Bemühn blos in Hoffnung auf die Zukunft sich einigermaßen stärken konnte. Zugleich ward eine höhere ideelle Behandlung immer mehr von dem Wirklichen getrennt, durch ein Transscendiren, und Mysticisiren, wo das Hohle vom Gehaltvollen nicht mehr zu unterscheiden ist, und jedes Urbild, das Gott der menschlichen Seele verliehen hat, sich in Traum und Nebel verschweben muß.

In unserer Gegend hatte der Krieg, die allgemeine Bewegung der Gemüther, und mancher andere ungünstige Umstand zusammengewirkt, und den schönen Kreis, wovon Weimar und Jena die beyden Brennpuncte sind, wo nicht aufzulösen, doch seine Bewegungen zu hemmen, zu stören vermocht, und ich sah mich fast auf mich selbst zurückgedrängt. Diese Zeit benutzte ich um mich in mir selbst historisch zu bespiegeln, da ich mich denn sehr freue, daß die Resultate meiner drey Bändchen auch andern Gelegenheit geben mögen, auf sich selbst zurückzukehren.

Der erste Blick in jene vaterländische Gegend, nach so langer Abwesenheit, eröffnete mir eine freyere Laufbahn, denn ich fand eine nach so langem Druck wieder sich selbst gegebene Stadtfamilie (will ich es nennen, um nicht Volk zu sagen,) wo sich soviel Eigenschaften, Fähigkeiten, so mancher Besitz und so redliches Streben hervorthun, daß man sich daran erbauen und wünschen muß in einem so schönen Elemente zu schweben und mitzuwirken.

Wie sehr es mich also, nach diesem allen, glücklich macht, durch Sie, mein werthester Freund, und Ihre Vermittelung, mit jenem schönen Kreise auch abwesend in Verbindung zu bleiben, fortzuwirken und auf mich wirken zu lassen, werden Sie selbst ermessen. Könnte ich so glücklich seyn, mein Jahr zwischen der Vaterstadt und der hiesigen Gegend zu theilen, so würde es für mich und andere ersprießlich werden; weil es in einem Alter, wo man durch das, was in einem engen Kreis mislingt, gar leicht zu Unmuth und Hypochondrie verleitet wird, höchst erwünscht ist einer sich wechselsweis auffordernden neuen Thätigkeit zu genießen, und durch sie verjüngt und zu früherer Thatkraft wiedergeboren zu werden. Lassen Sie mich, in Voraussetzung dieser allgemeinen, aufrichtigen Versicherungen, nunmehr den reichen Gehalt Ihres Briefes einzeln in Betrachtung ziehen . . .

Weimar den 23. Nov. 1814.

1385.

An Cotta.

Wenn Ew. Wohlgeboren lange nichts von mir vernommen, so liegt die Schuld an dem provisorischen Zustande in welchem wir uns alle mehr oder weniger befinden. Den Blick auf jenen Ort[1] gerichtet, woher uns das allgemeine Heil kommen soll, wagt man in seinen eigenen Angelegenheiten keinen Entschluß zu irgend einem bedeutenden Unternehmen. Da indeß Ew. Wohlgeboren mir die besten Hoffnungen geben und der Wunsch, meine Werke nächstens wieder hervortreten zu sehen, auf eine friedliche Aussicht hindeutet, so erlauben Sie daß ich über diese mir so wichtige Angelegenheit mich umständlich erkläre.

Zuvörderst will ich meine Hoffnung und Erwartung nicht verhehlen, daß der Vortheil, den mir diese Ausgabe bringen möchte, demjenigen wenigstens proportionirt sey, den mir die vorige gebracht, und da ich dießmal mich zu zwanzig Bänden verpflichten kann, so würde wohl auch hiernach der Maaßstab anzulegen seyn.

Zunächst kommt auch bey mir in Betrachtung, daß es vielleicht das letzte Mal seyn möchte, daß mir persönlich der Genuß aus den Arbeiten und Bemühungen meines ganzen Lebens zu Theil wird, dem ich um so mehr entgegensehen darf, als ich den allgemeinen Wunsch des Publicums, meine Werke endlich einmal complett käuflich zu sehen, auf meiner ganzen dießjährigen Reise, laut vernommen. Wobey ich bemerke, daß sowohl Buchhändler als Privatpersonen nicht sowohl nach einer Prachtausgabe, als nach Abdrücken auf Velinpapier verlangen, weshalb eine Subscription vielleicht nicht unräthlich seyn möchte.

[1] Wien, wo seit dem 1. November der Kongreß tagte.

Meine biographischen Eröffnungen haben die Wirkung gethan die ich hoffte, indem, außer dem Antheil, den man meinen Arbeiten im ethischen und ästhetischen Sinne schenke man auch nunmehr darin die Stufen meiner Bildung aufsucht, die man um so mehr zu eignem Vortheil zu erkennen strebt, als so manche Jüngere sich an mir gebildet zu haben mit Offenheit und Vergnügen gestehen. Es sind deshalb im vergangenen Jahre, nach Ausgabe des dritten Theils, so viele und mannigfaltige Ansinnen an mich ergangen, denen ich, wenigstens zum Theil, bey der gegenwärtigen Ausgabe genug thun kann. Unter diesen Betrachtungen will ich unbewunden gestehen: daß ich die Summe von sechzehn tausend Thalern sächsisch, dem was ich zu liefern und zu leisten gedenke angemessen glaube, dagegen ich den Termin bis Ostern 1823 gerne zugestehe, sowie auch nach Verlauf dieser Zeit das Vorrecht vor andern Buchhändlern, bey gleichen Bedingungen.

Ich werde die erste Sendung bereit halten, daß sie auf eine gefällige Erklärung sogleich abgehen kann, ob mir gleich die Redaction der kleineren Gedichte, welche ihren ersten Platz behaupten wollen, noch immer zu schaffen macht; sie sind dergestalt angewachsen, daß ich sie in zwey Bände zu theilen genöthiget bin.

Mich zu fernerem wohlwollenden Andenken angelegentlich empfehlend ergebenst

Weimar d. 21. Dez. 1814. Goethe.

1386.

An B. A. Weber.

Ew. Wohlgeb. Schreiben vom 13. December hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, weil ich daraus ersehe, daß

Sie nicht ermüden Ihr großes und liebenswürdiges Talent einer Arbeit zu widmen, die wir, unter so schönen Vorbedeutungen, gemeinsam begonnen und fortgeführt haben.[1] Ich zweifle nicht im mindesten, daß die Muße, die Ihnen durch den Aufschub geworden, dem Werke sehr vortheilhaft seyn werde und ich freue mich schon zum voraus, sowohl auf's Ganze, als auf die Stellen, deren so genialische als sorgfältige Behandlung Sie mir andeuten. Was die Arie der Demoiselle Schmalz betrifft, so füge ich die Veränderung bey, so wie auch wie allenfalls das Chor eintreten könnte. Ich glaube, daß sowohl zur Wiederholung der einzelnen Sätze nunmehr die Gelegenheit gegeben ist, wie ich denn kaum zu bemerken brauche daß das Chor mit den Worten

O beharret!
Nähret, Nähret!

ohne die ganzen Zeilen zu wiederholen, eintreten und die Solostimme tragen kann.

Die Arie direct an den König zu richten halte ich nicht für räthlich, weil es ohne sie schon etwas Schmerzliches ist sich an solche Vergangenheit erinnern zu lassen, wenn es auch nur indirect und im Bilde geschieht. Zugleich bemerke, daß Herr Director Iffland mich ausdrücklich vor einer solchen Anrede an den König gewarnt hat. Übrigens glaube ich, daß demungeachtet die Arie heroisch und prächtig behandelt werden könne, indem es ja nur von Ew. Wohlgeb. abhängt die schmerzlichen und gleichsam niederdrückenden Stellen mit Kraft und Indignation zu behandeln. Dergleichen Umsetzungen des Charakters, wo der Componist gleichsam dem Dichter zuwider arbeitet, thun oft die größte Wirkung. Das

[1] Der Berliner Kapellmeister Bernh. Anselm Weber war in der letzten Juniwoche bei Goethe gewesen, um wegen der Komposition des Festspiels „Des Epimenides Erwachen" sich mit Goethe zu „vergleichen", wie es in den „Tag- und Jahresheften" heißt.

Schluß-Chor sende sobald möglich, es soll auf die mir mitgetheilte Melodie genau passen.

So kann ich denn auch zuletzt nicht verschweigen daß ich das Sujet einer großen Oper,[1] welches ich schon lange mit mir herumtrage, diesen Sommer schematisirt und dergestalt disponirt habe, daß es nur einer Berathung mit Ew. Wohlgeb. bedarf um ungesäumt an die Ausführung zu gehen. Wie sehr wünschte ich persönlich das Gelingen unserer gemeinsamen Arbeit in Berlin zu erleben und alsdann zugleich das gedachte neue Unternehmen anzuschließen.

Das Erwachen des Epimenides kann man am füglichsten ein Festspiel nennen, indem es das erste Mal zu einem bedeutenden Feste gegeben wird, und, wenn es Gunst erlangt, nur an Festtagen wiederholt werden kann. Die Meinigen grüßen sämmtlich und erinnern sich noch mit Vergnügen der angenehmen Augenblicke Ihres Berkaischen und hiesigen Aufenthalts. Möge das Frühjahr etwas Ähnliches bringen!

Weimar d. 21. Dec. 1814.

1387.*

An Zelter.

Vor Jahresschluß will ich dir wenigstens noch einen freundlichen Gruß zurufen, und versichern daß ich mich ganz wohl befinde. Das Gleiche wünsche von dir zu vernehmen. Hafis hat mich fleißig besucht, und da ist denn manches[2] entstanden, das dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll . . .

[1] „Der Löwenstuhl", ist Fragment geblieben.
[2] Für den „Westöstlichen Divan".

Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaßt, indem ich genöthigt bin über die abgeschiedenen und immer auf's neue spukenden Geister Revue zu halten. Auch wird durch diese mir abgenöthigte Betrachtung die biographische Arbeit sehr gefördert.

Von meiner italiänischen Reise habe ich die vorhandenen Tagebücher von Carlsbad bis Rom redigirt. Dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen die im Augenblick geschrieben worden. Ich hüte mich, so wenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, so wie manche Wiederholung; auch läßt sich vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich selbst noch nicht. Soviel für dießmal. Melde mir nun auch wie es dir ergangen ist.

Aus einem Briefe des Capellmeister Weber sehe ich, daß sie denn doch noch den Epimenides aus seinem Todtenschlafe zu erwecken die Absicht haben, und somit nochmals ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 27. Dcbr. 1814. G.



Register.

1. Nummern der Briefe an:

2. Nummern der Briefe aus:

3. Goethes Schriften:

(Die Ziffern bedeuten die Seiten.)

4. Personen- und Sachregister:

---

5. Literatur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 25 Bde. Herausgeber Ludwig Geiger.
Goethes Tag- und Jahreshefte.
Goethe und Carl August. Studien zu Goethes Leben von H. Düntzer. 2. Auflage, Leipzig 1888.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/1834.
Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Karl Fr. Graf v. Reinhard. Stuttgart 1850.
Briefwechsel zwischen Cotta und Fr. Heinrich Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig 1869.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Bde. Leipzig 1851.
Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1846.
Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841.
Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratranek. Leipzig 1876.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1887.
Goethe und Gräfin O'Donell. Herausgeber R. W. Werner. Berlin 1884.
Sulpiz Boisserées Briefwechsel mit Goethe. Stuttgart 1862.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oscar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Goethe und Oesterreich, Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber August Sauer. 2 Bde. Weimar 1902/4. (Bd. 17 und 18 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer. Herausgeber Theodor Creizenach. 2. Aufl. Stuttgart 1878.
„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Von Bettina v. Arnim. Berlin 1835. (4. Aufl. herausgegeben von Herm. Grimm 1890.)
Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.

Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin 1897.

Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.

Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von Fr. J. Frommann. 3. Aufl. Stuttgart 1889.

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Eduard Mörikes

künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen

von **Prof. Dr. Karl Fischer.**

Inhalt:

I. Genie und Anlagen, Bildungs- und Zeiteinflüsse, künstlerisches Schaffen, Ausdrucksmittel und Stil.
II. Die lyrischen und epischen Gedichte.
III. Die Prosadichtungen.
IV. Dramatisches und Uebersetzungen.

212 Seiten, groß 8°, Preis broschiert **Mk. 3,—**, gebunden **Mk. 4,—**

Dieses Werk des verdienten Mörike-Forschers ist für die engere Gemeinde der Mörike-Freunde bestimmt und keine Alltagslektüre! Während die Mörike-Briefe jedem einigermaßen empfänglichen Gemüte eine Reihe der kostbarsten Erbauungsstunden hervorzaubern werden, giebt Fischers ästhetische Mörike-Schrift mit tiefer Gründlichkeit, aber mit den klarsten Ausdrucksmitteln eine Analyse der Werke Mörikes unter Berücksichtigung der äußeren und inneren Einflüsse. Wer dieses Buch richtig gelesen hat, der kennt das Tiefinnerste nicht nur des Menschen, sondern auch des Dichters Eduard Mörike.

Henrik Ibsen

von **Philipp Stein.**

Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Mit 2 Porträts Henrik Ibsens, 29 Rollenbildern hervorragender Darsteller und 4 ganzseitigen Szenenbildern.

Preis Mk. 1,—.

Urteile:

„Königsberger Hartungsche Zeitung". Trotz des großen geistigen Gebiets, das diese Studie umfaßt, ist es dem feinsinnigen Ibsenkenner vortrefflich gelungen, in ansprechender, volkstümlich gehaltener Weise einen klar verständlichen Ueberblick über die Schicksale von Ibsens Dramen und deren weitgehende Wirkungen zu geben. Das Buch wird jedem aufmerksamen Leser eine Fülle von Anregungen geben und ihm ein lehrreiches Spiegelbild der Wandlung des litterarischen Geschmackes bei Publikum und Kritik zeigen.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Berlin. Man sah die großen Vorzüge der Schaffensart Ibsens, blieb freilich auch nicht mehr gegen seine Fehler blind, aber man hob doch nicht mehr Steine auf, um ihn in blinder Wut zu treffen. Es war ein trefflicher Gedanke, sie einmal zu sammeln und sie als Denkmal einer Epoche festzuhalten, die nun hinter uns liegt. Philipp Stein, der zu den wärmsten Bewunderern Ibsens gehört, hat sich mit Eifer und zorniger Liebe dieser Aufgabe unterzogen. Seine Mitteilungen sind lehrreich für jedermann. Die Arbeit hat für die Gegenwart, aber auch für die Zukunft als ein litterarhistorisches Dokument ihre Bedeutung.

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Eduard Mörikes Briefe

Herausgegeben von **Professor Dr. Karl Fischer** und **Dr. Rudolf Krauss.**

Zwei Bände, jeder ca. 22 Bogen stark mit Porträt Eduard Mörikes und Faksimile seiner Handschrift.

Erster Band: 1816—1840. Bearbeitet von Dr. Rudolf Krauß.
Zweiter Band: 1841—1874. Bearbeitet von Prof. Dr. Karl Fischer.

Preis jedes Bandes brosch.	M. 4,—.
In eleg. Leinwandband mit Schutzkarton	M. 5,—.

Urteile der Presse:

„Allgemeine Zeitung-München". ... So läßt uns dieser erste Band der gesammelten Mörike-Briefe nach jeder Richtung hin nicht los. Er wird sicherlich ein teures Besitztum der gesamten Mörike-Gemeinde werden und gehört zu den Büchern, die einen Anspruch darauf haben, immer wieder gelesen zu werden.

„Neue Freie Presse-Wien". ... Es ist ein undefinierbarer Zauber, wie über den Poeten selbst, auch über seine Briefe ausgegossen, ein Zauber fortwährenden Wechsels zwischen Schwermut und Humor, und vor allem der Zauber einer Persönlichkeit, die ganz sie selbst und von allen übrigen verschieden ist. Ein leuchtendes Gestirn am Himmel deutscher Dichtung ist Mörike geworden und geblieben, dessen unvergänglicher Glanz sich auch in diesen Briefen herrlich reflektiert.

„Literarisches Zentralblatt-Leipzig". ... Ist der Inhalt der meisten Briefe leuchtendes Gold, so sind die herrlichen Briefe an Luise strahlende Perlen zu nennen; ein Schatz an deutscher Seelentiefe und Herzensgüte ist da gehoben worden.

„Hamburger Fremdenblatt". ... Für Mörikes Freunde — und davon bin ich überzeugt, jeder Leser wird zu seinem Freunde — werden die Briefe einen wahren Zauber ausstrahlen. Wo er sie aufschlägt, wird er nicht nur menschlich liebenswürdiges, sondern auch für die Lust an seinen Dichtungen Vertiefendes finden.

„Schlesische Zeitung". ... Auch rein literarisch sind diese Briefe fast auf jeder Seite von höchstem Reiz. Die wundervolle Mischung von Süßigkeit und gesunder Derbheit, die aber nie die keuschen Schranken überspringt, entzückt uns nahezu in jedem der über hundertfünfzig Briefe dieses ersten Bandes.

„Hamburger Nachrichten". ... So darf man wahrhaft diese Briefe des schwäbischen Poeten vor vielen andern als solche rühmen, die Heim und Herz jedes Gebildeten erreichen sollten.

„Deutsche Literaturzeitung". ... Und da kann denn kein Zweifel herrschen, daß Dutzende von Briefkollektionen, die uns in jüngerer Zeit geschenkt worden sind, neben diesen Briefen Mörikes schal und reizlos erscheinen.

„Neue Preußische-Zeitung". Die Herausgabe der Briefe ist die wertvollste Gabe, die den Freunden Mörikes zu seinem 100. Geburtstage geschenkt werden kann.



VOLUME 7



Otto Elsner, Berlin

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band VII

Der alte Goethe

1815—1822



Berlin 1905

Verlag von Otto Elsner



J. W. von Goethe
Nach der Büste von Chr. D. Rauch (1820)

Der alte Goethe

1815–1822

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Büste von Chr. D. Rauch.



Berlin 1905
Verlag von Otto Eisner

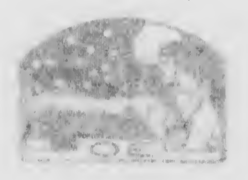
J. W. von Goethe

Nach der Büste von Chr. D. Rauch (1820)

Der alte Goethe

1815–1822

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Büste von Chr. D. Rauch



Berlin [illegible]

Verlag von Otto Elsner

J. W. von Goethe

Der alte Goethe

1815–1822

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Büste
von Chr. D. Rauch



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Einleitung.

Zwiespältig ist die Stimmung, die durch Goethes Briefe aus den Jahren 1815—1822 geht. Mit einem frohen Auftakt beginnen sie, dann kommen bald trübe Rückschläge. Vielfach klingt die Freude heraus über die Anerkennung, die seine naturwissenschaftlichen Arbeiten jetzt finden, und dann wieder herrscht jene resignierte Stimmung vor, aus der das Wort geflossen ist: ein alter Mann ist stets ein König Lear. Das Gefühl der Vereinsamung beherrscht ihn oft, und er führt die Mauer zwischen der Welt und seinem stillen Arbeitszimmer noch einige Schuh höher.

Im April 1815 hatte er geschrieben: meine gute Frau war zwei Querfinger vom Tode. Und am 6. Juni 1816 ist Christiane gestorben — Goethe verzeichnet in seinem Tagebuche: „Leere und Totenstille in und außer mir." Seinen Freunden schreibt er, bei dem großen Verluste könne ihm das Leben nur erträglich werden, wenn er nach und nach sich vorzähle, was Gutes und Liebes ihm noch geblieben sei. Sein Zustand grenze an Verzweiflung, berichtet er in der Woche darauf in einem Briefe an Boisserée — er fühle sich unfähig, eine Produktion des Augenblicks von sich zu erwarten und vertiefe sich in seine „alten derelinquierten Papiere", in die „Denksteine vergangener Zustände". In Christiane, deren Verdienste um Goethes Weimarer Existenz

noch einer gründlichen Durchforschung und Darstellung bedürfen, hatte er auch die kluge Mittlerin in Theaterdingen verloren. Nun wurden seine Beziehungen zu der Theaterkommission immer gespannter, das Vorgehen seiner Gegner unter Führung der einflußreichen Jagemann (Frau v. Heygendorf) immer rücksichtsloser. Es ist bekannt, was schließlich das Ende der Goetheschen Theaterdirektion herbeigeführt hat: die Aufführung des „Hund des Aubry". Goethe hatte die Aufführung, das Auftreten eines Hundes abgelehnt. In seiner Abwesenheit setzte die Jagemann beim Herzog, dem Vater ihrer Kinder, es durch, daß sich die Bühne Goethes und Schillers diesem Hundegastspiel erschloß. Goethe nahm sofort seine Entlassung. Der Hund des Aubry hatte freilich nur das letzte Moment in dem Konflikt zwischen Goethe und der Jagemann-Gefolgschaft gebildet. Jedenfalls aber mußte die Art, in der der Theaterkonflikt seine Lösung fand, in Goethes Beziehungen zu Carl August eine Trübung und Verstimmung bringen. Und wenn Goethe in den Briefen dieses Bandes wiederholt klagt, „wer lange lebt, überlebt viele", so dürfte das nicht immer nur die Trauer um durch den Tod Verlorene, sondern auch wohl um Freunde und Beziehungen, die nicht der Tod, sondern das Leben ihm geraubt, gewesen sein.

In das Haus am Frauenplan, das Christiane verlassen, zieht als Gattin Augusts Ottilie v. Pogwisch ein, liebevoll begrüßt und gefördert von dem greisen Dichter — das Idyll, das Zelter (S. 119—120 dieses Bandes) so liebenswürdig von dem künftigen Wirken Ottiliens bei dem „alten Herrn" entwirft, hat sich freilich wohl wenig erfüllt, jedenfalls sind die Hoffnungen, mit denen die Ehe Ottiliens und Augusts geschlossen wurde, nicht verwirklicht worden — der Unfrieden dieser Ehe muß bald auch auf Goethes Stimmung gedrückt und das Gefühl der Einsamkeit ihm vertieft haben.

Auch die politischen Ereignisse der Zeit wirkten verstimmend auf ihn — schon zu Beginn des Jahres 1815 klagt er: „Gern würde ich der trüben, isolierenden Zeiten vergessen, wenn ich in unsern Gegenden wieder ein Aufblühen gemeinsamen Wirkens erlebte, wie ich es fand, als ich vor vierzig Jahren hierher zum Besuche kam, ohne Ahndung, daß ich in diesem Bezirk soviel genießen und leiden sollte." Auch der Mißbrauch der vom Großherzog gewährten Preßfreiheit schafft Ungelegenheiten, und in seinem Gutachten über den Fall Oken beklagt er den Preßdespotismus, dem er ein andermal Voigt gegenüber in guter Laune als Trost die Nichtlese-Freiheit gegenüber stellt. Die Begründung der Burschenschaften, während man die Innungen aufgeben will, bespöttelt er und läßt, im stillen bleibend, „den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten". Er fühlt sich all dem gegenüber zur Impassibilität berechtigt — „deshalb ich mich denn auch wie die Epikurischen Götter in eine stille Wolke gehüllt habe, möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können".

Aber aus dieser dichten Wolke wettert und donnert der alte Olympier doch immer wieder gegen die Torheiten der Zeit, gegen die „Teutschthümeley", gegen die „Kinder-Papsteley", die Neuchristen, die nazarenische Kunst, gegen die neudeutsche religiös-patriotische Kunst. Aus der Zurückgezogenheit seines Studierzimmers kommen immer wieder Briefe, die von der Universalität Zeugnis geben, mit der er die Welt um sich, das Kleinleben und die Zeitläufte umfaßt.

Durchweg zeigt sich die Weiterwirkung der Anregung, die ihm die Erlebnisse der Jahre 1815—1816 gegeben. Nach sechzehnjähriger Trennung hatte Goethe wieder die Heimat besucht, noch einmal war er mit Marianne v. Willemer zusammen, neue wertvolle Beziehungen, so mit

Minister v. Stein, hatten sich ihm angeknüpft, der Aufenthalt in Heidelberg bei Boisserées und die Kunstdenkmäler am Rhein und Main ihn zu erneutem Kunststudium angeregt, die ihn dann zur Herausgabe seiner zwanglos erscheinenden Zeitschrift „Kunst und Altertum" veranlaßten. Nun wird, wie zahlreiche Briefe an Marianne erkennen lassen, der „Westöstliche Divan" weiter ausgebaut. Jede kleine Anregung wird ihm zur köstlichen Frucht. Er beginnt die Neuausgabe seiner Schriften, er wendet sich erfolgreich naturwissenschaftlichen Arbeiten zu und besondere Genugtuung bereitet ihm die Anerkennung und Beachtung, die seine Farbenlehre jetzt findet. Hegel tritt dafür ein, und der Hegelianer Henning, gefördert durch den Minister v. Altenstein, hält in Berlin darüber Vorlesungen. Und aus der Freude, die Goethe darüber kundgibt, wird erst ersichtlich, wie er unter der Nichtbeachtung dieser Arbeit gelitten hat — „ich verdiene es wohl, nach dreißigjährigem Schweigen zu der niederträchtigen Behandlung, die ich von meinen Zeitgenossen erduldet, endlich durch eine frische, hochgebildete Jugend zu Ehren zu gelangen". Und ein andermal, wo er von der Widersetzlichkeit seiner früheren Gegner spricht, bezeichnet er als tröstlich „in der Mitwelt so bedeutende Zustimmung zu vernehmen, daß also ein Appell an die Nachwelt mit einiger Zuversichtlichkeit ausgesprochen werden kann". Wie sehr ihm die Mitwelt schon bedeutende Zustimmung entgegenbrachte, konnte er aus der Feier seines 70. Geburtstages ersehen, bei der in seiner Vaterstadt die Errichtung seiner Kolossalbüste beschlossen wurde. Nicht minder durch die Teilnahme, die man ihm aus Berlin entgegentrug. Intendant Graf Brühl brachte des „Epimenides Erwachen" auf die Bühne, Fürst Radziwill führte auf seinem Privattheater Szenen aus „Faust" vor. Von Berlin kam ihm überhaupt viel Anregung jetzt, nicht nur von dem treuen

Zelter, sondern auch von Staatsrat Schultz, und er bedauerte, auf den Besuch Berlins verzichten zu müssen, bedauerte, daß „der letzte Heide nicht nach Gethsemane" kommen könne. Durch den jungen Schubarth kam er zu erneutem Studium der „Ilias", und große Freude bereitete ihm der Besuch des ihm durch Zelter zugeführten Wunderknaben Felix Mendelssohn. Allumfassend war sein Interesse, immer vielseitiger seine Tätigkeit. Voll Teilnahme verfolgte er die Dichtungen Byrons und Manzonis.

Was aber diesem Briefbande noch besondere Intimität gibt, sind die zahlreichen Bekenntnisse Goethes, die sich in diesen Briefen finden. Je mehr er sich daheim vereinsamt fühlt, desto mehr hat er das Bedürfnis, den vertrauten Freunden draußen von seinem Innenleben zu sprechen, und erhellende Schlaglichter fallen dabei auch auf die Art seines Schaffens und auf seine frühere Entwicklung. Er bekommt die erste Ausgabe seines „Werther" zufällig in die Hand und schreibt an Zelter: „dieses bey mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam."

Doch so geruhig und gesänftigt der Goethe des Jahres 1822 erscheint, jenes Lied ist nicht verschollen. Schon bald darauf taucht Werthers Schatten auf — um Ulrike von Levetzow schlingt sich die Trilogie der Leidenschaft. Und mit den ersten Briefen an Ulrike wird der Schlußband dieser Sammlung beginnen.

Philipp Stein.

Inhalt.

1388.

An Sara v. Grotthuß.[1]

Auf ein wenig Hypochondrie deutet es, meine theuere Freundin, wenn man glaubt, es wolle etwas Besonders bedeuten, wenn unsere Vertrautesten manchmal schweigen. Ich habe mich vierzehen Tage in Jena aufgehalten, und an dem Orte, den ich in zwey Jahren nicht gesehen, manches zu beobachten und zu thun gefunden. Nach den rollenden Kriegsgefahren, und der unablässigen Einquartierung, die über genannten Ort weggegangen, war es wirklich, als wenn man nach der Auferstehung wieder zu den Seinigen käme. Riemer[2] hat vielleicht eine noch gültigere Entschuldigung, wenn er auch schwieg, wenigstens hielt man sie im Evangelium schon für hinreichend. Er hat nämlich ein Weib[3] genommen, und zwar ein sehr hübsches, niedliches, das einen wackern Mann schon einige Zeit beschäftigen darf. Das erste Küchengeschenk, welches die junge Frau erhielt, waren denn die Gänse, welche, so wie die unsrigen, auf Ihre Gesundheit haushälterisch nach und nach verzehrt werden.

---

[1] Vergl. Bd. VI, S. 276, 292.

[2] Bd. V, 148.

[3] Caroline Ulrich, die seit 1808 Christianens Gesellschafterin und „hübscher Sekretär" gewesen war. Vergl. Bd. VI.

Mögen Sie von Ihren Empfindungen und Gedanken irgend etwas schriftlich mittheilen, so senden Sie es nur grade an mich, damit in dem Kreise unserer Weimarischen Natur-, Kunst- und Sittenfreude wir uns an diesen noch immer langen Abenden erbauen.

Erlauben Sie, daß ich für dießmal mit den herzlichsten Wünschen schließe. Vielleicht kann ich, wenn der Schnee schmilzt, mit etwas frischem Grünen wieder aufwarten. Ihrem Herrn Gemahl mich angelegentlichst empfehlend.

Gesundheit und Heiterkeit!

Weimar den 2. Jan. 1815. Goethe.

1389. *

An S. Boisserée.

. . . Eine nähere und freyere Communication von Gedanken und Erfahrungen steht uns bevor, wenn Hofrath Meyer den Abriß der ganzen Kunstgeschichte, welcher gegenwärtig in's Reine geschrieben und schließlich bearbeitet wird, nächstens herausgiebt. Es hängt nur noch davon ab, daß die Herausgabe der Winckelmannischen Werke vollendet sey, welches bevorsteht. Liegt alsdann ein solches Buch da, über das man differiren, discutiren, sich vereinigen und sich entzweyen kann, so kommen die bedeutenden und problematischen Puncte entschiedener zur Sprache. Die Hauptdreyecke in der Gegend sind gezogen und orientirt, was drinnen liegt, läßt sich sicherer detailliren.

Indessen muß ich manchmal lächeln, wenn, in meiner heidnisch-mahometanischen Umgebung, vera icon auch als Panier weht. Täglich wird eine Perikope aus dem Homer und dem Hafis gelesen, wie denn die persischen Dichter

gegenwärtig an der Tagesordnung sind. Erscheint denn dazwischen der Moscowitische Bilder-Calender, so nimmt sich's freylich bunt genug aus, und es bleibt nichts übrig als zu rufen:

[1] Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Und so will ich denn mit dieser frommen Betrachtung und mit dem herzlichen Wunsche schließen, daß wir uns dieses Jahr gesund und froh wiederfinden mögen.

unwandelbar
theilnehmend

Weimar den 2. Jänner 1815. Goethe.

1390. *

An C. v. Knebel.

Länger will ich nicht anstehen, dir, mein lieber Freund, auch wieder einmal ein Wort zu sagen. Eigentlich ist nach unserer letzten Zusammenkunft der Abstand gar zu groß, daß man sich nun wieder auf einmal gar nicht communicirt; allein es hält in die Ferne immer schwer, besonders in meinem Falle, da ich mit so vielerley beschäftigt bin, wovon ich erst in einiger Zeit Rechenschaft geben kann.

So habe ich mich die Zeit her meist im Orient aufgehalten, wo denn freylich eine reiche Erndte zu finden ist. Man unterrichtet sich im Allgemeinen und Zer-

[1] „Westöstlicher Divan" (Buch des Sängers, 4).

stückelten wohl von so einer großen Existenz; geht man aber einmal ernstlich hinein, so ist es vollkommen als wenn man in's Meer geriethe.

Indessen ist es doch auch angenehm, in einem so breiten Elemente zu schwimmen und seine Kräfte darin zu üben. Ich thue dieß nach meiner Weise, indem ich immer etwas nachbilde und mir so Sinn und Form jener Dichtarten aneigne.

Es ist wunderlich zu sehen, wie die verschiedenen Nationen: Franzosen, Engländer, Deutsche, wie die verschiedenen Stände: Theologen, Ärzte, Moralisten, Geschichtsschreiber und Dichter den ungeheuren Stoff, jeder nach seiner Art, behandelt, und so muß man es denn auch machen, wenn man ihm etwas abgewinnen will, und sollte man dabey auch die Rolle des Kindes spielen, das mit einer Muschel den Ocean in sein Grübchen schöpfen will . . .

Lebe recht wohl und laß mich bald etwas von dir und deinen Umgebungen vernehmen.

Weimar den 11. Jänner 1815.

Goethe.

1391. *

An K. Caesar v. Leonhard.[1]

Ew. Hochwohlgeboren

erhalten hierbey das angekündigte Packet, wegen dessen Verspätung ich um Verzeihung bitten muß. Der Catalog ist zu lange bey mir liegen geblieben, die Glocke schon längst bereit und nun gar die Weimarischen Feyerlichkeiten

[1] Bedeutender Mineraloge (1779—1862); die Aufführung der Glocke unternahm er als Leiter des Hanauer Liebhabertheaters.

völlig veraltet, welches letztere ich vorzüglich bey Gönnern und Freunden zu entschuldigen bitte; mögen die Dinge wenigstens als ein schwaches Zeichen eines dankbaren Andenkens gelten . . .

gehorsamst

Weimar den 14. Jan. 1815. Goethe.

(Beilage.)

Anleitung

Schillers Glocke

dramatisch darzustellen.

Als das Schillersche didacktisch, lyrische Gedicht, die Glocke durch eine dramatische Bearbeitung belebt, und zur Theatervorstellung geeignet werden sollte; so mußte man solches in Rollen vertheilen, bey welchen die verschiedenen Alter und Charaktere der Schauspieler der Weimarischen Bühne mit den zu sprechenden Versen in Einklang gebracht, und dadurch die verschiedenen nur im Allgemeinen ausgesprochenen Gegenstände und Gesinnungen schicklichen Personen zugeeignet und gleichsam individualisirt würden. Wenn also ein anderes Theater eine Darstellung dieser Art versuchen will, so bedarf es nur einer Anleitung, wie sie hierbey nebst der Abschrift des Gedichtes erfolgt. Über den verschiedenen Stellen stehen die Namen unserer Schauspieler, von denen ich nur wenig zu sagen brauche, um zu einer einsichtigen Vertheilung der Rollen auf einer andern Bühne Anlaß zu geben.

Herr Graff. Ein wohlgebildeter Mann, von mittleren Jahren, erhielt die Rolle des Meisters. Er spricht sehr gut, deutlich und bedeutsam, und spielt die Rollen des Nathan und Abbé L' Epée mit vielem Beyfall.

Herr Malcolmi, in hohem Alter, welcher die gutmüthigen Väter bis jetzo noch immer zur Zufriedenheit des Publicums spielt; ihm ward die Rolle des ersten Altgesellen übertragen.

Herr Frey, der gute, weichmüthige Alte, z. B. den Jacob, im Joseph in Egypten, recht gut vorträgt, stand als 2ter Geselle dem Meister zur Seite.

Herr Haide. Ein kräftiger Mann, in mittleren Jahren, der den Tell, den Cunz Curuth und dergleichen mit großem Beyfall spielt, stand als 3ter Geselle in der Reihe.

Herr Unzelmann. Ein schlankgebildeter heiterer junger talentvoller Mann als der 4te.

Diese 5 Figuren nahmen sich, durch die Contraste und Abstufungen ihrer Charaktere und ihres Alters, sehr gut neben einander aus. Während der Strophe des Meisters: „Weiße Blasen seh ich springen" traten 2 junge Frauenzimmer, auf altdeutsche Weise bürgerlich gekleidet, herein und betrugen sich zu den Männern wie Tochter und Gattin.

Dlle. Häßler. Jung und wohlgebildet, als Sängerin eine schöne Altstimme, die sich auch bey der Recitation ernst und angenehm beweist.

Madame Lortzing. Zierliche Gestalt, deutliche und angenehme Sprache.

Bey der Strophe des Meisters: „Wie sich schon die Pfeifen bräunen" traten abermals 4 Frauenzimmer herein und gruppirten mit den Übrigen.

Dlle. Engels. Altdeutsch bürgerlich, und mütterlich gekleidet. Jeder ernste Vortrag gelingt ihr sehr gut in der Tragödie, so wie im Schauspiele.

Dlle. Genast. Jung, munter, dießmal ländlich gekleidet.

Louise Beck und

Sophie Teller, Frauenzimmer unter 13 Jahren, ländlich gekleidet.

Die genannten 6 Frauenzimmer standen neben einander vorn auf dem Theater, indessen die Meister und die Gesellen sich hinten am Ofen beschäftigten. Nach den Worten: „Und das Unglück schreitet schnell" traten mehrere Personen herein. Alle diejenigen, die nun für Zuschauer galten, ordneten sich auf beyden Seiten. Nach den Worten: „Betet einen frommen Spruch" ward ein schicklicher Choral gesungen, welcher nach den Worten: „Schießt's mit feuerbraunen Wogen" abermals einfiel, indessen das Metall sich in die Form verlor. Nun folgt die Declamation der Feuersbrunst; diese Stelle muß sehr gut eingelernt werden, daß die verschiedenen Stimmen alle in einem Geiste und gleichsam aus einem Munde sprechen . . .

Dieses wären nun alle Personen, welche mitgewirkt. Liest man, gegenwärtiges Blatt zur Hand, das mitkommende Manuscript durch, so wird man die Ursachen einsehen, aus welchen Gründen die verschiedenen Stellen den charakterisirten Personen zugetheilt werden, und es fällt noch mehr auf, wenn die Rollen ausgeschrieben sind. Es kann, wenn man auch nicht gerade das Gedicht auf das Theater bringen will, doch auch in dieser Vertheilung eine

sehr angenehme, gesellige Unterhaltung gewähren. Auf Verlangen werde gern auch wegen dem Arrangement des Theaters und wegen des Epilogs das Nähere mittheilen.

1392.*

An Schelling.

... Mit Sehnsucht erwarte ich das mir angekündigte Werk.[1] Ich bin geneigter als jemals die Regionen zu besuchen, worin Sie als in Ihrer Heimath wohnen. Je älter man wird, desto mehr verallgemeint sich alles, und wenn die Welt nicht ganz und gar verschwinden soll, so muß man sich zu denen halten, welche sie aufzubauen im Stande sind.

Die Wahl einer so lieben Gattin[2] gab mir die Versicherung Ihres häuslichen Glücks, und eine unmittelbare Nachricht davon ist mir höchst erfreulich. Erhalten Sie mir beyderseits einen freundschaftlichen Antheil, bis ich hoffentlich einmal so glücklich bin, Sie unter Ihren Kunstschätzen zu besuchen.

Da man von trefflichen Freunden entfernt ihnen oft länger als billig stumm bleibt, so sind die Stunden, die ich auf meine Arbeit wende, mir um desto angenehmer, weil ich hoffen kann, mich dadurch so manchem verehrten Geiste unvermuthet zu nähern und ihm für das längst Empfangene auch eine kleine Gabe hinzureichen.

[1] Die nie abgeschlossenen „Weltalter".

[2] Pauline Gotter; Schelling hatte Goethe geschrieben: „Ich habe eine Frau geheyrathet, die ganz das ist, was ich wünschen kann, wie ich die Beruhigung genieße, daß es auch ihr bey mir körperlich und geistig wohl ergeht. Sie empfiehlt sich Ihnen mit der zärtlichsten Anhänglichkeit." Schellings erste Gattin Karoline, früher A. W. Schlegels Frau, war bereits 1809 gestorben.

Eine frische Ausgabe[1] meiner Werke, die ich so eben vorbereite, wird manches Neue bringen. Möge sie Ihnen nicht mißfällig seyn, vielmehr zur Erheitrung dienen. Leben Sie recht wohl und gedenken mein zu guter Stunde.

Treu verbunden

Weimar, den 16. Jänner 1815. Goethe.

1393*

An C. H. Schlosser.

... Was mich jetzo beynahe ausschließlich beschäftigt, gesteh ich Ihnen am liebsten, da ich dabey mit Freude Ihrer gedenken kann. Ich habe mich nämlich, mit aller Gewalt und allem Vermögen, nach dem Orient geworfen, dem Lande des Glaubens, der Offenbarungen, Weissagungen und Verheißungen. Bey unserer Lebens- und Studien-Weise, vernimmt man soviel von allen Seiten her, begnügt sich mit encyklopädischem Wissen und den allgemeinsten Begriffen; dringt man aber selbst in ein solches Land, um die Eigenthümlichkeiten seines Zustandes zu fassen, so gewinnt alles ein lebendigeres Ansehen.

Ich habe mich gleich in Gesellschaft der persischen Dichter begeben, ihren Scherz und Ernst nachgebildet. Schiras, als den poetischen Mittelpunct, habe ich mir zum Aufenthalte gewählt, von da ich meine Streifzüge, (nach

[1] Die Ausgabe in 20 Bänden, Cotta 1815. Goethe schreibt darüber am 23. Januar an Zelter: „Meine ernstlichste Betrachtung ist jetzt die neuste Ausgabe meiner Lebens-Spuren, welche man, damit das Kind einen Namen habe, Werke zu nennen pflegt. In den zwey ersten Bänden wirst du manches finden, das quellenhaft ist, du wirst es sammeln und auf deine Mühle leiten".

Art jener unzähligen kleinen Dynasten, nur unschuldiger wie sie) nach allen Seiten ausdehne.

China[1] und Japan hatte ich vor einem Jahre fleißig durchreist, und mich mit jenem Riesenstaat ziemlich bekannt gemacht. Nun will ich mich innerhalb der Grenzlinie der Eroberungen Timurs halten, weil ich dadurch an einem abermaligen Besuch im jugendlieben Palästina nicht gehindert werde.

Wenig fehlt, daß ich noch arabisch lerne, wenigstens soviel will ich mich in den Schreibezügen üben, daß ich die Amulette, Talismane, Abraxas und Siegel in der Urschrift nachbilden kann.

In keiner Sprache ist vielleicht Geist, Wort und Schrift so uranfänglich zusammengekörpert.

1394 *

An C. F. W. Jacobs.[2]

... Möge Deutschlands Horizont sich immer mehr aufhellen, und der gereinigte Äther, besonders auch Bewohnern nachbarlicher Städte, die Lust erregen, sich wieder, wie vormals, persönlich und schriftlich das Gute mitzutheilen, was sie besitzen und hervorbringen. Gern würde ich der trüben, isolirenden Zeiten vergessen, wenn ich in unsern Gegenden wieder ein Aufblühen gemeinsamen Wirkens erlebte, wie ich es fand, als ich vor vierzig Jahren hierher zum Besuche kam, ohne Ahndung, daß ich in diesem Bezirk soviel genießen und leiden sollte.

---

[1] Ueber Goethes Studien des Chinesischen Reichs vergl. Bd. VI S. 272.
[2] Der bekannte Gothaer Philologe.

Erhalten Sie mein Andenken bei Gönnern und Freunden und bleiben mir, bey so verwandten Studien, immer theilnehmend geneigt.

Weimar d. 23. Jan. 1815.

1395.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeboren

freundliche Sendung hat mich diese Tage sehr bedeutend unterhalten. Es ist wohl der Mühe werth etwas länger zu leben, und die Unbilden der Zeit mit Geduld zu ertragen, wenn uns beschert ist, zu erfahren, daß eine so seltsame Persönlichkeit, als die des Verfassers[1] jenes biographischen Versuchs, die mit sich selbst nicht einig werden konnte, sich doch noch zuletzt, in Geist und Gemüth der vorzüglichsten Männer der Nation, dergestalt rein abspiegelt, daß nicht mehr von Lob und Tadel, sondern nur von physiologischen und pathologischen Bemerkungen die Rede bleibt.

Danken Sie dem vorzüglichen Manne[2] der, wie es auch die Unterschrift andeutet, gar wohl für einen Plural gelten kann.

Verhehlen will ich jedoch nicht, daß mich das Studium dieser Blätter, eben so sehr, zu weiterer Fortarbeit aufgemuntert, als auch davon abgeschreckt hat. Und so bin ich auf einen Differenz-Punct gerathen, von wel-

---

[1] Natürlich Goethe.
[2] Woltmann; er hatte über die ersten drei Bände von „Dichtung und Wahrheit“ in der Jenaer Allg. Literatur-Ztg. referiert mit der Unterschrift „G. u. P.“.

chem ich mich bald wieder zu ermuthigen hoffe. Wie geschwinde würde das geschehen, wenn ich mich mit einem solchen Mann nur kurze Zeit über diesen Gegenstand unterhalten könnte. Denn was mir im Laufe der Arbeit, besonders indem ich vorwärts schreite, immer deutlicher wird, und was aus jenen so echten als liebevollen Betrachtungen des Referenten hervorgeht, ist, daß es nun über diese Confession eine zweyte, und über diese sodann wieder eine dritte, und so bis in's Unendliche bedürfe, und die höhere Kritik würde immer noch zu thun finden.

Bey Bearbeitung des vierten Bandes[1] entspringen neue Schwierigkeiten, und die Gefahr wird schon größer, es möchten die Euphemismen deren sich Ironie in einer gewissen Region mit Glück bedient, in einer höheren zu Phrasen auslaufen, und wo finden sich immer die glücklichen Augenblicke des guten Humors, wo das Rechte allenfalls zu leisten wäre?

Ew. Wohlgeb. so wie jenem vorzüglichen Manne glaube ich Folgendes in Vertrauen mittheilen zu dürfen.

Schon seit einem halben Jahre habe ich den vierten Band, welcher ohngefähr bis zur Hälfte gediehen war, plötzlich liegen lassen und, um nicht völlig zu stocken, zehen Jahre übersprungen, wo das bisher beengte und beängstigte Natur-Kind in seiner ganzen Losheit wieder nach Luft schnappt, im September 1786 auf der Reise nach Italien.

Diesen, aus Instinct ergriffenen, und sodann mit Überlegung verfolgten Ausweg wünsche ich von jenem vortrefflichen Menschenkenner gebilligt um desto muthiger fortzuwandern. Ich rette mich in eine Epoche, von der mir die entschiedensten Documente übrig sind, Tagebücher,

[1] Von „Dichtung und Wahrheit"; der Band erschien erst 1833 unter „Goethes nachgelassenen Werken".

Briefe, kleine Aufsätze, unendliche Skizzen, von mir und andern, und zu diesem allen die Gegenwart und Theilnahme meines vortrefflichen Reise- und Lebensgefährten des Hofrath Meyers. Diese anlockende leichtere Arbeit wird gewiß rückwärts günstigen Einfluß erweisen, und die indessen vergehende Zeit mich über einige Bedenklichkeiten hinausheben.

Noch einiges hab ich auf dem Herzen, das ich vielleicht später bringe, nur meinen Dank für das, was über die modernen Tyrtäen[1] gesagt ist, will ich nicht zurückhalten; wenig fehlt, daß sie uns die Freude über unser neu auflebendes Glück verkümmert hätten. Und so will ich, nochmals dankend, für dießmal Abschied nehmen.

ergebenst

Weimar den 20. Jan. 115. J. W. v. Goethe.

1396.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeboren

haben aus unserm Haushaltungsapparat einen Stahlkolben gewünscht, den man glühend in vorbereiteten Punsch taucht, um ihn zu erhitzen. Einen solchen vulcanischen Punsch[2] hat uns einmal der gute Voß vorgesetzt, welcher einen solchen Stahlkolben von Eutin mitgebracht hatte; ich aber habe dergleichen nie besessen. Ich muß

[1] Woltmann hatte in seiner Rezension ausgeführt, daß nur Unverstand die „modernen Tyrtäen", die Sänger des sog. heiligen Krieges, über Gleim habe stellen können.

[2] Hierzu hatte Ernestine Voß Goethe in Hexametern eingeladen (etwa 1804), wie Biedermann mitteilt, unter Uebersendung eines Stahlkolbens.

daher mein Bedauern ausdrücken, daß ich damit nicht aufwarten kann.

Zu allen angenehmen Diensten willig, mich bestens empfehlend

ergebenst

Weimar den 4. Februar 1815. Goethe.

1397.*

An Cotta.

Entwurf eines Contractes.

Der Herr Geheime Rath von Goethe zu Weimar überläßt Herrn Doctor Cotta in Stuttgart die abermalige Ausgabe seiner Werke, und zwar wird Folgendes bestimmt und bedingt:

1) Die Zahl der Bände ist auf zwanzig festgesetzt, den Inhalt derselben weist beyliegendes Verzeichniß.

2) Die Zahl der Lieferungen hängt von dem Herrn Verleger ab, so wie die Termine derselben.

3) Das Verlags-Recht wird bis Ostern 1823 zugestanden; nach Ablauf dieses Termins behält der Herr Verleger das Vorrecht vor andern unter gleichen Bedingungen.

4) Der Verfasser bedingt sich dagegen die Summe von

Sechzehn Tausend Thalern, sächsisch.

5) Die Zahlungs-Termine können auf die Lieferungs-Termine gesetzt werden. Man ist nicht abgeneigt einen Theil der Summe gegen 5 pro Cent Interesse und halbjährige jedem Theil freystehende Aufkündigung

stehen zu lassen, wenn daraus für den Herrn Verleger einige Bequemlichkeit entspränge.

6) Die Zahl der Exemplarien bleibt wie bey den bisherigen Verlags-Artikeln auf 44 festgesetzt, wovon 20 Velin-Papier, 24 auf Schreib-Papier

s. m.

Weimar, d. 20. Febr. 1815. Goethe.

Entwurf einer Anzeige.

Da eine schon längst bereitete Ausgabe der Werke des Herrn Geheime Rath von Goethe durch die Zeitumstände verhindert worden, so konnte es nicht fehlen, daß vollständige Exemplare derselben im Buchhandel fehlten und auf vielfältiges Nachfragen den Freunden damit nicht gedient werden konnte. Es geschieht daher mit besonderem Vergnügen und Zuversicht daß unterzeichnete Verlags-Handlung hiermit anzukündigen im Stande ist, daß eine neue Ausgabe gedachter Werke gegenwärtig unter der Presse sey; sie wird aus zwanzig Bänden bestehen wovon nachstehendes Verzeichnis eine allgemeinere Übersicht giebt.

Aus demselben ist zu ersehen daß nicht nur der Inhalt der vorigen Ausgabe auch in der neuen zu finden seyn wird, so wie das was von demselben Verfasser bisher im Druck erschienen, insofern es dem ästhetischen Fache angehört, sondern daß auch manches mitgeteilt werden soll, was durch die Bekenntnisse aus dem Leben des Verfassers eingeleitet und sowohl faßlich als genießbar gemacht worden, und künftig noch harmonischer in sich werden kann.

Da auch bisher mehrmals Klage geführt worden, daß man, besonders in den letzten Jahren, keine Exemplare auf Velin-Papier sich anschaffen können, so wird,

da eine eigentliche Prachtausgabe in dem gegenwärtigen Moment wohl nicht räthlich seyn möchte, eine Subscription auf Velin-Exemplare hierdurch eröffnet, unter folgenden Bedingungen:

(Die Bedingungen werden inserirt.)

Diese Ausgabe theilt sich in (fünf?) Lieferungen welche in nachstehenden Terminen erscheinen sollen:

(Inserantur die Termine und sonstige merkantilische Erforderniße)

(NB. Man verspricht gewöhnlich die Namen der Subscribenten drucken zu lassen; sollte dieses auch dießmal geschehen, so wünschte aus mehreren Ursachen, daß sie nicht dem ersten Bande vorgesetzt, sondern später nachgebracht würden, es ließe sich vielleicht alsdann etwas Artiges und Obligantes dem Publicum erzeigen, wodurch ein solches Register auch einmal auf eine geistreiche Weise eingeführt würde; doch dieses bleibt unter uns und ich erkläre mich näher darüber.)

W. d. 20. Feb. 1815. G.

. . . Zu dem Damen-Calender so wie zu dem Morgenblatte bin ich geneigt einiges mitzutheilen, wegen des letzten will ich nur erinnern, daß es keineswegs Eigensinn gewesen wenn ich daran nicht öfter theilgenommen.

In der deutschen Literatur ist nicht leicht zu wirken wenn man seine Kräfte nicht zusammenhält, ja es ist zu bemerken, daß durch die vielen Tagesblätter und Wochenhefte gar manches Gute verschlungen und mit dem Geringern in's Gleiche gestellt wird, dieß liegt in der Natur der Sache und ist nun einmal nicht zu ändern.

Das Einzige, worum ich ersuchen würde, wäre daß der Herr Redacteur, dem ja soviel Stoff zu Gebote steht, die Gefälligkeit hätte eine Auswahl zu treffen, so daß nicht Aufsätze folgten die dem vorhergehenden ganz heterogen sind, wie es mir einigemal bey Dingen ergangen, auf die ich einigen Werth legte. Zwar wird man hierüber im Laufe des Lebens immer gleichgültiger, es ist aber doch besser sich und andern unangenehme Eindrücke zu ersparen.

W. d. 20. Feb. 1815. G.

1398.

An Eichstädt.

Ew. Wohlgeboren

letztere hier zurückkehrende Sendung[1] hat mich wirklich betrübt, denn wen sollte es nicht schmerzen, daß ein hohler Tageswahn hier als Urtheil und zwar als ein von Kopf zu Fuß gewaffnetes, das Zeitalter bedrohendes Urtheil auftritt. Herr —Us[2] scheint mir kaum derselbe, von dem so manche geistreiche und beyfallswürdige Recension in Ihren Blättern steht. Das Übel aber liegt freylich in der oberflächlichen Zeitbildung, da denn alle Urtheile nach und nach nur aus dem einzelnen Menschen und seiner augenblicklichen Stimmung hervorgehen.

Wer die Geschichte recht erkannt hat, dem wird aus tausend Beyspielen klar seyn, daß das Vergeistigen des Körperlichen, wie das Verkörpern des Geistigen nicht einen Augenblick geruht, sondern immer unter Propheten, Religiosen, Dichtern, Rednern, Künstlern und Kunstge-

[1] Eichstädt hatte für die Jenaische Lit.-Ztg. bestimmte Rezensionen über die „Phantasiestücke in Callots Manier" u. a. Goethe zur Begutachtung eingesandt.

[2] Noch nicht ermittelt.

nossen, hin und her pulsirt hat; vor- und nachzeitig immer, gleichzeitig oft.

Und sollte man nicht, auf diesem höhern Standpunct, mit unsern paar Männern auch fertig werden? Man gebe einem jeden sein entschiedenes individuelles Talent mit Wohlwollen zu, man charakterisire es mit Einsicht und Schärfe und zeige hinterdrein den Gebrauch und Mißbrauch desselben, sowohl an den Originalgeistern, als an den Nachahmern, und so wird man das Capitel sehr in die Enge bringen. Wie wollte man denn sonst eine Dogmen- und Literargeschichte schreiben. Anstatt aber auf dem wirklich hohen Standpunkt unserer Zeit der Nachwelt vorzugreifen, die Sache abzuthun und der Mitwelt nützlich zu seyn, so verwirrt sich der Fühlende, Denkende, Urtheilende mit in der Tagesmenge und hilft den Staub erregen, den er löschen sollte.

Dem Übel ist indessen nicht zu steuern. Halten Ew. Wohlgeb. so lang als möglich dergleichen Einflüsse von Ihrer Zeitschrift ab; freylich wird es schwer seyn, weil soviel junge, thätige, vorzügliche Männer an dieser Krankheit leiden, und vielleicht erst in zehen Jahren das Thörige und Unglückliche davon einsehen lernen.

Verzeihen und secretiren Ew. Wohlgeb. diese meine vielleicht hypochondrischen Äußerungen, ich wollte aber Ihr geneigtes Zutrauen, wenigstens mit augenblicklicher Aufrichtigkeit, dankbar erwidern.

ergebenst

Weimar den 10. März 1815. Goethe.

1399 *

An Christiane v. Goethe.

Nichts könnte mir angenehmer zu hören seyn, als daß du dich wohlbefindest und dich nach und nach erholst, aber eben deswegen wünsche ich, daß du dich einrichtest noch einige Zeit drüben zu bleiben. Meinen Katharr muß ich abwarten, dabey kann mir niemand helfen, aber wer gegenwärtig seyn muß, dem wird gerade ein solches Übel lästig und langweilig. Ich führe mein Leben wie immer durch, es geschieht alle Tage etwas. August macht seine Sachen ganz ordentlich, Meyer und Riemer kommen meistens die Abende.

Da du nun drüben gute Unterhaltung hast, und nach dem stürmischen Wetter der letzten Tage guter Zeit entgegen siehst, so seh ich nicht ein, warum du den Ort verändern willst. Richte dich ein, daß du den Montag nach Palmarum wieder hier bist, da läßt sich mancherley vorarbeiten und verabreden, ehe die Höchsten Herrschaften kommen. Das wird wieder einen gewaltigen Sturm geben, möge er der letzte dieser Art seyn . . .

Nun habe ich auch einen Brief von dem Graf Brühl als Königl. Theater-Intendanten, worin er mir meldet, daß Epimenides zur Feyer des Jahrtags der Einnahme von Paris gegeben werden solle. Ich habe ihm zu diesem Zweck noch einiges hinzureimen müssen, und so kommt denn dieses langbearbeitete und verschobene Werk auch endlich zu Stande.

Herzlich theilnehmend und das Beste wünschend

Weimar d. 11. März 1815. G.

Auch ist das Nothwendigste nicht vergessen.

1400.

An den Grafen von Brühl.

Wie wird sich, verehrter Herr und Freund! der alte Epimenides erfreuen, wenn er, nach langem Schlafe, die

Augen aufthut und den rüstigen jungen wackern Mann zur Seite sieht, dem er seinen Spielraum verdankt. Da er ohnehin redselig ist, hoff ich wird er es an guten freundlichen Worten der Erkenntlichkeit in seinem und meinem Namen nicht fehlen lassen.

Vor allen Dingen muß ich aber aussprechen, wie leid es mir thue Ihrer lieben Einladung[1] nicht folgen zu können. Meine Gesundheit erlaubt mir wohl, ja sie nöthigt mich, im Sommer eine Badereise zu thun, Winter und Frühjahr halten sie mich dagegen zu Hause. Wäre ich aber auch in Versuchung gerathen, in diesem außerordentlichen Falle eine Ausnahme zu wagen, so würde ich doch durch ein freudiges Ereigniß abgehalten werden, welches uns bevorsteht, indem unser gnädigster Herr auf den 2. Oster-Feyertag angekündigt ist. Verzeihen Sie also mein Außenbleiben und lassen mir die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehns.

Aber auch aus der Ferne will ich gern nach Ihren Wünschen mitwirken. Die verlangte Strophe folgt hierbey, sie entsprang ganz natürlich durch die Bestimmung, die Sie dem Stück gegeben. Es wird dadurch am Schlusse wieder belebt, wenn, obschon in einer so kurzen Zeit, manches darin veraltet seyn sollte. Doch die Sache bleibt jung und neu, und Sie werden schon bei der Aufführung alles in Eins zu verschmelzen wissen.

Da ich vermuthe, daß Epimenides zugleich auch Sänger ist, denn Herr Capellmeister Weber meinte, die Rolle sollte Herrn Gern zu Theil werden; so habe ich ihm das beyliegende Schluß-Recitativ gleichfalls zugedacht. Seine beyden Priester mögen ihm assistiren und sie zu drey das Chor einleiten. Wie viel reicher könnte man freylich der-

[1] Brühl hatte Goethe zu der Berliner Epimenides-Aufführung eingeladen.

gleichen Dinge ausstatten, wenn man gegenwärtig wäre, von allen Mitteln unterrichtet, deren man sich bedienen dürfte. Es soll mich um unserer aller willen freuen, wenn das Ganze geräth, und durch Ihre Vorsorge soviel Beyfall erhält, um zur Permanenz zu gelangen.

Ihrer Amtsführung traue ich das Beste zu, und weissage ihr Glück. Das Theaterwesen ist ein Geschäft, das vorzüglich mit Großheit behandelt seyn will; eben weil es fast aus lauter Kleinheiten besteht, von denen zuletzt eine große Wirkung gefordert wird. Jene Kleinlichkeiten, Verschränkungen und Verfitzungen zu beseitigen, zurechtzulegen und durchzuhauen ist freylich ein unangenehmes Geschäft, es ist aber nicht undankbar, weil zuletzt das Gute und Rechte wie von selbst entspringt.

Und nun komme ich noch mit ein paar Bitten hinterdrein, die erste, daß Sie die Besetzung der Rollen des Epimenides mir gefälligst senden, sodann aber jemand anstellen wollen, der mir eine baldige freundliche Nachricht von der Aufführung und deren Wirkung, einigermaßen umständlich ertheilte.

Möge Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn für immer empfohlen seyn

der aufrichtig zugethane

Weimar den 12. März 1815. Goethe.

1401. *

An C. L. v. Woltmann.

... Ich pflege öfters zu wiederholen, daß der Deutsche wohl zu berichtigen wisse, nicht zu suppliren,

zu ergänzen. Dieß ist aber bey Ihnen gerade das Gegentheil. Sie lassen Werth oder Unwerth auf sich beruhen, und wissen durch Wünsche, ja durch klare Andeutung zu zeigen, wie einer Arbeit noch mehr Fülle zu geben wäre.

So ist es auch das Rechte; denn niemand sollte über etwas urtheilen, wenn er nicht zugleich bewiese, daß er es selbst machen könne.

Der Historiker, wenn ihm ein Werk seines Faches vorgelegt wird, ist sogleich im Stande, den Stoff von der Form zu scheiden, und deswegen in dem Falle, beyde genauer zu würdigen. Die Behandlung wird von ihm eingesehen; er begreift, was daran natürlich und der Sache gemäß, oder was poetisch, rhetorisch, diplomatisch wäre, und wie man die Mittel alle nennen mag, durch die man ein Vergangenes mehr um des Ganzen, als seiner Theile willen festhalten und überliefern möchte. Nur auf diese Weise kann der höheren Kritik vorgearbeitet werden, welche dann Anachronismen, Prolepsen und dergleichen wohl ermitteln und herausfinden wird, wenn sie nur den echten lydischen, schwarzen, festen und doch sammetartigen Stein mit Aufmerksamkeit anwenden will.

Zu dem allen aber gehört die Treue eines Wardeins, dem seine Pflicht gegen das große Publicum angelegen ist. Leider ist in unseren Tagen mehr als je der Fall, daß jede Art Scheidemünze, eben weil sie cursirt, zugleich als herrliches Metall herausgestrichen wird.

Im Bereiche der Wissenschaft, wo ich leider auch einige Besitzungen habe, die ich nicht aufgeben kann, sieht es eben so schlimm, beynahe schlecht aus. Es fehlt nicht an Retardationen, Präoccupationen, stillschweigendem Nachschleichen hinter dem Rechten, ohne es bekennen zu wollen, Reticenzen aller Art, und wie das Otterngezücht

alle heißen mag, wodurch Faulheit, Dünkel und Mißwollen ihre Tageszwecke erreichen.

Bey dem gewaltsamen Fortrollen der Welt sind sie ganz ruhig über alles, was sie in zehn Jahren sagen werden und sagen müssen. Diese Niederträchtigkeiten sind in Frankreich, England, Deutschland zu Hause, wie ich von meinen Freunden vernehme, welche der neuen wissenschaftlichen Literatur folgen und eine weitläufige Correspondenz führen.

Vorstehendes Fremde und Häßliche würde ich nicht ausgesprochen haben, wenn ich nicht die schöne Bemerkung, die ich Ihnen schuldig bin, zu rühmen und zu preisen hätte, die nämlich, wo Sie sagen, daß auch in Deutschland ein entschiedenes, redliches, fleißiges und beharrliches Talent nicht durchdringen werde, wenn der Froschlaich unserer Literatur sich eben so anastomosirt und organisirt zeigen würde, wie das französische Wesen zu Voltaires Zeiten. Glücklicher oder unglücklicher Weise kann in Deutschland keine Einheit der Urtheile statt finden; und die Spaltungen werden in's Unendliche gehen, sobald nur noch mehr von den älteren Autoren, deren Daseyn auf eine mannigfache Weise gegründet ist, das Zeitliche gesegnen werden.

Mit den Wissenschaften ist es eine ganz eigene Sache. Diese ruhen auf ungeheuren Grundpfeilern und behaupten ihre Wohnung in einem Palaste, welchen Baco selbst nicht prächtig genug beschrieben hat. Besucht man sie aber —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachschrift.

Beyliegendem werden Sie, mein trefflicher Freund, wahrscheinlich gleich einen Geist ansehen, welcher mit rheu=

matischen Nebeln umhüllt ist. Ich will es aber doch abschicken, damit mein Nichtschreiben nicht für Nachlässigkeit gehalten werde. Sobald ich mich wieder freyer fühle, hoffe manches mittheilen zu können. Ihre Sendung erwarte ich mit Verlangen. Erhalten Sie mir ein geneigtes Andenken.

Goethe.

1402.

An Kirms.

Auf die unangenehmste und eine in diesem Augenblick höchst fatal aufregende Weise, kommt mir die Nachricht, daß Lortzings aufgekündigt haben, und daß man ihnen hierauf in einem anonymen Briefe den Undank gegen mich sehr bitter vorgeworfen. Die guten, leidenschaftlich erregten Menschen, nicht wissend welchem Heiligen sie sich widmen sollen, kommen gerannt und flehen um Leitung und Führung.

Was soll ich nun hiezu sagen? als daß ich den letzten peremtorischen Erlaß an Lortzings sehr ungern unterschrieben habe; sollte ich aber in meinem wüsten Kopf, Mäßigungs-Gründe zusammensuchen? was hätte mich hiezu veranlassen können?

Hat man mich nicht bisher schon mürbe zu machen gesucht, durch Vorwürfe, daß ich bey Contracts-Verlängerungen die Schauspieler ungebührlich begünstige (Siehe Rehbock)?[1] Habe ich nicht sehr hochklingende Maximen wiederholt zu hören gehabt, daß man gerade bey Contracts-Verlängerungen nicht allein auf dem Status quo bestehen, sondern auch ältere, längst aufgegebene Befugnisse der Commission und Regie wieder zu erobern suchen soll?

[1] Kotzebues „Rehbock oder Die schuldlosen Schuldbewußten“ (Erstaufführung 22. Mai 1815).

Vielleicht hätte ich, in gesunden Tagen, meine Gegenmeinung zu äußern gesucht, so ließ ich es aber gehen, wohl voraussehend welche tödtliche Wunde wir unserem Theater zu schlagen im Begriff stehen.

Nun möchte ich aber auch erfahren, welche Ursache wir dem Hof und Publicum angeben wollen, warum wir zwey treffliche Schauspieler, ganz ohne irgend eine Veranlassung, vom Theater jagen?

Ich wüßte niemand zu antworten der mich fragte. Denn nicht einmal die geringste Condescendenz, z. B. wegen der kleinen Rollen, die man alle in's Feuer werfen könnte, hat man gehabt, es wäre wenigstens ein Zipfel gewesen wo man wieder hätte anknüpfen können; da sollte aber alles rein abgewiesen und abgeschlagen seyn; ich weiß nicht welch ein dictatorischer Geist uns auf einmal ergriffen hat; ich werde mich demselben gewiß nicht entgegensetzen, weil darauf auf's neue Vorwürfe für künftige Jahre sich für mich entfalten können.

Wegen diesen Äußerungen habe ich dringend um Verzeihung zu bitten, weil sie mehr einem Fieberkranken als einem Geschäftsmann geziemen, in einem fieberkranken Geschäft jedoch kann es zuletzt wohl nicht anders werden.

Mich selbst aber körperlich und geistig betrachtet muß ich zu verwahren suchen und mir in den nächsten vier Wochen alle Communication in Theatersachen durchaus verbitten, ich fühle mich nicht fähig meine eigenen kleinen Geschäfte zu führen, wie sollte ich glauben in einem so wichtigen, einflußreichen, in einem bewegten Moment den rechten Punct zu treffen.

Dieses Blatt mag zum Beweis dienen daß mir der Kopf nicht auf dem rechten Fleck steht und daß ich bis auf bessere Zeiten wohl von einem Geschäft zu dispensiren seyn möchte, bey dessen Führung man alle Ursache hat sich auf's strengste selbst zu besitzen.

W. d. 31. März 1815.

Goethe.

1403. *

An Willemer.

... Nun muß ich noch etwas Lustiges erzählen: Es liegt schon lange ein kleines Gedicht[1] für Sie und die lieben Ihrigen bey mir fertig, die Leute sagen, es sey nicht übel gerathen, und doch kann ich es nicht fortschicken. Sie rathen die Welt durch, und finden die Ursache nicht. Ich werde mir alle Mühe geben, es bald vom Stapel zu schaffen. Möge es doch zugleich mit endlicher Friedensberuhigung bey Ihnen eintreffen. Leben Sie tausendmal wohl mit Gemahlin und Kindern und was daraus folgt.

Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwey Querfinger vom Tode. Jetzt ist sie wieder auf den Beinen, da mich der schrecklichste Katharr seit vier Wochen heimsucht.

Werde ich denn wohl das alles, bey einem schönen Oberrader Sonnenuntergang, hinter mich werfen und vergessen? Behalten Sie mir ein freundliches Andenken.

Herzlich ergeben

Weimar d. 3. Apr. 1815. Goethe.

[1] Das mit den Versen „Reicher Blumen goldne Ranken" beginnende Gedicht „An Geheimerat von Willemer", am 12. Februar entstanden, in Erinnerung an den auf der Gerbermühle verlebten 18. September 1814.

1404. *

An C. v. Knebel.

Mein theuerster Freund, ich muß dir nur mit wenigem endlich wieder einmal einen Gruß zusenden, und dir anzeigen, daß ich von dem schrecklichsten Katarrh, der mich schon seit vier Wochen, unter hundert Formen, quält, mich endlich zu erholen anfange.

Ich habe leider die Zeit über, weder nach außen noch innen, etwas geleistet. Indessen sind alte Bemühungen zur Sprache gekommen. Epimenides ist am 30. März endlich in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf èine herrliche Weise von diesem Leiden befreyt. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Tatkraft nötig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten. Von der Aufführung selbst hab ich noch keine Nachricht, aller vorläufiger Bericht aber deutet auf den besten Willen und die zweckmäßigsten Anstalten ...

Weimar den 5. April 1815.

G.

1405.

An die Herzogin Louise.

(7. April.)

Ew. Durchl. für die erste Nachricht des aufgeführten Epimenides unterthänigst dankend lege das Werklein selbst zu Füßen wie ich es so eben erhalte.

Ob man gleich dem gemeinen Menschenverstand gemäs wohl sagen könnte der weise Mann hätte früher aufwachen, oder länger schlafen sollen, so muß man sich doch in die Schickungen ergeben die so über große wie über kleine Dinge walten. Mag doch der poetische Prophet den Deutschen abermals bildlich darstellen das Ungeheure das sie gelitten, wovon sie Sich befreyt und was sie zum zweytenmal wieder gewinnen sollen.

Möge ich bald des lange entbehrten Glücks genießen Ew. Durchl. mit einiger Unterhaltung aufwarten zu können.

1406.*

An J. A. C. Levezow.[1]

Wohlgeborner,
Insonders Hochgeehrtester Herr!

Es wird nun bald jährig, daß der verewigte Iffland mich zu einem Festspiele aufforderte. Bedenkt man, wie schnell es geschrieben, durch mancherley Hindernisse aber verspätet worden, so daß es erst jetzt, in dem sonderbarsten Augenblicke erscheint; so könnte man geneigt seyn, auch hierin eine Schickung zu sehen, welche in kleinen, wie in großen Dingen waltet. Denn wenn das Stück, nach seiner ersten Bestimmung, den Deutschen was sie gelitten bildlich vortragen, und ihnen sodann zu dem errungenen Heil Glück wünschen sollte; so mag es jetzt aussprechen, welchen großen Werth dasjenige habe, was sie zum zweytenmal erkämpfen müssen.

Mit aufrichtigem Dank erkenne ich, was manche Monate daher, zur Aufführung des Stücks vorbereitet wor-

[1] Professor in Berlin; er hatte die Fabel der Epimenides-Dichtung nach Goethes Andeutung vor der Aufführung orientierend mitgeteilt.

den, freue mich und bewundere herzlich, wie eine einsichtige thätige Intendanz zuletzt alle Strahlen in einen Brennpunct zu der großen und herrlichen Wirkung versammelte . . .

Lassen Sie mich nun nach diesen Betrachtungen, dankbar auf die so genaue und unbewundene Relation von der Aufführung unseres Festspieles hinblicken. Diese freundliche Klarheit und billige Gerechtigkeit thut wohl, indem sie unterrichtet und uns den großen Complex eines angefüllten Schauspielhauses vor Augen stellt, wo Bühne, Parterre und Logen in ewiger Wechselwirkung begriffen, ein großes, belebtes Ganze darstellen, das vielleicht das Höchste ist, was Kunst und Kunstliebe zu Stande bringen und genießen kann. Ich müßte in's Einzelne gehen, wenn ich aussprechen wollte, wie sehr mich das so scharfe als zarte Urtheil erfreut und befriedigt hat.

Höchst nothwendig war es freylich, daß der unerwarteten Wendung der Dinge gedacht, und hoffnungsreiche Trostworte aus dem Munde des Kretensischen Sehers vernommen würden. Es hätte diese Ermuthigung nicht besser ausgedruckt werden können, als es durch Ew. Wohlgeboren geschehen ist . . .

Kann ich dem dortigen Theater etwas Angenehmes und Förderliches erweisen; so werde ich es mit Freuden thun. Wie ich denn noch schließlich der Proserpina erwähne, deren Partitur man nach Berlin verlangt hat. Sobald mir möglich ist, sende ich einen kleinen Aufsatz, wie es eigentlich mit der Wiederbelebung dieses kleinen Stücks gemeint sey, und wodurch dasselbe auf unserm Theater eine so günstige Wirkung hervorgebracht hat, wobey ich nicht verfehlen werde anzuzeigen, durch welche Mittel auf andern größern Theatern diese Wirkung nicht nur erreicht, sondern gesteigert werden könne.

Mich wiederholt Ihrer freundschaftlichen Neigung empfehlend

. . . ergebenst

Weimar d. 13. April 1815. J. W. v. Goethe.

1407.

An Christiane v. Goethe.

Ich freue mich gar sehr daß dein Hauptwunsch und Zweck[1] erfüllt ist, so können wir denn wieder eine Weile ohne Sorgen leben.

Mein Tag geht sehr angenehm hin. Ich bin fleißig. Mittags leistet August Gesellschaft, die Köchin ist lobenswerth. Abends kommt Hofr. Meyer und so geht es früh wieder von vornen an. Aus dem Hause sehn ich mich nicht. Wie es in Jena aussieht kann ich mir dencken. Der Menge kann man nicht übel nehmen wenn sie bey so grosen drohenden übeln Verrath fürchtet. Nur mag ich nicht Zeuge ihrer Verwirrungen seyn. Bleibe solange dirs behagt. Auch uns bist du immer willkommen!

W. d. 15. Apr. 1815. G.

Danck für die Spargel!

1408.

An C. G. v. Voigt.

Ew. Exzell.

geben mir gefälligst einen Winck wann es an der Zeit ist daß man unsrer verehrten Fürstinn ein Wort des

[1] Christiane befand sich in Jena, von wo sie am 11. April geschrieben hatte: „Hier binn ich aber wie ein Vogel so vergnicht Dein treuer Schaß C. von Goethe."

glückwünschenden Theilnehmens sage.[1] Auch ein Brieflein gleichen Inhalts werde bitten Serenissimo entgegen zu senden. Hat der böse Catharr seinen Abschied genommen? Ich befinde mich ganz leidlich nur eine fatale Heiserkeit kann ich nicht ganz loswerden. Mit dem Wunsche empfohlen zu seyn

W. d. 15. Apr. 1815.

Goethe.

1409.

An Zelter.

Da du, mein lieber schweigsamer Freund, grade zur rechten Zeit die Zähne von einander thust; so soll dir das bisherige Versäumniß von Herzen verziehen und überdieß der schönste Dank gesagt seyn. Schon waren mir verständige und ausführliche Nachrichten von der Aufführung des Epimenides zugegangen, nun kommst du aber mit kühner Feder, das Tüpfchen auf das i, das Häkchen über's u zu setzen, und nun wird mir die Schrift erst vollkommen lesbar.

Alles beruht darauf, daß ein solches Stück ein Dutzend mal hintereinander gegeben werden könne. Vergegenwärtige man sich die Elemente, aus welchen eine solche Vorstellung zusammengesetzt ist, und man wird an einer glücklichen Ausführung beynahe verzweifeln.

[1] Voigt hatte am 12. April ihm geschrieben: „Aber mit gestrigem Posttag bin ich mit Epimenides — erwacht; denn er brachte mir Befehle zur Publication der Großherzogl. Würde, und die schönste Hoffnung zu 80/m Seelen."

1) Die Arbeit des Dichters, als Grundlage, der durchaus hier immer den äußern Sinn beschäftigen und zugleich den innern anregen will, der vom Zuschauer verlangt, daß er jeden Augenblick schaue, merke und deute.

2) Der Componist, der das Gedicht begleiten, tragen, heben und fördern soll, und auch diese seine Pflicht mehr oder weniger erfüllt.

3) Das Orchester, das die Intention des Capellmeisters vollkommen ausführen soll.

4) Schauspieler und Sänger, die an dem ihnen in die Hand gegebenen Leitfaden sich durch so manche Gefährlichkeit hindurch zu winden haben, so daß jeder einzeln seine Pflicht thun, und doch auf die übrigen merken soll.

5) Gedenken wir der Kleidung, die auch nicht gleich paßt und bequem ist.

6) So mancher kleinen Requisiten, auf die soviel ankommt.

7) Der Decoration, deren Erfindung zum Ganzen stimmen, an deren Veränderung nichts stocken soll.

8) Und nun dann ein Publicum aus so vielen Ständen und Culturen zusammengesetzt, das, wenn gleich mit gutem Willen, doch nur kalt und unvorbereitet heran kommt, und dem man gar nicht übel nehmen kann, wenn es im gegenwärtigen Fall mit Unglauben, und in der schlechtesten Stimmung der Welt sich versammelte.

Wieviel Dutzend zinnerne Teller gehörten dazu, um die refractären Ingredienzien einer solchen Glockenspeise zu schmelzen. (vid. Cellini II. Th. pag. 176.)

Bey öfterer Wiederholung ist es ganz etwas Anders, da entstehen ohne Blasebalg und Flammen, ohne Kunst und Vorsatz, die zartesten Wahlverwandtschaften, welche jene abgesondert scheinenden Glieder auf die gefälligste Weise zu einem Ganzen verbinden. Von der handelnden Seite mehr Sicherheit und Gelenkigkeit, erworben durch Übung, gestärkt durch Beyfall, getragen durch lebendige Ein- und Übersicht des Ganzen. Von der schauenden Seite Bekanntschaft, Gewohnheit, Gefallen, Vorurtheil, Enthusiasmus, und wie die guten Geister alle heißen mögen, ohne die uns die Ilias und Odyssee selbst nur ein todtes Gerüste bleiben würde.

Daher kommt's nun, daß bey lebhafteren Nationen die Stücke, die einmal gegriffen haben, in's Unendliche wiederholt werden können, weil die Schauspieler das Stück und das Publicum die Schauspieler immer mehr durchdringen, ferner auch ein Stadt-Nachbar den andern aufregt in's Theater zu gehen, und das allgemeine Wochengespräch zuletzt die Nothwendigkeit hervorbringt, daß jeder die Neuigkeit gesehen habe. So erlebte ich in Rom daß eine Oper, Don Juan (nicht der Mozartische), vier Wochen, alle Abende gegeben wurde, wodurch die Stadt so erregt ward, daß die letzten Krämers-Familien, mit Kind und Kegel in Parterre und Logen hauseten, und niemand leben konnte, der den Don Juan nicht hatte in der Hölle braten, und den Gouverneur, als seligen Geist, nicht hatte gen Himmel fahren sehen . . .

Soviel möge für dießmal genug seyn. Versäume nicht manchmal zu schreiben, wenn du ja auch nur das Theater

zum Text nimmst; mir wäre in mehr als einem Sinne dran gelegen, zu erfahren und zu schauen, was das neue Regiment[1] leistet und wirkt, wobey es mir denn auch auf eine halbe Stunde dictiren nicht ankommen soll woran dir, recht betrachtet, doch auch gelegen seyn müßte.

Eben als ich bedachte was ich noch auf diesen Raum setzen sollte, kommt Herr M.[2] und bringt mir Gruß und Gabe, beydes erfreulich. Ich habe ihn heiter empfangen, aber zerstreut: denn eben als er ankam war ich über hundert Meilen weit vom Hause weg. Die Notenblätter sind köstlich! Keinen von den drey Männern besas meine Sammlung. Also den schönsten Danck. Da wir die Berliner zum Nachdencken und zum Calembour[3] gebracht haben; so wollen wir's eine Weile dabey bewenden lassen. Herrn Staatsrath Schulz grüsse schönstens. Seine Hefte habe ich die Zeit wieder durchstudirt, sie und Er sind mir nur desto lieber geworden. Nun Adieu! möge dies ein glücklicher Anfang neueröffneter Communication werden.

W. d. 17. Apr. 1815. G.

1410.

An den Großherzog Carl August.

(22. April 1815.)

Durchlauchtigster Grosherzog,
gnädigster Herr,

Sie haben, verehrtester und geliebtester Fürst, von Jugend an, durch Hoheit des Geistes und der Gesinnung, Sich Vorzüge zu erwerben gewußt, welche über alle andern erhaben sind, ja von Geburt und Glück, als von Folien, nicht Wesenheit, sondern nur einen lebhafteren Glanz gewinnen.

[1] Intendant Graf Brühl.
[2] Abraham Mendelssohn.
[3] Zelter hatte in bezug auf Epimenides geschrieben: „Einer hat das Stück J—wie—meenen—Sie—deß? genannt".

Ereignet sich's nun daß Höchstdenenselben, für so vielfaches, redliches, inneres Bemühen, auch von außen ein gebührendes Beywort ertheilt wird; so benutzen wir mit Freude, wenn die Hof- und Canzleysprache uns nunmehr erlaubt dasjenige als ein Anerkanntes auszusprechen, was sonst bey aller Wahrheit als Schmeicheley hätte erscheinen können.

Ew. Königl. Hoheit haben bisher den kleinen Kreis bis in's Unendliche erweitert, indem Sie in einem jedem Einzelnen der Ihrigen eine gemäße Thätigkeit zu erregen und zu begünstigen gewußt. Möge Höchstdenenselben eine lange Reihe von Jahren gegönnt seyn, um, in einem ausgebreiteteren Wirkungskreise eben diese Wohlthat fortzusetzen.

Erlauben Höchstdieselben mir fernerhin davon als freudiger Zeuge zu verharren, ja, in dem kleinen Bezirk, der meiner Thätigkeit angewiesen bleibt, redlich mitzuwirken, so werden auch meine spätern Tage, wie die bisherigen, die ich in Ihrer Nähe und durch Ihre Gunst und Einfluß genutzt und genossen, nicht ohne Wirkung und Frohsinn verfließen.

1411.

An C. v. Knebel.

Auf deinen letzten vertraulichen Brief habe ich bisher geschwiegen, weil ich hoffen durfte, daß ich bey Rück-

kehr meiner Frau vernehmen würde, du seyst über deine häuslichen Angelegenheiten[1] beruhigt; da denn dieses also auch erfolgt, so hat es mir besonders Freude gemacht. Freylich ist die Einwirkung jener großen politischen Atmosphären-Veränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichsten Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüthe. Man weiß wahrlich nicht, woran man besser thut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja, beydes will nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jetzt wieder in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar machen können, und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, wieder auseinander reißt? Epimenides selbst würde dießmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren können.

Und so folgt denn hier das Werklein,[2] das vor kurzem, als ich dir's vorlas, noch ein besseres Ansehn hatte; es mag denn als ein seltsames Document einer so merkwürdigen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie seinen Platz einnehmen.

Mehr sage ich für dießmal nicht, als daß es mir sehr weh thut, mich einem Jenaischen Aufenthalte dieses Frühjahr nicht hingeben zu können. Mein vierwöchentlicher Katarrh hat mich in allen Dingen sehr retardirt, so daß ich jetzt kaum weiß, wo und wie ich alles angreifen soll, was mir obliegt. An eine Badereise muß ich auch denken, obgleich niemand voraussehen kann, wozu und wohin man gelangen wird.

[1] Knebels Sohn, der zum Kriege einberufen war, wurde wegen Kränklichkeit auf sein Ersuchen aus weimarischen Diensten entlassen.

[2] Epimenides.

Leb recht wohl und erhalte mir deine freundschaftliche Theilnahme.

Der Deinige

Weimar d. 22. April 1815. Goethe.

Ist wegen Ausgabe deiner Gedichte etwas entschieden?

1412. *

An den Grafen v. Brühl.

Das hätte Paläophron[1] wohl nicht denken sollen, daß er nach so langen Jahren abermals ein Festspiel[2] seines Dichters durch persönlichen Einfluß begünstigen, und ihm einen entschiedenen Beyfall erringen werde . . .

Wie glücklich die höhere Stelle, welche Sie bekleiden, auf Theater und Publicum wirken muß, ist gar nicht zu berechnen, dieß zeigt der einzelne Fall, wo Sie höchsten Orts einige Bedenklichkeiten sogleich mit wenigen Worten auflösen und zurechtlegen konnten.

Und gerade ist dieses der Punkt, auf welchen ich Sie im Stillen Ihre Aufmerksamkeit zu richten bitte. Man hat die höheren Forderungen der Poesie, die sich eigentlich auf dem Theater nur symbolisch oder allegorisch aussprechen können, der Tragödie und Comödie durchaus verkümmert, und alles, was nur einigermaßen die Einbildungskraft in Anspruch nimmt, in die Oper verwiesen, und auch hier hat sich die Prosa des Trauer- und Lustspiels, ja des Dramas

[1] Brühl hatte bei der ersten Aufführung von „Paläophron und Neoterpe“ am Weimarer Hofe am 31. Oktober 1800 den Paläophron gespielt.

[2] Epimenides.

nach und nach eingeschlichen, daß die Geister selbst oft die prosaischten Figuren von der Welt sind.

Diese Richtung, in welcher sich Autoren, Schauspieler, Publicum wechselsweise bestärken, ist nicht zu ändern, ja ihr nicht gerade entgegenzuarbeiten; aber sie zu lenken und zu leiten geht doch an, und wenn man es auch nur im Einzelnen thut; hierzu habe ich früher die Masken, später die spanischen Stücke gebraucht. Es ist aber immer eine Gefahr dabey.

Mit Ihrer Anordnung, welche den Besitz der Rollen aufhebt, haben Sie nicht einen großen, sondern den ersten und letzten Schritt gethan. Ein Stück ist halb gespielt, dessen Rollen zur Individualität der Schauspieler passen, wodurch denn freylich die Kunstbemühungen sich in mehrere Gestalten zu verwandeln, nicht ausgeschlossen werden. Auch habe ich Ihre Anordnung sogleich hier pro notitia publicirt. Bey uns kommt aus vielen zusammentreffenden Umständen jenes Übel nicht so sehr zur Kraft, im Einzelnen suche ich's durch Negotiationen abzuthun . . .

An Faust wird schon seit einigen Jahren probirt, es hat aber noch nicht gelingen wollen. Er steht gar zu weit von theatralischer Vorstellung ab. Man müßte vieles aufopfern, das aber auf andere Weise zu ersetzen, dazu hat Geist und Humor nicht hinreichen wollen. Jedoch darf ich nicht verhehlen, daß wir im Begriff stehen eine Probe zu machen, und zwar folgendermaßen:

Ich habe die beyden ersten großen Monologe von Faust in's Engere gezogen, und überdieß die Scene zwischen ihm und Wagner herausgeworfen, so, daß vom Anfang

Habe nun, ach! Philosophie pp.

bis zu den Schlußworten des Chors:

Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

das Monodram in einem fortgeht, und nur durch die Erscheinung des Geistes unterbrochen wird.

Die Absicht ist, Fausten mit seltner musicalischer Begleitung recitiren zu lassen, die Annährung und Erscheinung des Geistes wird melodramatisch behandelt, das Schlußchor melodisch, woraus denn ein kleines Stück entsteht, welches etwas über eine halbe Stunde dauern mag. Unserm Oels ist die Rolle des Faust zugedacht; wie es gelingt, werde anzuzeigen nicht verfehlen. Vielleicht daß sich hieran noch einige andere Scenen schließen, und wer weiß, wohin es führen kann! . . .

W. d. 1. May 1815. Goethe.

1413.*

An Zelter.

(20. Mai.)

Auf deinen liebwerthen Brief erwidre sogleich einiges, damit du Lust behaltest, manchmal die Feder anzusetzen. Zuvörderst also ersuche ich, mir vom Theater von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, denn da ich mit dem Grafen Brühl, den ich als Knaben gekannt, in gutem Verhältnisse stehe, da es, durch seine Bemühung, mit dem Epimenides so gut abgelaufen, so möchte ich ihm gern etwas zu Liebe thun, und überhaupt mit dem Berliner Theater im Einverständniß bleiben. Es bedarf nur einiger Anregung und ich arbeite wohl wieder eine Zeitlang für die Bühne, und dann ist denn doch Berlin der einzige Ort in Deutschland, für den man etwas zu unternehmen Muth hat. Durch die vielen Journale und Tagesblätter liegen uns ja sämtliche deutsche Theater ganz nackt vor Augen, und wohin möchte man bey genauer Einsicht sein Vertrauen wenden? Sprich nur nach deiner Art

immer recht derb und deutsch, damit ich in Klarheit bleibe und meinen guten Willen nicht in falschen Unternehmungen verschwende . . .

Um dir ein neues Gedicht zu schicken, habe ich meinen orientalischen Divan gemustert, dabey aber erst klar gesehen, wie diese Dichtungsart zur Reflexion hintreibt, denn ich fand darunter nichts Singbares, besonders für die Liedertafel wofür doch eigentlich zu sorgen ist. Denn was nicht gesellig gesungen werden kann, ist wirklich kein Gesang, wie ein Monolog kein Drama.

Das Gastmahl der Weisen[1] habe ich secretirt; wenn es bekannt würde, so müßte es gewisse Individuen sehr tief verletzen, und die Welt ist denn doch nicht werth, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe.

Ich beschäftige mich jetzt mit meiner italiänischen Reise und besonders mit Rom. Ich habe glücklicherweise noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerley Papier daher, so daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Mährchen schreiben kann. Hiezu hilft mir denn höchlich Meyers Theilnahme, da dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sicilien zubrachte, in Rom blieb. Hätte ich jene Papiere und diesen Freund nicht, so dürft ich diese Arbeit gar nicht unternehmen: denn wie soll man, zur Klarheit gelangt, sich des liebenswürdigen Irrthums erinnern, in welchem man, wie im Nebel, hoffte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen oder finden würde . . .

Was das Falsche belangt, so erlebte ich diese Tage ein merkwürdiges Beyspiel. Ein Citat Winckelmanns wies

[1] Das Gedicht erhielt später den Titel „Die Weisen und die Leute".

mich auf die Homilien des Chrysostomus, ich wollte doch sehen, was der Kirchenvater über die Schönheit zu sagen gewußt habe, und was fand ich! einen Pater Abraham a Sancta Clara, der die ganze hohe griechische Cultur im Rücken hat, in der niederträchtigsten Umgebung lebt, und seinem schlechten Publicum mit goldenem Munde das dümmste Zeug vorsagt, um sie durch Erniedrigung zu erbauen. Was man aber griechische Sprache und Bildung auch in diesem widerwärtigen Abglanz bewundert! Nun aber begreife ich erst unsere guten Neuchristen, warum sie diesen so hochschätzen, sie müssen immer dieselben Salbadereyen wiederholen, und jeder fühlt daß er diesen Vortrag nicht erreichen kann.

Und so mögen denn diese Blätter zu dir wandern, indessen ich mich von dir entferne. Versäume nicht mir bald nach Wiesbaden zu schreiben, so sollst du auch von dorther etwas vernehmen und möchte uns das Glück bald wieder zusammenführen!

G.

Eh ich abschließe seh ich meinen Divan nochmals durch, und finde noch eine zweyte Ursache, warum ich dir daraus kein Gedicht senden kann, welches jedoch zum Lobe der Sammlung gereicht. Jedes einzelne Glied nämlich ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, ist so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponirt seyn, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet. Das erste hundert Gedichte ist beynahe schon voll; wenn ich das zweyte erreicht habe, so wird die Versammlung schon ein ernsteres Gesicht machen.

Als ich diese Blätter gleich nach Empfang deines lieben Briefes anfing,[1] dachte ich nicht, daß ich zugleich darin Abschied nehmen sollte, denn ich habe mich mehr aus fremdem Andrang, als aus eigner Bewegung entschlossen, in diesen Tagen nach Wiesbaden zu gehn und daselbst so lange zu bleiben, als es die Umstände erlauben wollen. Unser Großherzog ist noch nicht wieder zurück, und da seine Ankunft ungewiß ist, so will ich diese Frühlingszeit noch mitnehmen.

Kannst du nicht selbst kommen, so schreibe mir bald, besonders das Theater betreffend. Ich habe wieder einmal einigen Glauben, es sey möglich, gerade in diesem Zeitpuncte etwas dafür zu wirken, und wenn der auch nur ein halbes Jahr hält, so ist immer inzwischen etwas geschehen. Sind wir doch diesem Glauben und dieser Beharrlichkeit wenigstens das Weimarische Theater schuldig.

Am 24. Mai trat Goethe dann seine Reise in die Rhein- und Maingegenden an, war am 27. in Frankfurt, vom 29. Mai bis Mitte August in Wiesbaden. Dazwischen fuhr er mit dem Minister Freiherrn v. Stein nach Cöln — am 1. August schreibt er an Boisserée: „Dienst. den 25ten Juli führte Herr Min. v. Stein mich im Wagen bis Thal E., im Nachen bis Cöln." Darüber berichtet er:

1414.

An A. v. Goethe.

Wiesb. d. 1. Aug. 1815.

Deine Beyden Briefe vom 18. und 20. vorigen Monats erhielt ich gestern bey meiner Rückkehr. Beyliegendes kommunicable Blättchen bezeichnet meine Reise-

[1] Am 7. Mai.

freuden. Herrn Geh. R. v. Voigt zeigst du es zuerst, bey Übergabe des Billets. Mündlich habe viel zu erzählen: denn du kannst dencken daß diese Tour so bedeutend als kurz war. Alle Beamten und Angestellte haben die größte Deferenz für Herrn v. Stein, und die Menschen-Masse den besten Willen gegen mich. Sie haben mich enthusiastisch, ja fanatisch aufgenommen, so daß man es kaum erzählen darf. Beynahe alles habe gesehen und bin aufgeregt worden über Erhaltung und Ordnen der Kunstschätze am Rhein mein Gutachten abzugeben. Das will ich denn auch wohl thun, denn es ist der Mühe werth, die besten Dinge stehn am Rande des Verderbens und der gute Wille der neuen Behörden ist groß, dabey herrscht Klarheit und so läßt sich etwas wircken.

Daß ich mit Herrn v. Stein gerade in diesem Moment die Reise machte hat viel zu dencken gegeben; sonderbar genug ist es daß sie absichtslos, aus dem Stegreife geschah, gewiß aber nicht ohne Folgen bleiben wird. Die Schilderung dieses auserordentlichen Manns wird auch für dich fruchtbar seyn. So wie mehrere Menschen bedeutend und schätzenswerth gefunden wurden, von denen du gern vernehmen wirst.

Und nun sollst du Danck haben wenn du Tuch und Stickerey zur neuen Uniform von Dresden auch für mich besorgst. Zum Geburtstag[1] des guten Grosherzogs wollen wir uns herausputzen. Die Rose am Fus[2] und was daraus folgt will mir nicht gefallen. Möge Baden recht hülfreich seyn . . .

Meine Absicht ist nächsten Sonntag d. 6ten abzugehen. Bey Willemer auf der Gerbermühle dencke zu lo-

[1] 3. September; es sollte eine neue Hofuniform eingeführt werden.

[2] August hatte in bezug auf den Herzog geschrieben „sein Fuß, an welchem er das Rothlaufen hatte, ist leider aufgebrochen."

giren. Schreibe allenfalls nach Franckfurth, bey Chr. Schlosser abzugeben.

An Westen, seidne Strümpfe u. d. werde dencken.

Nun lebe wohl. Grüße alles. Lebe ruhig, und gedencke daß unser Zustand einer von den Besten bleibt. Diese herrliche Gegend ist so untergraben, daß der gegenwärtigen Generation wenig Freude übrig bleibt. Ich möchte um alles hier nicht wohnen.

Vale

G.

Die Reiseblättchen, das an Herrn v. Voigt bestimmte kommt nächstens. Empfiel mich und grüße. Gestern erhielt ich durch Herrn von Hügel, nebst sehr ehrenvollem Schreiben des Fürsten Metternich, die Decoration eines Commandeurs des Leopoldordens. Nächsten Sonntag werde mich damit zieren.

Inliegendes besorge baldigst. Die Verse gieb Riemern mit meinem Gruße. Mehr sage nicht. Damit das Gegenwärtige gleich abgehe. Vale.

Wsb. d. 3. Aug. 1815.

Boisserée ist so eben angekommen.

1415.

An den Fürsten Metternich.

Durchlauchtiger, Hochgebohrner Fürst und Herr.

Das unschätzbare Zeichen allerhöchster Gnade, welches Ew. Durchlaucht, begleitet von so ehrenvollen Zeilen,[1] durch eine theure Hand[2] an mich gelangen lassen, verpflichtet mich zu dem gefühltesten Dancke, welchem keine Worte zu finden weis, dessen Ausdruck zu den Füssen des Trohns daher Höchstderoselben weitumfassendem Geiste zutrauensvoll anheim zu geben, mich genöthigt sehe.

[1] Paris, 16. Juli.
[2] Herrn v. Hügel.

Noch überraschender wäre jene Höchste Gabe mir geworden, wenn nicht, auf meinem Lebenswege, Ew. Durchlaucht schon öfter als fördernden Schutzgeist erkannt hätte. Die Ehre, Mitglied einer ansehnlichen Kayserlich-Königlichen Academie der Künste zu seyn, verdancke Höchstderoselben gnädiger Aufmerckſamkeit; wie denn auch Ihro persönliche Gegenwart, in so glücklichen als unruhigen Stunden, meine Wohnung von andringenden Kriegsübeln befreyte und mir die, Wissenschafts- und Kunstfreunden so wünschenswerthe Ruhe wiedergab.

Wird mir nun, ebenmäßig durch Ihro Vermittlung, eine unerwartete Auszeichnung zu theyl; so bekenne mit Wahrheit daß ich leider die Gebrechen des Alters, so wie das Verschwinden der Kräfte, welchen der Mensch, als allgemeinem Schicksal, sich fügen lernt, zum erstenmal unangenehm empfinde, weil diese Allerhöchste, in der wichtigsten Epoche, auch auf mich gerichtete Aufmercksamkeit, nicht sowohl als Belohnung eines Verdienstes, sondern als Aufforderung zu bedeutenden Leistungen ansehen darf.

Weil man sich aber vielleicht durch das, was man anregt, mehr Verdienst erwirbt, als durch das was man selbst vollbringt; so kann ich hoffen, durch fernere treue Fortwirckung auf deutsche Männer und Jünglinge der Allerhöchsten Absicht, wo nicht zu genügen, doch wenigstens, nach Pflicht und Vermögen, getreulich entgegen zu arbeiten, und so den Schmuck einer Allerhöchsten Auszeichnung mit bescheidnem Danckgefühle führen zu dürfen.

Vergönnt sey es daher schließlich anzuführen, daß ich mich so eben veranlaßt sehe zu bedencken: wie so manche am Rhein und Mayn, ja überhaupt in diesen Gegenden befindlichen und zu hoffenden Kunstschätze, durch Gunst und Aufmercksamkeit höchster Behörden, durch Theilnahme und Neigung Einzelner, versammelt, geordnet, erhalten werden könnten; dergestalt daß jeder Ort sich seines Kunstbesitzes erfreute und alle zusammen sich zu wechselseitiger Mittheilung des Genußes und der Kenntniß vereinigten.

Wäre dergleichen Übersicht und Vorschlag zu einiger Allgemeinheit und Reife gediehen; so würde Ew. Durchlaucht zu gnädiger Prüfung und Begünstigung die vollständigeren Entwürfe vertrauensvoll vorzulegen mir die Erlaubniß erbitten.

Wsb. d. 4. Aug. 1815.

pp.

1416.

An

Heinrich Friedrich Carl von und zum Stein.

(Wiesbaden, 10. August.)

Da mir das Glück nicht geworden Ew. Exzellenz am hiesigen Orte meine Verehrung zu bezeigen; so eile schriftlich für die genußvollen und lehrreichen Tage gehorsamst zu danken, deren Sie mich mit soviel Güte theilhaft gemacht. Ich finde mir eine neue Ansicht des Lebens und der Erkenntniß eröffnet, indem ich durch Dero Vertrauen hellere Blicke in die uns zunächst umgebende moralische und poetische Welt richten, so wie eine freyere Übersicht über Fluß- und Landgegenden gewinnen konnte.

Diese Erinnerung macht mich doppelt glücklich, wenn ich mir die Dauer dieser Gunst und eine Wiederholung so unschätzbarer Tage für die Zukunft versprechen darf. Hierzu kommt noch daß die schönen Stunden, die mir in Ihrer Nähe gegönnt waren, Vorboten eines höchst bedeutenden Ereignisses geworden, da bey meiner Zurückkunft das Commandeur-Kreuz des Kaiserlichen Leopolds-Orden, nebst einem ehrenvollen Handschreiben des Fürsten von Metternich Erlaucht, durch die freundliche Hand des Herrn Baron von Hügel zu erhalten des Glück hatte. Zum erstenmal beklage ich die Gebrechen des Alters und die Abnahme der Kräfte, die mich außer Stand setzen, so viel aufgehäufte Gunst und Glück durch redliche Bemühungen wo nicht zu verdienen doch wenigstens mit geziemender Dankbarkeit zu erwidern.

Indessen verfehle ich nicht, die von Ew. Exzellenz angeregte Betrachtung fortzusetzen, und dasjenige was ich bey näherer Prüfung den Umständen gemäß zu finden glaube niederzuschreiben, um es bald möglichst höherer Beurtheilung vorzulegen. [1]

Sulpiz Boisserée, mit Zweck und Mitteln einverstanden, überliefert mir theilnehmend die genaueren Kenntniße zu einem solchen weitgreifenden Unternehmen.

Möge Dero Reise nach Paris nach Wünschen glücklich seyn und mitten unter der bedeutendsten Umgebung auch die Kunst und Alterthumstrümmer des südwestlichen Deutschland sich Ihrer fördernden Theilnahme erfreuen.

---

[1] Am 1. Juni 1816 sandte Goethe dem Minister als erste Frucht dieser Reise das Heft „Ueber Kunst und Alterthum in der Rhein- und Mayn-Gegend".

Mit angelegentlichster Bitte in dem schönen Kreise der Hochdieselben umgiebt, mein Andenken von Zeit zu Zeit gefällig walten zu lassen.[1]

1417. *

An den Großherzog Carl August.

(Frankfurt 3. Sept.)

Ew. Königliche Hoheit möge gegenwärtiges Blatt, womit ich diesen mir so wichtigen Tag[2] im Stillen feyere, vollkommen hergestellt antreffen, damit meine aufrichtigen und treuen Wünsche mit ganz heiterem Sinne mögen aufgenommen werden. Gedenke ich der vielen Jahre, die ich das Glück habe Ihnen anzugehören und der unendlichen Abwechselung der äußern und innern Welt, so bekräftigt sich mir auf's neue die alte Wahrheit, daß nichts dauerhaft sey als echte Neigung, Anerkennung und Ergebenheit, mit welchen unveränderlichen Gesinnungen ich die Hoffnung nähre, Höchstdieselben bald glücklich wieder zu sehen.

An dem Oberrhein verklingt nun auch nach und nach der Kriegsdonner, meinen stillen Betrachtungen kann ich hier am Mayn am stillsten Orte nachhängen, der bey heiterm Wetter auch wohl für den angenehmsten gelten kann; es ist ein unmittelbar am Fluß gelegener, der Holzhausischen Familie gehöriger Wohnort, welchen Geheimde Rath Willemer auf seine Lebzeit gepachtet und

[1] Stein antwortete nach seiner Rückkehr aus Paris am 17. September: „Daß es den Meinigen und mir gelungen Ihnen den Aufenthalt in unserm Lahnthal angenehm zu machen, freut uns herzlich, und wir rechnen mit Gewißheit auf die Rückkehr eines so verehrten Mannes in unserer Mitte, und auf Unternehmung neuer Wanderungen in den benachbarten Gegenden von hier aus."

[2] Geburtstag Carl Augusts.

nun die vor mehr als dreyßig Jahren gepflanzten Bäume immerfort gen Himmel streben sieht.

Von denen mich betroffenen Ereignissen melde nur soviel, daß ich von Wiesbaden den 11. August mit Boisserée nach Maynz gefahren, daselbst die Merkwürdigkeiten die man wohl empfehlen darf, unter Anleitung des Sammlers und Ordners betrachtet, und in Abwesenheit Ihro Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs den 12. wieder abgefahren und hier wieder angelangt bin. Mancherley Besuche, Bewirthung und Feste verzehrten eilig die Zeit, überraschend war mir der Besuch des Herzogs und der Herzogin von Cumberland und des Erbgroßherzogs von Strelitz; auch sah ich Frau von Berg, die durch einen kleinen Unfall länger in Frankfurt gehalten wurde; kostbare und schätzenswerthe Sammlungen zu betrachten werde ich jeden Tag veranlaßt, es ist unglaublich, was Privatpersonen im Stillen während dieser traurigen und drängenden Zeiten aufgehäuft und erhalten haben. Hiedurch werde ich denn veranlaßt, zu jenem unternommenen Aufsatz über Kunst und Alterthum sammelnd nachzudenken, wobey es mir aber geht wie jenem Zauberlehrling; die Geister, die ich berief, mehren sich und ich sehe nicht wie ich sie los werden will; doch wird es am Ende Belohnung seyn, sich von diesen Zuständen gründlich unterrichtet zu haben. Eine klare Darstellung derselben kann, da alles im Gähren und Werden ist, vielleicht verhüten, daß bey dem besten Willen mancher Mißgriff geschehe. Schon glaube ich in Franckfurt durch diensame Vorstellungen auf manchen schädlichen Wahn die Hauptpersonen aufmerksam gemacht zu haben . . .

1418. *

An Christiane v. Goethe.

Von dir wieder ein Wort zu vernehmen war mir sehr erfreulich. Wohl hat uns beyde der Sommer übel behandelt und darin hast du vollkommen recht daß man sich, durch äussere Gegenstände, von der Betrachtung seines innern Zustandes zerstreuen müsse. Die angenehmsten Tage die ich zubrachte, waren immer die wo alles so schnell zuging, daß ich nicht an mich dencken konnte. Deshalb mache dir soviel Bewegung und Veränderung als du kannst, in diesen schönen Tagen und dencke darauf wie wir diesen Winter abwechselnd die Tage zubringen. Etwas Musick wäre sehr wünschenswerth, es ist das unschuldigste und angenehmste Bindungsmittel der Gesellschaft. Gegenwärtig bin ich in der Stadt, allein, in Willemers Wohnung, deren unschätzbare Aussicht du kennst. Von Morgens bis Abends ists unter meinen Fenstern lebendig, Tags laufe ich in der Stadt herum, Menschen und Sammlungen zu sehen. Franckfurt stickt voll Merckwürdigkeiten . . .

Seebeck war hier und wohnte mit auf der Mühle, Boisserée ist noch hier, Schlossers sind förderlich und liebreich. Wie gerne gönnt ich dir nur vierzehn Tage in dieser unendlich schönen Gegend! Mittags esse ich manchmal im Schwanen an Wirths Tafel, das ist auch in der Messe unterhaltend. Riese ist noch unverändert. Alle suche ich auch zu fördern und alle sind froh und freundlich. Das seiden Zeug ist gekauft, es gefällt jedermann. Manche Kleinigkeit bring ich mit, dencke wem man eine Artigkeit erzeigt. Riemers, M. Kirsch, Kreiter, und wem sonst?

Friz Stein versäumt zu haben thut mir leid. Sein Brief ist gar liebreich, und verständig. Suche die Mutter und übrige Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freystaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar sind, daß August sich in das Hofwesen so gut findet, ist unschätzbar. Wie sich das alles in diesen Paradies-Gegenden treibt und reibt ist höchst unerquicklich. Wie sehr wünsche ich über alles das mit dir zu sprechen, und wenigstens für die nächste Zeit hierüber Masregeln zu nehmen . . .

Wegen meiner Rückkehr sag ich folgendes: Da es in vielem Betracht so schicklich als räthlich ist daß ich dem Gr. Herzog unterwegs begegne; so halte ich mich hier solange auf bis er zurückkehrt und sehe ihn wahrscheinlich in Heidelberg und kehre über Würzburg zurück. Das nähere erfährst du. Möge ich euch froh und gesund antreffen! Zu einiger Unterhaltung sende ein Kästchen ab mit dem Postwagen, darin ihr euch vergnüglich theilen werdet.

Gar mancherley habe ich vorgearbeitet welches diesen Winter fertig werden soll. Grüße August, Kreiter[1] und die Freunde in der Stadt. Hofr. Meyer sage: daß ich ihn oft vermisse, indem ich Kunstwercke aller Art beschaue. August möge mich den Herrschaften empfehlen! Und nun lebe wohl meine herzlich geliebte und dencke auf Unterhaltung für den Winter.

Frfurt d. 12. Sept. 1815. G.

---

[1] Goethes Schreiber Kräuter.

1419.

An Rosine Städel.[1]

In Hoffnung daß Sie den theuren Freunden alles getreulich ausrichten werden, wovon ich nicht den tausendsten Theil auszusprechen im Stande bin, schreib ich, liebe Rosette, diesen Brief. Da ich denn gleich, wie bisher, mich in die Poesie flüchten und ausrufen muß:

> Wo war das Pergament? der Griffel wo?
> Die alles faßten; doch so war's — ja so![2]

Nachdem uns denn die Freunde verlassen hatten, fingen die bisher nur drohenden Übel an förmlich auszubrechen, es entstand ein Brustweh, das sich fast in Herzweh verwandelt hätte, natürliche Folge der Heidelberger Zugluft und veränderlichen Schloßtemperatur, worüber mir unberufen und unbefragt Herr Dr. Nägeli[3] die genauste Auskunft gab, so daß ich, mit einiger Resignation die gegenwärtigen, mit einiger Vorsicht die künftigen Gebrechen in lauter Heil und Glück umwandlen könnte. Inwiefern es gelingt kann ich vielleicht zukünftig vertrauen.

Aus dem Niedergeschriebnen aber ist ersichtlich daß ich mit grundgelehrten Leuten umgehe, welche sich zwar an dem was uns mit äusseren Sinnen zu fassen erlaubt ist gerne ergötzen, zugleich aber behaupten daß hinter jenen Annehmlichkeiten sich noch ein tieferer Sinn ver-

[1] Goethes eigenhändige Adresse lautet: „An Frau Städel geb. Willemer nach Frankfurt am Mayn, franco". Sie hatte mit ihrem Vater und dessen Gattin Marianne Goethe in Heidelberg bei Boisserée besucht. — Goethe hatte vom 12. August bis 8. September bei Willemers gewohnt.

[2] Schlußzeilen des Gedichts „Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen", mit dem das „Schenkenbuch" im „Westöstlichen Divan" eröffnet wird.

[3] Nach Creizenach wohl F. K. Nägeli, Professor der Medizin in Heidelberg.

stecke; woraus ich, vielleicht zu voreilig schließe, daß man am besten thäte etwas ganz unverständliches zu schreiben, damit erst Freunde und Liebende einen wahren Sinn hineinzulegen völlige Freyheit hätten.

Da jedoch jenes bekannte wunderliche Blat,[1] durch seine prosaische Auslegung[2] einigen Antheil gewonnen; so stehe hier die rhythmische Uebersetzung:

> Dieses Baums Blat, der, von Osten,
> Meinem Garten anvertraut,
> Giebt geheimen Sinn zu kosten,
> Wie's den Wissenden erbaut.
>
> Ist es Ein lebendig Wesen?
> Das sich in sich selbst getrennt;
> Sind es Zwey? Die sich erlesen,
> Daß man sie als Eines kennt.
>
> Solche Frage zu erwiedern
> Fand ich wohl den rechten Sinn;
> Fühlst du nicht an meinen Liedern,
> Daß ich Eins und doppelt bin?[3]

Kaum als ich dieses geschrieben erfreute mich eine lange Unterredung mit Hofr. Kreuzer[4] deren Resultat war: es sey am besten gethan etwas faßliches und begreifliches, gefälliges und angenehmes, ja verständiges

[1] Des Gingo biloba-Baumes, den Goethe im Heidelberger Schloßgarten („meinem Garten anvertraut") angetroffen hatte.

[2] Boisserée hatte über das Blatt geäußert: Man weiß nicht, ob es eines ist, das sich in zwei Teile teilt, oder zwei, die sich in eines verbinden.

[3] Vorstehende Verse bilden das Gedicht „Gingo biloba" im Buch „Suleika". Goethe hatte ein Gingo biloba-Blatt als Sinnbild der Freundschaft auf die Gerbermühle gesandt. In dem schönen, rot gebundenen „Divan", den Marianne vom Dichter geschenkt erhalten, sah Creizenach 1878 drei Blätter jenes Baumes noch an den Stellen liegen, wo sie Marianne eingelegt hatte.

[4] Professor G. F. Creuzer (1771—1858), der bekannte Verfasser der „Symbolik und Mythologie der alten Völker".

und liebenswürdiges vorauszusetzen, weil man viel sichrer sey alsdann den rechten Sinn herauszufinden, oder hineinzulegen.

Hiermit nun, liebe Rosette, (Sie erlauben mir doch diesen zierlichen Nahmen, daß ich zugleich meine Neigung und mein Vertrauen ausdrücke) überliefre ich Ihnen, mit den sämmtlichen Geheimnißen der neuern Philologie, auch meine eignen, zu beliebigem Privatgebrauch. Lassen Sie mich bald etwas vernehmen was den Recepten des Herrn Dr. Nägeli zu Hülfe kommen könnte.

Immer in Ihrer Nähe.

Angeeignet

Heidelb. d. 27. Sept. 1815. Goethe.

1420.*

An Christiane v. Goethe.

... So wie auf die Gerbermühle,[1] bey schönen Tagen, so zu den köstlichen Bildern wirst du hergewünscht. Ich arbeite einen Aufsatz aus über meine Reise, Herr von Stein forderte mich auf. Überall find ich nur Gutes und Liebes. Bin überall willkommen, weil ich die Menschen lasse wie sie sind, niemanden etwas nehme, sondern nur empfange und gebe. Wenn man zu Hause den Menschen so vieles nachsähe als man auswärts thut, man könnte einen Himmel um sich verbreiten; freylich ist auf der Reise alles vorübergehend und das druckende läßt sich ausweichen.

[1] Bei Willemers.

Deshalb freu ich mich sehr daß du mit Riemers gut stehst, ich wünsche diesen Winter mit ihm das nähere Verhältniß, denn ich bringe viel zu thun mit, bedarf seiner Hülfe und kann ihm helfen. Kreiter kriegt auch vollauf zu thun, diesen grüße ...

Nun wüßte nur noch das Wichtigste hinzuzufügen, den Wunsch, daß du dich immer mehr herstellen mögest. Dich zu zerstreuen ist die Hauptsache, sieh immer Leute, und leite dir und mir manches gute Verhältniß ein. Sobald der Grosherzog da war schreibe ich wieder. Vielleicht folg ich ihm nach Mannheim. Lebe recht wohl und liebe mich. Verlangend dich wieder zu sehen die besten Wünsche

Heidelberg, d. 27. Sept. 1815. G.

1421.*

An C. G. v. Voigt.

... Ich, nach Heidelberg zurückgekehrt, werde, auf höchsten Befehl, Carlsruh besuchen, alsdann in Franckf. mit unserm theuren Fürsten wieder zusammen treffen. Es ist wundersam genug daß ich vor vierzig Jahren, gerade in diesem Monat, durch eine Kalbische Staffete von Heidelberg nach Weimar gerufen wurde. Welch ein Glück, nach so unendlichen Ereignissen, immer noch in gleichem Verhältniß zu stehen, und nach einem solchen Kreislauf, dieselbe Bahn aufs neue zu betreten ...

Unsre Seelenangelegenheit[1] geht wie Serenissimus sagten nach Wunsche. Ein Glück bey soviel unseligen

[1] Bei dem Territorialabtretungsvertrag mit Preußen wurden die Gebietskompensationen nach „Seelen" berechnet.

Verhandlungen. Wie aber die Welt gespalten und in die kleinsten Bißlein zerrissen ist, erfährt man zu Wunder und Schrecken, wenn man unter fremden Menschen viel hin und her wandelt. Möge ich doch bald wieder in dem engeren Kreise anlangen . . .

Heidelberg d. 1. Octbr. 1815.

Goethe.

1422.

An Rosine Städel.

Jene gehaltvolle Sendung,[1] liebe Rosette, hätten Sie nicht abschicken können, ohne ein sichres Gefühl daß sie wohl angewendet sey. Das war sie auch; sie aber werth und würdig zu erwiedern müßte ich in besserer Lage seyn. Dencken Sie, daß, bis Gestern, ich hoffen konnte Sie jeden Tag zu sehen und nun nimmt mich's beym Schopfe und führt mich, über Würzburg, nach Hause. Lassen Sie mich erst Unterwegs seyn und das als eine unausweisliche Nothwendigkeit begreifen; so hören Sie mehr von mir, und wills Gott was ordentliches. Verzeihen Sie das Federspritzen und die Klecksdchen; das sieht meinem Zustand ganz ähnlich. Adieu den Beyden! Mögen Sie vereint bleiben! Und Mir!

Heidelberg, d. 6. Octbr. 1815. G.

[1] unbekannt.

1423.

An J. J. Willemer.

Daß ich, theurer, verehrter Freund, immer um Sie und Ihre glücklichen Umgebungen beschäftigt bin, ja Ihre selbstgepflanzten Haine, das flüchtig gebaute und doch dauerhafte Haus, lebhafter als in der Gegenwart sehe und mir alles Gute, Liebe, Vergnügliche, Nachsichtige wiederholt wiederhole, werden Sie an Sich fühlen, da ich gewiß aus jenen Schatten nicht vertrieben werden kann, und Ihnen oft begegne. Hundert Einbildungen hab ich gehabt: wann? wie und wo? ich Sie zum erstenmal wiedersehen würde; da ich noch bis gestern Beruf hatte, mit meinem Fürsten, am Rhein und Mayn, schöne Tage zu verleben; ja vielleicht jene glänzende Jahresfeyer auf dem Mühlberg zu begehen. Nun kommts aber! und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkühr und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann die ich verlasse.

Doch das ist schon zu viel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verläugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe.

Herzlichen Danck für alles Gute und Liebe. Doch dieser Danck wäre nicht der rechte wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wissen. Wie denn billig diese Worte an die zwey gerichtet sind, die man beneidenswerth glücklich verbunden sieht.

Heidelb. d. 6. Octbr. 1815. G.

1424.*

An Rosine Städel.

Meiningen d. 10. Octbr. 1815.

Schon bin ich auf die Höhe gelangt, wo die Wasser nicht mehr nach dem Mayn fließen, ich muß also meine Gedancken der Post anvertrauen und so sollen die Freundinnen hören: daß ich im Geiste immer so hartnäckig bey Ihnen geblieben, als mich ungern persönlich entfernt habe . . .

Am 9ten, früh, gings an ein Scheiden, wo ich denn ganz eigentlich die Trennung fühlte, denn bisher war es noch immer eine Fortsetzung des glücklichsten Zustands. Auch, wie es zu geschehen pflegt, waren die letzten Stunden die interessantesten. Eine gewisse Scheu verliert sich wenn man das unvermeidliche vor sich sieht und man sucht im offensten Vertrauen einen Ersatz für den drohenden Verlust. Nicht ohne Rührung war der Abschied und, wie man eine Hand umwendet, wäre Sulpiz mit nach Weimar gegangen. Nun war ich denn allein, auf den weiten fruchtbaren Räumen zwischen Mayn und Mayn. Zu Werneck nahm ich nochmals von dem geliebten Wasser Abschied, nachdem vorher die Weltgeschichte mich ereilt hatte. Auf den weiten Stoppelflächen hetzten donische Cosacken verschüchterte Hasen. Eine Meilenlange Colonne des russischen Trains retardirte meinen Eilweg und doch traf ich, gegen acht, bey hellem Mondschein, auf ein schlimmeres Hinderniß, indem der Wagen sich umlegte. Da ich aber in den besten Gedancken war lies ich mich nicht stören, sondern ging zu Fuße nach der Stadt, einen Weg ohngefähr so lang als von der Mühle nach der Sandgasse, oder umgekehrt und glaubte so von einer

Freundinn zu der andern zu gehen. Mögen sie mich Beyde nicht aus ihrer Mitte lassen!

Nun, indessen der Wagen hergestellt wird, halte ich es für ein glückliches Ereigniss, das mir Zeit giebt von hier aus meine kleinen äusseren Schicksale zu melden. Überlassend sich, in seinen Gemüthern, nach Analogie eigner Gefühle, die inneren Zustände auszubilden. Diesen kommen gar sehr jene Talismane zu Hülfe an denen Ihr liebes Brieflein so reich war. Von Zeit zu Zeit wünsche ich mir Erneuerung, ob sie gleich von der Art sind daß sie ihre Kraft nimmer verliehren.

Auch Ihnen liebe Rosette wünsche den herrlichen Tag wie er über diesen Gebirgen waltet. Reiner Himmel, glänzende Sonne, dabey aber eine Winterkälte. Deshalb auch meine Schrift zu entschuldigen bitte, die in einer nicht zu erheizenden Stube mehr eilt als billig. Schon ist der Wagen wieder hergestellt und Carl abermals mit aufpacken beschäftigt. Möchte ich doch zu Hause ein Wort von Ihnen vorfinden! — Und wieviele Optative möchte ich nicht noch hinzufügen. Lassen Sie mir die schönste Freude zwey Wesen unzertrennlich zu wissen, die ich immer so fort vereint mir dencken will, und was alles weiter daraus folgt, wie ich es so gern auf mich beziehe.

Tausend Lebe wohl.

G.

1425.

An A. Schopenhauer.

Den ersten ruhigen Augenblick nach meiner Zurückkunft ergreife, um Ihren Aufsatz[1] sowie den ersten und

[1] „Ueber das Sehen und die Farben" (Leipzig 1816).

letzten Brief nochmals zu durchgehen und ich kann nicht verbergen, daß es mit großem Vergnügen geschieht. Ich versetze mich in Ihren Standpunct und da muß ich denn loben und bewundern, wie ein selbstdenkendes Individuum sich so treu und redlich mit jenen Fragen befaßt, und das, was gegenständlich daran ist, rein im Auge behält, indem es sich aus seinem Innern, ja aus dem Innern der Menschheit zu beantworten sucht.

Abstrahire ich nun von Ihrer Persönlichkeit und suche das was Ihnen gehört mir anzueignen, so finde ich sehr vieles was ich aus meinem bestimmten Gesichtspuncte gar gern gleichmäßig ausdrücke. Komm ich aber an das, wo Sie von mir differiren, so fühle ich nur allzu sehr, daß ich jenen Gegenständen dergestalt entfremdet bin, daß es mir schwer ja unmöglich fällt, einen Widerspruch in mich aufzunehmen, denselben zu lösen, oder mich ihm zu bequemen. Ich darf daher an diese strittigen Puncte nicht rühren; nur wegen des Violetten sende ich ein Blättchen nach.

Damit jedoch Ihre schöne und dankenswerthe Arbeit nach außen nicht völlig stocke, so thue ich folgenden Vorschlag. Auf meiner Reise hatte ich das Glück Herrn Dr. Seebeck zu begegnen. Dieser sorgfältige, denkende Beobachter hat jene Phänomene nie außer Augen gelassen und ist vollkommen als in seinem Hauptgeschäft darin bewandert. Erlauben Sie es, so sende ich ihm Aufsatz und Briefe oder auch den Aufsatz allein, und es wird gewiß dadurch für Sie und mich erwünschte Theilnahme und Belehrung entspringen. Auch er verhält sich ohngefähr wie Sie gegen meine Farbenlehre, er läßt sie bestehen als Grund und Anleitung, als Fachwerk und Andeutung, und sie hat nie etwas Weiters seyn sollen. Auch er hat verschiednes Vernachlässigte herangezogen,

manches Leichtübergangene ausgeführt, Stellen berichtigt, andere bestätigt, manches Neue supplirt und besonders die Gegner nach ihren Stärken und Schwächen sehr schön beurtheilt.

So sehr aber auch die Sache dadurch gewinnt und so sehr es mir Freude machen sollte, das zu erleben, was andern erst lange nach ihrem Hinscheiden aufgespart ist, so erforderte es doch in meiner gegenwärtigen Lage zu große Anstrengung, zu gewaltsamen Anlauf, mich wieder in die sonst so geliebte und betretene Region zu versetzen. Ja ich konnte meinem Freunde kaum, da er von mir einiges zu Förderung der Hauptpuncte begehrte, zu Willen seyn. Mein größter Wunsch wäre daher, daß Sie beyde sich näherten und so lange gemeinschaftlich wirkten, bis ich von meinen wunderlichen Geistesreisen, auf denen ich jetzt hin- und hergezogen werde, wieder glücklich in die harmonisch farbigen Regionen zurückkehre. Ihre Antwort soll entscheiden, bleiben Sie meines Antheils versichert. Mit den besten Wünschen

Weimar den 23. Octbr. 1815.

Goethe.

1426.

An J. J. Willemer u. Frau.

Als der gute Sulpicius mich in Würzburg verlies und ich mich auf den weiten fränckischen Stoppelfeldern unter hasenjagenden donischen Cosacken allein sah, hätte ich meine beschleunigte Rückreise gewiß bereut, wenn nicht die Nothwendigkeit derselben mir vor Augen gewesen wäre,

noch mehr aber die Gewißheit mich beruhigt hätte daß ich den Freunden so wie sie mir immer gegenwärtig wäre.

Wie angenehm hat mich daher das Protokoll vom 18ten Octbr. überrascht, welches, in so bedeutendem Augenblick, von so lieber Hand verfaßt, mir die Freuden des vorigen Jahrs, das Glück des jetzigen unmittelbar wieder zu Herz und Sinn brachte. Auch die von Anfang der Welt sich herschreibende Jahrzahl hat ihre Wirckung nicht verfehlt und ich hoffe wir wollen immer so fortrechnen.

Wie ich voraussehen konnte, waren die Tage seit meiner Ankunft am 11ten bis heut den 26ten sehr unruhig. Das Theater fand ich erschüttert auf einen Grad daß der Philosoph am Mayn es doppelt und dreyfach verwünschen würde. Vor der Abreise des jungen Hofes gab es hunderterley Beredungen, Aufträge und Bestellungen, nicht weniger häufige Besuche russischer Magnaten und Schönheiten; wie denn heute die Untergötter Baskiren, Cosacken u. dergl. das Bißchen Herbstluft vor sich her nach Norden zu treiben scheinen.

Am 18ten fuhr ich mit Freund Meyer auf unsre Hügel um die Feuer welche auf Thüringens Höhen, zwar nicht so reichlich und prächtig als am Mayn, aber doch ganz anständig und fröhlich brannten, im Ganzen zu überschauen; da vergegenwärtigte ich mir die Freunde und die über Franckfurts Panoram so zierlich aufpuncktirten Flämmchen, und zwar um so mehr als es gerade Vollmond war, vor dessen Angesicht Liebende sich jedesmal in unverbrüchlicher Neigung gestärckt fühlen sollen.

Das Buch Kabus[1] kommt mit dem Postwagen.

[1] Goethe hatte ein Exemplar des Werkes „Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn", übersetzt und erläutert von Heinrich Friedr. v. Diez (Berlin 1811), gesandt und dazu die Widmung an Willemer geschrieben: „Dem verehrten Einsiedler am Mayn wiedmet dieses königliche Buch orientalischer Weisheit der dankbare Goethe und Hatem. W. d. 18. October 1815."

Diesem Weisheitsbuche ist ein dichterisches Blättchen[1] beygefügt, dem Divan entnommen, welcher um viele Glieder gewachsen ist. Ich schickte mehr, wenn ich nicht bedächte daß es wohl besser sey diese Novitäten einige Monate aufzuheben, damit man, bey erneuter Gegenwart, auch wieder mit neuen Gaben vor den Freunden erscheinen könne.

Nun das Herzlichste Lebewohl. Die schönsten Grüße an die liebe Rosette und die sämmtlichen Kinder. Hat denn die ernste Vorsteherinn[2] mir gar nichts mitzutheilen? Die Angelegenheiten des Vereins sind auch im Norden sehr wichtig.

Möge es Allen recht wohl ergehen.

W. d. 26. Octbr. 1815.

Goethe.

1427.

An Zelter.

So weit hätten wir es also gebracht, fünf Monate nichts von einander zu hören. Durch eigene und fremde Leiden und Freuden hin und hergewogt, hab ich sie zugebracht. Jetzt, unter leidlichen Auspicien nach Hause gelangt, fühl ich gleichmäßig, daß man immer auf innern und äußern Krieg gerüstet seyn muß.

Nicht leer komm ich von meinem Kreuzzuge, in einiger Zeit erhältst du gedruckt meine Betrachtungen über Kunst

[1] Das im Divan mit dem Titel „Abglanz" enthaltene Gedicht, an Marianne gesandt mit der Aufschrift „Der lieben Kleinen".

[2] Wohl die Dichterin Sophie Jassoy, die einen Dialog „Gespräch zwischen Völkertracht und Mode" geschrieben, nachdem sie sich dem von Willemer begründeten Verein zur Annahme einer Nationaltracht angeschlossen hatte.

und Alterthum, beyläufig über Wissenschaft, in den Rhein- und Mayngegenden. Es ist zwar meine Art nicht auf den Tag zu wirken, dießmal aber hat man mich so treulich und ernsthaft zu solcher Pflicht aufgefordert, daß ich mich nicht entziehen kann. Eigentlich spiele ich auch nur den Redacteur, indem ich die Gesinnungen, Wünsche und Hoffnungen verständiger und guter Menschen ausspreche. In diesen Fächern, wie in allen andern, ist soviel guter Wille als Verwirrung und Unvertraun; jeder möchte etwas leisten und zwar das Rechte, und niemand begreift daß das nur geschehen kann, wenn man mit und in einem Ganzen wirkt.

Sodann verkündige, wie mein Divan um viele Glieder vermehrt ist, worunter sich welche von der jüngsten und frischesten Sorte befinden. Er kann nun schon, dem verschiedenen Inhalt gemäß, in Bücher abgetheilt werden; manches Singbare wird sich darunter finden, doch waltet, nach orientalischer Art, die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters geziemt.

Ferner ist mein Aufenthalt in Neapel und meine Reise durch Sicilien, so ziemlich, nach Tagebüchern und Briefen, und aus der Erinnerung redigirt, und steht auf dem Puncte, abgeschrieben zu werden. Die Reise bis Rom war schon in Ordnung ehe ich wegging. Aus diesem Bändchen wird niemand viel lernen, aber Gegenden, Gegenstände, Menschen und Reisende werden dem Leser lebendig entgegentreten.

Von öffentlicher Musik habe ich auf meiner Reise nichts Erfreuliches gehört. Einzelne liebenswürdige Stimmen zu Clavier und Guitarre sind mir sehr anmuthig entgegen gekommen. Gott und die Bajadere hört ich vortragen,[1] so schön und innig als nur denkbar.

---

[1] Von Marianne.

Ist denn das erste Heft deiner gestochenen Lieder nicht mehr zu haben? in Frankfurt war es nicht zu finden, jedoch die folgenden. Am Mayn weiß man nichts von dir, und der Rhein kennt dich nicht; wir haben daher dein Evangelium in diesen Gegenden gepredigt. In Heidelberg dagegen stehst du im frischesten Andenken. Du erlaubst ja wohl, daß ich etwas von deinen Canons und mehrstimmigen Liedern hinschicke, auch schickte ich gern die Partitur von Johanna Sebus. Eine Gesellschaft Liebhaber versammelt sich unter kluger und geistreicher Anführung . . .

Und so darf ich denn erwarten, daß du mir von deinem Thun und Lassen auch einige Nachricht gebest. Sage mir doch auch ein Wort, wie sich des Epimenides Urtheil ausgenommen, wie es mit Devrient[1] steht und geht. Brühl hat uns Wolffs[2] weggenommen, welches kein gutes Vorurtheil für seine Direction erregt. Es ist zwar nichts dagegen zu sagen wenn man gebildete Künstler sich zuzueignen sucht, aber besser und vortheilhafter ist es, sie selbst bilden. Wär ich so jung wie Brühl, so sollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte. Nun lebe schönstens wohl und sende auch irgend ein Liedchen oder Canon.

Weimar d. 29. Octbr. 1815. G.

Kannst du mir, nach deiner einsichtigen Schilderungsweise, eine recht deutliche Darstellung von Dlle Düring[3] machen, und das je eher je lieber, so erzeigst du mir einen großen Gefallen, laß es aber niemanden am wenigsten sie selbst mercken und bewahre mir dieses Geheimniß, wie so manches andre.

---

[1] Ludwig Devrient (1781—1832).
[2] Pius Alexander Wolff und seine Gattin Amalie geb. Malcolmi.
[3] Auguste Düring, die spätere berühmte Auguste Crelinger.

1428.

An J. J. Willemer u. Frau.

Ob ich gleich nicht mit dem frommen Paul Gerhard[1] singen dürfte:

> Den liebsten Bulen den ich hab'
> Der liegt beym Wirth im Keller,
> Er hat ein graues Röcklein an,
> Und heist der Muskateller.

so gesteh ich doch gern daß ein duzzend muntre Gesellen in unsern Gewölben angelangt, sehr willkommen gewesen. Die Unterhaltung mit ihnen würde noch erfreulicher seyn, wenn nicht dabey ein Nachklang der Entfernung und des Entbehrens obwaltete. Ist wohl indessen der ernste dilemitische König[2] bey Ihnen angelangt? Ich wünschte wohl Ihre Gedancken über diesen seltenen Mann zu hören.

Auch würde es sehr freundlich seyn wenn die Liebe Kleine[3] dem Gesang und der Cither ein Viertelstündchen entwendete und von Zeit zu Zeit etwas von sich sehen ließe. Die Winterabende scheinen noch einmal so lang wenn man der gewohnten Herbstfreuden auf einmal ganz und gar ermangelt. Tausend Danck für Sendung und Andencken!

unwandelbar

der Ihrige

Weimar d. 15. Nov. 1815. G.

---

[1] Die folgenden Verse sind freilich nicht von Gerhard, sondern sie bilden den Anfang eines Trinkliedes aus Fischarts Gargantua.

[2] König Kjekjawus (Seite 62 Anm.) stammte aus der Dynastie der Dilemiten.

[3] Marianne.

1429.

An Charlotte v. Stein.

> Daß Du zugleich mit dem heilgen Christ
> An diesem Tage geboren bist,
> Und August[1] auch der werthe Schlancke,
> Dafür ich Gott im Herzen dancke,
> Dies giebt in tiefer Winterszeit
> Erwünschteste Gelegenheit
> Mit einigem Zucker Dich zu grüßen
> Abwesenheit mir zu versüßen,
> Der ich, wie sonst, in Sonnenferne
> Im Stillen liebe, leide, lerne.

am 25. Dec. 1815. Goethe.

1430.

An die Hoftheater-Commission.

Einer Groß-Herzoglichen Theater-Commission ist gewiß noch erinnerlich, daß, eh unser Theater auf dem hohen Grade der Bildung stand wie gegenwärtig, Schauspieler sich manchmal erdreisteten über aufzuführende oder aufgeführte Stücke mißbilligend zu sprechen und dadurch die wohlgesinnten Glieder der Gesellschaft, ja das Publicum irre zu machen. Durch diensame Bemerkung ward endlich dieses Übel völlig getilgt, so daß mir wenigstens keine Spur mehr davon vorgekommen ist.

---

[1] Goethes Sohn.

Nun aber scheint sich diese Roheit im Orchester einzufinden, indem ich, von vielen Seiten, hören muß, daß Glieder der Capelle, im höchsten Grad der Unverschämtheit, gegen des Epimenides Erwachen und dessen Musik leidenschaftlich auftreten, so daß man nicht weiß, ob man über Gemeinheit oder Dünkel sich mehr verwundern solle. Läßt man ein solches Verfahren ungeahndet, so hängt es in der Zukunft von solchen sinnlosen Menschen ab, ein, mit so vielem Bedacht, Sorgfalt, Mühe und Kosten zu Stande gebrachtes Werk zu verschreyen und dessen Wiederholung zu verhindern.

Die Sache betrifft mich so nah, daß ich Großherzoglicher Commission die Maaßregeln deshalb völlig überlassen muß, nur das erkläre ich, daß keine auf meinen Text neucomponirte Oper hier am Orte jemals aufgeführt werden kann, damit mir dieser schöne und wichtige Theil unserer theatralischen Darstellungen nicht noch mehr Verdruß errege, als bisher schon geschehen ist.

Großherzoglicher Commission, wie obgedacht, die deshalb räthlichen Verfügungen nach Überzeugung, auch ohne meine Concurrenz, zu geneigter Ausfertigung überlassend.

Weimar den 18. Febr. 1816.

Goethe.

1431.

An C. G. v. Voigt.

Die mir gefällig mitgetheilten Acten habe mit Aufmerksamkeit und Antheil gelesen, wovon Ew. Excellenz gewiß überzeugt sind, da ich den vorzüglichen Mann,[1]

[1] Schelling.

von dem die Rede ist, von seiner ersten Ankunft an genau kenne, und ihm von der Weltseele[1] bis zu den Kabiren[2] getreulich gefolgt bin, auch ihm gar manches, was ich mir zueignen konnte, verdanke. Seine Persönlichkeit, Wesen, Eigenthümlichkeit, Charakter, Gesinnungen durchaus zu kennen, will ich mir nicht anmaßen, um so weniger, als ich bis auf die letzten Tage mit ihm in den besten Verhältnissen gestanden habe und stehe. Er hat mir immer die beste Seite gezeigt.

Wie aber vor einiger Zeit die Rede davon war diesen bedeutenden Mann nach Jena zu versetzen, so dachte ich bey mir im Stillen darüber nach und hielt es für einen sehr bedenklichen Schritt. Gewohnt aber mich in meine engen Kreise zu schließen, äußerte ich gegen niemanden, auch nicht gegen Ew. Excellenz, wie Dieselben mir bezeugen können, das Mindeste.

Jetzt aber seh ich aus den mir geneigt mitgetheilten Papieren, wie die Angelegenheit stehe und wie weit sie gediehen sey. Ich erfahre, daß zwey entgegengesetzte Meinungen, die eine gegen, die andere für die Anstellung, obwalten, deren Gründe ich mir beyderseits deutlich zu machen suchte.

Diese Gründe, wie sie vorliegen, gegen einander abzuwägen, möchte ich mich nicht vermessen. Gewohnt an mich selbst zu denken und mich zu prüfen, fühle ich mich von den Banden höheren Alters befangen. Denn nicht allein körperliche Kühnheit will dem Alter selten geziemen, auch geistige Kühnheit steht ihm nicht wohl. Wenn der Jüngere fehlt, so verbindet er sich deshalb zu büßen und, wenn er tüchtig ist, den Fehler wieder gut zu machen;

[1] „Von der Weltseele" (1798).
[2] Gemeint ist die Schrift „Ueber die Gottheiten von Samothrake" (Tüb. 1815).

der Ältere fürchtet die Folge seines Irrthums seinen Nachfolgern zu überliefern, deren Vorwürfe er sich, als ein lang Erfahrner, schon selbst articuliren kann.

Verzeihung deshalb, wenn ich, käme mir eine Stimme zu, auf die verneinende Seite träte. Hier sind die Gründe aus der Gegenwart, dem Zustand, der Erfahrung, der Beschränkung genommen, welche doch jederzeit dem Geschäftsmann höchst ehrwürdig seyn sollten, und so sind sie mir aus dem Verstande geschrieben, ebenso wie die der bejahenden Seite aus dem Herzen: denn wir alle hoffen und wünschen ja, daß es anders, besser, vorzüglicher werden solle, und warum sollten wir einen Anlaß nicht ergreifen, hiezu mitzuwirken, wenn wir zu sehen glauben, daß ein Mittel dazu dargereicht werde?

Wie sehr wünscht ich jedoch, daß man in einem so wichtigen Falle sorglich in Bedacht nähme, daß eine Idee, die wir zu realisiren gedenken, sogleich empirisch wird, daß die Akademie Jena etwas Wirkliches und der Mann den wir berufen auch ein wirklicher ist. Wer darf sagen: ich kenne ihn auf den Grad, daß ich ihn mit Zuverlässigkeit zu dieser hohen Stelle wählen darf; denn wie die Sache steht, so ist er ganz entschieden der Herr der Universität Jena durch die große Begünstigung an Stelle, Rang, Besoldung, Pension, Einfluß in zwey Facultäten, ja in alle.[1] Er erhält das Recht, das große Vertrauen, das man in ihn setzt, fernerhin zu fordern, und dieses um so dringender, als man ihn aus einem Zustande herausruft, der, nach meiner Einsicht, der einzige ist, in welchem er gedeihen kann, und aus dem er nicht herausgehen sollte, wenn er sich selbst und die Welt mehr kennte.

[1] Schelling hatte die philosophische und eine theologische Professur verlangt, den Titel eines Geh. Hofrats, 1500 Taler und eine Witwenpension von 300 Talern.

Hätte er mich, als alter Freund, in diesem Falle gefragt, ich würde geantwortet haben: hast du von unserm alten Herrn und Meister Benedict Spinoza nicht soviel gelernt, daß wir und unseres Gleichen blos im Stillen gedeihen? Hätte der Kurfürst von der Pfalz diesem klugen Juden auch völlige Lehrfreiheit in Heidelberg zugesagt, so hätte der Verfasser des Tractatus theologico-politicus geantwortet: Ew. Durchlaucht, das können Sie nicht, denn Lehrfreiheit gegen das Bestehende kann nur dazu führen, daß ich entweder ihren sanctionirten Zustand umwerfe, oder daß ich daraus mit Schimpf und Schande vertrieben werde.

Zöge man Benedicten bey uns zu Rath und legte ihm die Acten vor, so würde er uns das Beyspiel von Fichten anführen, den wir mit ähnlicher Kühnheit, als jetzt obwaltet, eingesetzt, doch zuletzt nicht halten konnten.

Wenn ich auch, ohne mein redliches Votum durch besondere Gründe zu motiviren, mich auf die verneinende Seite, blos als stimmgebend, insofern es mir zukäme, gewissenhaft zu wenden fortfahre, so sey es mir erlaubt zu sagen, daß diese Kühnheit, wenn man es so nennen will, auf einer vierzigjährigen Praxis ruht und auf einer bis auf die letzten Zeiten fortgesetzten Beobachtung literarisch-moralisch-politischer Zustände. Wollte man die Akademie Jena wahrhaft neu fundiren, so müßte es nicht auf die früher von uns schon einmal versuchte Weise geschehen, sie auf revolutionäre Wege zu stoßen, sondern sie auf die reine Höhe der Kunst und Wissenschaft, auf welche gewiß Europa jetzt gelangt ist, zu stellen, zu erhalten und zu sanctioniren.

Um aber zu dem Gesagten mich noch einigermaßen näher zu legitimiren, bemerke ich nur Folgendes (denn

gar manches, was mir bekannt ist, gehört nicht zu den Acten und sind Geheimnisse, die der Einzelne wohl zu verwahren hat, zu eigenem Gebrauch und Berathung).

Also nur einige Fragen: Weiß man denn ob er katholisch ist? Wäre er es und erklärte er es nach eingegangener Bestätigung seiner Annahme, könnte man zurücktreten und könnte man einem katholisirenden Philosophen über Religion zu dogmatisiren erlauben? Hätte er seine Stelle angetreten, selbst jetzt noch Protestant und er ging zur katholischen Confession über, was könnte man dann thun, und wenn er, wie alsdann vorauszusetzen wäre, Proselyten machte, würde man ihn, wie Kaiser Alexander die Jesuiten, in einer Nacht vertreiben können?

Das alles halte ich vor meine Schuldigkeit auszusprechen, da unter den Vorwürfen, die ich mir mache, die heißesten sind, daß ich zur rechten Zeit nicht ausgesprochen habe, was ich wußte, und was für Unheil ich voraussah. Nicht alles Übel erfolgt, was man oft hypochondrisch vorzusehen glaubt; ich kenne aber noch ein hübsches Nest von Unheil, das bey dieser Gelegenheit flick werden wird.

Es fällt mir unmöglich, bey so prägnanten Fällen, die nur einzeln zu mir gelangen, das gehörige Maaß zu treffen; mögen Ew. Excellenz von Vorstehendem einsichtigen Gebrauch machen, ohne vielleicht die Blätter mitzutheilen.[1] Sie werden mir gewiß persönlich verzeihen, wenn es mir komisch vorkommt, wenn wir zur dritten Säcularfeyer unseres protestantisch wahrhaft großen Gewinnes das alte überwundene Zeug nun wieder unter einer erneuten mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen,

[1] Auf Voigts Gutachten lehnte der Großherzog die Berufung Schellings ab.

obgleich im Stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen sollten.

Weimar den 27. Febr. 1816. G.

1432.*

An Zelter.

Dir war freylich abermals eine harte Aufgabe zugedacht; leider bleibt das immer die alte Leyer, daß lange leben soviel heißt als viele überleben, und zuletzt weiß man denn doch nicht was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälliger Weise die erste Ausgabe meines Werthers in die Hände und dieses bey mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.

Ein Theil des Räthsels löst sich dadurch, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum Besten und so wird man alt ohne daß man weiß wie oder warum. Beseh ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe..

In eine sehr große wissenschaftliche Thätigkeit werde ich versetzt durch unsers Großherzogs Verlangen, unsere durch die ungeheuern Kriegsschicksale wundersamst erretteten Anstalten energisch belebt zu sehen. Da muß ich nun

alles zusammennehmen was ich weiß und will. Du sollst mancherley erfahren, aber, was ich dich ersuche, schreibe doch oft vom Theater, in welches du einen so reinen, tüchtigen und doch so gutmüthigen Blick hast. Sage mir bald was über die Erscheinung von Wolffs und wie sich ihr Spiel zu der Umgebung und zum Publicum verhält. Grüße Herrn Staatsrath Schultz und ersuch ihn mir bald zu antworten. Es ist gerade Zeit das Eisen zu schmieden.

Gott erhalte dich.

Weimar d. 26. März 1816.

Goethe.

1433.*

An Zelter.

... Fahre ja fort mit deinen Theater-Recensionen. Es mag freylich bey euch wunderlich aussehen, wenn man über ein so nacktes und herkömmliches Stück, wie Clavigo, nicht Herr werden kann. Ferner ist es eine rechte deutsche Art, zu einem Gedicht oder sonstigen Werke den Eingang überall, nur nicht durch die Thüre zu suchen. Ich habe Zeit meines Lebens Gelegenheit genug gehabt mich zu verwundern, daß vollkommen gebildete Personen ästhetische oder höhere sittliche Zwecke durchaus nicht anzuerkennen wissen. Ich möchte keinen Vers geschrieben haben, wenn nicht tausend und aber tausend Menschen die Productionen läsen und sich etwas dabey, dazu, heraus oder hinein dächten.

Der Faust mag euch noch in künftigen Monaten manche confuse Stunde bereiten. Wenn du fortfährst so

grob zu seyn, wie gegen die unlustige gräfliche Person,[1] so wirst du schon was zu Wege bringen; das geist- und sorgenlose Wesen der Menschen ist in solchen Fällen gar häufig. Der unglaubliche Dünkel in den die jungen Leute jetzt hineinwachsen, wird sich in einigen Jahren zu den größten Narrheiten manifestiren ...

Vergangnen Sonntag[2] hatten wir die große Feyerlichkeit der Huldigung. Die Würden, Ehren und Auszeichnungen, die uns da zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil, mir liegt nichts ob als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort dasjenige zu thun, was ich seit 40 Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freyheit und ohne Qual und Hast.

In den ersten Monaten komm ich nicht von hier weg; wenn du also nach dem Rhein gehst, so richte dich ein, einige Tage bey mir zu verweilen, damit wir unsere Zustände wechselseitig aufklären und einander nützlich und behülflich seyn mögen.

Gewähre der erstandene Christ deinen Concerten und Hochzeiten allen Segen!

Die letzte leere Seite mögen einige Verslein[3] einnehmen, zu beliebigem Gebrauch.

Weimar d. 14. Apr. 1816. G.

---

[1] Zelter hatte von der Leseprobe des Faust berichtet: „Die lustige Person, eine gräfliche, schien das Gedicht noch gar nicht zu kennen.“

[2] Laut Tagebuch 7. April; es handelte sich um die Huldigung der auf dem Wiener Kongreß neu erworbenen Gebiete des Großherzogtums Sachsen.

[3] „Das Publikum“ und „Herr Ego“.

1434.

An Kirms.

Daß man Mad. Wieland und Dlle Bervisson jetzt gleich erkläre daß man sie behalten wolle, finde sehr billig, auch wäre zu überlegen ob man ihnen nicht noch etwas an Gage zugestehn wolle. Es sey mir erlaubt zu sagen, wir Weimarischen Theater-Vorsteher sind denn doch am Ende wie Vogelsteller, wir pfeifen den Leuten allerley Liedchen vor und wenn sie kommen, finden sie es ganz anders. Die Maxime, daß man während des Contracts nicht genöthigt werden könne Zulage zu geben, ist ganz richtig, daraus folgt aber nicht daß man keine geben dürfe, wenn man es für gut und billig hält. Das Mädchen wird sich täglich brauchbarer erweisen, ja wenn sie so fortfährt, bald unentbehrlich seyn. Damit man aber über diese Dinge nicht im Dunkeln bleibe, so wünsche Ew. Wohlgeb. ließen nächstens wieder einmal eine Tabelle der Gagen aufsetzen, damit man sieht wie diese Menschen gegen einander stehen. Was die Wiener betrifft, so fürchte ich, sie würden uns eine unbequeme Acquisition seyn.

Weimar d. 16. Apr. 1816. G.

1435.*

An Zelter.

Deinen lieben Brief[1] erwiedere sogleich. Es freut mich daß Wolff[2] gefallen hat, und durch dich zu wissen wie und warum. Die Weimarischen Schauspieler gelten

[1] Vom 20.–24. April.
[2] Pius Alexander Wolff, vergl. Bd. V, 115 f.

am meisten wenn sie mit einander wirken, es ist mir aber lieb zu hören, daß auch der Einzelne etwas vom Ganzen mit sich fortträgt.

Ao. 1803, im August, kamen zwey junge Leute, Grüner[1] und Wolff, hierher, die Gesellschaft war in Lauchstädt, ich hatte Zeit und Humor und wollte einen Versuch machen diese beyden, eh jene zurückkämen, auf einen gewissen Punct zu bringen. Ich dictirte die ersten Elemente, auf welche noch niemand hingedrungen ist. Beyde ergriffen sie sorgfältig und Wolff ist davon nie gewankt noch gewichen, deswegen er auch zeitlebens die schönste Sicherheit behalten wird. Daß Grüner in Wien sich zum mächtigen Schauspieler, ja zum Director aufgeschwungen, zeigt, daß auch er an einem gewissen Fundamente gehalten habe. Beyde waren mit Glauben und Neigung zu mir gekommen, der eine den Militär-, der andere den Kaufmannstand verlassend, und beyde haben es nicht übel getroffen. Vor einigen Tagen, als ich alte Papiere ausklopfte, fand ich noch das Concept eines Briefs an Wolffs Mutter, der sich auch jetzt noch recht artig ausnimmt. Zugleich das Concept von jenem Katechismus[2] oder a b, ab; vornehmer könnte man es auch euklidische Elemente nennen. Vielleicht verführen mich diese Bogen, daß ich die Sache nochmals durchdenke. Sie gehen nicht weit hinein, denn die Gesellschaft kam zurück und nun mußte alles practisch werden.

Wir hatten aber damals soviel Lust zu leben und zu theatrisiren, daß mich im Winter ein Theil der Gesellschaft in Jena besuchte um unsere Übungen fortzusetzen. Durch den Schnee war die Schnecke impracticabel

[1] Karl Fr. Grüner (1786—1845) war bis 1814 am Weimarer Theater.
[2] Gemeint sind Goethes „Regeln für Schauspieler"; sie erschienen in Druck zuerst in Bd. 4 der „Nachgelassenen Werke".

geworden, Grüner verlor das Heft, das er in der Tasche als einen Talisman trug, welches er aber einige Tage nachher wieder bekam, indem er in allen Schenken Lärm geschlagen und es glücklicherweise ein Fuhrmann aufgelesen hatte.

Wenn du Dlle Maas siehst, so erinnere sie freundlicherweise an diese Geschichten, die sie auch mit erlebt hat und nicht ohne einiges Vergnügen. Ich war ihr nämlich sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Recitation, deshalb ich einmal in einer Probe von Tell entsetzlich bös über sie wurde, weil sie sich, Gott weiß warum! maulfaul erwies. Du siehst, mich hat deine freundliche Nachricht in frühere Zeiten hingewiesen, wo das rein und richtig gewirkt wurde, was späterhin fortwirkt. So lebe ich jetzt auf eine eigne Weise in meinem Sicilianischen Leben und sehe nun jetzt erst, was zehn Wochen in diesem Lande auf mich gewirkt haben.

Nun zu einem andern Texte: Wenn man dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht, sagt man dir ich sey todt, so denke es nicht. Mit dem letzten, was zu dir gekommen ist, verhält es sich freylich etwas wunderbar, deshalb merke nun auf.

Das Fest der Huldigung[1] sollte am Sonntag Palmarum den 7. April vor sich gehen und so eigentlich der Schlußstein eines neuen Gewölbes nach vielen zerstörenden Leiden eingesetzt werden. Den 2. April wurde ich von einem wunderlichen, nicht gefährlichen, aber doch starken rheumatischen Übel befallen, daß ich mich zu Bette legen mußte, nach meiner Einsicht schien es beynahe unmöglich den 7. an meinem Platze zu seyn. Da fiel mir

[1] Vergl. Brief 1433.

glücklicherweise ein Napoleontischer Spruch in's Gedächtniß: l'Empereur ne connoit autre maladie que la mort, und ich sagte daher dem Arzte, daß ich, wenn ich nicht todt wäre, Sonntag Mittag um 12 bey Hof erscheinen würde. Es scheint daß der Arzt und die Natur sich diesen tyrannischen Spruch zu Gemüthe genommen haben, denn ich stand Sonntag zur rechten Stunde an meinem Platze, rechts, zunächst am Thron, zugleich auch konnt ich noch bey Tafel allen mir obliegenden Schuldigkeiten genug thun. Nachher aber zog ich mich wieder zurück und legte mich in's Bette, um zu erwarten, bis etwa der kategorische Imperativ uns wieder auf Leib und Leben hervorriefe. Bis jetzt ist es auch recht gut gegangen. Ich hatte mich schon früher resignirt bis Johannis zu Hause zu bleiben, wie du es auch thun mußt, denn die vor Jahr und Tag nach außen gewendeten empirischen Gewalten wenden sich nach Gottes Willen jetzt nach innen; auch nur empirisch, aber wir müssen Gott danken, daß es so ist. Wenn wir jetzt zu Hause verharren, so können wir unglaublich viel Gutes thun, weil das sich Neugestaltende immer eine unglaubliche Lust hat sich unzugestalten, um nur einen Schlendrian, über den das ungeheure Unglück uns hinausgehoben hat, wieder mit größter Behaglichkeit einzuphilistriren . . .

Schreibe mir mit eben der Reinheit und Ruhe wie sich die Wolff präsentirt, wenn du sie ohne Vorbild siehst, oder wenn du sie öfters gesehen hast, so auch mit ihm. Ich kann mit keiner Relation einig werden als mit der deinen, ich selbst seh es nicht so gut, denn entweder ich verhalte mich productiv, d. h. ich will daß derjenige der es jetzt nicht ganz recht macht besser machen solle und ich glaube daran daß er's besser machen werde, oder ich verhalte mich umgekehrt, daß der Unglaube eintritt, daß

ich verfluche was geschieht, weil ich mich schäme erwarten zu können, daß es besser werden dürfte.

Die moralische Weltordnung erhalte dich.

Weimar d. 3. May 1816. G.

1436.*

An Zelter.

Jena den 21. May 1816.

Deine lieben Briefe erhalte ich hier, die Noten, wofür der schönste Danck, erwarten mich in Weimar. Und jetzt nur einige Worte. Daß Wolfs durchgedrungen sind freut mich sehr, ihr Beyspiel wird Nutzen stiften, es wäre schön wenn du mit ihnen und den Besseren etwas für Rezitation und Declamation thätest. Wer könnte das besser als du, gerüstet mit musicalischen Kräften und Künsten. Unser Theaterwesen laß ich nicht ganz fallen, es ist aber aus zu vielerley widerstreitenden Elementen zusammengesetzt als daß Glauben, Liebe und Hoffnung dabey statt fänden.

Meine Zustände, nach denen du dich freundlich erkundigst, sind auf gutem Fuße. Die Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, ist mir mit allem andern, dem Theater pp. geblieben. In utili honorifico bin ich auch vorgeschritten. Mein Sohn desgleichen, den ich auf einer sehr guten Bahn, ruhig und stät vorschreiten sehe. Du siehst daß ich alle Ursache habe zufrieden zu seyn.

Ein gut Exemplar meiner Wercke hebe ich dir auf und sende es wenn es beysammen ist, sonst verzettelt sichs.

Daß du dem Epilog zu Essex [1] deinen Beyfall gönnst freut mich sehr. Die Wolf bat mich um einen Schluß, ich wollte das nicht mit Phrasen abthun, studirte die Geschichte und den Roman woraus das Stück gebildet ist. Nun hätte ich freylich eben so gut eine neue Tragödie schreiben können als den Epilog, der denn wohl gehaltreich werden mußte. Denke dir nun daß er während der drey Tage der Leipziger Schlacht geschrieben ist; so wird dir manche ahndungsvolle Zeile noch bedeutender erscheinen . . .

Übrigens blickt man in ein wunderliches Gewirre, wenn man in die Verflechtung der politischen, moralischen, Kunst- Handwercks- und Wissenschafts-Welt hineinsieht. Alle Vortheile und Nachtheile zu Einer Zeit in allen Fächern. Alles was Ausdehnung und Vermehrung erleidet vortrefflich! Was Innigung und Einigung bedürfte, nahe dem Untergang.

Von Beethoven's Schlacht [2] hörte ich dich sehr gerne erzählen. Das sind Vortheile der großen Stadt, die wir entbehren.

StaatsR. v. Hufland hat mich sehr freundlich nach Berlin eingeladen, auf künftigen Winter, im Nahmen des Fürsten Radzivils. Dergleichen Expeditionen werden mir immer unmöglicher. Ich würde nur mir selbst und andern zur Last fallen. Mein Befinden verlangt die größte Gleichheit im Leben und Genießen.

Nun lebe wohl. Die Feder hat mich weiter ge-

---

[1] Band VI, S. 272.

[2] Zelter hatte geschrieben: „Beethoven hat eine Schlachtsinfonie gemacht, wovon man so taub werden kann als er selbst. Nun wissen die Weiber auf ein Haar wie es in einer Schlacht hergeht, wenn auch schon lange Niemand mehr begreift was Musik ist.“ Beethovens sog. Schlachtsinfonie (An Wellingtons Sieg bei Vittoria), Opus 91, eine 1813 entstandene kleinere Komposition.

führt als ich wollte. Spare nicht Papier und Dinte gegen mich.

In meinen zwey ersten Theilen findest du manches Neue, wenn auch nicht alles singbar. Späterhin erscheinen noch allerley Späße.

NB. Die Rübchen sind glücklich verzehrt, die ComödienZettel gebunden.

G.

1437.

An J. D. Gries.[1]

Ew. Wohlgeboren

haben mich aus dem regnichten Jena auf einmal in die heiterste Gegend geführt, und bis in die tiefe Nacht hat mich Ihr Calderon festgehalten. Ich bewundere auf's neue dieses außerordentliche Talent und das mit desto mehr Behaglichkeit, als Sie uns Geist und Wort so glücklich überliefern.

In ein herrliches, meerumflossenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versetzen uns diese Werke, und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können. Hier wirkt besonders der Magus kräftig und es ließe sich aus ihm der Zustand der Schule und Kirche, so wie der des Gemeinlebens jener Zeit gar wohl entwickeln. Vielleicht gelingt mir etwas von der Art, wodurch auch Ihr trefflich Unternehmen gefördert werden

[1] Gries (1775—1842) hatte am 28. Mai den 2. Band seiner Calderon-Uebersetzung („Das laute Geheimnis" und „Der wundertätige Magus") gesandt.

könnte; denn das Interesse des deutschen Tages möchte wohl von dem Interesse jenes Zeitpunctes sehr verschieden seyn.

Noch Eins füge ich hinzu, daß mein Aufenthalt im Orient mir den trefflichen Calderon, der seine arabische Bildung nicht verleugnet, nur noch werther macht, wie man edle Stammväter in würdigen Enkeln gern wiederfindet und bewundert.

Soviel für dießmal. Vielleicht glückt es mir bald etwas Weiteres mitzutheilen.

Mit den besten Wünschen

ergebenst

Jena d. 29. May 1816. Goethe.

1438.

An Eichstädt.

Weimar d. 4. Juny 1816.

Ew. Wohlgebornen

hätte gern vor meiner Abreise von Jena nochmals begrüßt und den Wunsch geäußert den ich hier nachbringe.

Ich habe Kenntniß genommen von dem englischen Dichter Lord Byron,[1] der uns zu interessiren verdient. Sein seltsames Wesen leuchtet aus seinen Gedichten[2] hervor die gerade wegen seines wilden und doch geregelten Talentes große Gunst haben. Könnten Sie mir nachweisen, wo ich von der Lebensgeschichte, dem Charakter

[1] geboren 1788.

[2] Erschienen waren „Stunden der Muse", die ersten Gesänge von „Ritter Harold", der „Korsar", Ode auf Napoleon, „Lara", sowie Erzählungen.

u. s. w. dieses wundersamen Mannes nähere Nachricht finden könnte, so geschähe mir ein besonderer Gefalle. Das Beste wünschend

ergebenst

Goethe.

*

Christiane, deren Kränklichkeit Ende Mai immer ernsteren Charakter angenommen hatte, starb am 6. Juni, an ihrem 52. Geburtstage.

Am 5. Juni hat Goethe in sein Tagebuch eingezeichnet:

„Meine Frau in äußerster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Ratgeber und einzig haltbarer Punkt in dieser Verwirrung." Und dann, am 6. Juni nachts: „Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und außer mir."

Vulpius berichtet am 11. Juni an Nikolaus Meyer:

„Ihre Freundin, meine Schwester, ist nicht mehr. Der Tod hat ihrer kraftvollen Gesundheit in einem schrecklichen Kampfe von fünf Tagen das Leben abgekämpft. Sie starb am 6. (ihrem Geburtstage, in ihrer Geburtsstunde) Mittags 12 Uhr an Blutkrämpfen der schrecklichsten Art, für sie und uns. Sie können sich vorstellen, wie zerstört alles bei uns ist und umhergeht. Alle weinen und ihr Mann ist fast untröstlich."

Am 8. Juni schrieb Goethe in einem Brief:

1439.*

An Boisserée.

Füge ich hinzu: daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen; so nehmen liebe Freunde gewiß Theil an meinem Zustande.

Und an demselben Tage:

1440.*

An Zelter.

Wenn ich dir derber, geprüfter Erdensohn, vermelde daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen; so weist du was es heissen will.

1441.*

An Louise Seidler.

Den lieben Jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bey dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist . . .

Weimar d. 12. Juny 1816. G.

1442.

An Schopenhauer.

Weimar d. 16. Juny 1816.

Das schwarze Siegel meines Briefes muß mir abermals bey Ihnen, mein werthester Herr Doctor, zur Ent-

schuldigung dienen, wenn ich beynahe nur den Empfang Ihres wohlgedachten Aufsatzes melde. Die Krankheit meiner lieben Frau und ihr erfolgtes Ableben hat mich allem Wissenschaftlichen und namentlich der Farbenlehre entrissen, in die ich durch Ihre Arbeit, durch den Abdruck des Schulz'schen Aufsatzes, welcher beyliegt, und bey dem Transport meines sämmtlichen chromatischen Apparats nach Jena wieder hineingelockt worden. Auch wurden die Versuche der entoptischen Farben leider unterbrochen, so wie die der chemischen, wozu mich Voigts schätzenswerthe Schrift: die Farben organischer Körper angeregt. Indessen ist aus allem doch zu ersehen, daß der Punct, von dem wir sämmtlich ausgehen, lebendig fortwirkt, wenn gleich nach verschiedenen Richtungen. Möchten doch auch Sie nicht müde werden dieses schöne Feld zu bebauen und Ihre Ansichten fortzuhegen, damit wir vielleicht in einigen Jahren fröhlich in dem Mittelpunct wieder zusammen träfen, von dem wir herstammen; denn wir sind denn doch auf das höchste Alterthum gegründet und diesen Vortheil wird uns niemand entreißen. Lassen Sie manchmal von sich hören.

Mit den besten Wünschen

Goethe.

1443. *

An S. Boisserée.

... Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man großthun, daß mein Zustand an die Verzweiflung

gränzt, deshalb ich auch, indem ich mich zu zerstreuen suchte, auf das allerfalscheste Mittel gerathen bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Production des Augenblicks von mir zu erwarten. So habe ich die alten derelinquirten Papiere hervorgesucht, wo zwar manches Erfreuliche und Brauchbare sich findet, aber auch ein Wust von erst durchgeschmolzenem Gestein, wo man ein schreckliches Feuer und Schmiedearbeit anwenden müßte, um das Bißchen metallische herauszugewinnen, und doch kann man es nicht über sich gewinnen dergleichen Blätter zu vertilgen, weil es immer Denksteine vergangner Zustände bleiben ...

Alex. von Humboldt sendete mir ein geringblättriges aber höchstbedeutendes Werk: sur les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales, welches mich, trotz aller Verwirrung, auf die so lang betretenen und gewohnten Naturpfade wieder hinstieß, und so ist der dunkle Grund des gegenwärtigen Augenblicks durch heitere, erfreuliche und bunte Bilder geschmückt. Lasset mich nun auch von euch etwas Erquickliches hören. Der erste behagliche Moment soll Meister Hemmling[1] gewidmet seyn ...

Zelter kommt in 8 Tagen und will mich mit nach Wiesbaden reißen, wenn ihm der Zauber gelingt, die Alraunwurzel aus dem Boden zu ziehen, so seht ihr mich doch noch; auf alle Fälle aber wird er nach meinem Wunsch und zu seinem Vortheil Heidelberg besuchen und den dortigen Musikfreunden die echte Freude bringen ...

Weimar d. 24. Juny 1816. G.

[1] Hans Memling (Bd. VI, 287).

1444.

An W. v. Humboldt.

Mit dem Gefühl des Verlustes, in das mich das Abscheiden meiner guten kleinen Frau versetzt, weiß ich nichts tröstlicher, als umherzuschauen, wie viel Gutes und Liebes mir noch übrig bleibe.

Von Ihnen, theuerster Freund, hab ich in undenklicher Zeit nichts gehört und sehne mich wiederum nach einem lieben Worte von Ihrer Hand und der Versicherung Ihres Wohlbefindens. Leider muß ich Verzicht thun, Sie am schönen Mayn zu sehen. Die Ärzte und ein gewisser Trieb weisen mich nach Böhmen und noch könnt ich selbst nicht sagen, was ich ausführen werde. Lassen Sie mich bald was von Sich hören und senden mir wieder einmal etwas Bedeutendes von Handschriften. Mit alten hergebrachten Liebhabereyen schmeichelt man seinem Schmerz.

So bin ich auch Ihrem Herrn Bruder eine liebliche Tröstung schuldig geworden, da sein so bedeutendes und aufregendes Heft:[1] Sur les lois p. gerade in den traurigsten Momenten zu mir kam und sein Recht an mir ausübte, und so ist es auch zeither der tägliche Text meiner Betrachtungen geworden. Lassen Sie ihm die dankbare beyliegende Charte zukommen.

Möge Sie und die Ihrigen alles Erfreuliche durch's Leben begleiten. Ich mußte mir in diesen Tagen eine wundersame Unterhaltung aufdringen, indem ich den alten Papierkram der Vergangenheit durchsichtete, wo so vieles Angefangene und Verlassene, so viele Vorsätze und Untreuen keine Entschuldigung zulassen, sondern blos vergönnen im echten orientalischem Sinne an Gottes Barmherzigkeit Anspruch zu machen.

[1] Vergl. S. 87.

Leben Sie tausendmal wohl und lassen mich ja bald von Sich das Beste vernehmen.

Weimar d. 24. Juny 1816.

1445.*

An Cotta.

Ew. Wohlgeb.

haben gewiß Antheil an meinem Zustande genommen, wenn Ihnen die Nachricht zukam, daß meine liebe kleine Frau, deren Anmuth Sie kannten, mich in diesen Tagen verlassen hat. Die Verwirrung, die daraus in meinem Hauswesen entstand, ließ beyliegenden Brief von Herrn Frommann vergessen; eben dadurch wurde auch die gegenwärtige Sendung verspätet . . .

ergebenst

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 26. Juny 1816.

1446.*

An C. L. F. Schultz.

. . . Mein kleines Heft: die Metamorphose der Pflanzen fiel vor 25 Jahren rechts und links in die Dornen und die Steine. Eine kleinere und größere Anstalt, wie ich das durchführen wollte, blieb liegen, weil doch auch nirgendsher Theilnahme und Mitarbeit

erschien. Nun, nach genanntem Werke, kann ich die uralten Kupferabdrücke monstroser Pflanzen illuminiren lassen und mit wenigen Bemerkungen mittheilen. Sie dienen auch diesem jüngeren Mann zur Förderniß.

Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine Zeitlang sich hier aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unsern Unterredungen irgend einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten, worüber wir uns besprächen. Da ich in der intellectuellen Welt ohne eine solche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetischem Wege seyn, wo es sich ohnehin von selbst giebt.

Nun ist, wie Sie wohl beurtheilen, dieser junge Mann, von meinem Standpunct ausgehend, mein Gegner geworden, zur Mittelstimmung dieser Differenz habe ich auch wohl die Formel; doch bleiben dergleichen Dinge immer schwer zu entwickeln.

Möge ich doch bald über Ew. Wohlgeb. Befinden beruhigt werden, worüber mich sowohl Zelter als Schinkel in Sorge gesetzt haben.

Und nun muß des, leider allzukurzen, Besuchs des Herrn Geheimrath Schinkel[1] gedenken, dessen schöne Einsicht und Thätigkeit mich sehr erfreut und belebt hat. Einem so reichen Talent ist ein so weiter Wirkungskreis zu gönnen. Manche bedeutende Puncte durchzusprechen verhinderte die Kürze der Zeit, doch vielleicht läßt sich's nachholen, indem ich ihn am Rhein zu treffen hoffe, da ich eben im Begriff bin nach Heidelberg abzugehen und von da mich nach Baden zu begeben. Die herrliche Boisseréesche Sammlung wird auf dieser Tour ein sehr leuchtender Punct seyn . . .

---

[1] Der große Berliner Architekt (1761—1841).

Das Beste wünschend in Hoffnung guter Nachrichten von Ihrer Seite bey meiner Rückkehr.

Weimar d. 19. July 1816.

Goethe.

1447.*

An Zelter.

. . . Gebe dir Gott wenig gelehrige Schüler, damit doch etwas von deinen Tugenden auf der Erde bleiben möge, die andern aber, die sich dem Höchsten gleich stellen, indem sie auf den ersten Stufen krabbelnd dem Scheine huldigen, die laß ja in ihrer Behaglichkeit, denn es wäre Sünde ihre Welt zu zerschlagen.

Man sollte eigentlich nicht wiederkehren wenn man abgeschieden ist, doch dießmal gelang es mir noch, der Unterschied war nur um wenig Stunden.[1] Indessen ist es doch wunderbar, das Leben krallt sich gleich wieder an, und ich habe gerade durch die Hast des Zustandes, weil man mich gleich wieder zu verlieren gedenkt, soviel erfahren und gewirkt als sonst in Wochen.

In meinem Hause sieht's ganz freundlich aus. August,

---

[1] Goethe war am 20. früh um 7 Uhr von Weimar abgefahren; „um 9 Uhr, kurz vor Münchenholzen, warf der ungeschickteste aller Fuhrknechte den Wagen um, die Achse brach und der gute Meyer wurde an der Stirne beschädigt." (Goethe an Zelter.) Goethe hatte nach Baden reisen wollen, wo sich Boisserée und Willemers befanden. In den Tages- und Jahresheften 1816 erzählt er nach der Schilderung des Unfalls: „Aus Unmut und Aberglaube ward die vorgesetzte Reise vielleicht übereilt aufgegeben und wir verfügten uns ohne langes Besinnen nach Tennstädt, wo ein Thüringer Schwefelwasser gute Wirkung versprach." Vielleicht scheute sich Goethe in seiner damaligen Stimmung vor einem Wiedersehen mit Marianne?

wie du ihn kennst, greift in alles ganz verständig ein, wir haben in wenigen Stunden Fundamente zu künftigen Winterunterhaltungen gelegt. Chemische und physische Förderniſſe sind mir auch geworden, so daß ich nicht weiß ob ich mich beklagen soll heute Abend nicht in Würzburg einzutreffen. Herrn v. Hundeshagen[1] grüße zum allerschönsten, danke für seinen Brief, ich werde nächstens schreiben.

W. d. 22. Jul. 1816. G.

1448.*

An Zelter.

... So eben erhalt ich auch von Jena vier erste Aushängebogen der Italiänischen Reise.[2] Der erste Brief datirt d. 3. Sept. 1786. Was sagst du dazu?

Mir ist es wundersam und rührend zu sehen was wir für arme Narren sind, die wir es so bitter ernst nehmen und doch sind wir, im besten Sinne, Narren in unserm Sack. Und nun lebe wohl! Plane mag ich nicht machen: Unter vier Wochen geh ich hier nicht weg, wenn mich der Engel des Herrn nicht beym Schopfe faßt. Wo möglich laß uns auf deiner Rückkehr zusammentreffen.

Tennstedt d. 9. Aug. 1816. G.

[1] Hofgerichtsadvokat Bernhard Hundeshagen in Wiesbaden, wo Zelter sich seit dem 14. aufhielt.
[2] Für seine neue Ausgabe der „Werke".

1449.*

An Nees v. Esenbeck.[1]

(Mitte August.)

... In den Tagebüchern meiner Italiänischen Reise, an welchen jetzt gedruckt wird, werden Sie, nicht ohne Lächeln, bemerken, auf welchen seltsamen Wegen ich der vegetativen Umwandlung nachgegangen bin; ich suchte damals die Urpflanze, bewußtlos, daß ich die Idee, den Begriff suchte wonach wir sie uns ausbilden könnten.

Und doch war damals diese Lehre schon längst entdeckt, bekannt und angenommen lebendig, dann aber auf die wunderlichste Weise verdrängt und ein Präformations-Wahn durch den geistreichsten Mann seiner Zeit[2] eingeführt.

Ebenso bedurfte es eines Newtons, die fratzenhafte Lehre der Lichtzersplitterung dem Menschenverstand aufzudringen und die umsichtigsten Forscher gegen alle fortschreitenden Entdeckungen und deren Aussprüche blind zu machen.

Das alles hat sich nun nach und nach in's Klare gesetzt, so daß ich jetzt die Freude habe, eine fortschreitende Umgestaltung des beynahe Gottlosen von Ihnen durchgeführt zu sehen.

Ich denke nun nach und nach meine älteren Aufsätze dieses Fachs drucken zu lassen, als geschichtliche Documente, die, wie ich hoffen darf, das Vertrauen jüngerer Mitglieder mir noch mehr gewinnen sollen.

Sind erst Ihre Kupfer sämmtlich beysammen; so nehme Veranlassung über die Farben jener Nachtkinder

[1] Der bekannte Botaniker (1776—1858).
[2] Linné.

bey Ihnen anzufragen. Denn indessen bey ausgebildeten Pflanzen das Licht zur Färbung so nöthig ist; so sind dagegen manche dieser Erstlinge der Natur, wenn schon im Verborgnen erzeugt, auf den höchsten Grad gefärbt.

1450. *

An Zelter.

Tennstedt den 28. Aug. 1816.

Gestern kam dein lieber Brief zu rechter Zeit, damit ich mich heute daran erfreuen und mich mit dir unterhalten sollte. Diesen meinen Geburtstag feyre ich in besonderer Einsamkeit. Hofrath Meyer, der vier Wochen bey mir verweilte, und Geheimerath Wolf, [1] der auf anderthalb Tage einsprach, gingen heute früh weg und so bin ich mir selbst überlassen.

Beyde genannte Männer, jeder von großen Vorzügen, sind im Umgang die verschiedensten. Der erste, obgleich seiner Sache eben so gewiß wie der andere, wird niemals eine Gesellschaft verderben, weil er zu schweigen und zu lenken weiß; der zweyte dagegen hat sich, auf die seltsamste Weise, dem Widerspruch ergeben, daß er alles was man sagen kann, ja alles was da steht hartnäckig verneint und einen, ob man gleich darauf gefaßt ist, doch endlich zur Verzweiflung bringt. Eine solche Unart wächst von Jahr zu Jahr und macht seinen Umgang, der so belehrend und förderlich seyn könnte, unnütz und unerträglich, ja man wird zuletzt von gleicher Tollheit angesteckt, daß man ein Vergnügen findet das Umgekehrte zu sagen von dem was man denkt.

[1] F. A. Wolf (Bd. VI, 247).

Man kann sich vorstellen, was dieser Mann als Lehrer, in früherer Zeit, trefflich muß gewirkt haben, da es ihm Freude machte tüchtig positiv zu seyn.

Deine schönen Erfahrungen und Genüsse gönne ich dir, du verdienst die Welt zu sehen und dich ihrer zu erfreuen, da du sie verstehst und billigen Theil an ihr nimmst.

Deinen Aufsatz [1] über die Catalini, Milder und Mara habe mit Freuden gelesen. Die Menschen begreifen niemals daß schöne Stunden, so wie schöne Talente, müssen im Fluge genossen werden. Wie absurd sich die Leipziger bey dieser Gelegenheit benehmen, haben dir die Zeitungen schon verkündiget. Es thäte Noth daß man solchem verfluchten Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit sie solche, bey Gelegenheit, vergleichen und eine der andern unterordnen könnten . . .

St. Rochus-Fest [2] ist, in dieser meiner Reise-Canzley, endlich auch zu einer dritten, recht reinlichen Abschrift gediehen. Gedruckt möchte es drey Bogen ausmachen. Ich wiederhole daß ich dir das Manuscript vorlegen möchte. Es ist zwar keine eigentlich stumpfe Stelle drinnen, aber manches könnte ausführlicher seyn; ob ich gleich zufrieden bin daß meine productive Sinnlichkeit noch so weit reichen konnte.

Deshalb vermelde daß, wenn die Dämonen nicht wieder grillenhafte Streiche spielen, ich den eilften September hoffe in Weimar zu seyn, wo du denn einkehren und nach Belieben verweilen könntest: denn das Leben wird immer kürzer und nimmt die Art an sibyllinischer Blätter . . .

Tausend Lebe wohl! G.

[1] In der „Haude- und Spenerschen Zeitung", die Zelter am 20. August gesandt hatte.
[2] „St. Rochus-Fest in Bingen" (im 2. Heft von „Kunst und Altertum").

1451.

An W. v. Humboldt.

Tennstedt den 1. Sept. 1816.

Das große Werk,[1] dem Sie, theuerster Freund, einen schönen Theil Ihres Lebens gewidmet, konnte nicht zu besserer Stunde bey mir anlangen, es trifft mich hier in Tennstedt, in einem, Ihnen wahrscheinlich nicht ganz unbekannten thüringischen Land- und Badestädtchen, wo ich nun fünf Wochen hause und, seitdem mich Freund Meyer verlassen, allein geblieben bin.

Hier erlaubt ich mir nun zuerst ein durchlaufendes Lesen, der Einleitung sowohl, als des Stückes selbst, zu meiner nicht geringen Erbauung. Und da ich nun wiederholt das Einzelne mit dem Ganzen genieße; will ich meinen Dank für diese Gabe nicht länger zurückhalten.

Denn wenn man sich auch mit allem Löblichen und Guten was uns die älteste und neuste Zeit reicht freundlich theilnehmend beschäftigt; so tritt doch eine solche uralte Riesengestalt, geformt wie Ungeheuer, überraschend vor uns auf, und wir müssen alle unsere Sinne zusammennehmen um ihr einigermaßen würdig entgegen zu stehen. In einem solchen Augenblick zweifelt man keineswegs hier das Kunstwerk der Kunstwerke, oder, wenn man gemäßigter sprechen will, ein höchst musterhaftes zu erblicken. Daß wir nun dieses mit Leichtigkeit vermögen sind wir Ihnen schuldig; auch muß Ihrer Bemühung, ob sie gleich an sich belohnend war, ein fortwährender Dank lohnen.

Das Stück war von jeher mir eines der betrachtungswürdigsten und durch Ihre Theilnahme schon früh zugänglicher als andere. Verwundersam aber ist mir jetzt mehr als je das Gewebe dieses Urteppichs: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind so glücklich in eins geschlungen, daß man selbst zum Seher, das heißt: Gott ähnlich wird. Und das ist doch am Ende der Triumph aller Poesie im Größten und im Kleinsten.

[1] Aeschylos' Agamemnon, übersetzt von W. v. Humboldt, war am 27. August bei Goethe eingetroffen.

Sehen wir nun aber hier wie dem Dichter die sämmtlichen Mittel zu Gebote stehen, wodurch eine so ungeheure Wirkung hervorgebracht werden kann; so enthalten wir uns nicht der höchsten Verehrung. Wie glücklich der epische, lyrische, dramatische Vortrag geflochten ist und uns zur Theilnahme an solchen greulichen Schicksalen nicht nöthigt, sondern anlockt! und wie gut die wenige didaktische Reflexion das sprechende Chor kleidet! Alles dieses ist eben nicht genug zu preisen.

Und so verzeihen Sie denn daß ich Eulen nach Athen als Dankopfer bringe. Ich könnte wirklich immer so fortfahren und Ihnen das vorerzählen was Sie längst besser wissen.

So hat mich auch wieder auf's neue ergriffen daß jede Person, außer Clytemnestra, der Unheilverketterin, ihre abgeschloßne Aristeia hat, so daß jede ein ganzes Gedicht spielt und nachher nicht wiederkommt uns etwa auf's neue mit ihren Angelegenheiten beschwerlich zu fallen. In einem jeden guten Gedichte muß die ganze Poesie stecken, dieses ist aber ein Flügelmann.

Was Sie in Ihrer Einleitung über Synonymik sagen ist köstlich, möchten doch unsere Sprachreiniger davon durchdrungen seyn. Doch in so hohe Angelegenheiten wollen wir die traurigen Mißgriffe nicht mischen, durch welche die deutsche Nation ihre Sprache von Grund aus

verdirbt; ein Unheil das man erst in dreyßig Jahren einsehen wird.

Sie aber, mein Bester, seyn und bleiben gesegnet für das Gute was Sie an uns gethan haben. Dieser Ihr Agamemnon soll mir nicht wieder von der Seite.

Das rhythmische Verdienst kann ich nicht beurtheilen; aber ich glaube es zu fühlen. Unser tüchtiger, talent- und geistvoller, aber im Widerspruch verwildernder Wolf, der einige Tage bey mir war, sprach das Beste von Ihrer sorgfältigen Arbeit. Wie sich die Heidelberger benehmen wird belehrend seyn.

Sagen Sie mir noch ein Wort ehe Sie nach Paris gehen und empfehlen mich den theuren Ihrigen. Wie sehr hätte ich gewünscht Sie diesen Sommer zu sehen! Denn es ist soviel, nach allen Seiten, in Bewegung daß nur Tage hinreichen um zu besprechen: was zu fördern wäre und wie? Glücklicher Weise für mich nahet mir nichts was ich ganz abzuweisen brauchte, wenn auch nicht alles nach meiner Überzeugung begonnen und geleitet wird. Und gerade dieses Sauersüße ist es was blos in der Gegenwart mündlich verhandelt werden kann.

1452.*

An Cotta.

Tennstedt den 2. September 1816.

... Nun drängt sich auch zu mir das Zutrauen so vieler Jüngeren, die, meinen guten Willen und meine Beharrlichkeit beachtend, sich an mich schließen, wodurch ich in so manche schöne Thätigkeit hineinschaue, wo-

von ich das Einzelne bis zu bedeutenden Momenten mitzutheilen verspare.

Und nun erlauben Sie daß ich das was uns zunächst angeht punctweis berühre.

Goethe bespricht dann in fünf Punkten die Gestaltung der neuen Ausgabe seiner Werke und fährt fort:

VI. Vielleicht ist kaum erinnerlich, daß vor Jahren über organische Bildung und Umbildung eine Sammlung erscheinen sollte, wovon die dazu gehörige Metamorphose der Pflanzen bey Frommann schon abgedruckt liegt.

Diese Dinge sind nun auch an der Zeit. Jüngere Männer, die sich nun mit Vergnügen zu den Ideen bekennen, die ich vor dreyßig Jahren emsig-mühsam aus der Natur auszuforschen trachtete, haben auf diesem Wege vieles geleistet und freuen sich meiner Theilnahme, wie ich mich ihrer Arbeiten.

Die Erfurter naturforschende Gesellschaft gestaltet sich auch wieder. Und das, von mehreren Gliedern, mir zugedachte Präsidium wollte ich lieber stilltheilnehmend bestätigen. Einige gedachter Freunde, meldet man mir, haben sich mit Ew. Wohlgeb. in Relation gesetzt. Und auch in diesem Sinne will ich in der Folge gern mit eingreifen.

VII. Unter dieser Nummer möge lieber manches ruhen, was bey mir und meinen Freunden vorgearbeitet liegt, und, durch pedantische Widersetzlichkeit der Gilden, durch vergeudete Unverschämtheit der Präoccupanten, vorzüglich aber durch die gräßlichen Zeiten zurück gedrängt worden. Hievon soll nach und nach nähere Kenntniß und Anfrage erfolgen.

Alles kommt darauf an, daß ein Unternehmen glücklich in die Zeit eingreife! Und eine solche Epoche soll auch der Farbenlehre noch zu Gunsten kommen. Was

ich hier andeute ist nicht fern, nur muß man jetzt von Tag zu Tag aufpassen. Das Rechte ist immer sich selbst gleich, unbedingt und ewig. Daß aber die Zeit es anerkennte und, was ihr so Noth thäte, zu ihren vielfach bedrängten Zwecken es nutzte, das ist ein anders, dessen auch selbst die Götter nicht Herr zu seyn scheinen.

Sie sehen aus diesem vielen, da ich die Gränzen brieflicher Mittheilung in jedem Sinn überschreite, wie viel und wie vielerley ich zu sagen hatte, und daß ich dem ungeschickten Fuhrmann auf ewig gram seyn muß.

Mich angelegentlichst empfehlend

ergebenst

Goethe.

1453.

An August v. Goethe.

Ohne in den besondern Fall einer zu übernehmenden Bürgschaft, den du mir, mein lieber Sohn, vorlegtest, einzugehen, muß ich dir Nachstehendes zu Herzen geben.

Als mich mein seliger Vater einigermaßen ausstattete, war unter andern guten Lehren, die er mir zugleich ertheilte, eine, die einem Befehl glich, daß ich bey seinem Leben keine Bürgschaft eingehen und auch nach seinem Tode diese Warnung immer bedenken solle.

Denn sagte er: wenn du baares Geld hast, so magst du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willst du es verschenken, so ist auch nichts dagegen zu sagen, borgst du, so wirst du dich einrichten Interessen zu bezahlen und das Capital abzutragen; verbürgst du

dich aber, so versetzest du dich in einen unruhigen Zustand, der desto peinlicher ist, als du dich unthätig ja leidend verhalten mußt. Niemand verbürgt sich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr, ist aber die Verbürgung geschehen, so fühlt er sich gar bald, besonders in sorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne sich zeigenden Übel bedroht, welches um so fürchterlicher erscheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachsen sey, wenn es näher treten sollte.

Das Leben für einen Freund zu wagen wie für dich selbst, ist löblich, denn der Augenblick entscheidet; aber dir auf unbestimmte Zeit, oder wohl gar auf's ganze Leben Sorge zu bereiten, und deinen sichern Besitz wenigstens in der Einbildungskraft zu untergraben, ist keineswegs räthlich: denn unsere körperlichen Zustände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondrische Stunde, und die Sorge ruft alsdenn alle Gespenster hervor, die ein heiterer Tag verscheucht.

So war die Gesinnung meines Vaters und so ist auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andere gethan, und mich und die Meinigen dabey vergessen; dieß kann ich dir ohne Ruhmredigkeit sagen, da du manches weißt; aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findest du keinen solchen Act. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein.

Weimar den 19. September 1816.

1454.*

An Boisserée.

... Paläophron und Neoterpe[1] lösen den Conflikt des Alten und Neuen auf eine heitere Weise, die freylich in dieser zerspalteten Welt nicht denkbar ist: denn nicht allein durch leidenschaftliches Widerstreben, sondern auch durch unzuverlässiges Verneinen wird gefehlt und bey dem wunderlichsten Schwanken tritt in Deutschland ein sehr trauriges Phänomen hervor, daß nämlich jeder sich berechtigt glaubt, ohne irgend ein Fundament bejahen und verneinen zu können, wodurch denn ein Geist des Widerspruchs und ein Krieg aller gegen alle erregt wird. Ich halte mich beobachtend, meide die Menschen nicht und suche sie nicht. Wir müssen auf alle Fälle diese Dinge besprechen, eh Sie Ihre neue Lebensbahn betreten.

Der erste Band der Italiänischen Reise wird wahrscheinlich in der Michaelsmesse ausgegeben. Mir ist dabey zu Muthe, als wenn man ein Portrait oder Silhouette früherer Jahre betrachtet. So auch hier. Ich begreife recht gut, warum ich nicht mehr so seyn, denken und schreiben kann.

Darnach beginnt sogleich der Druck des zweyten Heftes von Rhein und Mayn. Ein Aufsatz[2] geht voran. Die Geschichte der neuen frömmelnden Unkunst von den 80er Jahren her. Es wird uns manche sauere Gesichter zuziehen, das hat aber nichts zu sagen! In 50 Jahren begreift kein Mensch diese Seuche, wenn Gleichzeitige den

[1] Boisserée hatte ihm geschrieben: „Vor einigen Tagen fiel mir zu meinem großen Vergnügen Ihr Paleophron und Neoterpe in die Hände. Das paßt ganz allerliebst auf unsere Versetzung nach Berlin.“

[2] Meyers „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“.

Verlauf nicht bewahren. Indessen soll die möglichste Schonung herrschen, das kann aber nur im Ausdruck seyn, denn an der Sache ist nichts zu schonen.

Hierauf wird denn das Rochusfest von 1814 wiederholt. Eine heitere im Innern fromme Darstellung ...

Weimar am 27. Sept. 1816. G.

1455.

An den Großherzog Carl August.

Ew. Königl. Hoheit

beachten gnädigst beykommendes Fascicul mit dem es folgende Bewandniß hat:

Schon im Laufe des gegenwärtigen Jahres vernahm ich von Berlin daß man die Absicht habe von dorther die deutsche Nation anzuregen, daß sie gemeinsam für Geschichte und Literatur zweckmäßige Bemühungen unternehmen möge. Staatsrath von Niebuhr empfahl bey seiner Durchreise dieselbe Angelegenheit.

Nun aber bringt Canzler von Müller einen weitläufigen Aufsatz, den Plan umständlicher vorlegend, aber auch eben dadurch die Schwierigkeit ja Unmöglichkeit desselben an den Tag bringend. Er erhielt ihn aus den Händen des Herrn Staats-Ministers von Stein.

Da ich in diesen Regionen mich nur als Gast und Wanderer aufgehalten; so ersucht ich die Gebrüder Grimm, in Cassel, als Männer vom Handwerk, mir hierüber ein freyes Gutachten zu erstatten, welches sie, sehr genügend wie mir scheint erfüllt,[1] und ich stand im Begriff diese

[1] Abgedruckt im Goethe-Jahrbuch IX, 34 ff.

Papiere dem Minister von Stein, als ein Zeichen der Aufmerksamkeit zu weitern Gebrauch zu übersenden. Ehe aber dieses geschieht, wünsche vorher Ew. Königl. Hoheit gnädigste Beystimmung, inwiefern ich hier blos als Privatmann handeln soll, oder vielleicht einige Hoffnung zu Höchstdero Theilnahme[1] erregen dürfe.

Es kann und wird immer etwas Gutes daraus entstehen, sobald sich irgendwo ein thätiger Mittelpunct festsetzt, andere zur Nachfolge reizt und mehrere solche Lebenspuncte sich in Rapport setzen. Und so würde sich nach und nach eine Gesellschaft organisiren, welche jetzt aus vielen, aber zerstreuten Mitgliedern bestehend, nur eine unsichtbare Kirche macht.

Bey Rückkehr des Herrn Staats-Ministers von Voigt, der diesen Gegenstand nach allen Seiten übersieht, würde sich das Weitere ergeben.

unterthänigst

Weimar d. 2. October 1816. Goethe.

1456.

An den Großherzog Carl August.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädigste Befehle so schnell und genau, als in meinen Kräften steht, auszuführen, habe ich jederzeit für meine erste Pflicht gehalten; nur dießmal, gesteh' ich, überfiel

[1] Carl Augusts eigenhändige Randbemerkung dazu lautet: „4ten 8ber 16. Für mein theil ist es mir gewiß wünschenswerth, daß du theil an dieser nützlichen Anstalt nehmest, der ich gerne das beste gelingen wünsche. C. A."

mich ein Zaudern, als Höchstdieselben meine Gedanken über die Zeitschrift Isis[1] vorzulegen befahlen.

Ich überwinde jedoch alle Bedenklichkeit und Nachstehendes wird Höchstdieselben überzeugen, daß ich Ursache hatte, mit Besorgniß an's Werk zu gehen.

Manchem dürfte, bey Betrachtung der Acten, wünschenwerth däuchten, daß man sogleich bey'm Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt verboten hätte, wie denn dieser Behörde ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zusteht, wie ein erfahrenes und geprüftes Mitglied derselben fol. 36 unbewunden ausspricht. Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte schon mehrere Nummern ausgegeben worden; so hat man dabey den traurigen Vortheil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit täglich wächst und ihre gränzenlose Natur offenbart.

Beyliegende Acten enthalten die Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern nothwendig als ein Gräuel erscheinen müssen. Der würdige Vorsitzende[2] der Landes-Direction hat in seinem Vortrag fol. 1—5 mit Klarheit und Mäßigung den Unfug vorgestellt und dadurch mehrere vorzügliche Geschäftsmänner in den Stand gesetzt, die Lage zu beurtheilen und ihr Gutachten, wie dem Übel gesteuert werden könne, vorzulegen. Dieses ist geschehen und sie sind in der Sache vollkommen einig. Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

1) dem Herausgeber seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn
2) bedrohen, daß bey erneuerten Ausfällen auf ein-

[1] Die Weimarische Polizeibehörde hatte eine Beschwerde gegen Okens Zeitschrift „Isis" erhoben; außer Goethe waren auch alle geheimen Räte des Ministeriums vom Großherzog zu einem Gutachten aufgefordert worden.

[2] Anton Freih. v. Ziegesar.

zelne Personen, oder ganze Stände, sein Blatt so-
gleich verboten werden solle.

Hierzu fügen sie

3) den Vorschlag, daß man den Fiscal gegen ihn auf-
regen und auf dem Wege Rechtens den bisher Be-
leidigten Genugthuung verschaffen möge.

Hierüber aber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit; denn so bedeutend und kräftig auch diese Maaßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genöthigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Übel zu vermehren, als demselben Einhalt zu thun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1. Citirt man den Herausgeber zu einem Vorhalt und er bleibt aus, wie soll man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militär holen lassen, oder was sonst für eine Maaßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor der Behörde eben so kühn und unverschämt spräche, wie er drucken läßt — (und ihm fehlt es nicht an Redegabe) — will man ihn dann auf die Hauptwache setzen oder ihn triumphirend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrüg sich bescheiden, registrirte aber sogleich den ganzen Vorfall und ließ ihn im nächsten Stück abdrucken, mit directer und indirecter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke und andere Narrenspossen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot vorschreiten, da die Behörde als Partei erscheint und eine ihr angethane Beleidigung ahnden muß, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er thun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

Und es ist keine Seitenbetrachtung, wenn ich sage, daß ein solcher Vorhalt niemals meine Billigung hatte. In meinem Geschäftsgange fiel nur einer vor, einem andern habe ich aus der Ferne zugesehen. Vorhalt, Vorwurf, Verweis ist ein Recht des Präsidenten, des Vorgesetzten einer subalternen Masse.

Wenn er menschlich ist und sein Handwerk versteht, so wird er an einzelner Anmahnung, an väterlicher und pädagogischer Bildung es nicht fehlen lassen. Will das nicht fruchten, so fordere er den Ungeschickten vor's Collegium, bedeute ihn seiner Pflicht und bedrohe ihn mit Entlassung; das ist recht, gut und nothwendig. Daß man aber dasselbige auch bey anderen Staatsdienern anwendete, war nur ein Nothbehelf. Man hüte sich, in dieser Form fortzufahren, weil sie in der neueren Zeit nothwendig einmal brechen muß. Man betrachte das gegenwärtige Beyspiel. Der Herausgeber ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bey allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bey Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Beschränkung herkommen? Es umfaßt encyclopädisch alles Denkbare und sogar das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß, ohne Geschmack in

der Darstellung: wie soll diese Form sich vernünftig gestalten?

Und giebt es denn eine Gränze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit? Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt, nicht zu belehren und nicht zu bändigen.

Und wo wäre dann der Maaßstab der Gesetzlosigkeit? Man will das Blatt fortdauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Theil desselben ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach der Bedrohung können mancherley Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug seyn, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Räthseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer Behörde anständig, den Ödipus zu einer solchen Sphynx zu machen?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen? Und wird man alsdann abermals zaudern, Einhalt zu thun, weil die griechischen Kaiser es für unwürdig gehalten haben, gegen sie gerichtete Beleidigungen zu bestrafen?

Was soll denn nun aber geschehen? — Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.

Wenn ich nun durch diesen chirurgischen Schnitt die Krankheit auszurotten dringend anrathe, so kann ich dagegen keineswegs räthlich finden, fiscalische Klage gegen den Herausgeber zu erheben; hierdurch würde eine Sache, die abgethan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Ad 3. Wie gegen den Herausgeber geklagt werden solle, ist in den Acten selbst und beyliegenden Blättern umständlich auseinander gesetzt. Wenn er nun aber die gegen ihn gerichtete Klage, mit Noten versehen, abdrucken ließ und vor Gericht erwidert: es könne niemand der Wahrheit wegen bestraft werden, er getraue sich, Alles haarklein darzuthun, was er habe drucken lassen? Und was kann der Fiskal dagegen thun und welches ist das Gericht, dem man eine solche Sache unterwerfen möchte? Sehen wir doch, damit auch dieses ausgesprochen sey, in Facultäten und Dikasterien Personen von gleichem revolutionären Geiste belebt und es wäre gar wohl möglich, daß der Herausgeber vor einem solchen Sanhedrin am Ende Recht behielt und gelobt würde.

Aber auch gesetzt, es wäre in dieser gespaltenen Zeit ein Gericht denkbar, das nach alten, unwandelbaren Gesetzen spräche: ist es denn schicklich, daß ihm ein sou-

verainer Fürst die innersten Fragen zur Entscheidung vorlege, die er allein, berathen von seinem Ministerium, umgeben von seinen Landständen, entscheiden kann? Keineswegs ist es eine Rechtssache und darf es nicht werden.

Noch werfe ich die Frage auf: sollte ein auswärtiger Gerichtshof wohl getadelt werden, wenn er ablehnte, in dieser Sache zu sprechen? Es ist eine Polizeisache, die nur an Ort und Stelle beurtheilt und abgeurtheilt werden kann.

Man lasse das Alles ruhen. Das Geschehene ist geschehen und selbst das Resultat einer rechtlichen Behandlung würde darthun, daß man zu lange nachgesehen hat. Ich kehre daher zu meiner, oben ausgesprochenen, einzigen Maaßregel zurück und zwar dergestalt: man ignorire den Herausgeber ganz und gar, aber man halte sich an den Buchdrucker und verbiete diesem bey persönlicher Selbstgeltung den Druck des Blattes.

Die Polizei sey wachsam, daß nichts Ähnliches, oder Schlimmeres an den Tag springe. Die erste Folge dieses gethanen Schrittes wird seyn der allgemeine Beyfall aller Rechtlichen im In- und Auslande.

Noch einige Bemerkungen füge ich hinzu. Warum ist denn in dieser Sache das Wort Hochverrath vorgekommen, warum konnte man nur fragen, ob es Hochverrath sey oder nicht? — Die Antwort ist sehr einfach: wie soll das Verrath seyn, was öffentlich geschieht?

Des Herausgebers Unternehmen ist catilinarisch und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente, daß er die Stadt rettete?

Noch ein Punct von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Acten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf Selbstrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Ich will jetzt für den Herausgeber sprechen, gegen den ich gesprochen habe. — Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmählichster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Scenen sich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größere Gräuel vergessen sind? Wasern wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktirt und das sollte sich wiederholen? Wer will dann dem Herausgeber, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn gereizte junge Leute auf's gräßlichste mißhandeln?

So eben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgetheilt über die künftige Censur-Einrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Überzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie sich ein Preß-Despotismus entgegen setze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegen stellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sey, bedarf einer weiteren Berathung.

Gegenwärtig aber bleibt mir nur übrig, Ew. Königliche Hoheit dringend um Verzeihung zu bitten, wegen meiner vielleicht zu lebhaften Äußerungen. Gewiß würde ich, wenn es die Zeit erlaubte, das Ganze nochmals durcharbeiten und so könnte es vielleicht schicklicher und mäßiger

verfaßt werden, aber es kömmt hier nicht auf Styl und Schonung an. Mein einziger Wunsch ist, Ew. Königliche Hoheit und alle Wohldenkende zu überzeugen, nicht sowohl von einem Übel, das uns bedroht, sondern von einem, das uns befallen hat.

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigst treu gehorsamster

Weimar den 5. October 1816. J. W. v. Goethe.

1457.

An Charlotte Kestner.[1]

Mögen Sie sich, verehrte Freundinn, heute Abend meiner Loge bedienen, so holt mein Wagen Sie ab. Es bedarf keiner Billete. Mein Bedienter zeigt den Weg durchs Parterre. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht selbst einfinde, auch mich bisher nicht sehen lassen, ob ich gleich oft in Gedanken bey Ihnen gewesen. Herzlich das Beste wünschend

W. d. 9. October 1816. Goethe.

---

[1] Lotte (Bd. I) war mit ihrer Tochter Clara auf Einladung ihres Schwagers, des Geh. Kammerrates Riedel, am 22. Sept. in Weimar eingetroffen; am 25. hatte Goethe sie mit Tochter und Familie Riedel „freundschaftlich zum Essen eingeladen". Nach den Berichten Claras und ihrer Mutter verlief diese Begegnung nach sehr langer Trennung nicht gerade herzlich. Lotte schrieb: „.... ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Mann gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß er Goethe wäre, und auch denoch hat er keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Du weißt wie wenig ich mir von diesem Wiedersehen, oder vielmehr dieser neuen Bekanntschaft versprach, war daher sehr unbefangen: auch that er nach seiner steifen Art alles mögliche um verbindlich gegen mich zu sein." Einige Wochen später, am 25. Oktober, berichtet Clara: „doch bin ich jetzt mehr mit ihm (Goethe) zufrieden, da er wenigstens unter vier Augen gegen Mutter liebenswürdig ist, sie geht auf sein Verlangen immer in seine Loge wo er sehr freundlich seyn soll."

1458.*

An S. Boisserée.

Es soll mir eben dieses Jahr nichts zu Glück schlagen. Indem ich Zeltern mit Verlangen erwartete kommt ein Brief von Berlin, der den Tod seiner jüngsten und liebsten Tochter[1] ankündigt, die ihm als haushaltend so nothwendig war. Das muß ich ihm nun zum Empfang vermelden. Zwar, wie Sie ihn kennen, stand er auch bey diesem Schlag wie eine alte Eiche, der es auf einen Ast mehr oder weniger nicht ankommt. Ich von meiner Seite holte hervor was ich vermochte um irgend ein augenblickliches Interesse zu erregen, nach zwey Tagen eilte er Herrn Wilken nach und so endigte sich eine heiter und glücklich vollbrachte Reise auch an einem Trauervorhang. Sie fühlen mit, daß dieses neue ärgerliche Ereigniß keineswegs zu meiner Erheiterung dienen konnte.

Anhaltende Beschäftigung ist nunmehr meine einzige Zuflucht. Der erste Band meiner Italiänischen Reise wird nächstens ausgegeben, das 2te Rhein- und Maynheft nähert sich dem Druck. Alte Papiere such ich hervor und redigire sie so gut es gehen will. Abwechslung find ich da genug, denn es ist unglaublich ja mannigmal komisch wo man in seinem Leben allenthalben hingetastet hat, wodurch man endlich so weit kommt, zu wissen wo die Zäume hängen, wenn man nicht mehr reiten mag.

So viel für dießmal. Herzliche Grüße den lieben Ihrigen ...

Weimar d. 13. October 1816. G.

---

[1] Klärchen. Zelter war am 29. September bei Goethe eingetroffen und am 2. Oktober wieder abgereist.

1459.

An Zelter.

Weimar d. 25. October 1816.

Dein lieber Brief der soeben angekommen erfreut mich sehr, fahre ja fort meiner Einsamkeit aus deiner bunten Welt wunderliche Gestalten[1] herüber zu senden. Ich führe meine eigene Art zu leben, die du kennst, immer fort, seh wenig Menschen und lebe eigentlich nur in der Vergangenheit, indem ich alte Papiere aller Art zu ordnen und zu redigiren trachte. Möge beykommende Frucht[2] dieser oft lästigen Arbeit dir einige angenehme Stunden machen. Mehr sag ich heute nicht und füge nur die Bitte hinzu, daß du mir die kleinen Gedichte wieder senden mögest. Nicht gerne möcht ich meine jetzige Sorgfalt dergleichen Dinge zu sammeln unterbrochen sehen. Ein tausendfaches Lebewohl.

G.

1460. *

An Zelter.

Ich pflichte dir vollkommen bey, daß in den langen Winterabenden ein lebhafter Briefsverkehr höchst erquicklich sey, deswegen will ich bey Empfang deines Briefs

[1] Zelter hatte ihm u. a. über die Aufführung des historisch-romantischen Dramas „Der Hund des Aubry" berichtet und geschrieben: „Sie sagen: Einen Hund aufs Theater bringen sey eigentlich, das Theater auf den Hund bringen und dergleichen, und doch läuft alles hinein und das Haus ist immer voll. Vorgestern bin ich auch darinne gewesen und das bis ans Ende. Das Stück hat eine allerliebste Musik, welche durchs Ganze geht ohne daß gesungen wird, und die zwey ersten Acte möcht' ich geistreich nennen, bey der Einfachheit des Motivs: daß ein Mörder durch den Hund des Ermordeten entdeckt wird."

[2] „Italienische Reise".

vom 25. October gleich einige Worte sagen. Indessen ist wohl die Italiänische Reise angekommen.

Freylich erfahren wir erst im Alter was uns in der Jugend begegnete. Wir lernen und begreifen ein für allemal nichts! Alles was auf uns wirkt ist nur Anregung und, Gott sey Dank! wenn sich nur etwas regt und klingt. Diese Tage hab ich wieder Linné gelesen und bin über diesen außerordentlichen Mann erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik. Außer Shakespeare und Spinoza wüßt ich nicht, daß irgend ein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich gethan.

Wundersam ist es, aber ganz natürlich, die Menschen speculiren auf unsere letzte Zeit wie auf sibyllinische Blätter, da sie die vorhergehende kalt und freventlich auflodern ließen. Auch an den Rhein hab ich dringende und lockende Einladungen, von denen du wahrscheinlich gehört hast, da man es dort schon als etwas Ausgemachtes voraussetzt. Was soll mir aber das alles! Leugnen will ich nicht, daß ich einsehe am Rhein und Mayn die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: Kindlein liebt euch, und wenn das nicht gehen will: laßt wenigstens einander gelten. Und da wirst du mir Beyfall geben, wenn diese himmlische Botschaft in eurem Ninive einigermaßen griffe, so wärt ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu seyn als ihr seyd.

Wozu aber der Aufwand von Tagen und Stunden persönlich gegenwärtiger Wirkung. Ich will doch lieber in meiner stillen und unangefochtenen Wohnung soviel dictiren und copiren, und drucken und liegen lassen, damit es hinausgehe, oder hinnen bleibe; damit jeder, wie du ganz richtig fühlst, verschweigen könne woher er's hat,

und denn doch das ganze Menschenwesen ein bißchen aufgestutzt werde.

Die sämmtlichen Narrheiten von Prä- und Postoccupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen ohne daß einer dem andern abborgt. Aber — hier wollen wir Halt machen, denn es ist mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität, es ist niemand früher und rechtmäßiger als wer sich erhalten kann.

Wenn Isegrimm[1] seine Absurdität gegen mich immer wieder erzählt, so deutet das auf ein böses Gewissen, er wird nicht referiren wie bestialisch ich dagegen mich geäußert habe. Glücklicher oder unglücklicherweise hatt' ich so viel Gläser Burgunder mehr als billig getrunken und da hielt ich auch keine Maaße. Meyer saß dabey, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bey der Sache.

Es war der 27. August, Nachts, und ich hatte mir schon freundlich ausgedacht den 28. August meinen Geburtstag mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feyern. Meyer mußte durch Zufälligkeiten am Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahin fahren und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Ersoffene hätte mir am Ende gar zur Feyer meines Festes behauptet[2], ich sey nie geboren worden.

Dieß aber alles wird ihm zu Haus und zu Hof kommen und zuletzt wird er nicht wissen wo er hinaus soll. Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten

[1] F. A. Wolf.
[2] Entsprechend seiner Theorie von der Nichtexistenz Homers.

bis in's Alter durchzuführen vermessen und ist darüber verzweifelnd in die Grube gefahren. Untersuche dich ja ob dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt, ich thu es alle Tage. Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar, aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln.

Das theatralische Wesen laß mir nur immer in deinem Sinne vor Augen seyn, dadurch bleibt mir der ruhige Begriff, was sie dort leisten und thun, und das, anderes Bekannte mit eingerechnet, wahrhaftig nicht schlecht ist. Weil aber jedes mitreden, mitschreiben und klatschen will, so vernichten sie sich einander, wenigstens in Worten, und niemand bedenkt, wie schwer es sey etwas Kunstreiches unter den tausend und aber tausend Bedingungen einigermaßen darzustellen.

Unser Theater hat nun eine Systole. Ich behandle es blos als Geschäft, glückt es aber, so wollen wir im nächsten Winter schon uns wieder diastolisirend erweisen, und da werden sie hinterdrein sagen, das sey eben recht und natürlich, da sie jetzt verzweifeln.

Und so sag ich dir dieß, dem, der die Singakademie hat entstehen sehen, mitbegründet und erhalten hat . . .

Der Deine

Weimar den 7. November 1816. G.

1461.

An Willemer u. Frau.

Das Christkindchen hat dieses Jahr, man muß es gestehen, sich sehr liebenswürdig erwiesen, doch kann es

eine gewisse Tücke nicht lassen, denn ob es gleich herkömmlich ist, daß man des Papst Pantoffel küsse, weil ein Kreuz drauf, wohl auch daß man die Füße der Geliebtesten liebkose, um anzudeuten, daß man sich dem Willen ganz hingiebt, der sich uns ergeben hat; so ist es doch unerhört, daß man eine würdige Person durch magische Zeichen nötige die Hülle seines eigenen Fußes[1] zu verehren, wozu moralisch und physisch gar wunderbare Gebärden nöthig wären.

Die hinzugefügten kleinen eingewickelten Gestalten[2] bringen in die Einsiedler-Hütte eine wundersame Bewegung. Diese kleinen Figuren thun manchmal die Wirkung Congrevscher Raketen und ich fürchte sehr die Zeitungen werden ehstens von entzündeten Burgen einige Nachricht geben.

Ähnliche magische Wirkung läßt sich denn auch bey dem Anblick des so unschuldig scheinenden Landsitzes spüren, denn das Blättchen[3] hat völlig die Art der Klapperschlange, man sieht es immer lieber an, je gefährlicher es anzieht.

Hieraus ist denn abermals deutlich, daß nichts schön, gut und erfreulich seyn kann, ohne gewissermaßen bedenklich zu seyn, wir aber wollen die Nutzanwendung daraus ziehen, daß der Gedanke, er mag denken oder bedenken, dem Genuß so sehr zu Statten kommt, den er nicht stört, als der Genuß dem Gedanken, wenn er ihn auch auf kurze Zeit stören sollte.

Und um nicht ganz amphigurisch[4] zu schließen, setze ich Folgendes hinzu. Um das Porträtiren mag es freylich

[1] Marianne hatte ein von ihr gesticktes Paar Pantoffeln geschickt, nachdem sie sich das Maß von Goethes Fuß verschafft hatte. Außerdem hatte sie
[2] Frankfurter Konfituren und
[3] eine neue Ansicht der Gerbermühle gesandt.
[4] Das französische amphigourique, verworren, rätselhaft.

eine bedenkliche Sache seyn, da es sogar dem heiligen Lucas nicht gelungen seyn soll. Ob man der Bemühung eines orientalischen Wortschilderers ein besseres Zeugniß geben wird, steht zu erwarten. Hievon zunächst einige Proben. Heute nur den herzlichsten Danck!

Freude und Liebe ins neue Jahr hinüber.

W. d. 31. December 1816. G.

1462. *

An C. v. Knebel.

Deinem lieben ausführlichen Brief kann ich nur in kurzer Erwiderung heute begegnen. Zum neuen Jahre geht es etwas bunt um mich her. Die Nachricht, daß mein Sohn die ältere Fräulein von Pogwisch[1] heirathet, wird schon zu dir gelangt seyn. Es ist der Wille der beiden jungen Leute, die schon längst einander wohlwollten. Ich hatte mir schon früher erwartet, daß es ernstlicher werden müßte, und jetzt ist es gerade die schicklichste Zeit. Jedermann übersieht leicht, daß durch diese Verbindung gar manche gute und angenehme Verhältnisse angeknüpft werden. Hof und Stadt scheinen zufrieden und so mag es denn gewagt sein.[2]

[1] Ottilie v. Pogwisch, geb. 31. Oktober 1796 zu Danzig. Sie war eine Enkelin der Gräfin Henckel von Donnersmarck, die 1804 mit ihrer Tochter, der Majorswitwe Henriette v. Pogwisch, und deren beiden Töchtern nach Weimar gekommen war, zugleich mit der Großfürstin Maria Paulowna, der Erbgroßherzogin, deren Oberhofmeisterin sie wurde. Ottilie hatte schon an den Uebungen der Singschule in Goethes Hause teilgenommen. Die Verlobung war am Sylvester 1816 erfolgt; die Heirat fand am 17. Juni 1817 statt.

[2] Zelter schrieb am 8. Januar an Goethe: „Die Heyrath Deines tüchtigen August mit einem Mädchen die von Stadt und Land geliebt und gelobt wird, kann und muß auch Dir wohl thun. Nun kommt das junge Weiblein und streichelt

Daß es dir wohlgeht, meldet mir dein Brief; auch Ziegesar erzählte mir das Heiterste. Grüße die lieben Deinigen, habe Dank für das Nürnbergische Gebackne und gedenke mein.

Weimar d. 2. Jänner 1817. G.

1463.

An C. G. v. Voigt.

Ew. Excellenz

freundliches Blatt krönte den Abend eines guten Tages, dem ich manche folgende wünsche.

Ja! ich darf es aufrichtig gestehen, daß ich in Betrachtung des Glücks,[1] das Ew. Excellenz nach so manchem Verlust und manchen trüben Stunden geworden, ich auch die stille Hoffnung hegte, daß ein guter Genius mir auch etwas Ähnliches bereiten werde. Dieß ist nun erfolgt[2] und ich darf zu meinem größten Vergnügen darauf rechnen, daß diese Verbindung jüngerer Personen mich auch den

---

dem alten Herrn den Bart und kraut ihm hinter den Ohren und schleicht zur rechten Zeit wieder von dannen und kostet das Süppchen und kuckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf und sieht nach dem Wetter und geht in den Stall und läßt den Wagen vorfahren und vexirt das alte Kind an die Sonne und läßt ihn durchlüften und packt ihn wieder ins Chaischen und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hause steht schon die Suppe und erwartet ein freundliches Auge, und Väterchen hinten und Väterchen vorne, und wo sich's verschieben, verdrücken oder reißen will, da tritt sie still ein und stellt wieder her die magnetische Kraft behaglichen Beysammenseyns.

Grüß mir nun den braven Sohn und sein Liebchen. Meines höchsten Antheils ist er gewiß. Was Er sich selber macht wird Sein seyn, und daß es gedeihe, dazu mögen die Götter helfen und Dämonen nicht stören."

[1] Voigts zweite Ehe mit Amalie Hufeland, verw. Osann.

[2] Augusts Verlobung.

würdigen Freunden wieder näher anknüpfen werde, von denen mich ein trüber verdrossener Zustand bisher mehr als billig entfernte. Schon seh ich im Geiste mein Haus der Geselligkeit wiedergegeben und ich wünsche nichts mehr als Ew. Excellenz und die theuern Ihrigen bey mir willkommen zu heißen und zu verehren.

Weimar d. 2. Jänner 1817.

1464.*

An Knebel.

... Von Berlin habe ich auch wunderliche Anträge.[1] Ich ehre das Zutrauen, aber ich will in alten Tagen nicht noch so ungeheure Verbindlichkeiten übernehmen. In solche sich einzulassen, müßte man in vollen Kräften seyn und zwanzig Jahr in Hoffnung vor sich sehn.

Demohngeachtet kann man sich nicht enthalten, wenigstens dahin zu blicken, wo so Großes unternommen wird. Leider weiß man nur zu sehr, wie die Alltagswelt dergleichen in ihre Sphäre herabzuziehen, ja zu vernichten pflegt.

Hieraus, mein Lieber, ersiehst du, daß ich recht vorsätzlich faullenzen müßte, wenn ich mir nur einen Augenblick Langeweile fühlen sollte; denn dergleichen Anlässe, man mag sich gebärden wie man will, zerren einen doch in Gedanken hin und her, wenn man sich auch vor der

---

[1] An Zelter: „Staats-R. Schulz hat mich aufs freundlichste nach Berlin eingeladen, und manchmal kommt mir vor daß eine solche Reise räthlich und thunlich sey, dann aber verändert sich auf einmal die Ansicht und ich sehe doch nicht recht wo am Ende der Entschluß herkommen soll."

That in Acht nimmt. Schreibe mir bald. Kann ich nicht kommen, so werde ich doch etwas zu senden bald im Stande seyn. Grüße die werthen Deinigen.

Weimar d. 15. Februar 1817. G.

1465.

An Zelter.

Dank für deine beiden gehaltvollen Briefe. Der Bewohner einer großen Stadt ist doch immer zu beneiden, weil ihm vor Aug und Ohr kommt wovon wir Kleinstädter nie einen Begriff erhalten. Deine Tänzer[1] hast du meisterhaft geschildert.

Durch die guten Worte, womit du Iphigenien[2] so treulich ehrest, sey mir gleichfalls gelobt und gepriesen. Die wundersame Entstehung der zweyten Redaction schildert die Italiänische Reise. Iphigenie auf Delphi wird wohl ungeschrieben bleiben. Es ist eine Notiz da, daß die alten Tragiker diesen Gegenstand behandelt haben, der mich nothwendig reizen mußte weil ich in das Atreuische Haus mich so eingesiedelt hatte. Eine cyklische Behandlung hat viele Vortheile, nur daß wir Neuern uns nicht recht darein zu finden wissen. Ferner sollst du gelobt seyn wegen der erfreulichen Schilderung des jungen Teichmanns,[1] dessen Wesen und Naturell mir gar wohl gefällt. Er hat mir auch recht verständig geschrieben und geschickt was ich begehrte; auch schreibt er eine allerliebste Hand.

Nur ist seit der Zeit als ich das erstemal dir schrieb eine unerwartete und also seltsame Veränderung bey unserm Theater vorgegangen, welche durch die eilende Fama, besonders bey jetzo gut eingerichteten Posten, eilig genug zu euch gekommen seyn wird. Ich habe die Sache wieder auf den Schultern, wie vor soviel Jahren, fange wieder an wie damals. Den Mahomet hab ich schon wieder auf die Bühne gebracht, als Exercitium der ersten grammatikalischen Übungen. Die Sache steht wunderlich genug, für mich so günstig als möglich. Im eigentlich Artistischen, Technischen, Oekonomischen kann man sich keine Einrichtung besser wünschen, nur erregte zuletzt eine geistlose Behandlung allgemeinen Unwillen daß endlich eine Explosion folgen mußte. Ich erwartete sie um auch aus der Sache zu scheiden. Anstatt dessen fühlt ich mich verpflichtet zur Erhaltung des morschen Gebäudes beyzutragen. Dieß wird mir möglich und leicht weil mein Sohn mit zur Intendanz gesetzt worden, und ich eine unumschränkte Gewalt im Kunstfach ausübe, ohne durch Nebendinge gehudelt zu werden. In kurzer Zeit soll alles ein anderes Ansehen haben, und wenn ich bis Johannis fortfahre zu handeln wie diese drey Wochen, so kann ich in die weite Welt gehen und es soll dieser Anstalt besser geholfen seyn als durch Solons Gesetze und Abschied den Athheniensern.

Aber eben gerade jetzt muß ich mich auf unser Per-

---

[1] Zelter hatte über einen Tänzer Antonie von der Pariser Oper und über die „beyden Vigani" berichtet.

[2] Aus Anlaß der Berliner Aufführung hatte Zelter geschrieben: „Alle Wahrheit und Güte der Natur hat sich über dies Stück ausgegossen. Es sind Menschen an denen man die Menschheit, ja sich selbst verehrt, ohne sich geschmeichelt zu finden. Es ist ein religiöses Stück; es hat mich in Thränen gebadet und erbauet, wie viele Andere. Das Haus war zum Erdrücken voll und der Beyfall unsäglich. Wolffs wurden beyde herausgerufen."

[1] 1791—1860; 1815 als Sekretär des Grafen Brühl angestellt, blieb er über vierzig Jahre im Bureau der Berliner Generalintendantur. Seinen literarischen Nachlaß gab Dingelstedt 1863 heraus.

sonal einschränken und zeigen was man damit thun kann, und darf durch Erscheinung eines Fremden keine Apprehension geben, wie ich vor ein paar Monaten mit größter Gleichgültigkeit gethan hätte. Sage dem jungen Mann darüber ein freundlich Wort und ohngefähr soviel als er zu wissen braucht.

So den leeren Raum zu benutzen will ich dir vertrauen daß ich mich seit vollen vierzehn Tagen, Tag und Nacht, wenn das Letztere viel bey mir sagen will, mit einer Arbeit beschäftige die du mir nicht zutraust. Ich redigire nämlich Kotzebues Schutzgeist. Sie hatten ungeschicktester Weise das Stück zur Großherzogin Geburtstag in Extenso gegeben, es dauerte bis halb Eilf, Hof und Stadt protestirten gegen seine Wiedererscheinung. Weil aber die darin zusammen gestoppelten Motive doch manches Interessante haben, gerade wie es die Leute wünschen, so fuhr ich hierein und machte den Schutzgeist des Schutzgeistes. Er bleibt mit auf dem Repertorium und schon dadurch ist meine Mühe reichlich belohnt.

Lebe wohl und schreibe bald.

Weimar d. 23. Februar 1817.

Der Deine

G.

1466.*

An C. v. Knebel.

Weimar d. 17. März 1817.

... Mein zweytes Rhein- und Mayheft wird ehstens aufwarten und wird als eine Bombe in den Kreis

der Nazarenischen Künstler hinein plumpen. Es ist gerade jetzt die rechte Zeit ein zwanzigjähriges Unwesen anzugreifen, mit Kraft anzufallen, und in seinen Wurzeln zu erschüttern. Die paar Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich benutzen, um auszusprechen, was ich für wahr und recht halte, und wär' es auch nur, um, wie ein dissentirender Minister, meine Protestation zu den Acten zu geben. Der Aufsatz[1] jedoch selbst, mit seinen lehrreichen Noten, ist von Mayern und dient als Confession, worauf die Weimarischen Kunstfreunde leben und sterben.

Nun hab ich nach dem Schutzgeiste gleichfalls ein Kotzebuisches kleines Stück[2] für unser Theater eingerichtet, was ich mit mehreren zu thun Willens bin, weil alles darauf ankommt, daß unser Repertorium wieder vollständig, ja reich werde; hernach macht mir das Geschäft eigentlich nur noch wenig zu schaffen. Indem ich nun diese Exercitien eines vorzüglichen, aber schluderhaften Talents corrigire, lern ich es immer mehr kennen und will einmal zur heiteren Stunde zu eigner und der Freunde Satisfaction meine Gedanken ordnen und schriftlich aufsetzen. Es ist wohl der Mühe werth den Widerstreit, in welchem er mit sich selbst, mit der Kunst und dem Publicum sein Leben zubringt, klar auszusprechen und ihm selbst, so wie denen, denen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor.

Lebe wohl und liebe. G.

---

[1] H. Meyers Streitschrift „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst".
[2] „Die Bestohlenen".

1467.

An C. G. v. Voigt?

Die ruhigen Stunden meines hiesigen Aufenthaltes benutzte vor allen Dingen um die künftige Gestalt meines Verhältnisses zum Theater durchzudenken. Hier das Resultat.

In allem was eigentlich die Kunst betrifft, es sey Vorbereitung oder Ausführung, werde nach wie vor eifrig mitwircken; alles übrige hingegen muß ich ablehnen. Will man meine Meynung, meinen Rath vernehmen; auch da werde ich aufrichtig zu Handen seyn; mein Votum aber zählt nicht bey der Entscheidung, deswegen enthalte mich aller Signatur und Unterschrift, und entbinde mich dadurch aller Verantwortung.

Jena d. 26. März 1817.

Goethe.

Goethe hatte, nachdem am 1. Februar, zum Geburtstage der Großfürstin, gegen seinen Willen Kotzebues „Schutzgeist" gegeben war, um seine Enthebung von den Theatergeschäften ersucht — sie war ihm jedoch verweigert worden. Er hatte nun, wie vorstehender Brief, sowie seine Äußerungen an Zelter (Seite 123) zeigen, eine Lösung der bestehenden Schwierigkeiten durch eine Neuordnung der Organisation der Theaterverwaltung versucht. Am 31. März schreibt er:

1468.*

An Charlotte v. Stein.

... Das alles zusammen wohl auszudencken und ins Werck zu setzen ist gegenwärtig meine dringendste Angelegenheit in meiner Jenaischen Ruhe und Stille. Ist es, wie ich hoffen kann, bald gelungen; so wird sich mein Verhältniß bald aussprechen lassen in welchem ich zur Zufriedenheit meiner höchsten Gönner, mit Rath und That auf eine Anstalt fernerhin wircken könne, der ich meinen Antheil niemals entziehen kann. Indessen mir Huld und Nachsicht wie vor Alters erbittend ...

G.

Doch Goethes Freude an den Theaterdingen war nur noch gering, auch fehlte ihm Christiane als kluge Mittlerin. Nur um seinen Gegnern, der despotisch ihre Macht ausnutzenden Jagemann (Frau v. Heygendorf) und ihrem Anhang, nicht zu weichen, blieb er noch weiter im Amte, bis seine Gegner dann gewaltsam die Katastrophe herbeiführten. Goethe hatte sich geweigert, den Schauspieler Karsten mit seinem Hunde in dem Schauspiel „Der Hund des Aubry"[1] gastieren zu lassen. Er hatte diese Entweihung der Weimarer Bühne durch ein Hundegastspiel abgelehnt mit dem Hinweise: „Schon in unseren Theatergesetzen steht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf." Aber die Jagemann und Obermarschall Graf Edling, der an der Spitze der Theaterkommission stand, gewannen den Großherzog, der überdies ein großer Hundeliebhaber war, für dieses Gastspiel. Und während Goethe in Jena weilte, erschien am 12. April zum erstenmal der „Hund des Aubry" auf der Weimarer Hofbühne.

Auf die Meldung hiervon ersuchte Goethe den Großherzog um seine sofortige Enthebung von der Stellung als Intendant des Theaters. Vergeblich suchten die Großherzogin Luise und die Erbgroßherzogin Marie Paulowna, die ihn aus diesem Anlaß in Jena besuchten, Goethe zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bewegen. Als er dabei beharrte, erteilte ihm der Herzog die erbetene Entlassung in folgendem Schreiben:

[1] Der Hund des Aubry de Mont-Didier oder der Wald bei Bondy, historisch-romantisches Drama, übersetzt von Castelli, Musik von Siegfried. Vergleiche S. 114.

Sehr werther Herr Geheimerath und Staatsminister.

Die Mir zugekommenen Äußerungen haben Mich überzeugt, daß der Herr Geheimerath und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheater-Intendanz dispensirt zu werden wünscht, zugleich aber seiner Einwirkung durch Rath und That der fortdauernden Hoftheater-Intendanz in Hinsicht des artistischen Faches des Theaterwesens nicht versagen wird, wenn er, wie dies häufig der Fall seyn könnte, darum begrüßt werden wird. Der Herr Geheimerath und Staatsminister empfängt hierbey meinen tiefgefühlten Dank für die vergangenen ausgezeichneten Dienste, die er bei Créirung, Erhaltung und Dirigirung der Theater-Geschäfte und zwar in allen dahin einschlagenden Fächern geleistet hat, und hoffe, daß er die — bey dieser Veränderung ihm zuwachsende Muße auf die sehr wichtigen Geschäfte der Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit demselben Eifer verwenden werde, wie er zeither sich bemüht hat, diese Aufträge mit besonderer Auszeichnung zu besorgen. Übrigens benachrichtige Ich den Herrn Geheimerath und Staatsminister, daß Ich per rescriptum die Hoftheater-Intendanz von seinem Austritt aus selbiger benachrichtigt habe.

Weimar den 13. April 1817.

Carl August Grh. z. S.

In einem Begleitschreiben fügte der Großherzog hinzu:

Lieber Freund

Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast,

bittend, Interesse an der Kunstseite derselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensdauer vermehren soll.

Goethe antwortet darauf:

1469.*

An den Großherzog Carl August.

Ew. Königl. Hoheit

kommen, wie schon so oft gnädigst geschehen, meinen Wünschen entgegen, ja zuvor. Ich glaubte sie nunmehr hegen zu dürfen da, nach jenem von Höchstdenenselben mit Beyfall aufgenommenen Entwurf, die Instrucktionen an die Untergeordneten abgegangen und was daran zu modificiren seyn möchte durch Erfahrung nach und nach sich ergeben wird.

Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Danck für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäfts genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Theil desselben einigen Einfluß zu haben von welchem ich mir Kenntniß und Übung zutrauen darf, sey mir gnädig vergönnt.

Zugleich erlauben Höchstdieselben die unterthänigste Bitte meinen Sohn[1] ebenfalls von diesem Geschäft zu entbinden, da eigentlich seine Wirksamkeit dabey nur insofern bedeutsam seyn konnte als er die täglich, ja stündlich zudringenden Einzelnheiten aufnehmen und mit vermitteln konnte; mein gegenwärtiges Verhältniß aber sich

[1] August war im Januar zum Mitglied der Hoftheaterintendanz ernannt worden.

nur auf solche Fälle beziehen kann in welchen Reife und ruhige Beratung gefordert wird.

Die besondere Gnade welche Höchstdieselben meinem Sohn abermals, mir zu größter Danckverpflichtung, erzeigt, dringt mir jeden Wunsch doppelt ab. Soll er sich während eines Jahrs in den Baugeschäften dergestalt umsehen daß er sich werth mache den Auftrag künftig weiter zu führen, oder wenigstens einem Nachfolger gründlich vorzuarbeiten; so ist vollkommenste Aufmercksamkeit auf dieses Geschäft zu richten und alle Zeit hierauf zu verwenden.

Von hiesigen Oberaufsichts Angelegenheiten, welche Ew. Königl. Hoheit mir zur erneuten angenehmen Pflicht machen, kann ich nur das Erfreulichste melden. Nirgends finde ich Stockung oder Hinderniß, einiges was den Winter über geruht setzt sich im Frühjahr von selbst in Bewegung. Ausführlicher Bericht und Etatsvorschläge sind in Arbeit . . .

Mit wiederholten vielfältigen Dancksagungen

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster

Jena d. 15. Apr. 1817. J. W. v. Goethe.

1470.

An C. G. v. Voigt.

Ew. Excellenz

gefällige Theilnahme erbitte mir in dem Falle, welchen vorzutragen ich veranlaßt bin. Es war vorauszusehen, daß die Veterinair-Anstalt, eine der wichtigsten, allgemein

eingreifenden, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem verworfensten Geschäft einige Prüfungen werde erleiden müssen, und so hat sich's auch gefunden.

Bald nach meiner Ankunft konnte man das Hin- und Wider-Reden im Publicum bemerken, das sich aus der niedrigen Classe in die mittlere zog, ich erwartete früher oder später ein Ereigniß wovon man Anlaß nehmen könnte in der Sache zu wirken. Nun fängt das gemeine- besonders Weibs-Volk schon an auf die untern Angestellten zu hetzen, die Tochter der Aufwärterin, den Sohn des Schmieds mit pöbelhaften Ausfällen zu verfolgen, ja der Prosector selbst (der freilich im Lande umher reitet, um die sonst verabscheuten Cadaver zusammen zu bringen) findet sich schon indirecten Beleidigungen ausgesetzt. Ich habe der Sache im Stillen zugesehen, weil dieses Vorurtheil der Menge von Alters her und nicht mit Unrecht auf solchen Geschäften ruht, ja in früheren Zeiten zum Vortheil der bürgerlichen Gesellschaft begünstigt wurde. Jetzt aber, da wir das Nützliche über Alles zu schätzen Ursache haben, weil das Schädliche, Gefährliche von allen Seiten auf uns eindringt, müssen wir solche Anstalten, eben wegen ihrer anrüchigen Verwandtschaft, desto kräftiger schützen.

Selbst unsre Casse wird durch solchen bösen Leumund verletzt und schon bisher müssen wir die Aufwärterin theurer lohnen als billig, nur um sie zu erhalten, und weil sich schwerlich eine andere zu solchem widerwärtigen und zugleich dem Schimpf ausgesetzten Dienste finden möchte.

Die bey mir eingegangenen Beschwerden sind zwar auffallend genug, aber weil die Händel zwischen Weibern und Kindern vorgefallen, nicht von der Art, daß man darauf Untersuchung gründen und ernste Bestrafung ver-

anlassen könnte. Mein Vorschlag geht also dahin, daß die hiesige Polizey veranlaßt würde, im Wochenblatt eine Verwarnung zu publiciren, wozu, beliebter Kürze wegen, einen Entwurf beylege. Ew. Excellenz um gefällige Theilnahme und geneigte Beschleunigung gehorsamst ersuchend.

gehorsamst

Jena den 29. April 1817. Goethe.

1471. *

An S. Boisserée.

. . . In diesem Zeitraum zwischen Ostern und Pfingsten, den ich hier zubringe, ward ich von allen Seiten wissenschaftlich angeregt und habe mit Heiterkeit meine alten Papiere wieder vorgenommen, welche zu benutzen einige Schwierigkeit jetzt wie sonst finde. Man fühlt wohl das frühere Bestreben ernst und tüchtig zu seyn, man lernt Vorzüge an sich selbst kennen, die man jetzt vermißt, dann aber sind doch reifere Resultate in uns aufgegangen, jene Mittelglieder können uns kein rechtes Interesse abgewinnen. Dazu kommt noch, daß das Jahrhundert auf rechten und falschen Wegen nach allen Seiten in die Breite geht, so daß eine unschuldig Schritt vor Schritt sich bewegende Naivität wie die meinige vor mir selbst eine wundersame Rolle spielt. Wie ich mich bey diesen Bemühungen verhalte, sehen Sie am besten aus der Beylage, wenn Sie dem Verfolg dessen was Sie schon kennen einige Aufmerksamkeit schenken mögen. Geben Sie doch die wenigen Blätter nicht aus Händen. In Kunst wie in Wissenschaft sind die currenten Maximen nicht erfreulich. Der Grundsatz daß man den Künstlern nur Unterhalt gebe und sie übrigens solle gewähren lassen, was sie können und wollen, entspringt aus der Anarchie, die einen schwankenden Empirismus jeder geprüften, anerkannten Gesetzlichkeit vorzieht, sich mit Originalität schmeichelt und hofft aus fortgesetztem Spielen und Pfuschen solle zuletzt ein Kunstresultat hervorgehen. Und das sind mitunter fromme Leute, die nicht merken, hier sey purer Atheismus. Eine Welt soll sich zufällig aus schwirrenden Elementen zusammensetzen! Ginge nur nicht so vieles Gute, Tüchtige und Verständige darüber zu Grunde, so hätte es nichts zu sagen.

Nicht mehr für dießmal, damit das schon einige Zeit fertige Packetchen nicht länger liegen bleibe. Tausend Grüße.

Jena den 27. May 1817. Goethe.

1472.

An Charlotte v. Kalb.[1]

Sie haben mir, verehrte Freundin, durch den Beweis Ihres fortgesetzten Vertrauens viel Freude gemacht, mir aber auch zugleich Schmerzen bereitet indem ich Ihre Wünsche zu erfüllen nicht im Stande bin. Sie hörten vielleicht in der Zwischenzeit, daß ich dem weimarischen Theater und folglich überhaupt dem Theaterteufel, nebst allen seinen Werken, Worten und Wesen förmlich entsagt habe und also jede Mittheilung dieser Art ohne weiteres ablehnen muß. Gerne hätte ich jedoch theil-

[1] Sie hatte am 23. Mai von Homburg aus ein Drama an Goethe gesandt und bemerkt: „Ich habe darüber wie für ein lebendig gebohrnes Kind, gar kein Meynung."

nehmend beobachtet, wie ein sittliches Ereigniß dieser Art auf Sie gewirkt und was es in Ihrem Innern angeregt; aber was Sie befürchteten ist erfolgt, es war mir nicht möglich die Schrift zu entziffern,[1] und das Manuscript mir in einer gewissen Folge zu verdeutlichen. Ich sende es deshalb sogleich zurück, mit der Versicherung des herzlichsten Antheils, der aber nur Qual erregt weil er unwirksam bleiben muß und sich daher nicht einmal in Worten ergehen darf.

In treuer, leider unfruchtbarer Theilnahme.

Jena den 1. Juny 1817. Goethe.

1473. *

An C. G. v. Voigt.

... Daß die deutschen Studirenden eine einzige Burschenschaft errichten, ist der Zeit ganz gemäß, und der allerliebste Zeitgeist präsidirt auch hier. Recht wunderbar! daß in dem Momente wo man die Innungen aufhebt, neue Innungen sich bilden, und es kommt jetzt blos auf einen einzigen kühnen Meister Maurer, Zimmermann, Becker und Fleischer an, so entstehen Corporationen, denen das neuste deutsche Reich nichts zu befehlen hat, und vor denen der Bundestag sich entsetzen müßte. Verzeihen Ew. Excellenz diese einsiedlerischen Äuserungen, eben als wenn sie mündlich geschehen wären, dergleichen Sie mir in unsern glücklichsten Zeiten manche nachgesehen haben.

---

[1] Charlotte hatte geschrieben: „Ich habe keinen Copisten hier finden können und muß daher fast fürchten, daß meine jämmerliche Hand nicht kann gelesen werden."

Wünsche bleiben mir wenig zu thun, da mir mehr als ich verdiente geworden ist, aber ich habe die recht angelegentliche Hoffnung, daß wir, die wir auf dem Kahne des Lebens so lange zusammen fuhren und schwankten, auch in Charons Nachen unzertrennt hinüberziehen möchten!

Jena d. 5. Juny 1817. G.

1474. *

An J. H. Meyer.

Zuvörderst muß ich Ihnen, mein Theuerster, mit einigem Triumph die Nachricht geben, daß ich, für mancherley Leiden und Gebrechen, genugsam entschädigt worden, daß ich die Grundphänome der entoptischen Farben endlich entdeckt, nachdem sie mich auf meinem, wie ich wohl wußte, recht eingeschlagenen Wege zehen Wochen lästerlich geäfft hatten. Weil man immer nur durch ein Gegebenes zu solchen Dingen herankommt, so schleppt man auf eine unbehülfliche Weise die alten Schalen und Häute mit, da ein guter Erfolg blos darauf ankommt, daß man sie abwirft.

Zelter hat auch schon geschrieben, ganz entschieden gegen die Nazarener. Wir wollen aufmerken, wieweit ein jeder herausgeht, der sich zu unserer Partei schlägt, es sind gewiß Legion, aber kleine Reservationen für Freunde und Sippen werden immer vorkommen, wogegen wir nachsichtig zu seyn alle Ursache haben, die Hauptwirkung wird groß und tüchtig bleiben: denn alle Welt ist dieser Kinder-Päpsteley satt, rein wollen wir uns erhalten, und es hängt von uns ab, immer derber

heraus zu gehen. Denken Sie der Sache nach, wie ich auch thue . . .

Welker,[1] der welke Böttcher,[2] wird schlecht weg kommen, er hat in seiner Sappho[3] eine Eseley gegen mich ausgehen lassen, die ihm soll theuer zu stehn kommen, wenn ich den Humor behalte. Denken Sie auch nach was alles wir zunächst thun sollen, um die Herzensergießung der weimarischen Kunstfreunde recht im vollem Maaße hervorströmen zu lassen. Es muß nun Schlag auf Schlag gehen, ich zünde auch im naturwissenschaftlichen Fache das Kriegesfeuer an allen Orten und Enden an . . .

Der fürstlichen Kinder Zustand und Unterricht verfolge gewissenhaft in der Stille. Was nach ein paar Monaten zur Evidenz kommen kann wird gewiß erfreulich seyn, mir wenigstens, da sich ergeben wird daß etwas geschah was auf die Folge nützlich und wirksam ist.

Nun leben Sie recht wohl, ich sehe Sie in diesen Tagen.

Jena den 7. Juny 1817. G.

1475. *

An S. Boisserée.

Aus dem Datum des beyliegenden Gedichtes[4] sehen Sie, mein Werthester, daß gestern in meinem Hause ein großes Fest war das sich nicht leicht wiederholt. Die

[1] Fr. G. Welker (1784—1868), der später berühmte Altertumsforscher.

[2] Karl Aug. Böttiger (Herr Ueberall), vergl. Bd. IV.

[3] Sappho, von einem herrschenden Vorurtheil befreit durch F. G. Welker (Göttingen 1816).

[4] Ein Gedicht des Kanzlers v. Müller auf die Hochzeit von August und Ottilie.

jungen Leute sind das eigenste Paar das es vielleicht giebt und scheinen wirklich für einander prädestinirt. Es ist mir nicht bang um sie . . .

Am zweyten Theil der Italiänischen Reise wird auch gedruckt und so zünden wir mehr als ein Licht an beiden Enden an: Leuchtet's nicht so tröpfelt's doch. — Ich gehe heute Abend wieder nach Jena und hoffe noch drey bis vier Wochen fleißig zu seyn.

Leben Sie wohl! Sie hören bald wieder von mir. Grüßen Sie Hausgenossen, Nachbarn und Freunde zum allerschönsten.

wie immer

Weimar den 18. Juny 1817. G.

1476.

An August und Ottilie v. Goethe.

Jena d. 27. Juny
während des stärksten und
anhaltendsten Regens den ich lange
nicht gesehen habe. Mittag 1 Uhr.

Daß ihr Donnerstag nicht kamet zeugt mir von eurem sorgfältigen, warnenden Genius. Denn die schönen großen Krebse womit ich euch tractiren wollte waren in der Nacht desertirt, die Sandtorte dagegen sitzen geblieben. Mit den übrigen Wohlmeinenheiten ging es nicht viel besser. Möge nächsten Dienstag wo ich euch erwarte der Küchen-Zeitgeist mit unsern Wünschen nicht allzusehr in Opposition stehen.

Beyliegende Briefe bitte bald und sorgfältig zu bestellen. Unsere Geschäfte gehen zu zwey[1] sehr rasch und

[1] Sein Schreiber Kräuter war nach Jena mitgekommen.

wirksam fort, die nächsten vier Wochen sollen Wunder leisten. Hiezu wünsche aber mit Fachinger Wasser und weißem Wein vorzüglich begünstigt zu werden, das eine zu Befreyung des Geists, das andere zu dessen Anregung.

Den Elephanten hab' ich auch besucht und zwar in Gesellschaft von Renner;[1] da hat es denn sehr schöne Bemerkungen gegeben und das Gewußte kam recht zum Bewußtseyn.

Klare Tage, Hitze, Gewitter haben wir abwechselnd erlebt. Das Heu ist sehr schön hereingekommen.

Ottilie mag selbst versuchen Knebels Herz zu gewinnen. Gegen uns verleugnet er streng und steif jede Übersetzung aus Byron.

Lebet wohl und richtet euch ein daß ihr mir Mittwoch jedesmal zwey kalte, gebratene Hähnchen schickt damit ich früh und Abends etwas habe. Alles Gebratene ist hier versotten und verschmort, dagegen ich mich auch wieder mit Nixen und Müllerinnen zu euren Gunsten diplomatisch benehmen werde.

Über dem letzten Lachs der mir ganz und unausgeweiden überliefert wurde hat es wieder Händel mit dem herrschaftlichen Koch gegeben. Dagegen haben wir ein Präparat für comparirte Anatomie gewonnen von der größten Schönheit. Es war lustig zu sehen wie der Prosector den Köchen in die Hand arbeitete.

G.

Wäre es Winter so müßte eine Somnambule den Tod des Elephanten weissagen und dieser müßte dann so regelmäßig sterben wie jene Majestät. Meine größte

---

[1] Jenenser Professor.

Freude wäre in dem Bauche des Ungeheuers den Professor und zwey Prosectoren emsig ihre Messer wetzen und brauchen zu sehen.

Eh ich schließe ist der Himmel wieder heiter und das schönste Wetter von der Welt.

Halb 3 Uhr Nachmittag.

Wie ihr seht werden meine Briefränder bald auf Wernerische Weise beschrieben seyn.

1477. *

An S. Boisserée.

. . . Herrn Hegel grüßen Sie zum allerschönsten und danken ihm daß er mir so mächtig zu Hülfe kommt.[1] Er wird in gedachtem meinem Hefte,[2] und ich hoffe zu seiner Zufriedenheit, die Elemente der entoptischen Farben entwickelt finden. Die Träume des Herrn Malus[3] und Consorten müssen nach und nach verschwinden. Des Herrn Tobias Meyer[4] seltsame mit Polen und Äquatoren versehene Lichtkügelchen habe ich seit meinem Hierseyn mit völligem Ernst vortragen hören, wobey man sich des unbequemsten Apparats bediente, so daß niemand sah was

---

[1] Boisserée hatte aus Hegels eben erschienener „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß" dessen Polemik gegen Newtons Lehre von der Bewegung der Himmelskörper gesandt. Goethe dankt Hegel am 8. Juli: „Ew. Wohlgeboren so willkommene als entschiedene Art sich zu Gunsten der uralten nur von mir aufs neue vorgetragenen Farbenlehre zu erklären, fordert meinen aufrichtigsten Dank doppelt und dreyfach, da mein Entschluß über diese Gegenstände mich wieder öffentlich vernehmen zu lassen, ‚sich nach Freunden und Theilnehmern umsieht."

[2] Zur Morphologie.

[3] Etienne Louis Malus (1752—1812).

[4] Joh. Tobias Mayer (1775—1830).

er sehen sollte, und daß das nichts heißen wollte, was man sah.

Da nunmehr die höhere Philosophie dem Licht seine Selbstständigkeit, Reinheit und Unzerlegbarkeit vindicirt, so haben wir andern gewonnenes Spiel, und können in unserer Naivität ganz gelassen den höchsten Betrachtungen vorarbeiten.

Was mir besonders interessant ist bekenn ich gern: daß dieses reine Licht von Heidelberg kommt wo man gerade bey einer Recension Hegelschen Werks so unartig und zwar mit Namens-Unterschrift gegen mich verfahren ist.

Empfehlen Sie mich Herrn Hegel schönstens, den man ja noch vor ein paar Jahren von Heidelberg aus bedauert hat, daß er als ein sonst ganz wackerer Mann mit mir auf einer so niedrigen Stufe wissenschaftlicher Bildung verweile ...

Übrigens drängt am stärksten die englische Literatur auf uns. Die wieder eröffnete Verbindung, besonders des Großherzogs Reisen und Theilnahme bringt uns Älteres und Neueres mit Gewalt und Fülle, woraus denn manche gute Unterhaltung in Jena entspringt, wo für jedes Bedeutende gewiß Interesse herrscht, wie Sie in Heidelberg glücklicherweise auch finden.

Leben Sie schönstens wohl, grüßen Sie die lieben Haus- und Kunstgenossen mit denen ich wohl wieder einmal in den heiligen Räumen zu Tische sitzen möchte. Ich habe mehrere Briefe hinter einander abgeschickt, verzeihen Sie daher wenn ich mich wiederhole. An gewissen Gegenständen muß ich freilich haften, wenn etwas geleistet werden soll. Nichts ist schwieriger als aus dem Verwickelten und Verworrenen sich in's Einfache zu ziehen,

das man, hat man es auch erfaßt, wieder zu verlieren Gefahr läuft. Ihre zu hoffenden Briefe bitte nach Weimar zu addressiren.

Tausend Lebewohl!

anhänglichst

Jena d. 1. July 1817. Goethe.

1478.

An Willemer u. Frau.

Wenn ich dießmal, und zwar schon seit drey Monaten, in das jenaische Bergthal aus meinen Fenstern hinausblicke und einer wirklich herrlichen Vegetation täglich genieße, so darf ich jene liebliche Zeichnung, von der famosen Mühle aus, die ich manchen hiesigen Freunden an die Wand gestiftet, nur zufällig wieder in's Auge fassen; so wird mir denn doch der Unterschied zwischen dort und hier gar zu auffallend und meine Sehnsucht nach den lieben Freunden wird einmal über das andere aufgeregt. Nun kommen süße Einladungen, Nachrichten von körperlichen Übeln,[1] bey denen man, wo nicht als heilender Arzt, doch als theilnehmender Freund zu wirken wünschte. Dann hören wir von der Gegenwart vorzüglicher Tonkünstler[2] und von so manchem andern was zu Trost und Freude des Lebens gereichte. Das alles giebt beunruhigende Gefühle, die man allenfalls beschwichtigt, so lange man sich an einen festen Aufenthalt durch Geschäfte gebunden sieht; lösen sich aber diese Bande,

[1] Willemer hatte am 2. Juni geschrieben, daß die „arme Marianne 5 Wochen zu Bette gelegen an einem Geschwür zunächst der Brust".

[2] Nach Creizenach Joh. Nep. Schelble, Mariannes Lehrer.

wird verlangt, ja gefordert daß man sich vom Platze bewege, daß man, zu Gunsten seiner Gesundheit, sich zu Aufopferung von Zeit und Kräften aller Art entschließe, so möchte man denn freylich den Weg dahin richten, wo Freundschaft und Neigung den reinsten Empfang versprechen. Nun singen aber die sämmtlichen unbarmherzigen Ärzte ihr entscheidendes Prophetenlied: daß in den böhmischen Gebirgen für dießmal allein Heil zu finden sey! Noch immer wehr' ich mich, fürchte aber jedoch daß ich unterliegen werde, zumal da auch mein Sohn auf der Seite derer steht, die mich nach Osten wollen. Viel Zeit ist nicht mehr übrig und man bereitet mir zu Anfang August wider meinen Willen eine verdrießliche Badefahrt. Dagegen ist mein Vertrauen auf Mayn, Rhein und Neckar so groß, daß ich dort ohne heißes, oder sonst geistreiches Wasser vollkommen zu genesen hoffte.

Dieser fortdauernde Zwiespalt zwischen meinen Wünschen und den ärztlichen Geboten wird geschärft durch die Einladungen unserer gnädigsten Herrschaften, die sich gegenwärtig alle südlich befinden; durch den Ruf der Freunde, der mir auch aus Zeit und Ferne noch immer so nahe tönt. Und ich werde dadurch vom Schreiben abgehalten, das ich jetzt noch verzögerte, wäre es verantwortlich Ort und Stelle zu verlassen, ohne den Freunden wenn auch ein unfreundliches Wort zu senden.

Ihr origineller Musicus[1] giebt mir viel zu denken. Ich hatte schon längst im Sinne meiner Farbenlehre auch eine Tonlehre[2] schematisirt, d. h. nach derselben Methode punctweis unter mehrere Rubriken verfaßt, was bey der Tonlehre zur Sprache kommen könnte. Da würde denn

---

[1] Schelble.

[2] Willemer hatte ihn aufgefordert: „Geben Sie der Welt eine Tonlehre, wie Sie ihr eine Farbenlehre gaben."

freylich sehr förderlich seyn mit Jemanden zu conferiren, der dieses Geschäft auf originalem Wege verfolgt, Theorie und Praxis zusammen walten läßt, besonders auch durch Unterricht die Faßlichkeit und Brauchbarkeit seiner Überzeugungen bewahrheitet. Der wackre Mann und die liebe Schülerin würden mich sehr weit bringen, da hier nicht von Bekehrung, sondern von freundlicher Belehrung und herzlicher Überzeugung die Rede seyn kann. Soll das nun alles aufgegeben werden, so gehört dazu freylich eine Resignation, die man so spät ausspricht als möglich. Und so muß es denn seyn wenn ich nicht stumm von hinnen scheiden soll, welches zu Anfang Augusts geschehen wird.

tausend Lebewohl

Jena den 11. July 1817. Goethe.

Doch kann ich das Gegenwärtige nicht absenden, ohne auszusprechen, daß ich baldigst Nachricht vom allseitigen Befinden wünsche. Hör' ich denn gar nichts mehr von der lieben guten Rosette! von Kindern und Enkeln! Was vernimmt man vom Sohne? sind denn die Hausfreunde, ihre Pfeifchen und Schwänke ganz verstummt? Sollten die Freundinnen mir nicht einmal eine ruhige Stunde widmen und mir von allen Umgebungen und Eigenthümlichkeiten umständliche freundliche Nachricht geben? Ich entsage dagegen den sämtlichen Bundestagsverhandlungen, enthalte mich aller Theilnahme an Juden und Judengenossen, nicht weniger an manchen andern Frankfurtensien, die ich aus Bescheidenheit zu nennen unterlasse, und bemerke nur daß alles an mich nach Weimar Addressirte mir schnell folgen wird wohin ich mich auch wende.

Mich zu freundlichem und herzlichem Andenken empfehlend

Jena den 17. July 1817. G.

1479. *

An Sartorius.[1]

... Lebhaft wie Ihr Wunsch ist der meinige, daß wir uns einmal wieder aussprechen und ausschwätzen mögen; denn gerade bey der Preßfreiheit und Preßsicherheit mag man nicht mehr schreiben, man muß immer fürchten, das babylonische Idiom noch mehr zu verwirren. Zu Michaelis erhalten Sie auch Neapel und Sicilien in dem Sinn, wie die vorhergehende Reise, und sie wird Ihnen, hoff' ich, ebenso viel bringen. Mir ist um nichts mehr zu thun, als so lang es noch gehen will, mich mit denen zu unterhalten, die mir gewogen sind.

Da hab' ich denn, welches ich nicht verschweigen will, einen besonderen idiosynkratischen Trieb; daß ich meinen westöstlichen Divan, von dem Ihnen ja wohl irgend ein paar Musterstücke vorgekommen sind, gar zu gern meinen lieben beiden Gevattersleuten vorlesen möchte, und dieser Wunsch ist nun lebhaft seit 1815, wo das Werklein zu seiner gegenwärtigen Gestalt gelangte. Seit der Zeit ist nichts mehr daran geschehen, denn dergleichen, was aus dem Leben entsprang, will wieder lebendig mitgetheilt werden, damit es frisch wieder aufschwelle und in seinen möglichen Knospen und Augen fortwachse. Nun stockt das alles in dem Winter politischer Zwiespaltsgegenwart, wo man ja auch nicht einmal in guter Gesellschaft ein heiteres, Geist und Seele befreyendes Lied so leicht mehr vernehmen wird.

Nach Italien, wie ich aufrichtig gestehe, habe ich keine weitere Sehnsucht; es ist ein in so manchem Sinn entstelltes und so leicht nicht wieder hergestelltes Land; von meinen alten Liebschaften und Thätigkeiten fänd' ich

[1] Historiker und Politiker (1765—1828), vergl. Bd. VI.

vielleicht keine Spur mehr. Neues zu säen und zu pflanzen ist zu spät, und wer möchte sich mit den neuesten Verirrungen dortiger deutscher Künstler persönlich befreunden oder befeinden ...

Und so immer im Anblick der jenaischen Kalkberge, welche dieses Jahr bey feuchtem Wetter höher hinauf als gewöhnlich grünen, den Freunden freundlichst angeeignet.

Jena, den 20. July 1817. G.

1480.

An C. L. F. Schultz.

Ew. Wohlgeboren

liebevoller Brief ist mir zwischen den Mauern von Paulinzelle durch meinen Sohn überreicht worden, dem ich daselbst, als er von Ilmenau kam, zu bezeichneter Stunde abgeredtermaßen begegnete. Haben Sie den besten Dank für die Theilnahme an dieser stillen Feier[1] und erhalten mir jene unschätzbaren Gesinnungen die so wohlthätig auf mich wirken ...

Die schlimmste Folge Ihres Abschieds jedoch war das auf einmal eintretende Gefühl: daß ich wohl schwerlich je nach Berlin kommen werde.[2] Ihre Gegenwart,

[1] Zu Goethes Geburtstag hatte Staatsrat Schultz (1781—1834) u. a. geschrieben: „Aber das muß ich noch sagen, daß dieser Tag seit vielen, vielen Jahren ein Festtag für mich gewesen. Mit Niemanden, erst in späteren Jahren nur mit meiner lieben Frau, theilte ich dieses Fest, welches mir immer sehr ernst war; himmelweit von Ihnen entfernt, war ich glücklich in dem Gedanken jenes Verses:

Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides
Kindliche Schauer
Tief in der Brust.

(Bei Goethe heißt es „Treu in der Brust".)

[2] Schultz hatte sich von Goethe versprechen lassen, daß er im März 1818 nach Berlin kommen würde.

Ihre freundliche Einladung schien mir wie ein Zauber der mich für einen Augenblick aus mir selbst geruckt hätte. Doch wollen wir nicht grübeln, sondern Winter und Frühjahr walten lassen. Im Grunde wär es hübsch, wenn der letzte Heide nach Gethsemane wallfahrten müßte. Ihr trefflicher Aufsatz liegt in Abschrift vor mir, ich gehe sie nächstens durch und sende das Original. Fahren Sie in Ihren Betrachtungen fort, ich kann nicht unterlassen es von meiner Seite zu thun.

Den zweyten Band der Italiänischen Reise bitte nicht aus Handen zu geben.

herzlich geeignet

Weimar d. 3. September 1817. Goethe.

1481. *

An Georg Friedrich Creuzer.

Ew. Wohlgeboren

bin ich für die übersendeten Hefte[1] den größten Dank schuldig. Sie haben mich genötigt in eine Region hineinzuschauen, vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflege. Wir andern Nachpoeten müssen unserer Altvordern, Homers, Hesiods u. a. m., Verlassenschaft als urkanonische Bücher verehren; als vom heiligen Geist Eingegebenen beugen wir uns vor ihnen und unterstehen uns nicht, zu fragen: woher, noch wohin? Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personification ohne Hinterhalt und Allegorie Alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunklen,

[1] Creuzer (1771—1858) hatte seine mit Gottf. Hermann gewechselten Briefe „Ueber Homer und Hesiodus vorzüglich über die Theogonie" (Heidelberg 1817) gesandt, ferner zwei von Frau Wyttenbach erhaltene Schriften.

die Philosophen in's Helle gethan, dürfen wir nicht beachten. So lautet unser Glaubensbekenntniß.

Gehts nun aber gar noch weiter, und deutet man uns aus dem hellenischen Gott-Menschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Ähnliche dort aufzuweisen, in Worten und Bildern, hier die Frost-Riesen, dort die Feuer-Brahmen; so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Jonien, wo dämonische liebende Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen. Demohngeachtet aber kann man dem Reiz nicht widerstehn, den jedes Allweltliche auf Jeden ausüben muß. Ich habe die gewechselten Briefe mit vielem Antheil wiederholt gelesen, wenn aber Sie und Hermann streiten, was macht unser einer als Zuschauer für eine Figur!

Wiederholten Dank also für die Hin- und Hersicht, wenn auch für mich keine Umsicht möglich ist. Manches bisher Unsichere versteh ich wenigstens besser, und es ist nicht zu läugnen, die Ihnen angeborene Behandlungsart, bey so großem literarischen Reichthum, muß auch dem anziehend seyn, der sich dafür fürchtet.

Der französischen anmuthigen Freundin[1] sprechen Sie meinen Dank aus und lassen mir gelegentlich etwas Näheres von ihr erfahren. Boisserées Krankheit beunruhigt mich sehr. Es ist mir so oft begegnet, jüngere vor mir scheiden zu sehen, daß die Krankheiten der noch in den letzten Jahren mir gegönnten Freunde mich am meisten beunruhigen . . .

Empfehlen Sie mich aller Orten und Enden und gedenken meiner freundlichst in Ihrem edlen Kreise.

Ergebenst

Weimar den 1. October 1817. Goethe.

[1] Frau Wyttenbach, geb. Gallin.

1482. *

An C. v. Knebel.

. . . Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner [1] zum Geschenk brachte. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypochondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobey ich freylich nicht läugne, daß einem die düstre Gluth einer grenzenlosen reichen Verzweiflung denn doch am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft. Sobald unsere für diesen Mann passionirten Frauen das Werk verschlungen, soll es dir auch zu Theil werden.

der deine

Weimar d. 13. October 1817. G.

1483. *

An Nees v. Esenbeck.

. . . Wenn Sie die Anwendung der Idee, des Begriffs der Metamorphose, wie Sie solche in Ihren Blättern darlegen, der kindlichen, ja beynah kindischen Sorgfalt

[1] Lyman aus Boston.

vergleichen, mit der ich, gerade vor dreyßig Jahren, diesem Gedanken nachgehangen und solches nunmehr im zweyten Bande meiner Italiänischen Reise deutlich erscheinen lasse, so werden Sie Sich des Lächelns nicht enthalten. Ich aber darf zufrieden seyn, daß meine Prophezeyungen durch thätige, junge Männer in Erfüllung gegangen und ich dasjenige im Einzelnen zu schauen anfange, was ich im Allgemeinen innigst anerkannt hatte. Nehmen Sie meinen besten Dank und lassen mich von Ihren Thätigkeiten ferner erfahren.

Glück zu allen Fortschritten wünschend

ergebenst

Weimar d. 15. October 1817. J. W. v. Goethe.

1484. *

An S. Boisserée.

Kaum entwind ich mich heute fremden und einheimischen Andringlichkeiten um Ihnen wieder einmal ein herzliches Wort zu sagen. Die Nachricht von Ihrer Krankheit hat mich sehr betrübt. Für meine jüngsten Freunde, deren ich so manchen verlor, hege ich immer die meiste Sorge, denn leben heißt doch eigentlich nicht viel mehr als viele überleben; seyn Sie mir daher als Genesener auf's beste gegrüßt. Mögen wir alle den Winter glücklich überstehen! welches ich auch vorzüglich unserm Freund Meyer wünsche, dem ich gönne Ihre Schätze mit so theilnehmendem Sinn angeschaut zu haben.

Er hat mir mit der größten Wärme davon geschrieben. Mir war nicht gegönnt diesen freundlichen und einsichtigen Versammlungen beyzuwohnen, doch wird für uns alle manches Gute daraus entspringen.

Seitdem ich von Jena zurück bin, werd' ich mehr als jemals hin und wieder gezogen und diese neun Wochen hab' ich in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht, wobey freylich manches geleistet wird, aber doch meistens die alte Legende eintritt, wo der Hausvater nahrhaften Brei, den er seinen Schnittern bestimmte, dem Propheten zur Löwengrube bringen muß . . .

W. d. 17. Octbr. 1817. G.

1485.

An Willemer u. Frau.

Und so sind denn abermals zu meiner Beschämung die Boten des Herrn[1] angekommen, die ich zwar freundlichst begrüße, den Gruß jedoch lieber an die Sendenden selbst wendete. Ich habe mit den lieben Freunden mich bisher oft in Gedanken unterhalten, daß ich selbst nicht mehr weiß was geschrieben ist und was in Geist und Herzen zurückblieb. Auch heute muß ich kurz seyn, denn der Aufenthalt in Weimar hat die wunderbare Eigenschaft, daß die Tage vorübergehen ohne sonderliche Spuren von sich übrig zu lassen. Man thut viel ohne es zu empfinden, weil man immer thut was man nicht will.

Die liebe nach Eisenach[2] ziehende Jugend macht unsere Umgebung lebhaft und erregt besonders alle Frauenköpfe. Es ist keine die sich nicht hinsehnte und ich kann's ihnen nicht übel nehmen, denn es mögen hübsche Kerlchens dort zusammen kommen. Wir andern müssen ruhig bleiben und den Ausgang des Abenteuers abwarten.

[1] Die „zwölf Apostel" (zwölf Flaschen Rheinwein von 1811).
[2] Zum Wartburgfest.

Was soll ich nun aber zu der freundlichsten Einladung sagen, die mir weit lockender ist als alle diese Feste! und doch erinnert sie mich gerade an dasselbige Fest, welches ich zum erstenmal in der glücklichsten Umgebung feyerte. Was seit jener Epoche vorgegangen darf ich mir kaum zurückrufen und meinen gegenwärtigen Zustand nicht mit manchen schönen Tagen und Stunden zusammen halten. Denn ich bin in die irdischen unerfreulichen Zufälligkeiten verwickelt mehr als jemals. Von einem Geschäft[1] das in Masse schlimm war, fühl ich mich Gott sey Dank! befreyt, nun aber ergreifen mich andere, die im Detail keineswegs erfreulich sind und zusammen auch wieder Masse machen.

Sie denken also leicht wie mir zu Muthe sey, wenn ich mich einen Augenblick an den heitern Fluß unter seine Anwohner versetze, im stillsten Gartenstübchen der lebhaftesten Ufer gedenke. Davon muß ich denn also den Blick zurückziehen und aussinnen, was ich den Freunden Unterhaltendes und Angenehmes vorbringen könne, welchen Beschäftigungen meine angenehmsten und freysten Stunden gewidmet sind. Und so muß ich denn mit dem lebhaftesten herzlichsten Dank schließen, für so wohlthätige Erinnerungen, die wenn sie auch nicht so angenehm erneuert würden, dennoch unauslöschlich bey mir seyn müßten. Nicht ohne sehnsüchtige Gefühle scheide ich von diesem Blatt, das, je länger ich dabey verweile, mich immer täuschender dahin versetzt, wohin ich nicht gelangen kann. Und in dem einzigen Sinne beneid ich diejenigen die nach Eisenach ziehen, nicht weil ich die dortigen Feier und Feuer zu schauen wünschte, sondern weil mir angelegen wäre, dieses Fest auf der herrlichen Zinne wieder zu begehen und die

[1] Theaterleitung.

Flämmchen und Flammen des allgemeinen und besondern Wohlwollens am Horizont und in der Nähe auflodern zu sehen.

Weimar den 17. October 1817.

1486. *

An den Großherzog Carl August.

Ew. Königliche Hoheit

nehmen gewiß gnädig auf und glauben ohne Betheurung, daß ich in diesen Zeiten viel für Sie und mit Ihnen gelitten.[1] Die Zustände bewegen mich dergestalt daß ich alle Gesellschaft meide, weil ich fürchten muß irgend jemanden gelegentlich eben so hart anzulassen als vormals Einsiedeln. Mein bester Trost jedoch, gnädigster Herr, nährt sich aus Ihro gutem Humor, der, auf Gleichmuth und Charakterkraft gegründet, Sie mit einem heitern Element umgiebt, und in den schlimmsten Tagen sich am glorreichsten erweist. Dann sag ich mir auch manchmal, ob mit oder ohne Grund: Irgend eine Explosion war vorauszusehen, halten wir es für ein Glück daß sie so schnell und ungeschickt hervorgebrochen! . . .

unterthänigst

Jena d. 14. Dec. 1817. Goethe.

[1] Carl August hatte ihm geschrieben: „Die nächsten Tage sind bestimmt um den übeln Humor des Fürsten Metternich zu genießen, den Professor Friesens Absurditäten auf der Wartburg verursacht haben.“ Der Großherzog wurde infolge der Vorgänge beim Burschenschaftsfeste auf der Wartburg von Oesterreich und Preußen zur Aufhebung der Preßfreiheit und zur Einleitung einer Untersuchung gegen die Professoren Oken und Fries gezwungen.

1487. *

An Zelter.

. . . Ich lebe zwischen Weimar und Jena; an beiden Orten habe ich Geschäfte die mir Freude machen, in Jena kann ich sogar thun und lernen zugleich; die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, ist so lebendig daß man auf die angenehmste Weise wieder jung wird, indem man seine frühesten Ahndungen, Hoffnungen und Wünsche realisirt findet, und Belege zu dem Höchsten und Besten wozu man sich im Gedanken erheben konnte. Mein nächstes Heft zur Naturlehre soll dir, hoffe ich, manches bringen, was dir gewiß als Symbol deiner lieben und guten Vorsätze dienen wird.

Auf diese unschuldige Weise halte ich mich im Stillen, und lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bey uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bey Nord-Ost-Wind wieder zurück schlüge und uns zum zweytenmal beizte.

In solchen Fällen muß es denn auch dem Einzelnen, der an der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt seyn, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht voraus gesehn, doch voraus gefühlt, daß er in denen Puncten die ihm klar geworden nicht allein widerrathen sondern auch gerathen, und zwar das was alle, da die Sache schief geht, gethan haben möchten. Dieses berechtigt mich zur Impassibilität, deshalb ich mich denn auch wie die Epikurischen Götter in eine stille Wolke gehüllt habe, möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können . . .

Jena, 16. Dec. 1817. G.

1488.

An Antonie Brentano.[1]

Da mein Bürger-Schifflein (leider nicht reichlich beladen) den Anker lichtet, so ist es sehr liebenswürdig daß die Freundinnen mit den Tüchlein winken, um den Scheidenden[2] zu erinnern, daß das Beste zurückbleibe. Haben Sie Dank für Ihren Wink und nehmen meinen Gegengruß in beyliegenden Blättern,[3] die Ihnen ganz allein verständlich seyn können.

Schon im Gedanken freue ich mich ein so kostbares Bild, wie Sie mir anzeigen, in Ihrem Besitz zu wissen. Schreiben Sie mir wie Sie es aufgestellt haben: denn ich weiß noch recht gut wie Ihre Bilder versammelt und vertheilt sind. Vielleicht findet sich auch ein Kupfer desselben.

Ihr Freund ist meist auf Entbehrung eingerichtet, doch besuchen ihn manchmal dergleichen Heilige, Götter und Abgötter, die denn auch nach Würden ihre Verehrung finden.

Den guten Grambs[4] bedaure ich; und doch müssen wir ihn glücklich preisen, daß er ein unerfreuliches, ja leidendes Leben durch die so zarten als hohen Kunstfreuden nicht nur erträglich, sondern auch erquicklich machte.

Freundin Paula meldet mir ihre Abreise nach Paris

[1] Joh. Antonia Josefa, Edle v. Birkenstock, geb. 1780, hatte sich 1798 mit Franz Brentano (geb. 1765), dem zweiten Sohne aus Peter Anton Brentanos erster Ehe, verheiratet. Goethe war zuerst 1812 in Karlsbad mit ihr zusammengetroffen.

[2] Goethe war im Dezember 1817 aus dem Frankfurter Bürgerverbande ausgeschieden.

[3] „Ueber Kunst und Altertum in der Rhein- und Mayn-Gegend", Heft 2.

[4] Advokat Dr. Joh. G. Grambs, ein bedeutender Kunstsammler, war am 3. Dezember 1817 gestorben.

und erbot sich Aufträge zu besorgen; ich habe von dorther mancherley zu wünschen und will sehen was sie mir mitbringt, es wäre möglich daß sie es ohne Auftrag gerathen hätte. Ihr echt deutsches Wesen mag sich dort nicht sonderlich behagen.

Öffentliche Nachrichten von dem Befinden des Herrn Minister von Stein beunruhigen uns; empfehlen Sie mich ihm dringend, er ist ein Stern den ich bey meinem Leben nicht möchte hinab gehen sehen. Sagen Sie mir auch etwas von seiner zweyten Tochter![1] das ist ein wundersames Kindsbild, das ich nicht los werden kann. So verfolgen mich mitunter Gestalten und Wesen mit eigner Lieblichkeit und Kraft. Hätte man aber auch nicht die Sicherheit dieser unwillkürlichen Eindrücke, wie könnten uns unsere fernen Freunde immer gegenwärtig seyn.

Was übrigens Ihr Freund für ein unschuldiges, einsiedlerisches Leben führe, können Sie daraus ersehen, daß ihm keins von denen vielen, tagtäglich bey uns herumflatternden Blättern, Blättchen, Heften und Heftchen vor Augen kommt. Ungerechtigkeit und Unbilligkeit sind an der Tagesordnung; wie können Partheyen gegen einander irgend eine Rücksicht nehmen? wie soll man abgeschiedene Vorzüge würdigen, da es nur darum zu thun ist currente Unarten gelten zu machen? Wahrscheinlich ist es so in dem Falle worüber Sie Sich beschweren. An meiner Tagesordnung ist die Maxime: man muß sich selbst schonen wo nichts geschont wird, und wie Diogenes sein Faß in der allgemeinen Verwirrung hin und her wälzen. Das haben Sie denn freylich, verehrte Freundin, um ein Großes besser, am Sonnenende des herrlichen thätigen Frankfurts, wo das schlimme Wetter selbst nicht schlecht aussehen kann,

[1] Die damals 15jährige Therese.

und wo Sie im Hause, wenn Sie im schönsten Familienkreise noch irgend eine Art Ungeduld überfiele, nur vor Ihren van Dyck treten dürfen und von da, an allerley irdischen und himmlischen Bildern vorbey, bis zum berühmtesten aller Hasen zu wandern haben um völlig hergestellt zu seyn. Das alles will ich Ihnen nicht beneiden, sondern im Geiste Ihrem Glücke folgen.

Nun aber nehme ich für dießmal Abschied, und bitte, mich Ihrem Herrn Gemahl, in Ihrem Kreise und der Nachbarschaft auf's liebenswürdigste zu empfehlen.

auch aus der Ferne

gegenwärtig

Jena d. 16. Jan. 1818. Goethe.

1489. *

An C. G. v. Voigt.

(Jena, 27. Januar.)

Und was soll ich denn abermals Ew. Exzell. auf alle die unerfreulichen Nachrichten erwidern? Für deren schnelle Mittheilung ich jedoch höchst dankbar bin. Jederzeit weis ich vier und zwanzig Stunden voraus was für schlechtes Wetter von Osten in Westen anlangen wird, ohne auch nur im mindesten wehren oder helfen zu können und so beunruhigt mich wieder die Wirkung dieser Meteore die von dort herüber schallt und trifft. Durch dieses Unwesen ist auch hier die Gesellschaft in stumpfe Apprehension gerathen, niemand traut dem andern, und wäre man nicht genöthigt zu lehren und zu lernen, von Morgens bis in die Nacht würde durchgeklatscht, was mit wenig vernünftigen Worten abzuthun ist.

Wes Brodt ich esse des Lied ich sing. Die Herren essen das Brodt der Presfreyheit, kein Wunder daß sie ihr zu Ehren die heftigsten Hymnen singen.

Das Publicum verhält sich wie Beylage sub ♂ besagt; doch ist ein merckwürdiges Phänomen daß niemand mehr an die allgemeinen Angelegenheiten denckt; sondern ein gränzenloser Haß gegen Kotzebue[1] sich hervorthut, der denn seinen Feinden gut Spiel macht. Alles was gegen ihn geschieht wird gebilligt, jede Maasregel für ihn getadelt. Barth mit der eisernen Stirn[2] wird an's Licht gezogen und als das willkommenste Document betrachtet. Man droht mit neuem Abdruck desselben, und freylich würde dieser Scandal gutes Geld eintragen.

Bürger wie Studenten wüthen öffentlich gegen den Erbfeind, wie sie ihn betrachten. Alle frühern Geschichten: wie K. der Academie und Stadt zu schaden gesucht werden hervorgehoben, Historien die denn nur allzuwahr sind und jener Zeit uns beyden nicht wenig zu schaffen machten. Es entstehen gewiß noch die unangenehmsten Folgen aus diesem seinem Aufenthalt in W. Daß es schlecht ablaufen würde konnte jeder voraussagen, Wie? ist leider schon offenbar . . .

So viel für den Augenblick, mit dringender Bitte um Fortsetzung der Staats Nachrichten.

Verbundenst

Goethe.

---

[1] Kotzebue schrieb seit Ende 1816 für den Kaiser von Rußland Bulletins „monatliche Berichte von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. w. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen." Ein Auszug davon fiel in Ludens Hände und wurde von ihm in der „Nemesis" abgedruckt; als daraufhin die Nummer vernichtet wurde, druckte es Oken in der „Isis" ab.

[2] Kotzebues berüchtigte Schrift aus dem Jahre 1790.

♂

In Holland 1615
ging es mit Verbietung der allgemeinen pasquillischen Bücher und Schmähkarten, wie in Deutschland mit der Münz, daß es immer verboten, und doch immer fortgetrieben wurde. Ist also das unnütze Bücher-Schreiben eins von denen Dingen, die jedermann tadelt und jedermann gern hat, kauft und lieset, sonst würde es des Druckens nicht verlohnen.

Renovatum Jena 1818.

1490. *

An F. v. Müller.

Ew. Hochwohlgeboren
gefällige Sendung erschien freylich höchst contrastirenden Inhalts. An einer Seite fand ich das umständliche, höchst motivirte Urtheil wodurch meinem Tagesblättler eine harte, ihn auf eine Zeitlang von der Welt ausschließende Strafe zuerkannt wird, auf der andern ersahe ich aus wenigen dichterischen Zeilen daß eine griechische Gottheit[1] ungestraft, in wenigen Augenblicken mehr Unheil stiften kann als die sämmtlichen ägyptischen Götter[2] in einem ganzen Jahr. Ich danke meiner Abgeschiedenheit daß ich verschont geblieben, ermangle aber nicht sowohl dem Sonnengotte als dem freundlichen Glück aus der Ferne für die mir schriftlich gegönnten Geschenke den allerschönsten Dank zu sagen . . .

gehorsamst

Jena den 6. Februar 1818. Goethe.

[1] „Nemesis", die Zeitschrift Prof. Ludens.
[2] Anspielung auf Okens „Isis".

1491.*

An C. G. v. Voigt.

. . . überhaupt! wäre in dem Jena[1] nicht der politische Narrenteufel los, (wodurch denn doch, genau besehn, kein Hund aus dem Ofen gelockt wird, vielmehr die Großen durch solche liederlichen Ereignisse immer apprehensiver werden müssen) so wäre eine Masse von Wissenschaft vorhanden, womit man manches andere größere literarische Institut beschämen könnte. Ew. Excellenz haben so viel dafür gethan und kennen es am besten; aber auch am besten die obwaltenden Hindernisse . . .

Jena d. 6. Febr. 1818. G.

1492.

An Adalbert Schöpke.[2]

Auf Ihre freundliche Sendung halte ich mich verpflichtet zu erwidern: daß die mir mitgetheilten Compositionen sowohl hier als in Berlin, wohin ich sie an Freunde und Kenner gesendet, gute Aufnahme gefunden, deshalb ich Sie denn wohl ermuntern darf auf dem Wege den Sie erwählt und den Ihnen die Natur anweist treulich zu verharren.

Die Fragen die Sie mir vorlegen lassen sich vielleicht gar nicht beantworten, ob schon im Gespräch Andeutungen

[1] An Sartorius schreibt Goethe am 23. Februar: „In diesem Jena selbst, das gegenwärtig so viel Lärm in die Welt sendet, ist es jetzt so still als niemals, weil Jeder in seinem eigenen Laboratorium die Raketen und Feuerkugeln verfertigt, womit er die Welt in Staunen setzen und womöglich entzünden möchte. Bey diesen Eruptionen sitz ich ruhig wie der Einsiedler auf der Somma."
[2] Er hatte Kompositionen Goethescher Lieder mit Gitarrebegleitung gesandt.

zu geben wären, die dem praktischen Künstler Vortheil brächten.

Auf Ihre Frage zum Beyspiel was der Musiker mahlen dürfe? wage ich mit einem Paradox zu antworten Nichts und Alles. Nichts! wie er es durch die äußeren Sinne empfängt darf er nachahmen; aber Alles darf er darstellen was er bey diesen äußern Sinneseinwirkungen empfindet. Den Donner in Musik nachzuahmen ist keine Kunst, aber der Musiker, der das Gefühl in mir erregt als wenn ich donnern hörte würde sehr schätzbar seyn. So haben wir im Gegensatz für vollkommene Ruhe, für Schweigen, ja für Negation entschiedenen Ausdruck in der Musik, wovon mir vollkommene Beyspiele zur Hand sind. Ich wiederhole: das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußern Mittel zu brauchen ist der Musik großes und edles Vorrecht.

Empfehlen Sie mich in Ihrem ehrwürdigen Kreise, und (lassen mich) wenn ich dieß Jahr nach Töplitz kommen sollte einer freundlichen Aufnahme genießen.

Jena den 16. Februar 1818.

1493.

An Zelter.

Du hast, mein Werthester, aus dem Abgrunde deines Tonvermögens schöne und gute Worte spendirt, daß ich sogleich die Pflicht fühle dir etwas Freundliches zu erwidern.

Du kennst Jena zu wenig als daß es dir etwas heißen sollte wenn ich sage: daß ich auf dem rechten Saalufer, unmittelbar an der Camsdorfer Brücke, über dem durch die Bogen gewaltsam strömenden, eisbelasteten

Wasser, eine Zinne (vulgo Erker) in Besitz genommen habe, die schon seit so vielen Jahren mich, meine Freunde und Nachkommenschaft gereizt hat daselbst zu wohnen, ohne daß nur Jemand sich die Mühe gegeben hätte die Treppe hinauf zu steigen. Hier verweile ich nun die schönsten Stunden des Tags, den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Gärten und sodann das liebe närrische Nest, dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schluchten und Schlachthöhen vor mir. Sehe bey heiterm Himmel die Sonne täglich etwas später und weiter nordwärts untergehen, wornach meine Rückkehr zur Stadt regulirt wird.

In dieser, nahezu absoluten, Einsamkeit ist das dritte Heft von Kunst und Alterthum dem Druck zugefertigt. Das zweyte zur Morphologie bewegt sich auch. Die Darstellung der entoptischen Farben, im Zusammenhang mit meiner Farbenlehre, denke ich vor Ostern auch noch zu gewältigen. Sage das Freund Schultzen, wenn du ihn irgend wo habhaft wirst.

Dabey darf ich nicht vergessen daß wir die entschiedensten Anstalten haben Witterung zu beobachten, wobey ich an meiner Seite die Wolkenformen und Himmelsfarben mit Wort und Bild einzuweben suche.

Da das nun aber alles, außer Windesbraut und Wasserrauschen, vollkommen tonlos abläuft, so bedarf es wirklich einiger innern Harmonie um das Ohr aufrecht zu erhalten, welches blos möglich ist im Glauben an dich und was du thust und schätzest. Daher nur einige Stoßgebete, als Zweige meines Paradieses! Magst du sie mit deinem heißen Elemente infundiren, so schlürft man's wohl mit Behagen und die Heiden werden gesund.

Apocalypse am letzten! Vers 2.

Da ich so manches Liebe von deiner eignen Hand empfange und dagegen wenig erwidere, so sende ich dir ein uralt Blättchen,[1] das ich nicht verbrennen konnte, als ich alle Papiere, auf Neapel und Sicilien bezüglich, dem Feuer widmete. Es ist ein so hübsches Wort auf dem Wendepunct des ganzen Abentheuers, und giebt einen Dämmerschein rückwärts und vorwärts. Ich gönne es dir! Bewahre es fromm. Was man doch artig ist wenn wir jung sind!

und sofort und ewig

Jena den 16. Februar 1818. Goethe.

1494.*

An Zelter.

Zum grünen Donnerstag soll dieser Brief abgehen, zur Zeit da du deine großen Thaten verrichtest,[2] welche dir (da an der Ehre weiter gar nichts mehr gelegen ist) in den Geist Freude und Geld in den Beutel bringen sollen. Schreibe mir von dem Erfolg was du gerne willst und magst, so derb als möglich, denn das kleidet euch Berliner doch immer am besten.

In diesen Tagen hast du mir eine große Wohlthat erzeigt, denn das mitternächtige Lied[3] ist mir gar gehörig und freundlich vorgetragen worden, von einem weib-

[1] Goethes Brief an Charlotte v. Stein aus Palermo vom 18. April 1787 (unsere Briefausgabe Bd. III, S. 154—55). Zelter antwortete hierauf: „Dein Zettelchen aus Palermo macht mir unsägliche Freude. Wer ist denn die Glückselige, der diese Frühlingssonne aufgeht? Gott weiß, daß es Neid ist, warum ich frage, denn wie ich alle Huld der Welt auf Dich ausgießen möchte, so unmöglich ist mirs Deine Liebe mit Jemand zu theilen."

[2] Zelter dirigierte am Charfreitag im Berliner Opernhause die Graunsche Passion.

[3] Goethes „Um Mitternacht", dessen Komposition Zelter am 1. März gesandt hatte.

lichen, zarten Wesen,[1] so daß es nur der letzten Strophe etwas an Energie fehlte. Da hast du nun einmal wieder deine Liebe und Neigung zu mir recht redlich und tüchtig abgestempelt. Mein schwer zu bewegender Sohn war außer sich, und ich fürchte er bittet dich aus Dankbarkeit zu Gevatter.[2]

Ich stehe wieder auf meiner Zinne über dem rauschenden Brückenbogen, die tüchtigen Holzflöße, Stamm an Stamm, in zwey Gelenken, fahren mit Besonnenheit durch und glücklich hinab, Ein Mann versieht das Amt hinreichend, der zweyte ist nur wie zur Gesellschaft.

Die Scheite Brennholz dilettantisiren hinterdrein, einige kommen auch hinab wo Gott will, andere werden in Wirbel umgetrieben, andere interimistisch auf Kies und Sandbank aufgeschoben. Morgen wächst vielleicht das Wasser, hebt sie alle und führt sie Meilen weit zu ihrer Bestimmung, zum Feuerheerd. Du siehst daß ich nicht nötig habe mich mit den Tagesblättern abzugeben, da die vollkommensten Symbole vor meinen eigenen Augen sich eräugnen.

Soll ich aber aufrichtig seyn so ist diese Ruhe nur scheinbar: denn gerade das musikalische Wesen eurer Charwoche hatte ich lange zu verehren und zu genießen gewünscht und nun schwebt Auge und Geist über das der Scheitholzflöß-Anarchie.

Um mich aber wirklich rein auszusprechen, so tröstet mich's wenn ich dir sage: Bist du recht ehrlich gegen mich gesinnt; so wirst du mich nicht einladen nach Berlin zu kommen — und so fühlt Schultz, Hirt, Schadow und wer mir eigentlich wohl will. Unserm trefflichen Ise-

[1] Gräfin Caroline Egloffstein.

[2] Goethes erster Enkel Walter kam am 9. April zur Welt.

grimm,[1] den ich viel zu grüßen bitte, ist es ganz einerley: denn es fände sich nur ein Mensch mehr dem er widersprechen müßte. Von den hundert Hexametern[2] mag ich eben so wenig wissen als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel. Dein mitternächtiger Sechsachtel Tact erschöpft alles. Solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannichfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Athemzüge! Dieses immer Gleiche immer Wechselnde! Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen — ∪ ∪ — sich unter einander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus.

Nun vergessen sie immer daß sie uns früher, bis zur langen Weile, versicherten: ein Poet sey kein Grammatiker! Homer, Homeriden, Rhapsoden und alle das confuse Geschlecht haben so hin gesaalbadert wie Gott gewollt, bis sie endlich so glücklich gewesen daß man ihr dummes Zeug aufgeschrieben, da denn die Grammatiker sich ihrer erbarmt und es nach zweytausendjährigem Renken und Rücken endlich so weit gebracht, daß außer den Priestern dieser Mysterien niemand mehr von der Sache wisse noch wissen könne. Neulich versicherte mich jemand, Xenophon habe eben so schlechte Prosa geschrieben als ich; welches mir denn zu einigem Troste dienen sollte . . .

Bin ich dir nun oben mit Erzählung von Stammholz-Floßen lästig geworden, so muß ich zum Schluß doch noch sagen: daß Heute, Gründonnerstag, an deinem Feste, auch in Kösen an der Saale, über Naumburg, der große

[1] Fr. Aug. Wolf.

[2] Zelter hatte angefragt: „Hat er Dir denn nicht seine 100 Hexameter geschickt? womit er nichts Geringeres intendirt als solche Hexameter zu machen die sich wie ein non plus ultra von Prosa ausnehmen sollen."

Holzmarkt gefeiert wird, wo künftige Stadt- und Landgebäude zu hunderten roh auf dem Wasser schweben. Gebe der Baumeister aller Welten ihnen und uns Gedeihen. — Auf der Saal-Zinne in Sturm und Regen

tui amantissimus

(Jena) am 19. März 1818. G.

1495.

An August und Ottilie v. Goethe.

Das Einzige wünscht ich daß meine Kinder ein paarmal im Paradiese[1] mit mir auf und ab liefen, sie würden sich freuen über den verwandelten Papa. Ich bin, wenn nicht aus dem Regen in die Traufe, doch aus der Traufe in den Regen gerathen. Theater und Universität! Eins und ebendasselbe! — Mit Backfischen bin ich gesegnet, der größere, ja der größte soll euch eine frohe Mahlzeit seyn. Gedencket

Jena d. 22. März 1818. G.

1496.

An Ottilie v. Goethe.

Du mußt, meine liebe Tochter, doch kein ganz echtes Vaterlandsgefühl[2] in dir hegen, sonst hättest du dem, obgleich versiegelten Packet seine Gottlosigkeit angefühlt. Be-

[1] Eine Promenade bei Jena.

[2] Ottilie hatte das Manuskript eines Dramas von Fr. v. Kurowski-Eichen übersandt und geschrieben: „Wenn Ihnen beiliegendes Packet, lieber Vater, gegen meine preußische Abkunft einigen Unwillen giebt, so darf ich nichts dagegen einwenden, nur aber bemerken, daß Geheimrath Wolff nicht nur mein Mitschuldiger ist, sondern eigentlich der Hauptanführer. — Der Himmel weiß was für christliches Unheil in der Prutena stecken mag."

denke nur! dieser schreckliche Dramatiste läßt die wahre preußische, uralte Dreyeinigkeit Perkunos, Potrimpos, Pikollos aus dem ewigen Eichenlaub herabstürzen, weil das leidige Gelichter: Ottokar von Böhmen, Rudolph von Habsburg, ja sogar ein anonymer Graf von Habsburg sich einfallen lassen meine edlen alten Bernstein-Preußen heimzusuchen und zu cristenen (Frage die liebe Mutter was das heißt).

Werners Kreuz an der Ostsee hat uns dieses garstige Spectakel schon einmal zugemuthet; da war es aber doch wenigstens Original; jetzt kann es keineswegs passiren, am wenigsten vor mir als einem echten Bernstein-Patrioten.

Willst du deshalb, meine allerliebste Tochter, mit einigen Redensarten, die dir vielleicht zu Gebote stehen, uns höflichst herausziehen, so conformire dich, in meinem Namen, mit Geheime Rath Wolf, welcher zum Druck räth und einen, für den einzelnen Beurtheiler höchst lästigen Ring und Reif, oder Kette wie man will (in der Kunstsprache Cyclus genannt) dem Publicum an den Hals wirft, das recht gut weis wie es dergleichen Dinge los werden soll. Überzeugt daß du dir eine Freude machst dergleichen, einem wahren Ostsee-Freunde höchst widerwärtige Dinge zu beseitigen, überlaße ich deiner vorsteherlichen Weisheit Mittel und Wege zu erwählen und zu ergreifen.

Dazu kann ich nicht unbemerkt lassen daß der Dramatist der Erfinder der vor Zeiten rumorenden F a h r - k ü c h e n[1] ist und, da diese nicht sonderlich Schmackhaftes hervorgebracht, es jetzt in einem andern Geschmacksfelde versuchen will.

---

[1] Kurowski-Eichen war Ende Dezember 1813 bei Goethe gewesen und hatte ihm seine „praktische Feldfahrküche" vorgelegt, über die er eine Schrift (Berlin 1813) veröffentlicht hatte.

Möge für diese Peinen die ich dir auflade dir alles andere zu Gute kommen und Mons. Misele[1] geputzt und glänzend bald unsere sämmtlichen Begrüßungen auffordern.

Grüße die verehrten Sibyllen, die heitern Musen und was sonst froh und nützlich vereint seyn mag.

Das schönste Lebewohl!

Kannst du für das sehr wohlgerathne, mir sehr liebe Bild des unvergeßlichen Grafen Reden irgendwo einen Danck abstatten so verpflichtest du mich durch Erfüllung dieser Pflicht.

Friede dir! und Wohlgefalle
bey allen guten Leuten.

Jena den 26. März 1818. G.

1497.

An Carl Ernst Schubarth.[2]

(Jena, 2. April.)

Ihr Büchlein,[3] mein Werthester, das Sie mir anmelden, ist noch nicht zu mir gekommen; Freunde jedoch sprachen günstig davon, ohne mich im Besondern aufzuklären. Da Sie nun in einer Art von Sorge zu seyn scheinen wie ich es aufnehmen könnte; so halte ich für Pflicht Sie durchaus zu beruhigen.

Wenn man das Leben zugebracht hat sein Innerliches auszubilden, mit dem Wunsche auch nach außen genießbar und nützlich zu werden; so kann uns nichts erfreulicher begegnen als wenn wir vernehmen daß Gleichzeitige, noch mehr aber daß Jüngere sich mit unsern bekannt ge-

---

[1] Das kleine Miselchen, der erwartete Enkel.
[2] Geb. 1796; bereits als Breslauer Student schrieb er die Schrift:
[3] „Zur Beurteilung Goethes" (Breslau 1818).

wordenen Arbeiten dem Werden nach beschäftigen. Denn indem sie dieses thun, so sprechen sie aus: daß sie nicht nur dasjenige was einer Jugend gemäß ist sich aus dem Vorliegenden heraus nehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geschieht und allenfalls gelten kann, sondern daß sie gern erführen wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger gestanden und wie solcher, bey entschiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erst dem Genius indulgirt, durch's Ungeschick sich durchgehalten, dann dem Geschick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu stranden, sich in irgend eine heilsame Bucht geworfen?

Hat dieses der junge Freund im Auge, so bereitet er sich selbst die wünschenswertheste Bildung: denn ob wir eine einzelne Thätigkeit, die sich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulyß, eines Robinson Crusoe auffassen, oder etwas ähnliches an unsern Zeitgenossen, im Laufe sittlicher, bürgerlicher, ästhetischer, literarischer Ereignisse wahrnehmen ist ganz gleich. Alles was geschieht ist Symbol, und, indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das Uebrige. In dieser Betrachtung scheint mir die höchste Anmaßung und die höchste Bescheidenheit zu liegen. Diese Forderung haben wir mit dem Obersten und dem Geringsten gemein.

Um nun von diesen überschwenglichen abstrusen Betrachtungen auf das Nächste zurückzukehren, will ich gern bekennen daß ich von Personen, denen es gefiel freundlich über mich zu reflectiren manches gelernt und sie deshalb verehrt und bewundert habe. So hat mich Delbrück[1] aufmerksam gemacht daß meine kleinen, wenigen

[1] Der Berliner Gymnasiallehrer Joh. Fr. Ferd. Delbrück hatte Goethes Gedichte 1809 in der Jenaischen „A. Litt.-Ztg." angezeigt.

Gedichte an Lida[1] die zartesten unter allen seyn. Das hatte ich nie gedacht noch viel weniger gewußt und es ist wahr! es macht mir jetzt Vergnügen es zu denken und anzuerkennen. Und ich beeile mich Ihnen dieß zu sagen, noch ehe Ihre Blätter zu mir kommen. Was ich sodann erwidern kann hängt von manchen innern und äußern Zufälligkeiten ab; doch wünsch ich mir einen so guten Augenblick wie diesen wo ich in vollkommener Freyheit Ihren guten Willen erwidern könnte.

1498.

An S. Boisserée.

Dem Großvater[2] verzeihen Sie vielleicht daß der Freund so lange nicht geschrieben. Der Drang des Lebens wird immer wunderlicher, man verbraucht seine Kräfte in der Nähe und es bleibt endlich zur Wirkung in der Ferne nichts mehr übrig . . .

Bey Gelegenheit von Faust fällt mir ein zu fragen: ist Ihnen denn wohl das Trauerspiel Manfred von Lord Byron in die Hände gerathen? für mich war es höchst merkwürdig zu sehen wie er meinen Faust kennt und nach seiner eigenen Weise hypochondrisch misanthropisch umarbeitet. Wenn ich zugleich versichere daß ein außerordentlicher Geist, großes Talent, Durchdringen der Welt und Selbstbewußtseyn darin waltet, so wird man, wollte man mir auch gerade zu nicht glauben, doch auf dieses Produkt aufmerksam werden . . .

Und nun lassen Sie mich wie sonst mit einem Verslein schließen.[3]

[1] Charlotte v. Stein.
[2] Goethes erster Enkel war am 9. April geboren worden.
[3] In den Werken nicht enthalten.

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

Niemand versteht zur rechten Zeit! —
Wenn man zu rechter Zeit verstünde:
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Und so, mit den freundlichsten Segnungen
verbunden

Jena den 1. May 1818. Goethe.

1499.

An F. M. v. Klinger.

(Jena 19. Mai.)

Dießmal will ich, mein Werthester, nicht verstummend eine Sendung abschließen. Nehmen Sie Beyliegendes[1] freundlich auf und theilen mit Freunden was jeden anmuthet. Im wunderbarsten Wechsel der Dinge bin ich ohngefähr auf derselben Erdscholle, wo Sie mich kannten,[2] ja selbst in dem Garten an der Ilm wandle ich mit Kindern und nun einem Enkel. Viele Zeit verarbeite ich in Jena, jetzt mit Vereinigung und Ordnen der Bibliotheken beschäftigt. Man verzeiht nicht leichter den Menschen ihre Verrücktheit, als wenn man sich mit dem abgiebt, was öfter schon eben so närrisch war.

Allerley lasse ich drucken, aus alten und neuen Papieren Veranlassung nehmend. Der vierte Band meines frühern Lebens, wozu Sie mir über Sich selbst höchstfreundliche Aufklärung gaben, geht mir jetzt im Sinne hin und wieder. Nur ist es Sünde, daß Ihre schönen,

[1] „Kunst und Altertum", Heft 3.
[2] Im Sommer 1776.

aufrichtigen und unvergleichlichen Worte sollen zerstückt werden. Ich nutze was jener Zeit gehört, aber Ihre Darstellung muß unangetastet aufbewahrt bleiben.

1500.*

An August v. Goethe.

Eigentlich, mein lieber Sohn, wäre gerade heute Ottiliens Gegenwart sehr wünschenswerth gewesen, denn die Übel haben sich zusammen genommen um zu fliehen, aber leider durch die Augen, da man denn indessen gar nichts sieht.

Ob in einigen Tagen die Thätigkeit wiederkehren könnte muß sich zeigen, es bedarf Geduld, Tropfen und Kräuter-Kißchen. Für den Augenblick bin ich sehr matt und kann im Kopf nichts zusammen bringen.

Herkules,[1] mit welchem sich die gewaltigen Drucker-Pressen schon längst beschäftigen sollten, spukt nur leider wie ein elysischer Schatten hinter verbundenen Augen.

Im Reiche der Wirklichkeit kommen mir gute Bissen aus Madame Frommanns Küche sehr schmackhaft entgegen. Könntet ihr mir ein Töpfchen leichte Citronen-Gelée senden, so würdet ihr mich sehr erquicken, vielleicht erhieltet ihr auch aus der Conditorei etwas Himbeeressig, Eingemachtes und Quittenbrod.

Meine Mutter sagte immer, niemand dürfe außerhalb Frankfurt wohnen, in der Stadt könnte man doch einem Kranken ungesäumt alles reichen, wozu er Lust habe . . .

Es ist halb 5 Uhr und der Kutscher noch nicht zu-

[1] In „Philostrats Gemälde" (Kunst und Altertum, Heft 2).

rück, die Boten erwarte ich auch später und wüßte daher weiter nichts zu sagen, als daß die andere Hälfte des Ehecontracts sich bey mir noch nicht gefunden hat, worüber Ottilie sehr lachen wird. Sie war überhaupt allerliebst und gerade heute vermisse ich sie gar sehr.

Nun lebet wohl, auf ein baldiges Wiedersehen; ich will indessen ruhen und schlafen und mich erhohlen; die Nächte sind gar viel besser und da wird sich's in einigen Tagen schon ergeben. Lebet wohl und grüßet Alles.

Jena den 2. Juni 1818. G.

1501.*

An C. L. F. Schultz.

Schon längst hätte ich gewünscht Ihre liebe Handschrift einmal wieder zu sehen, jetzt betrübt sie mich durch die Nachricht von einem so langen und schweren Übel. Was soll ich aber sagen, da wir nur zum Wechsel-Leiden auf diese liebe Erde berufen zu seyn scheinen! Auch ich erdulde jetzt, zwar kürzere, aber doch alles mein Unternehmen für eine Zeit lähmende Wehetage. Es ist das katarrhalische Zeug was uns das Klima immer in den Weg wirft! Das mag denn seyn, wir müssen darüber hinaus zu kommen suchen . . .

Sollte es uns aber besser gehen als dem heiligen Apostel? welcher sagt: als ich jung war ging ich wohin ich wollte, jetzt da ich alt bin nöthigt man meine Wege. [1]

Von meinen jungen Leuten dagegen kann ich nur Erfreuliches melden, sie paßten zusammen und wenn sie

[1] Evang. Joh. 21, 18: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst.

sich auch nicht liebten. Das dritte Wesen übt seine vermittelnden Kräfte, sie genießen ihre guten Zustände in Weimar, und wünschen nichts mehr, als daß ich sie mit ihnen theilen möchte. Eben besuchen sie mich und grüßen zum schönsten.

Da man in der letzten Zeit mit niemand mehr reden mag, so lasse ich einstweilen drucken; wer's liest, nehme es auf, lehne es ab, darüber bleibe ich ganz ruhig. Wenn ich nichts zu sagen hätte, als was den Leuten gefiele, so schwiege ich gewiß ganz und gar stille. Wenn meine Freunde mich nur immer wieder erkennen! . . .

und so fort und für ewig.

Jena den 8. Juni 1818. Goethe.

1502.*

An C. G. v. Voigt.

Der Mensch ist wohl ein seltsames Wesen! Seitdem ich weiß wie es zugeht, interessirt mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämmtlich offenbarte, wir wüßten für Untheilnahme und langer Weile nicht was wir anfangen sollten . . .

Jena d. 19. Jun. 1818. G.

1503.*

An Zelter.

Höchst erfreut hat mich deine Sendung vom 21. Juny, sie kam gerade zur rechten Zeit, als ich mich, nach einem zerstückelten Zustand von vierzehn Tagen, endlich wieder

zusammen gefunden hatte; eigentlich war es nur Verkältung, bey dem heißen Wetter und scharfen Nordostwinde kaum abzuwenden. Nun geht es wieder gut, und ich treibe mein Wesen wieder fort, weiß aber nicht was zunächst aus mir werden wird.

... Überhaupt kommt es einem so wunderbar vor wenn man das Treiben der Menschen (ich will zum Beyspiel nur von der bildenden Kunst reden die mir am nächsten liegt) mit Ernst und Wohlwollen betrachtet. Die schönsten Talente fragen bey mir dringend an was sie thun sollen? und wenn ich's ihnen redlich mittheile, und sie, überzeugt, die ersten Schritte thun; so lassen sie sich vom absurdesten Wochentage gleich wieder in die gemeinste Pfuscherey hineinschleppen, und sind so wohlgemuth dabey, als wenn es gar nicht anders seyn könnte. Ich indessen bleibe auf meinen alten Reden und sie thun als wenn ich gar nichts gesagt hätte. Wenn ich nicht irre, so habt ihr Meister der Tonkunst dadurch einen größeren Vortheil, daß ihr gleich anfangs eure Schüler nöthigen könnt das anerkannte Gesetzliche anzunehmen. Wie willkürlich damit in der Folge freylich ein Individuum nach dem andern verfährt, will ich auch nicht untersuchen. Und so lege ich denn dieser Sendung einige Vor-Fragmente [1] bey, wobey du wenigstens den Vortheil hast daß du Herrn Sickler nicht zu berufen brauchst um sie aufzurollen. Dieses alles schreibe ich dir unter einem bedeutenden Gewitter, welches, vom Abend herüber, gerade auf meine Fenster strebt. Erst durch Stauberregung, dann durch allgemeinen Regenguß, der den ganzen Himmel einnimmt, mehr als durch Blitz und Donner merkwürdig. Dieß zu beobachten ist meine Zinne herrlich gelegen, ich

[1] Aus dem Divan.

weiß nicht wie ich diesen Überblick aufgeben will. Noch vieles wäre zu sagen, aber das Papier kanns nicht tragen.
und so fort und für ewig

Jena d. 28. Jun. 1818. G.

1504. *

An Schopenhauer.

Endlich einmal wieder von Ihnen zu hören war mir sehr angenehm: Sie gehen rasch Ihren Weg mit Freudigkeit, wozu ich Ihnen Glück wünsche. Das angekündigte Werk [1] lese gewiß mit allem Antheil. Geben wir uns doch viele Mühe zu erfahren, wie unsre Ahnherrn gedacht, sollten wir unsern werthen Zeitgenossen nicht gleiche Aufmerksamkeit widmen. Daß der Artikel Farbe in dem neuen Lexikon [2] erscheint, ist recht löblich; manches wäre dabey zu erinnern, doch alles muß einen Anfang haben. Wenn wir nur erst die Controvers los wären, die immer, auf oder ab, dem reinen natürlichen Vortrag schadet. Möge die Italiänische Reise [3] glücklich seyn! An Vergnügen und Nutzen wird es nicht fehlen. Vielleicht machen Sie von einliegender Carte Gebrauch. Wohlwollende Landsleute bitte zu grüßen.

Das Beste wünschend

Carlsbad d. 9. Aug. 1818. Goethe.

[1] „Die Welt als Wille und Vorstellung".
[2] Piers Wörterbuch der Physiologie und Medizin.
[3] Die Schopenhauer vorhatte.

1505.*

An den Großherzog Carl August.

Ew. Königl. Hoheit

auch wieder einmal schriftlich aufzuwarten bedarf es, bey hiesiger Cur- und Lebensweise wircklich einer Anregung. Will man schreiben, so muß man aussetzen; und dann bemercke ich daß mir das Wasser mehr als sonst zu Kopfe steigt und auf die Augen wirckt; doch will ich nicht läugnen daß es mir für den Augenblick sehr wohl bekommt, möge es gleiche Folgen haben! . . .

Nun aber will ich ganz harmonisch abschließen indem ich vermelde daß Mad. Catalani sich hier aufhält und sich schon mehrmals öffentlich und abgeschlossen hören lies. Sagen läßt sich nichts über dies seltsame Natur- und Kunstproduckt. Hier stehe ein Impromtü das ihr Gesang einem enthusiastischen Verehrer ablockte:

Im Zimmer, wie im hohen Saal
Hört man sich nimmer satt:
Denn man begreift zum erstenmal
Warum man Ohren hat.

Möge die Harmonie des Lebens Ew. Königl. Hoheit immer umschweben!

unterthänigst

C. B. d. 15. Aug. 1818. Goethe.

1506.*

An August und Ottilie v. Goethe.

Gegenwärtiger, wahrscheinlich letzter Brief bringt nicht so gute Nachrichten als die vorigen. Meinen Geburtstag feyerten wir, zwar im Stillen, doch muthig und frohen

Sinnes. Kurz darauf zog ich mir, durch Erkältung, ein Übel[1] zu schlimmer als jenes wovon mich die Schröpfköpfe befreyten.

Hier war die Gegenwart des heldenmüthigen Arztes höchst erwünscht und tröstlich: er rief sogleich eine Schaar Blutegel zu Hülfe, welche sich trefflich erwiesen und, in Gesellschaft anderer Heilmittel, die Natur bald wieder auf sich selbst zurück brachten, so daß ich mich jetzt auf bestem Weg befinde und Sonntags, den 13. gar wohl von hier abgehen kann. Sollte ich einen Tag länger ausbleiben, so seyd deswegen nicht in Sorge. Ich schreibe Gegenwärtiges weil ihr durch Madam Weiß, welche diesen Brief mitnimmt, vielleicht von meiner Krankheit, nicht aber von meiner Genesung erfahren würdet: denn ich verweile bis jetzt noch im Zimmer und lehne Besuche ab weil die Gesichtsgeschwulst der rechten Seite noch nicht ganz zurückgetreten ist.

Sodann wünsche ich auch daß Freunde und Gönner dieß erfahren, weil es immer eine unangenehme Empfindung macht wenn derjenige, den man als Genesenen zu empfangen denkt, sich als Genesenden ankündigt und um Schonung bittet.

Doppelt und dreyfach freue ich mich diesmal bey euch auszuruhen, da das bewegte Leben, bey der ohnehin angreifenden Cur, sich denn zuletzt in diese Crise aufgelöst hat . . .

Ich habe viel nachzuholen und werde mich Anfangs sehr in Acht nehmen müssen. Dieß alles hoffen wir mit Geduld und gemäßigter Thätigkeit zu überwinden, möge ich euch wohl und munter antreffen! . . .

C. B. d. 4. Sept. 1818.

[1] Starke Zahngeschwulst.

1507. *

An K. F. M. Grafen Brühl.

Sie, mein theuerster Herr und Freund, möchte ich nicht ohne schnelle Antwort lassen; verzeihen Sie deswegen meinen eiligen Worten.

Als Herr Musikdirector Seidel mir schrieb, er habe Lila in Musik gesetzt, so wünschte ich er hätte mir das früher eröffnet, damit ich noch etwas hätte daran thun können, um das Stück dem eigentlichen Singspiel zu nähern. So wäre es aber etwas ganz anderes geworden und da es nun so hingehen soll mache ich folgende Bemerkung:

Das Sujet ist eigentlich eine psychische Cur, wo man den Wahnsinn eintreten läßt um den Wahnsinn zu heilen. Haben Sie also ja die Güte daß der erste Aufzug sehr gut prosaisch, familienhaft, nicht zu schnell, expositionsmäßig vorgetragen werde.

Im zweyten Act heben Sie es gleich in eine fremde Region; daß Lila, der Magus und Almaide als Sprechende und Singende ihre Pflicht leisten dafür ist gewiß gesorgt.

Dem Friedrich, der im dritten Aufzug wieder ganz prosaisch hereintritt, geben Sie von Anfang eine uniforme de goût, daß er in das phantastische Zauberwesen nicht allzufremd eintreten möge; eben so geben Sie den übrigen keine ganz prosaischen Uniformen damit die Cur dem Zuschauer nicht allzu bisarr erscheine.

Was die Kleidungen betrifft, sagt das Stück selbst: daß man zu diesen psychischen Curzwecken schon vorhandene Masken- und Ballkleider anwende und darin lag auch der Spaß unserer ersten Aufführung auf dem dilettantischsten aller Liebhaber-Theater. Da Sie es nun aber in die höchste Region führen; so bleibt Ihnen auch auf diesem Standpunct ganz dieselbe Behandlung.

Der Oger wird wie eine Art von wilder Mann krausbärtig, so nackt, als es sich schicken will mit schwarzem Bärenpelze einigermaßen bekleidet und mit der gehörigen Keule vorgestellt, wo möglich, breit und derb. Der Magus dagegen lang gekleidet, verhüllt, langbärtig. Der Dämon, welcher blos Tänzer ist, mit seiner Umgebung leicht, sylphenhaft doch prächtig.

Almaide einfach und edel doch reich. Die Feen hiezu passend. Die Gefangenen können, wenn man will, verschiedene Nationalkleidungen tragen, aber alle mit einer Schärpe von schwarzem Pelze als Diener des Ogers.

Wenn bey uns alles von allen geleistet, gesprochen, getanzt und gesungen wurde; so beruht eigentlich darauf der Spaß der psychischen Cur, der durch eine höhere Vorstellung wie Sie solche geben müssen, gewissermaßen zerstört wird. Können Sie also sorgen daß das Aneinandertreten der Poesie und Prosa, des Alltäglichen und Phantastischen nicht schreyend wird, sondern sich mit einander verbindet und zuletzt eine fröhliche Anerkennung des Gewöhnlichen bey den Zuschauern nicht die Exaltation aufhebt, so ist es möglich daß das Stück Gunst erhalten und behalten kann . . .

treugesinnt

Weimar den 1. October 1818. Goethe.

1508. *

An S. Boisserée.

So eben scheidet unser trefflicher Zelter, und ich säume nicht Sie sogleich wieder einmal zu begrüßen. Nur wenige Tage sind alten geprüften Freunden hinreichend, um sich

vollkommen wieder zu erkennen und sich auch einmal über den Bestand der menschlichen Dinge zu freuen. Mag doch die Gestalt der Welt vergehen, wenn befreundete Gesinnung sich gleich bleibt; wenn man zu beiden Seiten fortfährt das Gleiche zu lieben und das Gleiche zu hassen; demselben Weg zu folgen, den entgegengesetzten zu meiden. So ging mir's dießmal mit einem alten echten Freunde, möge es mir doch auch wenigstens im nächsten Jahre mit lieben Jüngeren eben so wohl werden . . .

Weimar den 31. October 1818. G.

1509.*

An Willemer.

Der Unglaube der bey unserm langen Schweigen, verehrter Freund, in Ihrem Gemüth aufstieg, ist sehr verzeihlich; vernehmen Sie aber, daß mein Sohn, schmerzlich getroffen von Ihrem Verlust,[1] zu antworten nicht getraute, mir vielmehr bey meiner Rückkunft den Brief einhändigte und mir diese traurige Pflicht überließ, die ich nicht eher erfüllen wollte bis ich Etwas vollständig mitschicken könnte, was Ihnen und unserer geliebten Marianne zur Freude gereichen möchte.

Hierbey also ein Fragment, an dem Sie gewiß abnehmen, daß ich, schon seit geraumer Zeit, um die Mühle und um das rothe Männchen her beschäftigt bin. Mögen diese Blätter Ihnen, wenn auch nur für Augenblicke jene schönen Tage zurückrufen, die mir unvergeßlich bleiben;

[1] Willemers Sohn aus erster Ehe, Brammy (Abraham), der, nachdem er die Freiheitskriege mitgemacht, im militärischen Dienste geblieben war, hatte sich im Frühjahr 1818 mit einer jungen Witwe verlobt. Im Juni kam es zwischen ihm und dem Sekondeleutnant v. Bockum zu einem Konflikt und infolgedessen am 19. Juni zu einem Pistolenduell, in dem der junge Willemer schwer verletzt wurde — er starb nach zwei Stunden.

möge die Freundin, den vorüberfließenden, ewigen Fluß betrachtend, auch der beharrlichen Bächlein gedenken, die schweigsam, ohne Rauschen sich immer um sie herschlängeln. Diese beiden Bogen bitte niemand mitzutheilen, denn es dauert leider noch eine Weile bis ich das Ganze senden kann.

Ferner wäre mein Schweigen zu entschuldigen durch den unendlichen Zudrang der ersten Wochen meines Hierseyns, wo gar manches Versäumte nachzuholen war. Gegenwärtig aber setzt die Erwartung so hoher Fremden[1] alles in Bewegung was nur von neuen Kräften sich entwickelt und von alten übrig ist um mancherley Feste zu verherrlichen . . .

Das herrliche Geschenk das Sie meiner Schwiegertochter verehrten,[2] kam am 31sten Oktober, als an ihrem Geburtstage erst recht zur Evidenz. Man verehrte ihr ein vielfächeriches Prunkgestelle, worauf sämmtliche Gefäße die den Theetisch zieren Platz nehmen sollten, und hier glänzt nun dieser Weihkessel als das Oberste. Möge auch hievon einige Zufriedenheit auf Sie zurückstrahlen!

Frau Städel soll mir gleichfalls zum allerschönsten gegrüßt seyn, ihrer gedenk' ich oft; denn mein munterer Hausgeist[3] ist gleichfalls eine thätige Vereinerinn, die nicht unterläßt alles was der Anstalt förderlich seyn könnte aufzuregen und beyzutreiben. Sie würden beyde zusammen sich gewiß wohl vertragen. Das liebe Scharffische uns allen gegrüßte Paar wird von dieser netten Individualität einige Nachricht hinterbracht haben. Und so erwachen, wenn man nur erst einmal die Erinnerung wieder anregt, hundert Verhältnisse des Zusammenlebens auch in der Ferne.

[1] Kaiserin-Mutter von Rußland Maria Feodorowna.
[2] Eine Teemaschine.
[3] Ulrike v. Pogwisch, Ottiliens Schwester.

Herr und Frau von Savigny waren dieser Tage hier und nöthigten mich in die Rhein- Mayn- und Neckar-Gegenden; überhaupt vergeht keine Woche daß nicht Fremde von dort her vorüber gehen, die das Verlangen stets beleben, auch wieder einmal persönlich, an Ort und Stelle den Freunden tröstlich seyn zu können. Der beygelegte Brief ist an seine bedenkliche Adresse sogleich abgegeben worden. In diesen Tagen hatte ich die Freude, meinen alten trefflichen Freund Zelter bey mir zu sehen. Da denn seine Compositionen, die Ihnen nicht unbekannt sind, viel Unterhaltung gaben; zugleich aber den Wunsch erregten, den Vortrag derselben durch gewisse liebenswürdige Stimmen [1] zu vernehmen. Und hiemit sey geschlossen. Wenn Freunde und Freundinnen mir von Zeit zu Zeit ein Wort sagen, so wird es mir eine erfreuliche Winterlust seyn, auch manchmal ein Lebenszeichen von hier aus merken zu laßen.

und so fort und für ewig

Weimar d. 4n Novbr. 1818. Goethe.

1510.

An Knebel.

Weimar den 26. December 1818.

Dr. Weller, der mich in Berka besuchte, wird erzählt haben, wie wunderlich mein Leben dort geführt wurde und wie viel ich Deiner gedacht. Nur durch eine strenge Richtung aller Gedanken auf Einen Punkt war es mir möglich, die vielfachen Gedichte zu Stande zu

[1] Marianne.

bringen, die der Aufzug [1] forderte, wie das Programm ausweist. Meine Kinder besorgten indeß die Kleidung, Meyer und Coudray die Requisiten; ersterer die Zeichnungen zu den Kleidern. Die schönen Sprecherinnen kamen nach Berka zum Vorunterricht und so fand ich rückkehrend alles im Gange; Didaskalien dauerten fort und so waren wir im Stande, nach Sechs Wochen ununterbrochener Arbeit, Freitags den 19. Decbr., ohne mehr als Eine Totalprobe am Morgen desselbigen Tages gehabt zu haben, bei Hofe, Abends, den Aufzug aufzuführen, dem einiger Beifall zu gönnen war, da so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld doch nur zuletzt, wie ein Feuerwerk, ein für allemal in die Luft verpuffte. Indessen haben wir die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen. [2]

Das größte Hinderniß dabei war, daß die Charaden zu gleicher Zeit im Werke waren und die zweite Donnerstag Abends aufgeführt wurde. Diese Productionen sind auch sehr gut gerathen, so glänzend als möglich, und ein entschiedener Beifall ward Coudray zum Lohne. Riemers erläuternde Gedichte werden gewiß auch Deinen Beifall erhalten.

Bis die meinigen gedruckt werden, hat es noch einige Zeit. Denn da sie sich gleichfalls auf Gegenstände beziehen, die vor Augen stehen sollten, so sehen sie auf dem Papiere gar zu fragmentarisch aus. Ueber die Art,

[1] Der berühmte „Maskenzug bei allerhöchster Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna in Weimar, den 19. Dezember 1818". Goethe war um die Dichtung, die ein Bild der großen Literaturerscheinungen von Weimars Blütezeit darstellen sollte, von der Großherzogin Luise ersucht worden und hatte sie in den Tagen vom 17. November bis 4. Dezember vollendet.

[2] Dieser „Maskenzug" ist Goethes letzte Dichtung dieser Art geblieben.

wie die Lücken auszufüllen seyn möchten, bin ich mit mir noch nicht einig.

Ihro Majestät der Kaiserin von Rußland hatte ich einigemal im besondern aufzuwarten das Glück und bin über die zwiefache Gesundheit des Leibes und der Seele dieser hohen Dame erstaunt. Der Einblick in die Ansichten von so hoher Stelle war eine Fortsetzung dessen, was mir in Carlsbad geworden, und dient mir gar vortheilhaft, daß ich manches Zeitereigniß mit mehr Klarheit und Beruhigung ansehen kann. Leider, daß weniges davon mittheilbar ist, nicht weil es im Einzelnen ein Geheimniß wäre, sondern weil der Zusammenhang des Ganzen darzustellen einem geschickten pragmatischen Geschichtschreiber selbst Mühe machen müßte, besonders da ich ja auch an den Blick von unten hinauf und in der Wasserwaage gewöhnt bin. Von dem erhaltenen kostbaren Geschenk wird Dein Sohn und Weller gemeldet haben.

Soviel für dießmal; alle andern Arbeiten dringen nach so langer Pause wieder zu, doch hoffe ich Dich bei schönem klaren Winterwetter auf Deiner Zinne zu besuchen. G.

1511.

An Zelter.

Weimar, den 4. Januar 1819.

Gestern Abend war ich eben im Begriff einen Brief an Dich zu dictiren, damit nicht eine völlige Verjährung unserer Correspondenz Statt fände, als ich abermals abgehalten wurde. Sogleich kam jedoch Dein freundlicher Brief mit culinarischer Sendung an; wofür ich denn schönstens danke und zugleich vermelde, daß die Rübchen, von der feinsten Sorte, zu rechter Zeit glücklich angekommen sind und heute, nebst den Fischen, ein freundschaftliches Mahl auszustatten Gelegenheit geben.

Seit Deiner Abreise[1] habe ich fast nichts von dem gethan was ich mir vorgesetzt. Bey kaiserlicher Anwesenheit konnte nicht ablehnen zu einiger Festlichkeit beyzutragen und so übernahm ich, einen Maskenzug auszustatten, wovon das Programm beyliegt, die explanatorischen Gedichte jedoch nachfolgen sollen.

Der Zug bestand beynahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bey ihrem Auftritt endlich exponiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und drüber. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beyfalls, welcher freylich durch den großen Aufwand von Einbildungskraft, Zeit und Geld, (da die Theilnehmenden es an nichts fehlen ließen sich herauszuputzen,) der denn doch aber zuletzt, in kurzen Augenblicken, wie ein Feuerwerk in der Luft verpuffte, theuer genug erkauft wurde.

Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen, denn die Gedichte,[2] auf welche ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig und ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über alle Erwartung.

Nachdem wir nun diese große Hof- und Lebensfluth zu Euch hinströmen gesehen, habe ich mich sogleich wieder nach Osten gemacht und meine alten Bekanntschaften angeknüpft. Ich möchte meinen Divan mit seinen Zugaben eben so gerne los seyn, als ich ihn zu Ostern in Euren

[1] 31. Oktober.
[2] Zu Ehren Wielands usw.

Händen wünschte. Da müssen wir denn aber diese drey oder vier Monate, bey mancherley Zwischenfällen, noch thätig und fleißig genug seyn.

Daß Du und Deine treffliche Gesellschaft auch an die Reihe gekommen, hatte ich gleich gehört, und weil man bey solchen Schmuckdarstellungen nur Perle zu Perlen reiht; so kommt das, was einzeln für sich stehen und gelten sollte, auch bloß zur augenblicklichen Erscheinung, ohne verdiente Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Unwille unseres Erbgroßherzogs[1] über die Zigeunerwirthschaft eines Instituts, das Palläste, Tempel und Altäre verdiente, macht seinen Gesinnungen Ehre, die er, wie ich mehrmals erfuhr, immerfort äußert, wenn er eine Existenz sieht, die sich in einem disproportionirt engen Raume bewegt. Möge der gute Geist diese Gefühle zu rechter Zeit segnen und fördern.

Schon der Anblick Deiner Composition macht mich wieder froh, ich will sie nun auch zu hören suchen, und sehen daß ich die dem Gesang widerwärtigen Stellen abändere. Bey dieser Gelegenheit muß ich erzählen, daß ich um die Gedichte zum Aufzug zu schreiben, drey Wochen anhaltend in Berka zubrachte, da mir denn der Inspector[2] täglich drey bis vier Stunden vorspielte und zwar auf mein Ersuchen, nach historischer Reihe: von Sebastian Bach bis

---

[1] Zelter hatte geschrieben, daß er für die Kaiserin-Mutter von Rußland auf Veranlassung des Fürsten Radziwill ein Konzert seiner Singakademie veranstaltet habe, und zwar im Radziwillschen Palais. Zugegen war auch der Weimarer Hof. Zelter berichtet: „Der Erbprinz konnte sich nicht genug verwundern, daß eine solche Stiftung [die von Zelter begründete Singakademie] keinen Raum fände im großen Berlin, und es war als ob Er zu verstehen geben wolle, daß dies kaum glaublich sey. Das ist so natürlich daß ich's selber kaum glauben will, und darum unaufhörlich bemüht bin den König zu bewegen nur Etwas für eine Sache zu thun, die nicht ohne Einfluß gewesen ist auf ganz Deutschland, die unter Seinen Augen entstanden und mit Ihm gleichsam aufgewachsen ist, in ehrbarem Rufe steht und von Ihm allein — unbeachtet bleibt."

[2] Schütz.

zu Beethoven, durch Philipp Emanuel, Händel, Mozart, Haydn durch, auch Dusseck und dergleichen mehr. Zugleich studirte ich *Marpergers vollkommenen Capellmeister* und mußte lächeln indem ich mich belehrte. Wie war doch jene Zeit so ernst und tüchtig und wie fühlte nicht ein solcher Mann die Fesseln der Philisterey in denen er gefangen war.

Nun habe ich das *wohltemperirte Clavier*, so wie die *Bachischen Chorale* gekauft und dem Inspector zum Weihnachten verehrt, womit er mich denn bey seinen hiesigen Besuchen erquicken und, wenn ich wieder zu ihm ziehe, auferbauen wird.

In das Choralwesen möchte ich mich an Deiner Hand freylich gern versenken, in diesen Abgrund worin man sich allein nicht zu helfen weiß; die alten Intonationen und musikalischen Grundbewegungen immerfort auf neue Lieder angewendet und durch jüngere Organisten einer neueren Zeit angeähnelt, die alten Texte verdrängt, weniger bedeutende untergeschoben u. s. w. Wie anders klingt das proscribirte Lied: *Wie schön leuchtet der Morgenstern!* als das castigirte, das man jetzt auf dieselbe Melodie singt; und doch würde das ächte älteste, wahrscheinlich Lateinische, noch passender und gehöriger seyn. Du siehst daß ich wieder an der Gränze Deines Reiches herumschnopere, daraus kann aber nichts werden bey meiner Fischumgebung. Dies ist aber nicht der einzige Punct worüber man muß verzweifeln lernen.

Und so fort und für ewig.

G.

1512. *

An Chr. L. F. Schultz.

Durch die Reise unserer jungen Herrschaft in Begleitung der Kaiserin Frau Mutter Majestät hat sich mir

wieder ein Bild von Berlin aufgethan, und ein lebhaftes Gefühl ist wieder entstanden, was alles dort, auch für mich, Gutes west und webt. Zelter schrieb mir; manche andere Grüße sind mir geworden. Auch Johann Schulze, sonst der unserige,[1] jetzt bei Ihnen ehrenvoll angestellt, besuchte mich und regte manche Erinnerung auf. Da will ich denn, mein Verehrter, zum neuen Jahr gleich auch ein Wort vernehmen lassen . . .

Für den Augenblick mache eine nothgedrungene Reise nach dem Orient: der west-östliche Divan läßt sich nicht wohl ohne Vor- und Mitwort[2] in die Welt senden. Mein Carlsbader Aufenthalt hat die alte Berg- und Felsenfreundschaft wieder aufgeregt. Die gefälligste Belehrung des Herrn Prof. Weiß, den ich freundlich zu grüßen bitte, hat mich in gesunden Tagen bedeutend angeregt, und in kranken (denn auch an solchen sollte es zuletzt nicht fehlen) aufrecht erhalten.

Ganz eigen ist es, daß ich wirklich, nach Art des Enceladus,[3] die Urgebirge berührend, ein neuer Mensch werde, und immer wieder frisch gewahre, in wie schönem und doch wie seltsamem Verhältniß wir zur Natur stehen. Jeder spricht sich nur selbst aus, indem er von der Natur spricht, und doch darf Niemand die Anmaßung aufgeben, wirklich von der Welt zu sprechen.

Und so glaub' ich denn auch die entoptischen Farben viel mehr in meiner Gewalt zu haben. Das atmosphärische Verhältniß, auf dem Umschlag meines morphologischen Heftes ausgesprochen, bleibt der Grund von allem, bleibt, wie Glas zum Harz, wie Kupfer- und Zinkerscheinung, immer dasselbige. Die mannigfaltigen Um-

[1] Johann Schulze, früher Professor in Weimar.

[2] Goethe beschäftigte sich mit den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis“.

[3] Einer der Giganten; vielleicht aber dachte Goethe an Antäus.

wendungen aber dieser abermaligen Polarität am Licht und durch's Licht, aber nicht in und aus dem Licht, werden Sie gewiß erfreuen, ja, ich hoffe, überraschen. Ich sehne mich nach den ersten freien Wochen, wo ich dies mit Liebe und Genuß zu behandeln gedenke. Dagegen hoff' ich, daß Sie Ihr wissenschaftliches Thun und Lassen, das auf mein Wesen und Treiben so günstigen Einfluß hat, nicht ganz hintan setzen werden.

Von gar manchem Anderen sollt' ich sagen; denn es ist diese Zeit auf vielerlei Weise für mich liebreich und bedeutend geworden; darauf will ich mich aber nicht einlassen, damit nur dieser Brief zu Ihnen gelange, und wo nicht die Verjährung, doch die Vermonatung unterbreche, die sich so leicht zwischen Briefwechsel hineinlegt...

Uebrigens entschuldigen Sie mich, wenn Sie hören sollten, daß ich mehreren Freunden Briefe schuldig bin. Es ist mir nicht möglich, einzelne Zahlungen zu leisten; zum Staatsbanqueroute soll es aber hoffentlich auch nicht kommen.

Erhalten Sie mir Neigung und Andenken!

gehorsamst Goethe.

Weimar, den 8. Januar 1819.

1513.

An Graf Brühl.

Sie verzeihen mir gewiß, mein theuerster Herr und Freund, wenn ich Ihren lieben Brief[1] nicht schnell erwiederte, die große Epoche, die vor uns vorüberging, hat uns alle in Nachdenken, Thätigkeit und Bewunderung gesetzt und so flogen Acht Wochen unter Vorbereitung, That, Genuß und Nachklang hin, ohne daß wir selbst recht wissen, wie es uns zu Muthe war.

[1] Vom 10. Dezember 1818.

Nun also zu Ihrer freundlichen Mittheilung, deren Unerfreulichkeit mir nicht ganz fremd war; denn wir alten Praktiker müssen ohngefähr die Wirkung der Arzney voraussehen. Die gute Lila, aus den allerzufälligsten Elementen, durch Neigung, Geist und Leidenschaft, für ein Liebhabertheater nothgedrungen zusammengereiht, konnte niemals eine große, bedeutende Darstellung begründen; das dort aus Noth gebrauchte war reizend, aber mehr verlangt man billig, wo so viele Mittel bereit sind.

Möge daher Ihr guter freundlicher Wille für den Compositeur[1] der Casse nicht zu allzugroßem Schaden gereichen.

Ueber Paläophron und Neoterpe wagte ich nichts zu sagen, denn mir war diese liebe kleine Production nicht mehr gegenwärtig. Vor wenig Tagen jedoch lasen mir zwei hübsche, verständige, gelehrige Kinder das Werkchen ganz anmuthig wieder vor, dabey machte ich die Bemerkung, daß daran gar nichts weiter zu thun sey. Denn dieser Scherz, dessen unschuldigen Ursprung und heitere Wirkung Sie am besten kennen, gewinnt für den Augenblick etwas bitteres, da Gelbschnabel und Haberecht, nicht etwa nur innerhalb kleinstädtischer Philisterey, sondern in Reichs- und Weltbezirken ihr Wesen treiben und anstatt

[1] Brühl hatte gemeldet: „Ich meines Theils hatte die Darstellende mit Ihren Ideen bekannt gemacht, und zugleich für das scenische Leben und die Eleganz der äußeren Umgebung mit Liebe gesorgt, so daß am Schlusse des Stückes und mehreremale in Mitte desselben laute Beifallsbezeugungen gehört wurden, und man mit dankbarer Anerkenntniß das Gute und Schöne aufnahm, was uns der Dichter in diesem Werke geschenkt hatte. Gern möchte ich ein Gleiches von der Musik sagen können, welche freilich manches und viel zu wünschen übrig ließ. Sie ist nicht schlecht, aber leider auch nicht gut; und so fürchte ich, wird sich das Werk nicht lange auf dem Repertoir halten. Das Sujet ist ganz geschaffen einen phantasiereichen Componisten zu begeistern, und wenn der ehrliche Seidel so viel Ueberzegung gehabt hätte, Sie vor Anfang seiner Arbeit um einige Veränderungen zu bitten, wodurch das Ganze sich mehr der Form eines ernstlichen Singspiels genähert hätte, so würde der glänzendste Beifall gewiß nicht ausgeblieben sein."

einander aus dem Wege zu gehen, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Einschluß von Naseweis und Griesgram getroffen haben.

Sollten Sie also auf irgend einer Privatbühne davon Gebrauch machen, so würde ich rathen das Ganze zu lassen wie es ist und nur am Ende, da es denn doch wohl als gelegenheitlich irgend einer verehrten Person gebracht wird, die Züge mit wenig Pinselstrichen zu verändern. Bei diesem Anlaß darf ich nicht verschweigen, daß unsere liebe Neoterpe in diesen Tagen glücklicherweise eine Aristeia (das heißt verdollmescht: eine vollkommen darstellende Erscheinung ihrer innewohnenden Kräfte und Tugenden) gehabt habe. Bei dem großen Redouten-Aufzug vor J. M. der Kaiserin Mutter nämlich habe die Freundin verführt den Epilog zu sprechen. Wenn er Ihnen nächstens gedruckt zu Handen kommt, hoffe ich daß Sie billigen werden, wenn sie sich hat verführen lassen, auch ist es so vollkommen geglückt, daß sie als der liebenswürdigste Stern unter Sternen und Sonnen zum Schluß aufleuchtete.

Nun aber auch kein weiteres Wort, als daß ich Ihrer Neigung und freundlichstem Andenken empfohlen zu seyn wünsche.

Der Ihrige

Weimar den 14. Januar 1819. Goethe.

1514.

An Ch. G. v. Voigt.[1]

Verzeihen Sie, verehrtester Freund, wenn ich erst nach vier und zwanzig Stunden Ihre köstlichen Zeilen erwiedere.

[1] Voigt hatte am 20. März, schwer leidend, einen Abschiedsbrief an Goethe gerichtet; am 22. März ist er gestorben. — Am 23. März 1821 schreibt Goethe an

Daß Sie in diesen heiligen Augenblicken von dem Freunde Ihres Lebens Abschied nehmen, ist edel und schätzbar. Ich aber kann Sie nicht loslassen! Wenn gegenwärtige Geliebteste sich auf eine Reise vorbereiten, die sie durch einen Umweg bald wieder zu uns führen soll, so stemmen wir uns dagegen. Sollten wir im ernstesten Falle nicht auch widerspenstig seyn?

Lassen Sie mir also die schönste Hoffnung, bald wieder an Ihrer Seite zur Wiederherstellung Ihrer Kraft und Thätigkeit mir und uns allen Glück wünschen zu können.

Jetzt und für ewig treulichst verbunden
Weimar d. 21. März 1819. J. W. Goethe.

1515.

An Marianne v. Willemer.

Den schönsten Augenblick der Täuschung erlebt ich. Der verehrte Freund[1] tritt in's Zimmer, die geliebte Freundinn hofft ich im Hinterhalte. Da fühlt ich recht

Dr. F. Wenzel, der ihm noch ein Geschenk von Voigt übersandt hatte: „Nicht ohne Rührung konnt' ich die posthume Gabe unseres guten Bergrath Voigt empfangen; sein Tod war, wie ich höre, seinem Leben gleich; heiter und unbefangen im Geschäft, Liebhabey und Betragen ließ er jedesmal, als man ihm begegnete oder mit ihm wirkte, einen angenehmen Eindruck zurück. Ebenso gelang es ihm, bei seinem Abscheiden den Nachlebenden ein erfreuliches Beispiel zu geben, wie ein so bedeutend-bedenklicher Uebergang doch auch zuletzt als etwas Natürliches und Gewöhnliches erscheinen könne. Haben Sie den besten Dank für den ausgerichteten Auftrag und bleiben meiner Theilnahme gewiß. Goethe."

[1] In den Tag- und Jahresheften berichtet Goethe: „Geheimrat v. Willemer, der die Folgen einer für ihn höchst traurigen Angelegenheit großmütig abzulenken suchte, reiste nach Berlin, um von Seiner Majestät dem König Verzeihung für den Gegner seines Sohnes (vergl. S. 180) zu erflehen. Herr v. Bockum war zu zwanzigjähriger Festungshaft verurteilt worden; Willemers Eintreten für ihn bewirkte eine bedeutende Verkürzung der Strafe." — Auf dem Wege nach Berlin war Willemer am 26. März unerwartet bei Goethe eingetroffen.

daß ich ihr noch immer angehöre. Sagen Sie mir bald ein Wort. Hierbey wieder Fragmente; das Ganze folgt bald als Zeugniß fortwährender Unterhaltung mit der Entfernten.

Und so fort und für ewig
W. d. 26. März 1819. G.

1516.*

An Joh. Fr. Rochlitz.

Es ist der Mühe werth gelebt zu haben, wenn man sich von solchen Geistern und Gemüthern begleitet sieht und sah; es ist eine Lust zu sterben, wenn man solche Freunde und Liebhaber hinterläßt, die unser Andenken frisch erhalten, ausbilden und fortpflanzen. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren herrlichen Brief,[1] dessen ich mich als des schönsten Zeugnisses zu rühmen habe. Nächstens erhalten Sie ein Exemplar meines Divans, dem ich gleichfalls eine günstige Aufnahme versprechen darf . . .

und so fort und ewiglich
verbunden
Weimar d. 18n April 1819. Goethe.

1517.

An Blumenthal.[2]

Hierbei erfolgt das versprochene Verzeichniß der auf hiesiger Bibliothek befindlichen Werke, welche bey Ihrer

[1] Vom 14. April, der eine herzliche und begeisterte Würdigung von Goethes „Festgedichten, Weimar, 18. Dezember 1818" (Maskenzug) enthielt.

[2] Der Brief an Blumenthal ist mit einem früheren Brief (vom 10. April) zuerst im Goethe-Jahrbuch 1881 mitgeteilt. In C. A. Müllers „Ungedrucktes aus

Arbeit interessant seyn könnten; ist die Breslauische reicher, so zeigen Sie mir es gefälligst an. Umstände erlauben mir nicht gegenwärtig wie ich wünschte auf Ihr Geschäft meine Gedanken zu richten; nur so viel sage ich:

Die chronologische Betrachtung und Ordnung geht allem anderen vor. Denn wie sich die lateinische Sprache durch zufälliges, dann vorsetzliches Pfaffenverderbniß in die romanische verlor und die südwestlichen Völker mit einer solchen Verkindischung sich begnügen mußten; so war Nichts natürlicher, als daß begabte freiere Geister von der ausgearbeiteten absurden Tochter wieder zur hohen Mutter zurückkehrten.

Eben so mußte sich der Deutsche aus einem Mönchisch barbarischen Druck erst in seine eigene natürliche Liebenswürdigkeit, dann aber mit entschiedenem Geschmacksbedürfniß gegen die lateinische Sprache wenden . . .

Nun noch ein Wort von der neuern Teutschthümlichkeit. Die Menschen in Masse werden von jeher nur verbunden durch Vorurtheile und aufgeregt durch Leidenschaften; selbst der beste Zweck wird somit immer getrübt und oft verschoben; aber demohngeachtet wird das Trefflichste gewirkt, wenn auch nicht im Augenblicke, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar doch veranlaßt. Und

---

dem Goethe-Kreise" (München 1896) wird ein Brief Blumenthals vom Mai 1864 veröffentlicht, in dem es heißt: „Goethe hatte im Jahre 1818 darauf hingewiesen, daß es einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Wege sei, zu Statten kommen würde, wenn man das Verdienst zu würdigen unternähme, welches sich die Deutschen im Laufe der drei letzten Jahrhunderte durch Dichtungen in lateinischer Sprache erworben; man werde daraus ersehen, daß der Deutsche sich treu bleibe, wenn er auch mit fremden Zungen spreche. Diese Hinweisung in Verbindung vielleicht mit dem Umstande, daß die Universitäts-Bibliothek zu Breslau, wo ich damals studirte, gerade auf diesem Gebiete besonders reiche Hilfsmittel darbot, veranlaßte mich, meine Mußestunden den neueren lateinischen Dichtern zuzuwenden, wobei ich mir Goethes Rath erbat, auf welchem Wege meine Bemühungen den gedeihlichsten Fortgang würden finden können." Näheres über Blumenthal ist nicht zu ermitteln gewesen.

so werden Sie erleben, daß Werth und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt, als in seiner Sprache! Und so sind denn die Deutschen erst ein Volk durch Luthern geworden. Lassen Sie sich aber durch alles dies in Ihrem eigensten Geschäfte nicht irren, denn man kennt die Eigenthümlichkeit einer Nation erst alsdann, wenn man sieht wie sie sich auswärts beträgt. So weit für diesmal. Mit den besten Wünschen und Hoffnungen für Ihr Unternehmen

Weimar d. 28. May 1819. Goethe.

1518.

An Zelter.

29. May 1819.

Daß meine Festgedichte Dir wohlbehagen ist in der Regel; denn ich habe die Zeit in Berka, wo ich sie schrieb, indem ich den Marperger las und Schütz spielen hörte, unablässig an Dich gedacht, und uns ein näheres Zusammenseyn gewünscht. Mehr, als ich irgend sagen kann, hast Du schon aus diesem Heftlein genommen. Die Mannigfaltigkeit und Freyheit der Sylbenmaße ist mir unvorsätzlich unter dem Arbeiten, bey Beschauung der vielfachen Gegenstände geworden. Neuere Künstlichkeit habe ich kaum berührt; die achtzeiligen Strophen waren mein letztes Ziel, und recht merkwürdig ist es, daß kein Sonett in die[1] Cyklus passen wollte; auch Dein Gefühl wird schwerlich einen Punct angeben, wo es stehen könnte.

---

[1] Verschrieben für „den".

Für die freundliche Aufnahme der Kinder[1] danke Dir herzlich. Ich werde durch sie genießen was Ihr mir längst günstig bereitet. Mir will nun nicht mehr wohl werden als in meinem Hause, das besonders den Sommer alle Vortheile genießt, und wo mir so vieljährig zusammengetragene Besitzthümer zu Gebote stehen, die mir Freude und Nutzen bringen, ob sie gleich vor den Nagelischen Kunstschätzen verschwinden möchten.

Habe Geduld mit den Kindern und lasse sie, nach ihrer Weise, aus dem großen Born ihr Theil schöpfen und genießen. In Augusts Briefen finde ich weder Wolf noch Hirt genannt; sorge, daß diese Freunde nicht übergangen werden.

Die Jenaische Druckerey verspätet meinen Divan unverantwortlich; indessen hoffe ich soll er Euch noch immer zur rechten Zeit kommen. Damit nun aber diese Sendung nicht ganz leer und leicht ausfalle, so folgen ein paar Bogen Aufklärungen zum Divan. Ich wünsche daß sie Dir die folgenden wünschenswerth machen. Treulichst

G.

1519.

An Brühl.

Vor allen Dingen also, theuerster und geliebter Freund, meinen besten und schönsten Dank für die gütige und ehrenvolle Aufnahme meiner Kinder. Sie sind, was ihre Schreiben vermelden, in ihrem Aufenthalt zu Berlin glücklich und seelig. Mögen Sie des Fürsten Radziwil

[1] August hatte mit Ottilie am 4. Mai eine Reise nach Berlin, Dessau, Torgau, Dresden (Sächsische Schweiz) und Leipzig unternommen, die am 27. Juni beendet wurde. In Augusts Nachlaß findet sich darüber ein umfangreiches Tagebuch.

Durchlaucht gleichfalls meinen verbindlichsten Dank abtragen für die Gnade, die er ihnen erwiesen, und für die Gunst, die er gegen den alten Hexenmeister fortsetzt. Mein Sohn weiß mir nicht Gutes genug von der doppelten Aufführung[1] zu schreiben. Von mündlicher Ausführlichkeit erwarte ich noch manches Erfreuliche.

Nun zu Ihrer Anfrage mit Zurücksendung der Zeichnung. Diese Darstellung des Erdgeistes stimmt im Ganzen mit meiner Ansicht überein. Daß er durch's Fenster hereinsieht, ist gespensterhaft genug. Rembrandt hat diesen Gedanken auf einem radirten Blatte sehr schön benutzt.

Als wir uns hier auch einmal vornahmen, dieses Stück anzugreifen und vorzubereiten, war mein Gedanke gleichfalls nur, einen kolossalen Kopf und Brusttheil transparent vorzustellen, und ich dachte dabei die bekannte Büste Jupiters zu Grunde zu legen, da die Worte: schreckliches Gesicht auf die Empfindung des Schauenden, der vor einer solchen Erscheinung allerdings erschrecken kann, eben so wohl als auf die Gestalt selbst bezogen werden konnten; auch überhaupt hier nichts Frazzenhaftes und Widerliches erscheinen dürfte. Wie man etwa durch flammenartiges Haar und Barth sich dem modernen gespensterhaften Begriff einiger Maßen zu nähern hätte, darüber waren wir selbst noch nicht einig; einem klugen Künstler gelingt vielleicht eine, der Sache recht gemäße, Erfindung. Uebrigens darf ich mich in diesem Sinne sehr geschmeichelt fühlen, daß man mir bei so guter Gelegenheit, in so ansehnlicher, schöner Gesellschaft diese wichtige Rolle vorläufig übertragen wollen.

[1] Es waren einige Szenen aus Faust auf dem kleinen Theater des Fürsten Radziwill aufgeführt worden. Die Erscheinung des Erdgeistes war durch „Phantasmagorie“ bewirkt worden. Die ganze Erscheinung hatte aber nach Brühls Meldung nichts Schreckliches, sondern „etwas Erfreuliches“ gehabt.

Schon nach den Briefen meines Sohnes bewundre ich, was für Faust geschehen und geschieht. Nur mit solcher Genialität und Vorliebe konnte das Geschäft glücklich angegriffen werden. Wolff wird erzählen können, wie und wo wir stecken geblieben. Und doch, wenn das Ganze einmal durchgearbeitet ist, bringen Sie es wohl durch Ihre unternehmende Sorgfalt zur öffentlichen Erscheinung. Auch wird Ihr hergestelltes Theater gewiß eine neue Epoche der deutschen Bühne eröffnen und zu manchem Guten Gelegenheit geben und nöthigen.

Hierbei will ich ein gewisses unangenehmes Gefühl bekennen, das mich überrascht, und nicht läugnen, daß es mir leid thut, nicht wieder in Ihrer Gesellschaft noch einmal von vorne anzufangen!

Treulichst

Weimar den 2. Juni 1819. Goethe.

1520.*

An Rochlitz.

Sie haben mich, theurer, trefflicher Mann, mit immer gleichem Schritt und unverwandter Gesinnung durchs Leben begleitet und mich, der ich so viele Mißklänge von außen zu vernehmen hatte, stets mit reiner, wahrer, ächter Theilnahme erfreut, daß ich sehr undankbar sein müßte wenn ich nicht eine darbietende Gelegenheit ergriffe, meinen Dank endlich auszusprechen. Nehmen Sie daher im Ganzen freundlich auf[1] was Ihnen im Einzelnen zusagte und gedenken mein jetzt und künftig in Geist und Liebe.

Lassen Sie mich noch eine Bemerkung hinzufügen welche einem alten Autor wohl ziemen mag. Es giebt

[1] Goethes 1815–1819 in 20 Bänden bei Cotta erschienene Werke.

dreierlei Arten Leser — eine, die ohne Urtheil genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urtheilt, die mittlere, die genießend urtheilt und urtheilend genießt; diese reproduzirt eigentlich ein Kunstwerk aufs Neue. Die Mitglieder dieser Klasse, wozu Sie gehören, sind nicht zahlreich, deshalb sie uns auch werther und würdiger erscheinen. Ich sage nichts Neues, Sie haben hierüber gleichfalls erfahren und gedacht . . .

und so fort und ewig verbunden

Weimar d. 13. Juny 1819. Goethe.

1521.*

An Boisserée.

Weimar, 18. Juni 1819.

Es ist mir ein unangenehmes, beinahe trauriges Gefühl, wenn ich in einer Jahreszeit, wo wir sonst froh, theilnehmend und glücklich zusammen, unter schönen Constellationen wandelten und hausten, einen Anlauf nehmen muß, um Ihnen endlich zu sagen, daß ich mit aufrichtiger Theilnahme fort und fort Ihrer gedenke. Sogar daß Sie mit Herrn v. Cotta in einer Stadt leben, wo es Ihnen also an meinen neuesten Produktionen nicht fehlen kann, ist Ursache, daß ich weniger sendete und schrieb.

Ein ausgezeichnetes Exemplar meines Divans zu übergeben, war meine entschiedene Absicht. Den Druck haben die Jenenser unverantwortlich verspätet und ich selbst kann mit dem prosaischen Nachtrag nicht fertig werden. Möge alles zusammen zur guten Stunde Sie rück- und vorwärts erfreuen.

Die Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland und die mir auferlegte Einleitung der Festfreuden

nahm das letzte Viertel des vorigen Jahrs hinweg. So gut ich auch secundirt ward, so ist doch für mich die Epoche dieser Späße vorbei und ich darf mich freuen, daß Anlage und Ausführung noch heiter und ergötzlich genug waren; die Gedichte zeugen davon, und wir wollen es nun dabei bewenden lassen.

Das vierte Stück von Kunst und Alterthum ist Ihnen nun auch bekannt. Indem ich mancherlei vergangene Arbeiten wieder belebe, ist es freilich eine ganz besondere Rückkehr in vergangene Zustände. Die Lebenszerstreuung, die mich von einem Gegenstand, von einer Arbeit zur andern riß, wird mir dabei nur allzudeutlich, die Aktenhefte und Papierbündel, wie ich sie durchsehe und aufschnüre, machen mich oft den Kopf schütteln. Wie manches Gute, auch auf Ihre Unternehmungen und Thätigkeit bezüglich, liegt hier verschüttet.

Da bleibt nun weiter nichts übrig als sich nicht zu besinnen und immer nur das Nöthigste vor die Hand zu nehmen. An der Morphologie, Naturwissenschaft u. s. w. wird auch immer sachte fortgedruckt. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs, den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte; er sagte: „Du thust auch als wenn wir dreihundert Jahre alt werden wollten."

Und doch ist, besonders in wissenschaftlichen Dingen, kaum anders zu handeln; wenn man sich nicht alle Jahre zurücknehmen will, so darf man nur mit sich selbst reden. Glücklicherweise hab' ich in diesen Dingen nichts zurückzunehmen, und doch gesteh' ich: man sollte manchmal einen kühnen Gedanken auszusprechen wagen, damit er Frucht brächte.

Meine Kinder sind nach Berlin und Dresden, ich mag sie gern in bewegtem Gegenstand-reichen Leben wissen;

sie haben mir einen Knaben zurückgelassen, der mit vierzehn Monaten ein gesundes, geregeltes, heiter auffassendes Wesen bethätigt; das sind denn gute Dinge, und so scheint für jedes Alter gesorgt zu seyn, versteht sich, wenn es für sich selbst sorgt . . .

Und so treulichst fortan

J. W. v. Goethe.

1522.

An Willemer.

Nichts hätt' ich mehr gewünscht, verehrter Freund, als daß Sie, da meine Kinder nach Berlin gegangen waren, im Stillen Zeuge gewesen wären wie das tägliche Tischgespräch zwischen Ulriken und mir sich um eine unruhige Verwunderung bewegte, wie Sie konnten so lange außen bleiben[1] und schweigen. Zuletzt freylich erwarteten wir Sie nicht mehr und ich schrieb an Schlossern: ob Sie denn wirklich zu Hause seyen? welches er bejahete, da ich denn zugleich Ihren lieben Brief erhielt.

Ich blieb um so ungewisser über Ihre Zustände, als ich Mariannen gleich nach Ihrer Abreise geschrieben und einiges gesendet[2] hatte, worauf ich einige Erwiederung

[1] Goethe hatte erwartet, daß Willemer über Weimar von Berlin zurückkehren würde.

[2] Goethe hatte einige Aushängebogen an Marianne gesandt. Diese antwortete aus Baden, 19. Juli, auf vorstehenden Brief: „Daß ich so lange gezögert, für Ihre herzlichen Worte zu danken ist kaum zu entschuldigen, denn ich fürchte meine Schuld zu vergrößern, wenn ich mich auf ein Gefühl berufe, was mich im Augenblicke unfähig machte, so viele Güte zu erwiedern; einmal aufgeschoben findet man den rechten Zeitpunkt nicht, und man erscheint als undankbar, wenn man sich auch hierüber keine Vorwürfe zu machen hat. Ich war überrascht, gerührt, ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit; es kam mir fast alles wie ein Traum vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergessen; daß Willemer Sie gesehen, gesprochen hatte, vermehrte das Unbegreifliche meines Zustandes, ja selbst was er mir von Ihnen schrieb; und Ihr eigener Brief

hoffte. In einer Lage wie die meinige, ich darf sagen wie die unsrige haben wir treuen Sinn zu bewahren für diejenigen auf die unser Lebenswohl, unsere Lebensfreuden sich gründeten und stützten. Dies war mir von je eine natürliche, nothwendig eingeborne Pflicht, ich konnte sie im beweglichsten Leben einigermaßen erfüllen und ich nähre und erbaue mich daran in der Einsamkeit. Wie schön uns dafür eine Gegenwart, sie mag uns zufällig gegönnt seyn oder vorsätzlich erreicht werden, belebt und belohnt, empfand ich bey Ihrer Erscheinung, mein Theuerster, bey dem Besuche Zelters und anderer früheren That- und Leidensgenossen; selbst bei der Rückkehr meiner nur zwei Monat entfernten Kinder.

Welche Seligkeit würde es daher für mich seyn, an dem freundlichen heiteren Maynstrom die Theuren, wahrhaft geliebten Freunde wieder zu finden und aufs neue das übrige Leben zu verpfänden. Wie ich dieses Jahr dazu gelangen sollte seh ich nicht ab, da außer den allgemeinen Schwierigkeiten noch besondere eintreten, worüber Sie aufzuklären mir nächstens zur Pflicht mache. Schreiben Sie mir öfter, ersuchen Sie Mariannen, daß sie von sich hören lasse. Wie nah ich meinen südwestlichen Freunden bin, können Sie denken, da ich mich gegenwärtig in Jena befinde um den Abdruck des Divans zu beschleunigen, den man mir bis jetzt unverantwortlich verzögert hat.

[1] Zu einigem Aufschluß des obgesagten füge bey: daß ich eine bedeutende Aufforderung, an Rhein und Mayn diesen Sommer zu gehen, erhalten hatte, die ich aber aus Gründen ablehnte, die noch jetzt dagegen gelten würden

---

vollendete meine Verwirrung; ich konnte, oder ich wußte nicht zu antworten, können Sie mir verzeihen, was sich nicht entschuldigen läßt? — — Lassen Sie mir immer die angenehme Täuschung, daß Sie mir nicht aus Großmuth nur verzeihen."

[1] Von hier ab eigenhändig.

und die gewiß von Schwere seyn mußten, weil sie die Hoffnung mit aufwogen die theuersten Freunde wiederzusehen. Mehr sag ich nicht. Nur den Wunsch noch, bald wieder von den Lieben zu hören!

Jena d. 9. Juli 1819. G.

1523.

An Marianne v. Willemer.[1]

Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten läßest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bey seinem treuen Anblick alles in mir rege ward was er uns so gern und edel gönnt. Ob Du gleich schwiegst hatte ich allerley zurecht gelegt, der Rückkehrende vermied und es blieb liegen.

Nun da Du sagst, und so lieblich, daß Du mein gedenkst und gern gedenken magst; so höre doppelt und dreyfach die Versicherung daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unabläßig erwidre. Möge Dich dies zu guter Stunde treffen, und Dich zu einem recht langen Commentar über diesen kurzen Text veranlassen.

Wäre ich Hudhud[2] ich liefe Dir nicht über den

---

[1] Dieser Brief, die Antwort auf Mariannes Zeilen vom 19. Juli, ist eigenhändig von Goethe geschrieben und der einzige, in dem er Marianne mit Du anredet.

[2] Hudhud, der Wiedehopf; im Mai 1815 war Goethe und Marianne in der Nähe der Gerbermühle ein Wiedehopf über den Weg gelaufen. Darauf bezieht sich das am 27. Mai gedichtete Lied „Gruß" im Divan (Buch der Liebe, 11), dessen zweite Strophe lautet:

> Hudhud, sagt' ich, fürwahr!
> Ein schöner Vogel bist du!
> Eile doch, Wiedehopf!

(Schluß umseitig.)

Weg, sondern schnurstracks auf Dich zu. Nicht als Boten, um mein selbst willen müßtest Du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunsch

Eja! wären wir da!

W. d. 26. Jul. 1819. G.

1524. *

An K. E. Schubarth.

Ihr werthes Schreiben, mein Theuerster, mit Beilage trifft mich eben beim Aufräumen und Einpacken zu einer bevorstehenden Badereise und ich eile nur für fortgesetzten Antheil und Zutraun zu danken . . .

Von den Nibelungen[1] habe ich seiner Zeit so viel zu mir genommen als mir frommte. Mögen sie jetzt und künftig hin einem jeden auch das Seine bedeuten; für den Augenblick kann ich mich nicht damit befassen. Uebrigens komme ich mir bei Gelegenheit des zurückkehrenden Heftes abermals wie der Leichnam Mosis vor, um welchen sich die Dämonen streiten. Thun Sie von Ihrer Seite das Mögliche, daß der Altvater bei seinen Ahnen im Haine zu Mamre anständig beigesetzt werde . . .

Treulichst

Jena, den 21. August 1819. Goethe.

(Schluß der Anm. 2, S. 203):

Eile der Geliebten
Zu verkündigen, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Hast du doch auch
Zwischen Salomo
Und Sabas Königin
Ehmals den Kuppler gemacht!

[1] In bezug auf Schubarths Ausführungen über das Nibelungenlied in seinem Buche „Zur Beurteilung Goethes".

1525.

An Willemer.

In Erwiederung so manches Freundlichen soll ich von meinem bisherigen Lebenslauf einiges vertraulich erzählen.

Den 28sten[1] brachte, bei schönem Wetter, unter freyem Himmel zu, auf dem Wege von Asch nach Carlsbad, wo ich zeitig anlangte. Wenige Tage darauf entfernten sich die hier versammelten Staatsmänner, ihnen folgten einige nähere Verhältnisse, so daß ich in der vollkommensten Einsamkeit zurückblieb.

Sogleich aber begrüßte mich Hudhud auf das liebenswürdigste, vertraute mir viel und mancherley und verlangte zu seiner Legitimation richtig erhaltener Aufträge, den Inhalt derselben in Reimen verfaßt zu hören; welches ihm denn nicht zu versagen gewesen. Bald hierauf erschien unmittelbare Freundes Nachricht von dem so schön und herrlich begangenen Feste,[2] die mich zugleich erfreuen und beschämen mußte. Von Weimar aus meldete mein Sohn höchst Dankenswerthes von angekommenen Geschenken und Gaben und heut erhalte ein Diplom als Ehrenmitglied der Gesellschaft älterer deutschen Geschichtskunde; gleichfalls bezüglich auf jenen Tag, und von verehrten Namen unterzeichnet, die Sie mir theuerster Freund, als vorzügliche Theilnehmer jenes Festes genannt haben.

[1] Seinem 70. Geburtstag.

[2] Es war am 27. in Frankfurt im Museum eine Vorfeier des Geburtstags gehalten worden, am Geburtstage selbst fand ein Festmahl von 200 Teilnehmern statt, darunter Thorwaldsen, Boisserée, Willemer, Goethes Jugendfreund Riese, den Wangenheim, der württembergische Bundestagsgesandte, als ältesten der noch lebenden Freunde Goethes durch einen Trinkspruch feierte. In der Mitte des Saales stand des Dichters Büste, geschmückt mit einem Lorbeerkranz, in den Smaragdblätter eingelegt waren. Die Festvorstellung brachte einen Prolog und Tasso. Nach Creizenachs Meldung erhielten mehrere 1749 geborene Arme beträchtliche Geldgeschenke.

Geblendet von dem Abglanze solcher in der Entfernung mir zu Gunsten bereiteten Erfreulichkeiten, finde ich mich auch einmal wieder im Angesicht schroffer Felsenwände, denen ich kaum mit Schlägel und Eisen einige Erklärung abgewinnen kann und mich in Gedanken um so lieber zu den werthesten Freunden hinwende, die, in freier Gegend, am belebtesten Flusse, gewiß so schöner Herbsttage genießen, als hier in diesen Schluchten mir zu Gute kommen, wo sie freylich von doppelt und dreyfachem Werthe sind.

Im Laufe dieses Monats würden mich einige Zeilen von dorther höchst glücklich machen.

C. B. d. 8. Sept. 1819. Goethe.

Geben Sie mir doch einen Wink, wie ich den günstigen Unternehmern des Festes irgend etwas Freundliches erweisen kann.[1]

1526.

An die Frankfurter Freunde.

Da mit meiner lieben Vaterstadt ungeachtet aufgehobener bürgerlichen Verhältnisse mich noch auf das Innigste verbunden fühle, konnte mir nichts Erfreulicheres begegnen, als daß daselbst wahre Sinnesverwandte einen Tag feierten, an welchem der wohldenkende Mensch Aufmunterung von außen bedarf, weil er sich gewiß nicht

[1] Außer dem Dankschreiben an die Frankfurter Freunde (Brief 1526) sandte Goethe nach Frankfurt eine Anzahl Exemplare des Gedichtes: „Erwiderung der Feier meines siebenzigsten Geburtstages; Karlsbad, 15. September 1819." Und an Knebel schrieb er am 20. September: „Aber auch dafür danke herzlich, daß Du Dich zu bekannten und unbekannten Freunden gesellen mochtest, um mich an dem Tage fühlen zu lassen, daß man nicht allein sey. Es ist dies nöthiger als je: denn man findet doch überall ein Irrsal unter den Menschen, das sie vom Vertrauen lostrennt, indem sie es anzuknüpfen wünschen."

enthält, innerlich sowol rückwärts als vorwärts zu blicken, jenes mit vollem Ernst, dieses mit einiger Bedenklichkeit. — Was aber sollte uns über alles Vergangene mehr beruhigen als ein öffentliches liebevolles Zeugniß, daß man nicht umsonst gelebt, daß eine gütige Vorsehung uns von Schritt zu Schritt vergönnte, etwas zu leisten, welches wir so lange scheu als das Unsrige betrachten, bis uns Andere versichern, daß es auch für sie bleibenden Werth habe. Mit Freuden will ich daher die mir bis jetzt verliehenen Kräfte fernerhin anzuwenden trachten, daß meinen lieben Landsleuten etwas Angenehmes und Nützliches ersprießen könne. Und in solchem Sinne darf ich jenen herrlichen Kranz gar wohl mit bescheidenem Vergnügen erblicken, als ob er noch zu verdienen wäre. Dieser mir bevorstehende unschätzbare Genuß reizt mich früher nach Hause, und mit welchem Gefühl werde ich in der Stunde der Rückkehr den doppelten Gruß der Meinigen, wie ich sie nah und fern benennen darf, noch immer überraschend empfangen und mir zueignen. Möge allen Wohlwollenden die beste Vergeltung werden!

Neu belebt und verbunden
J. W. v. Goethe.

Karlsbad am 22. September 1819.

1527.*

An Zelter.

7. October 1819.

Wie soll ich Dir, mein trefflicher Freund, dafür genug Dank sagen, daß Du mich auf Deiner Reise durchaus als guten Gesellen mitgeführt und Dich mit mir

beständig unterhalten hast, wie Deine kostbaren Blätter[1] Zeugniß geben. Die erste Sendung erhielt ich in Weimar, die zweyte in Karlsbad, die dritte hier in Jena, wo ich seit zehn Tagen wieder eingetroffen bin . . .

Uebrigens gab mir die Freundlichkeit meiner Landsleute das angenehme Geschäft mich auf vielfachen Dank vorzubereiten, den ich ihnen für größere und kleinere Feste, für geistige und verkörperte Gaben nach und nach schuldig ward, wie die Kenntniß davon in das verschlossene Böhmen gelangen konnte. Und so sind mir vier Wochen hingegangen, auch übrigens nicht unbenutzt, indem ich gar manches, was ich diesen Winter bearbeiten will, durchgedacht und schematisirt habe. Da ich das erste Mal seit langer Zeit ganz allein war, so trug es viel bey mich zu sammeln und meiner eigenen Feder zu vertrauen, wie ich denn seit mehreren Jahren nicht soviel geschrieben habe . . .

Der große diplomatische Convent[2] ging drey Tage nach meiner Ankunft völlig auseinander. Einige der Herren habe noch gesprochen, und sinne jetzt mit ganz Deutschland über die wichtigen Resultate dieses Zusammenseyns.

---

[1] Die in drei Stücken abgeschickten Briefe vom 20. Juli bis 1. Oktober. Zum 28. August hatte Zelter geschrieben: „Was soll ich denn heute wohl schreiben? Du mein tausendmal gebenedeiter Herzensbruder! Dank sey allen Göttern daß ich Dich habe und im Herzen trage, wo ich gehe und stehe. Heil und Segen Deinem seligen Leben, Können, Wollen und Wirken! daß es Frucht bringt in Geduld von Geschlecht zu Geschlecht. — Das alles weißt Du besser als ich:

„Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
„Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
„Du schenktest mir der Erde beste Gaben
„Und jedes Glück will ich in Dir nur haben."

[2] Der deutschen Minister; das Ergebnis waren die reaktionären „Karlsbader Beschlüsse".

1528.

An die Lesegesellschaft in Mainz.[1]

Einer hochansehnlichen und gegen mich so freundlich und liebevoll gesinnten Lesegesellschaft zu Mainz statte hierdurch den verbindlichsten Dank ab für den erquicklichen Festglanz, den Sie über meinen Tag verbreiten wollen. Sie waren in der feierlichen Stunde gewiß überzeugt, daß ich Alles empfinden würde, wie es gegeben worden, und daß in einem solchen Falle nur die treulichste Erwiderung Platz greifen kann.

Lassen Sie mich aber zugleich die Wirkung Ihres lieblichen Festes auf deutsche Gemüther überhaupt aussprechen und zu Ihrer Kenntniß bringen, was der öffentliche Bericht in edlen Seelen aufregte, mit denen ich zu jener Zeit in Karlsbad zufällig verbunden lebte.

Wir dürfen uns nicht leugnen, daß seit vielen Jahren unter wohlgesinnten Deutschen nur mit Betrübniß der guten Stadt Mainz gedacht ward. Wechselnde Kriegsereignisse, Entfremdung und Annäherung, Zerstören und Wiederherstellen, Alles gab dem nahen wie dem fernen Beobachter nur ein verworrenes Bild. Auch zuletzt, bei örtlich(er) unveränderlicher Lage, deutet jede neue Befestigungsanstalt abermals auf künftiges Kriegsunheil, so wie das Staatsverhältniß dem wackern Deutschen, der sich gern am Entschiedenen hält, unfaßlich und trübe scheint.

Diese Vorstellungsweise, sie treffe nun mit dem eigentlichsten Zustande zusammen oder nicht, gewöhnt die Geister an eine düstere Ansicht, die ich nicht geschildert hätte, könnte ich nicht hinzufügen, daß es den deutsch gesinnten

---

[1] Goethes 70. Geburtstag war in Mainz festlich gefeiert worden, die Lesegesellschaft hatte ihm ein Gedicht und einen Bericht über die Feier nach Karlsbad gesandt.

Mainzern zu großer Freude gediehen wäre, wenn sie das auf einmal erhellende, aufheiternde Licht hätten beobachten können, welches durch Ihr Fest in patriotischen Gemüthern sich aufthat. Meine Persönlichkeit war verschwunden; Ihre geistige frohe Theilnahme an dem Reinen, Natürlichen, allgemein Menschlichen, was ich immer darzustellen bemüht gewesen, trat hervor und schien das linke Rheinufer erst eigentlich zurückzugeben. Man erfreute sich des Zeugnisses einer im Stillen bestehenden Einheit deutschen Denkens und Empfindens. Mit dem größten Vergnügen konnte ich gewahr werden, von welchem Sinne Sie Alle durchdrungen seien, und es durfte mich nicht schmerzen, daß man über der Freude, eine solche überrheinische Bruderlichkeit entdeckt zu haben, mein eigenes Glück beinahe zu schätzen vergaß, der ich bestimmt gewesen, eine so erfreuliche Offenbarung zu veranlassen.

Mit wiederholtem Dank und den aufrichtigsten Wünschen ergebenst

Weimar, den 10. Oktober 1819. J. W. Goethe.

1529.

An Joh. Fr. L. Wachler.[1]

24. Okt. 1819.[2]

Unter die schönsten Gaben, die ich zu meinem Feste wohlwollenden Landsleuten verdanke, gehört gewiß Ew. Wohlgebornen Sendung. Nur stellenweise konnte ich Ihr

[1] Wachler, Konsistorialrat und Professor in Breslau, hatte Goethe seine „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur", Frankfurt 1818/19, 2 Bde., übersandt.

[2] Datum unrichtig, da der Brief nach Goethes Eintragung im Tagebuch bereits am 22. Oktober abgeschickt worden.

bedeutendes, mit so vieler Sorgfalt gearbeitetes Werk mir zueignen, und ich habe durchaus darin gefunden, was mit meiner Ueberzeugung zusammentraf. Ferner hab ich zu danken für manche Belehrung über mittlere Epochen, in denen ich weniger bewandert bin; so wie für neue und frische Blicke auf Gegenstände, die mir zwar nicht unbekannt waren, deren Ansichten aber sich durch Zeit und Zerstreuung abgestumpft hatten. Den Artikel mich selbst betreffend konnte ich nur mit Rührung aufnehmen. Es ist der Mühe werth, lange zu leben und die mancherley Pein zu ertragen, die ein unerforschlich waltendes Geschick in unsere Tage mischt, wenn wir zuletzt über uns selbst durch andere aufgeklärt werden, und das Problem unseres Strebens und Irrens sich in der Klarheit der Wirkungen auflöst, die wir hervorgebracht haben. Diesen schönen Genuß zu verdienen, werde ich nicht aufhören, meine Freunde und Landsleute theilnehmend im Sinne zu tragen und manches, was gearbeitet und vorbereitet daliegt, mittheilbar zu machen. Ich wünsche, daß es mir gelinge, auch Ihnen noch etwas Erfreuliches darzubringen.

Aufrichtig ergeben J. W. v. Goethe.

1530. *

An K. F. v. Reinhard.

Weimar den 24. December.

. . . Ist Ihnen ein Buch vorgekommen, Agape von Professor Kästner in Jena? Wo nicht, so lassen Sie sich's empfohlen seyn. Gesetzt auch, man gäbe dem Verfasser nur für die Zeit recht, die man zum Lesen braucht; so gewinnt man doch Ansichten von seinem Standpunkte aus, an die Niemand gedacht hat. Die ganze

Frage geht darauf hinaus: hat sich das Christenthum bloß durch sittliche Wirkung auf die Menge und durch die Menge, zufällig wogend, hervorgethan und zur Einheit gestaltet, oder ist es von einer Einheit, von einem entschiedenen Bunde vorsätzlich, künstlich ausgegangen? Er behauptet letzteres und wenn er es nicht streng beweist, so gibt er uns doch Verdacht genug es möge wohl so seyn. Wie wunderlich ist die Aehnlichkeit mit unserer neuen allgemeinen Verschwörung, wo noch immer nicht für jedermann entschieden ist, ob sie von der Peripherie zu einem Mittelpunkt, oder von einem Mittelpunkt zur Peripherie strebe? Vielleicht irrt man nicht, wenn man beides zugibt und ein pulsirendes Wechselverhältnis zwischen Disposition und Determination annimmt . . .[1]

Goethe.

1531.

An Willemer u. Frau.

Gerade zur rechten Zeit und Stunde, eben als Kinder und Enkel zu den Zuckerbäumen eilten und den Großvater sich selbst überließen, trat das ersehnte Freundespaar[2] auf, so zufrieden heiter blickend, daß man ihm das Gefühl ansah wie wohl es empfangen sey. Und so kann es denn selbst mitten im abschließenden Schnee nicht einsam werden und die rückkehrende Sonne begrüßt mich

[1] Reinhard antwortet u. a.: „Die Methode des Verfassers (Kästner) ist nicht ehrlich. Kaum hat er die Hauptstelle hingeworfen, so springt er auf die Geschichtserzählung, d. h. auf sein Hypothesengewebe über, und so, wie er hofft, zum voraus eingenommen, soll man nachher in den Beilagen die Beweise suchen. . . . So viel ich urteilen kann, ist seine Schrift allerdings nur die Uebertreibung und Verzerrung einer übrigens ganz historischen Tatsache, und Herr Kästner behandelt die Agape gerade wie Herr v. Kampz den Tugendbund behandelt."

[2] Willemer und Marianne hatten ihre Porträts (zwei Oelgemälde) gesandt.

in der besten Gesellschaft. Reichliche Zuckergaben machen mich Kindern und Hausfreunden interessant; und da Hudhuds Räthsel nicht unergründlich sind, so kann zum neuen Jahr nichts fehlen. Möge alles auch in der Nähe des Mayns zu bestem gereichen und gelingen!

W. d. 27. Dec. 1819. G.

1532.

An Krug von Nidda.[1]

Jedwedem wünsche ich Glück, den die Muse begünstigt; denn ich weiß, was mir eine solche Geneigtheit zeitlebens war und bleibt. Auch Ihnen, der Sie so viel gelitten, gönne ich von Herzen diesen aus eigner Thätigkeit hervorquellenden Trost, den Ersatz für so Vieles, was hinter uns blieb. Möge ich immer vernehmen, daß Ihnen eine so einzige Quelle nie versiegt, und daß Sie meiner freundlichst gedenken!

1820. Goethe.

1533.*

An Boisserée.

Weimar, 14. Januar 1820.

Auf Ihren liebwerthen Brief,[2] mein Bester, will ich nicht lange zaudern; denn er eröffnet mir eine fröhliche

[1] Goethe hatte Krug von Nidda (1776–1843) 1816 in Tennstedt kennen gelernt. Er hatte Goethe jetzt seine Gedichte übersandt.

[2] Boisserée hatte am 28. Dezember mitgeteilt, daß sich in Frankfurt ein Verein gebildet habe zur Beschaffung einer kolossalen Goethe-Marmorbüste. Er schreibt dann weiter: „Weil aber das Ganze auf die Teilnahme des gesammten Vaterlandes berechnet ist, damit es so wie uns allen zur erhebenden Anschauung, so dem Dichter zum Zeichen allgemeiner Verehrung errichtet werde, darum bleibt noch

Aussicht auf das laufende Jahr, obgleich nicht so frei als ich wohl wünschte.

Nach meinem Bedünken wäre die Theilnahme meiner lieben Vaterstadt und des übrigen guten Deutschlands an meinem Geburtstage wohl hinreichend gewesen, den Verdientesten zu begnügen und eine bescheidene Betrachtung der Resultate seines Lebens zu erleichtern. Gedenkt man aber, wie Sie mir vermelden, noch weiter zu gehen; so ist es räthlich, mit bescheidener Sorgfalt, damit Nemesis nicht ausgerufen werde, dabei zu Werke zu verfahren. Mein Alter und meine Gesundheit leiden keine Wagstücke mehr; wenn man ja noch leben soll, so gilt es Herkommen und Gewohnheit. Karlsbad hat sich das vorige Jahr abermals dergestalt günstig erwiesen, daß ich in mehr als einer Rücksicht entschlossen bin, im ersten Frühjahr wieder hinzugehen.

So werth und lieb uns nun aber auch die Gegenwart Herrn Danneckers seyn würde, wenn er sich entschließen könnte, uns zu besuchen, so ist doch auch diese Zumuthung bei einer so weiten Entfernung, wie mir scheinen will, etwas stark. Damit ich aber von meiner Seite einer so wohlgemeinten und ehrenvollen Unternehmung gern entgegen komme, so will ich mich den Monat April in Weimar

---

einiges zu berathen und vorzuarbeiten, ehe man öffentlich auftreten kann. Vorläufig versichere ich nur, daß in Frankfurt mit aller der Würde des Gegenstandes gebührenden Rücksicht verfahren wird, und daß bei dem Entwurf des Denkmals immer der Wunsch vorgeschwebt hat, es höchst mäßig und einfach, aber auch höchst gediegen und edel, und so einigermaßen in dem Sinn zu halten, den der Dichter als Kunstfreund stets an den Tag gelegt hat. Indem ich Ihnen diese nicht länger zu verschweigenden Dinge anvertraue, in deren Gedeihen ich das Walten eines freundlichen vaterländischen Genius erkenne, hoffe ich, Sie werden mir, noch ehe wir uns förmlich an Sie wenden, die Bitte gewähren, Danneckern zur Büste zu sitzen. Ob er nach Weimar kommen soll, oder ob Sie ihm anderwärts, vielleicht gar bei einer frühen Badereise hier Gelegenheit geben wollen, hängt von Ihnen ab. Die Wünsche, die ich und die Meinigen hiebei hegen, wage ich nicht auszusprechen, gerade weil sie die entschiedensten sind."

halten; Herr Professor Dannecker soll mir und den Meinigen willkommen seyn, einige Zimmer zu seiner Wohnung und eine anstoßende Werkstatt bereit finden, da wir denn nichts mehr wünschen, als daß ihm der Aufenthalt in jedem Sinne möge gefällig und erfreulich seyn.

Zu Ende April geh' ich nach Karlsbad, weil ich den ruhigen Mai dort abzuwarten und Anfangs Juni wieder hier zu seyn gedenke, obgleich dieses letztere keine so genaue Bestimmung erleidet. Und so leg' ich auch das alles in Ihre werthen Hände und übergehe gar manche in solchen Fällen sich aufdringende Betrachtungen . . .

Da ich noch Platz vor mir sehe, so wend' ich mich denn doch zu jenen Betrachtungen, die ich oben liegen ließ. Sollte es nicht etwas bedenklich seyn, meine Freunde, einen Bildhauer dahin zu senden, wo er keine Formen mehr findet? wo die Natur auf ihrem Rückzuge sich nun mit dem Nothwendigen begnügt, was zum Daseyn allenfalls unentbehrlich seyn möchte; wie kann dem Marmor ein Bild günstig seyn, aus dem die Fülle des Lebens verschwunden ist? Schon Jahre sind es, daß wir uns nicht gesehen haben, ich wünsche, daß unser werther Künstler sich nach einer langen Wallfahrt nicht allzusehr getäuscht fühle.

Hiernach aber sey feierlich protestirt, daß ich nicht gesagt haben will, was jenes so wohl gemeinte und mir höchst ehrenvolle Unternehmen auch nur im mindesten aufhalten und hindern könne. Das zuerst Gesagte bleibt in voller Kraft. So wie ein treues Freundesbündniß.

Goethe.

Am 27. Februar schreibt Goethe an Boisserée über diese Angelegenheit:

1534.

Wegen der Reise unsers trefflichen Danneckers hieher sind mir diese Zeiten über Zweifel aufgestiegen, denn der Mensch denkt über eine Sache nicht einen Tag wie den andern. Es sind wohl sechs und mehr Jahre, daß ich Gall zu Liebe, der bei uns einsprach, meine Maske abformen ließ, sie ist wohl gerathen; Weiser hat sie nachher aufgesetzt und die Augen geöffnet, sollte es nicht hinlänglich seyn, wenn ich beides hinsendete? Wie müßte man thun, wenn sich das Original in die ewigen Wohnungen entfernt hätte. Die Formen sind hier ganz genau, Geist, Leben und Liebe muß ja ohnedem der Künstler hinein stiften. Es sey dies nur eine Zwischenrede, der Hauptsache unbeschadet.

1535.

An Ludwig Tieck.

Ew. Wohlgeboren freundliches Schreiben und lehrreiche Sendung konnte nicht, wie ich wohl gewünscht hätte, gehörig honorieren, indem ich den mir zugewiesenen jungen Mann,[1] wegen catarrhalischen Fieberleidens nicht aufnehmen und sprechen konnte. Jedoch verfehle nicht durch Gegenwärtiges meinen aufrichtigen Dank ungesäumt abzustatten.

Den Aufenthalt in Dresden gönne und mißgönne meinen besten Freunden und freue mich, wenn Ihre Gesundheit erlaubt, das dortige Gute völlig zu genießen und zu nutzen. Die reich ausgestatteten Blätter[2] über

[1] Einen jungen Schotten Damatyne.
[2] Tiecks.

Shakespeare und seine Zeitgenoßen haben mich wieder auf einmal an alles erinnert was mir von jener Epoche nach und nach einzeln bekannt geworden; und so machte dieser mir gegönnte kurze Entwurf freylich den Wunsch rege jene merkwürdige Zeit vor Sinn und Einbildungskraft umständlich entfaltet zu sehen. Ich begreife aber freylich die große Schwierigkeit ein so reiches und verschränktes Leben, die wechselseitigen Wirkungen so bedeutender Menschen darzustellen, besonders wenn man denkt daß beym Theater immer nur vom Augenblick die Rede und die wunderliche bunte, zufällige Abwechselung desselben sich zu einem geschichtlichen Vortrage kaum bequemen mag.

Von dieser Wahrheit werde ich so eben recht überzeugt, da ich die Geschichte des Weimarischen Theaters, das ich so viele Jahre selbst und nicht ohne eine gewisse Methode geführt, mir genugthuend und andern faßlich entwerfen möchte.[1] Ein solches Geschäft ist aus so vielen Elementen zusammen gesetzt, und erlebt zu gleicher Zeit, so viel Hinderliches als Förderliches, so daß man allenfalls nur vom Effekt Rechenschaft geben kann, nicht aber von Weg und Mittel wie man ihn erlangte.

Mit den besten Wünschen und Empfehlungen.

Weimar d. 23. Januar 1820.

Zum Schlusse muß ich noch ausführlicher sagen, daß meine Kinder Ihre Grüße zum allerschönsten erwiedern. Der Aufenthalt in Berlin hat ihnen einen solchen Reichthum von Gegenständen und Persönlichkeiten in den Geist und so viel Freundliches und Liebliches ins Gemüth gebracht daß unsere Winterunterhaltung dadurch sehr an-

[1] Diese Absicht ist nur hier geäußert und bekanntlich nicht ausgeführt.

genehm und lebhaft wird. Auch Ihrer geneigten Theilnahme haben sie sich oft dankbar erinnert.

1536.*

An Boisserée.

Weimar, 23. März.

... Da ich diesen Winter in entschiedenster Einsamkeit lebe und nur mit wenigen Freunden conferire, so ist mir höchst angenehm, wann das, was von uns ausgeht, auch Ihnen Freude und Belebung bringt. — Ist Ihnen Don Juan von Byron schon begegnet? Dieses Gedicht ist verrückter und grandioser als seine übrigen. Immer dieselben Gegenstände, aber mit höchstem Talent und Meisterschaft behandelt. Wäre er ein Maler, so würde man seine Bilder mit Gold aufwiegen. Jetzt gehören seine Bände Jedermann und da kommt nun allzudeutlich zum Vorscheine, was Sie so treffend aussprechen. Und wie er durch ewige Wiederholung unsern Antheil ermüdet, so ermüdet er zuletzt auch die Bewunderung ...

Mit der Rolle das Mehrere. Treulichst

Goethe.

1537.

An L. F. Schultz.

Beikommendes Heft,[1] welches wenigstens in einigen Theilen als posthum angesehen werden kann, belebt, indem ich es absende, das Andenken an die Freundschaft und

[1] Kunst und Altertum II, 2.

Güte, wodurch Sie mich schon mehrere Jahre beglücken. Hat auch in der letzten Zeit die Mittheilung gestockt, so bin ich doch durch den Aufenthalt meiner Kinder in Berlin und deren höchst freundliche Aufnahme jenen Zuständen, und auch Ihnen besonders, nahe genug gekommen.

Wichtige Aufträge haben Ihre Thätigkeit, wie ich höre, in eine bedenkliche Region versetzt,[1] wodurch Sie dem, was uns sonst gemeinsam interessierte, freilich sehr entfremdet sein mögen; doch habe ich auch schweigend vergangenen Sommer Ihrer hundertmal gedacht, als ich zu Jena in dem bekannten Gartenstübchen die entoptischen Farben nach allen ihren Bedingungen durcharbeitete; die einzelnen Erfahrungen schrieb ich sogleich nieder und ordnete sie dann nach der Weise, die Ihnen aus meiner Farbenlehre bekannt ist. Es sind immer die alten Phänomene, unter anderen Bezügen sich wiederholend und sich der Hauptansicht willig fügend.

Bei Ihnen darf ich wohl nicht anfragen, ob Sie indessen auf Ihrem Wege fortgegangen. Sagen Sie mir aber doch ein Wort von Ihren Zuständen.

Gewöhnlich richtet sich das Tischgespräch meiner Kinder nach Berlin, und da kommen denn mit Geistes- und Herzensverwandtschaften, auch die geistlichen zur Sprache. Sagen Sie, ob alles im Hause, und so auch das Pathchen[2] wohl sei. Meine Tochter ist noch, wie ich höre, ein Dankschreiben schuldig für die trefflichen, von uns mit lautem Dank verzehrten Küchengaben; für diesmal empfiehlt (sie) sich schönstens, in einer etwas peinlichen Lage; denn sie gibt sich eine zwar mütterlich-löbliche, aber doch unter vorwaltenden Umständen, wie mich dünkt, zu

[1] Schultz war als Regierungsbevollmächtigter bei der Berliner Universität seit November 1819 mit der Verfolgung der „demagogischen Umtriebe" beschäftigt.

[2] Ottilie, nach Goethes Schwiegertochter genannt.

ängstlich-entkräftende Bemühung um ihren Kleinen, den die Masern bedrohen.

Ich von meiner Seite suche den Tag möglichst zu benutzen, und bereite mich, bald wieder nach Carlsbad zu wandern, grüße zum Allerschönsten, und wünsche künftige Mittheilung nicht wieder so lange unterbrochen.

treulichst Goethe.

Weimar, den 31. März 1820.

1538.

An K. B. Preusker.[1]

Weimar, den 3. April 1820.

Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Character habe, und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel, so wie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers als bedeutend, mit der ganzen Individualität übereinstimmend anerkennen muß. Jedoch möchte wohl auch hiebei mehr das Gefühl, als ein klares Bewußtsein statt finden; man dürfte sich wohl darüber im Einzelnen aussprechen, dies aber in einem gewissen methodischen Zusammenhange zu thun, möchte kaum Jemand gelingen.

Indessen da ich selbst eine ansehnliche Sammlung Handschriften besitze, auch hierüber nachzudenken und mir selbst Rechenschaft zu geben oftmals Gelegenheit genommen, so scheint mir, daß ein Jeder, der seine Gedanken auf diese Seite wendet, wo nicht zu fremder, doch zu eigener

[1] Oberamtmann in Großenhain.

Belehrung und Befriedigung einige Schritte thun könne, die ihm eine Aussicht auf einen einzuschlagenden Weg eröffnen. — Da die Sache jedoch äußerst complicirt ist, und man selbst über die Stelle in Zweifel schwebt, wo der Ariadnische Faden, der uns durch dieses Labyrinth führen soll, anzuheften wäre: so läßt sich, ohne weit auszuholen, hierüber wenig sagen. Da mir es aber nicht unmöglich scheint, daß man dasjenige, was man bemerkt und bedacht, auch Anderen zu einiger Aufmunterung und zu einiger Fortbemühung gar wohl überliefern könne, so gedenke ich, aufgeregt durch Ihre Anfrage, in dem nächsten Stücke von Kunst und Alterthum so viel darüber zu äußern,[1] wie zu solchem Zwecke eine Sammlung anzulegen, zu bereichern und einem zu fällenden Urtheile vorzuarbeiten sei.

Nehmen Sie einstweilen Gegenwärtiges als eine Versicherung meines Antheils auch an solchen Betrachtungen freundlich auf, und fahren indessen fort, mit Eifer zu sammeln. Ihren Wunsch, wegen Möser und Hamann kann ich nicht erfüllen, da ich sie selbst nur einzeln besitze; von Herder's Hand wird sich wohl etwas vorfinden.

G.

1539. *

An K. F. v. Reinhard.

Weimar d. 12. April.

... Haben Sie vielen Dank, daß Sie einer, zwar etwas eigenwillig scheinenden, aber gewiß liebenswürdigen Dame den Divan empfohlen; wahrscheinlich wird sie bekennen, daß es ganz anmuthig seyn müsse, so zu lieben

[1] Ist nicht geschehen.

und geliebt zu werden, wie sich Hatem und Suleika darstellen . . .

Uebrigens habe ich, wie immer, so viel Rocken angelegt, daß es mir kaum gelingen wird Einen völlig abzuspinnen; an Fleiß und Anhaltsamkeit fehlt es nicht, besonders da ich mich ganz aller geselligen Obliegenheiten entledigen durfte. So kann ich denn jede gute Stunde benutzen, meine Geschäfte, die sich sämmtlich auf Kunst und Wissenschaft beziehen, an einem reinen Faden fortführen, meinen Briefwechsel lebendig erhalten, manche ältere Papiere zusammenstellen und redigiren, bis Glück und Laune auch manchmal etwas Neues und Unerwartetes gelingen läßt . . . Goethe.

1540. *

An Zelter.

Karlsbad, den 2. May 1820.

Dein lieber Brief vom 19. April trifft mich den 2. May in Karlsbad und erfreut mich gar höchlich. Zuvörderst will ich zu eurem Rafaelischen Fest[1] Glück wünschen, es war gut ausgedacht und hat sich gewiß auch so ausgenommen; es macht es euch Niemand so leichte nach. Laßt es immer Sitte werden, daß man die Heroen aller Art feyert, welche über die Atmosphäre des Neides und des Widerstrebens erhoben sind.

Die Musik hätte ich wohl hören mögen. Zu dem was Du sagst kann ich mir wenigstens einen Begriff aufstellen. Die reinste und höchste Malerey in der Musik

[1] Zelter hatte berichtet: „Unser Künstlerverein hat sich mit der königlichen Akademie zu einer Feyer des Geburtstages von Rafael verbunden, die nach unserer Art ganz artig ausfiel."

ist die welche Du auch ausübst, es kommt darauf an den Hörer in die Stimmung zu versetzen welche das Gedicht angiebt, in der Einbildungskraft bilden sich alsdann die Gestalten nach Anlaß des Textes, sie weiß nicht wie sie dazu kommt. Muster davon hast Du gegeben in der Johanna Sebus, Mitternacht, Ueber allen Gipfeln ist Ruh und wo nicht überall? Deute mir an wer außer Dir dergleichen geleistet hat. Töne durch Töne zu malen: zu donnern, zu schmettern, zu plätschern und zu patschen, ist detestabel. Das Minimum davon wird als Tüpfchen aufs i in obigen Fällen weislich benutzt, wie Du auch thust. Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut daß mir deshalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen . .

G.

1541.

An Gräfin Josephine O'Donell.

Kann Ihnen beykommendes Blatt, verehrte theure Freundinn, so lieb werden daß Sie es zu der höchst verehrten Sammlung schmerzlicher Reliquien[1] gesellen mögen, so machen Sie mich sehr glücklich. Im Laufe dieses Monats würde mich hier ein Wort von Ihrer Hand erfreuen und erquicken. Wie habe ich Ihrer in Franzenbrunn wieder

[1] Der am 7. April gestorbenen Kaiserin von Oesterreich Maria Ludovika. Goethe berichtet, die Gräfin habe ihm vertraut, „daß manches teure Pfand von der Höchstseligen in ihren Händen sei, wozu sie ein kostbares Kästchen habe verfertigen lassen, für welches sie eine Inschrift von mir verlange; sie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden." Goethe sandte hierzu die obigen Verse — die ersten Zeilen erklären sich durch Goethes Gedichte „Der Kaiserin Platz" und „Der Kaiserin Becher" (Bd. VI dieser Briefe, S. 124).

gedacht. Es war was eignes um die örtlichen Erinnerungen! So auch hier!!

treulichst

Carlsbad d. 3. May 1820. Goethe.

An Gräfin O'Donell.

Carlsbad d. 1. May 1820.

Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch Ihr Becher steht;
Doch nur wenigen bekannt wird
Was von Ihrem Grabe weht;

Sag' ich: Freundin! halte heilig
Was Dir von der Holden blieb,
Die so groß — ach übereilig
Von den Allertreusten schied.
Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sey nun weiter nichts begehrt;
Nur ist, wenn wir Sie erneuen,
Unser Leben etwas werth.

1542.*

An Zelter.

Karlsbad, den 11. May 1820.

Nach Abgang des Blattes am 3. May fahre sogleich fort. Da Du Deine Wohnung veränderst, so melde wohin Du ziehst, damit man Dich auf dem Berliner Plane, den meine Kinder gar oft produciren, auch wieder suchen und besuchen könne.

Ich glaube gerne daß Du in der bewegten Stadt sehr zerstreut wirst; alles macht Forderungen an den der etwas vermag, und darüber zersplittert er sein Vermögen; doch verstehst Du gar wohl Dich wieder zusammenzuhalten.

Möge mein Divan Dir immer empfohlen bleiben. Ich weiß was ich hineingelegt habe, welches auf mancherley Weise herauszuwickeln und zu nutzen ist. Eberwein[1] hat einige Lieder gesetzt, sage mir Dein Urtheil darüber. Deine Compositionen fühle ich sogleich mit meinen Liedern identisch, die Musik nimmt nur, wie ein einströmendes Gas, den Luftballon mit in die Höhe. Bey andern Componisten muß ich erst aufmerken wie sie das Lied genommen, was sie daraus gemacht haben.

Unter den Eberweinischen hat das eine:

&c. Jussufs Reize möcht ich borgen &c.

mich und andere besonders angesprochen (wie sie es heißen). Die Frau trug sie recht gut, fließend und gefällig vor.

Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum Divan. Diese Mohamedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung zwischen zwey Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?

Wunderlich genug daß jener, von mir selbst aufgegebene und vergessene Prometheus gerade jetzt wieder auftaucht. Der bekannte Monolog, der in meinen Gedichten steht, sollte den dritten Act eröffnen. Du er-

[1] Bd. VI, S. 19 ff.

innerst Dich wohl kaum daß der gute Mendelssohn[1] an den Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben ist. Lasset ja das Manuscript nicht zu offenbar werden, damit es nicht im Druck erscheine. Es käme unserer revolutionären Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Commissionen zu Berlin und Maynz möchten zu meinen Jünglings-Grillen ein sträflich Gesicht machen. Merkwürdig ist es jedoch daß dieses widerspenstige Feuer schon funfzig Jahre unter poetischer Asche fortglimmt, bis er zuletzt, real entzündliche Materialien ergreifend, in verderbliche Flammen auszubrechen droht.

Da wir aber einmal von alten, obgleich nicht veralteten Dingen sprechen, so will ich die Frage thun: ob Du den Satyros, wie er in meinen Werken steht, mit Aufmerksamkeit gelesen hast? Er fällt mir ein, da er eben ganz gleichzeitig mit diesem Prometheus in der Erinnerung vor mir aufersteht, wie Du gleich fühlen wirst, sobald Du ihn mit Intention betrachtest. Ich enthalte mich aller Vergleichung; nur bemerke daß auch ein wichtiger Theil des Faust in diese Zeit fällt.

Nun zu der Witterung, als einem Haupterforderniß der Reise und Badetage. Die obere austrocknende Luft hat gesiegt, alle Wolken sind verschwunden, der heutige Himmelfahrtstag ist ein wahres Himmelsfest.

Im Ganzen thut einen sehr angenehm-bemerkbaren Effect der, bey einem so hohen Sonnenstand, weit zurückgehaltene Frühling. Es ist als wenn bey ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären, sich schon so weit im Jahre zu befinden und von ihrer Seite noch so weit

[1] Vergl. Bd. II. Mendelssohn war gestorben alsbald nach der Schrift Jacobis, in der Lessing als Spinozist erklärt worden. Jacobis Schrift brachte auch Goethes Prometheus.

zurück zu seyn. Mit jedem Tage eröffnen sich neue Knospen und die eröffneten entwickeln sich weiter.

Sehr lieblich ist es daher gegen Sonnenuntergang die Prager-Straße hinabzugehen. Alle unbelaubten Bäume, bisher unbemerkbar, wenigstens unbemerkt, werden nach und nach sichtbar, weil sie ihre Blätter entfalten, und, von dem Sonnenlicht vom Rücken her beschienen, als völlig durchscheinend in ihrer eigenthümlichen Form dargestellt und kenntlich werden. Das Grün ist so jung, gilblich und völlig durchsichtig; an dem wachsenden Genuß kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergötzen. Denn selbst zu Pfingsten wird das erste Grün noch nicht völlig entwickelt seyn.

Der Tag wächst und so ist alles schön und gut. Möge das Schönste und Beste Dir gegönnt seyn!

G.

1543.*

An Zelter.

Jena, den 6./7. Juny 1820.

Also will ich vor allen Dingen melden, daß Deine Briefe sämmtlich, früher oder später zu mir gelangt sind:

vom 19. April, vom 13. May, Pfingsttag, Evangelium am Pfingstmontag, vom 2. Juny, mit dem lieben Nepomukchen;

woran ich mich denn höchlich erbaut habe und mich zu dem allerschönsten Dank hiedurch bekenne. Einzelne Betrachtungen, wozu mich Deine Worte verleiteten, wurden sogleich aufgeschrieben und ich werde sie Dir nach und nach aus meinen Papieren ausziehen. Gegen alles so vielfache Gute hab' ich freylich nur zu erwiedern: daß ich,

in meiner Einzelnheit mannigfaltige Existenzen berührend, in fremde Zustände eindringend, gar viel Gutes und Nützliches erfahren habe. Auch hat sich in vielen einsamen Stunden eine solche Schreib- und Dictirseligkeit bey mir entwickelt, daß mehr Papier in diesen sechs Wochen ist verschrieben worden als sonst jemals, welches viel heißen will; wobey manches Erfreuliche aus den letheïschen Untiefen herausgefischt wurde, wovon Dir Dein gebührendes Theil nicht vorenthalten werden soll.

Vier Gedichte zum Divan, und zwar zum Buch des Paradieses, haben mich selbst überrascht, deshalb ich nicht zu sagen wüßte wie sie gerathen sind.

Nun will ich also in umgekehrter Ordnung auf Deine Briefe einiges erwiedern. Eigentlich bin ich so früh ins Bad gegangen, um die Monate Juny, July auch den halben August in diesen Gegenden zuzubringen. Dein Besuch sollte mir höchst erfreulich seyn, nur bitte um Meldung und Verabredung, weil ich die ganze Zeit über von mancherley Aeußerlichkeiten abhänge. Deine Gegenwart wird mir die erfreulichste Ermunterung werden. Soll ich aber nun nach Berlin denken,[1] so macht mir's eine traurige Empfindung, daß ich des Guten was mir dort zu Theil werden sollte, mich nicht erfreuen darf.

Ich habe auf der letzten Reise zwar mancherley gewagt und unternommen und es ist mir alles geglückt, aber genau besehen bloß deswegen, weil nicht allein jeder Tag und Stunde, sondern auch jeder Augenblick von mir abhing; ich konnte bis ans Ende meiner Kräfte gehen und

[1] Zelter hatte geschrieben: „Hier ist anjetzt von weiter nichts die Rede als wie es zu machen, Dich nach Berlin zu zaubern; denn locken, ziehen, rufen und dergleichen will uns nicht zukommen. Daß alle Welt bey der Hand ist Dir das Bett zu legen, den Schirm zu halten, den Tisch zu decken usw. hättest Du zu hoffen, und da Du Dich nun einmal als Faust gezeigt hast, so bist Du nicht sicher vom Mephistopheles hergeholt zu werden."

zuletzt, ohne Rücksicht, rechts, links wenden oder auch umkehren. Wie ist dies in einem so großen complicirten Zustande denkbar? Wenn Du kömmst, wollen wir das Weitere behandeln.

Was soll ich aber nun zu Eurer Faustischen Darstellung[1] sagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, versetzt mich ganz klar in die wunderlichste Region. Die Poesie ist doch wirklich eine Klapperschlange, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt. Wenn Ihr freylich, wie bisher zusammenhaltet, so muß es das seltsamste Werk seyn, werden und bleiben, was die Welt gesehen hat ...

Zur Ausfüllung des Platzes erzähle folgendes: Vor

[1] Zelter hatte berichtet: „Gestern als den 24. dieses (Mai), am Geburtstage der Fürstin Radzivil, ist endlich unser Faust glatt und rund von Stapel gelaufen. Der König war so zufrieden mit uns daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe, und hinterher wohl sagen mag daß ich selber zufrieden war. Was ich nächstdem nun auch noch für Dich zu bemerken finde, besteht in der Anerkennung des Ganzen. Die Sensation unserer ersten Versuche, seit zehn Jahren hatte bis heut einen Bittergeschmack, der in Einzelheiten und Worten seinen Grund hatte. Einige konnten darüber nicht wegkommen, bissen die Lippen und konnten nicht begreifen wie man öffentlich nennen könne was sie sich genug schuldig wissen. Daher mußten Worte mit andern vertauscht und vertuscht werden. Nun fangen sie schon an, die rechten Worte zu vermissen und eine Dame ließ sich gestern vernehmen: da man soviel sage; so sey nicht zu begreifen, wie man nicht alles sage was geschrieben steht ... Wenn Radzivils Composition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große zugestehn müssen: dies bisher im dichsten Schatten verborgen gewesene Gedicht ans Licht zu bringen, was jeder indem er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. Ich wüßte wenigstens keinen andern der Herz und Unschuld genug gehabt hätte solchen Leuten solche Gerichte vorzusetzen, wodurch sie nun erst Deutsch lernen. Denkst Du Dir nun den Kreis dazu in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art wie man sie findet, und endlich einen Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern vom Rang, worunter ein Consistorialrath, ein Prediger, eine Consistorialraths-Tochter, Staats- und Justizräthen besteht und dies alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, der den Maschinenmeister, den Dirigenten den Souffleur macht; in der Residenz, in einem königlichen Schlosse; so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben.

etwa einem Jahr erzähl' ich meiner Schwiegertochter, da wir gerade allein sitzen, ein Geschichtchen dergleichen Du manche kennst und wie ich noch verschiedene im Sinne habe. Sie verlangt es zu lesen, ich muß ihr aber sagen daß es nur in meiner Einbildungskraft waltet. Die Zeit her hab' ich kaum daran gedacht. Jetzt komm' ich nach Schleitz, etwas früh, und habe lange Weile, ziehe grad' ein Buch Schreibpapier und einen leicht schreibenden Wiener Schwarzkreide-Stift aus meinem Portefeuille, fange an die Geschichte[1] zu schreiben. Jetzt da ich sie abdictire, wo ich wenig zu verändern weiß, find ich sie so ziemlich in der Hälfte. Das Weitere wird sich wohl geben.

G.

1544.

An K. E. Schubarth.

Ihre liebe Sendung vom 10. Mai begrüßte mich bei meiner Rückkehr aus Karlsbad, zu Anfang Juni; da ich nun seit dieser Zeit her mich wieder eingerichtet, die Lücke meiner Abwesenheit hergestellt, Oeffentliches und Eigenes zu beleben gesucht, so habe ich seit mehreren Abenden und Nächten mich Ihrem freundlichgesinnten Werk überlassen; da geht es mir denn wunderlich genug, denn als wenn ich durch einen Doppelspath hindurchsähe, werde ich zwei Bilder meiner Persönlichkeit gewahr, die ich kaum zu unterscheiden weiß, welches das ursprüngliche und welches das abgeleitete sei. Für jenes mögen meine Werke, für dieses Ihre Auslegung gelten.

Ich danke Ihnen gegenwärtig nur mit wenigen

[1] Wohl die Novelle „Der Verräter sein selbst", in die „Wanderjahre" aufgenommen. Laut Tagebuch am 30. Mai aufgeschrieben.

Worten. Manchmal war ich aufgeregt, bei einzelnen Stellen meinen motivirten Beifall aufzuschreiben, allein das führt zu weit und mancher Brief ist bei mir liegen geblieben, weil ich zu weit ausgeholt hatte. Nehmen Sie also meine Beistimmung im Ganzen freundlich auf, denn nicht allein coincidirt das Meiste mit meiner eigensten Vorstellung, sondern auch da, wo Sie an mir auszusetzen haben, wo Sie mir widersprechen, würde sich mit wenigen Worten eine Gleichförmigkeit herstellen.

Wie viel Dank ich Ihrer Bemühung schuldig bin, werden Sie selbst immer mehr ermessen, je mehr Ihnen, bei Ihrer Neigung zu mir, nach und nach im letzten Detail deutlich wird, wie ich mein Leben aufgeben mußte, um zu sein, wo ich den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen, was der Mensch so gern täglich von Hand zu Mund nehmen möchte, der Zustimmung mein ich, des Beifalls.

Lassen Sie sich nicht entgehen, daß Mitlebende, von den verschiedensten Richtungen, unter sich Todtfeinde, darin conspirirten, meine lebendige Wirkung im Augenblicke zu lähmen. Ich habe dabei nichts verloren, und meine jüngeren und kräftigen Freunde auch nichts; ich ward, in mich zurückgedrängt, immer intensiver, und so hab' ich mich bis auf den heutigen Tag gewöhnt, nur fortzuarbeiten, unbesorgt, wie und wo das wirken könne. Hieraus werden Sie leicht ermessen, daß ich Ihren zweiten Theil[1] mit Ungeduld erwarte, damit er mich noch ganz von dem Interesse des ersten warm finde: denn der Fluß Lethe, der uns hinweg spülen soll, spült uns immer mehr an; weder günstige noch ungünstige Stimmung klingt so lange nach als in früheren Zeiten.

[1] von Schubarths Schrift über Goethe.

Nachschrift.

Daß Sie dem Fürsten Hardenberg Ihre Arbeit zusenden, find' ich natürlich, ja nothwendig; ich stehe mit diesem wichtigen Manne als alter Universitäts-Geselle in einem freundlichen Verhältniß und habe einige wohlmeinende Worte zu seinem erst jetzt gefeierten Geburtsfeste gesagt. Es wäre nicht unmöglich, daß ich gelegentlich irgend etwas zu Ihren Gunsten könnte einfließen lassen, ohne daß es eine directe Empfehlung wäre. Mit dem Ministerium des Unterrichts steh' ich in näherm Verhältniß und ergreife schon diese Tage eine Gelegenheit, Ihrer mit Antheil zu gedenken.

Meine Hefte Kunst und Alterthum und zur Naturwissenschaft kommen Ihnen ja wohl in die Hand; gönnen Sie auch diesen Ihre Aufmerksamkeit, ich hoffe, Sie werden nichts darinnen finden, was Ihren früher gefaßten Ideen widerspräche. Schreiben Sie mir öfter: hora ruit!

Treulichst

Jena am 9. July 1820. Goethe.

1545.

An J. L. Büchler.[1]

Ew. Wohlgeb. muß noch ganz besonders mich verpflichtet erkennen für die Neigung die Sie mir und meinem

[1] Sekretär in Frankfurt a. M., Mitbegründer der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellen-Schriften deutscher Geschichte des Mittel-Alters“ (Monumenta Germanica). An seinem Geburtstag 1819 war Goethe zum Ehrenmitglied dieser Gesellschaft ernannt worden und stand seitdem vielfach mit ihr in Verbindung. Obenstehender Brief ist wohl die Antwort auf Büchlers Brief vom 5. Mai 1820, worin er Goethe feiert als den von früher Jugend an verehrten Führer und Heroen unserer vaterländischen schönen und klassischen Literatur, als den „wahrhaft deutschen Mann“.

Thun zuwenden wollen. Ich finde mich glücklich daß, nach einer so langen und mannigfaltigen Laufbahn, meine guten Landsleute mich durchaus noch als den Ihrigen betrachten mögen. Diesen Vorzug einigermaßen verdient zu haben darf ich mir wohl schmeicheln, da ich weder Blick noch Schritt in fremde Lande gethan, als in der Absicht das allgemein menschliche, was über den ganzen Erdboden verbreitet und vertheilt ist, unter den verschiedensten Formen kennen zu lernen und solches in meinem Vaterlande wieder zu finden, anzuerkennen, zu fördern. Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen sich zum Repräsentanten der sämmtlichen Weltbürger zu erheben. Erhalten Sie mir gleiche Gesinnungen und geben mir von Zeit zu Zeit davon die Versicherung.

Jena den 14. Juny 1820. G.

1546.*

An Boisserée.

Jena, 16. Juli 1820.

Wir sind schon in die zweite Hälfte des Julius gerückt, daß ich mich eilen muß, wenn ich Sie in Wiesbaden noch finden will. Erlauben Sie, daß ich lakonisch verfahre, denn es ist ein Heft, Kunst und Alterthum, sowie ein anderes, Morphologie, im Drucke. Nun sind die manchmal bis zum Aerger säumigen Setzer dann auf einmal wieder so exigant, daß man in unangenehmer Verwirrung lebt.

Zuerst aber möcht' ich von dem Frankfurter Monument sprechen, denn es wäre eine unartige Bescheidenheit, wenn ich mich darnach nicht erkundigen wollte. Sagen Sie mir, was hat man vor, wo und wie?

Und was die Büste betrifft, so gesteh' ich gern, daß ich an Danneckers Hieherkunft nicht mehr glaube. Dieses denke und sage ich wider Willen, weil ich mich durch ihn modellirt wieder neben Schillern denken könnte. Wer muß sich aber nicht jeden Tag bekennen, daß vergangene Zeiten, Verhältnisse, Gefühle, Thätigkeiten nicht wieder zurückzurufen sind.

Insofern es mir also ziemt ein Wort mitzusprechen, so würde ich bitten, eine rasche Umsicht zu fassen und damit ich kurz sey, thu ich folgenden doch ganz unmaßgebenden Vorschlag. Rauch in Berlin genießt eines verdienten Ruhms, ist mir nah und, obgleich ohne persönliche Bekanntschaft, an mein Haus und die Meinigen geknüpft; man würde mit ihm leicht übereinkommen, er könnte mich in den nächsten Monaten besuchen, sein Modell mit fortnehmen und bei der gränzenlosen Marmorthätigkeit, die jetzt in Berlin herrscht, würde die Büste bald fertig seyn; setzt man sich von Frankfurt aus in Bezug mit ihm, so erbiete mich ihn auf's freundlichste im Laufe dieser Monate zu empfangen. Ich würde über diese Angelegenheit wie bisher geschwiegen haben, träte nicht ein Stillstand ein, dem Sie selbst keinen Rath wissen; die Schnepfe des Lebens schwirrt vorbei, ein guter Schütze muß sie eilig fassen . . .

Treulichst

J. W. Goethe.

1547.

An Wenzel Jos. Tomaschek.[1]

Wie sehr ich Ihnen, mein Theuerster, für den Antheil an meinen Liedern danke, und für die unermüdet fortgesetzte Behandlung derselben möchte ich Ihnen mündlich ausdrücken, und zwar aus doppeltem Grunde. Denn ob ich gleich schon viel angenehme Stunden bei dem Vortrag Ihrer Lieder genossen, so bin ich doch seit vielen Jahren überzeugt, daß wol nur der Tondichter selbst und allenfalls einige von seinem Sinne völlig durchdrungene Schüler uns wahrhaft und eindringlich mittheilen, was er in einem Gedicht gefunden, wie er es aufgenommen und was er hineingelegt.

Sodann wünschte mit einfachen, treuen Worten aussprechen zu können, daß ich meinen so mannichfaltigen, unter den verschiedensten Anlässen entstandenen Liedern nur dann eine innere Uebereinstimmung und ideelle Ganzheit zuschreiben darf, als der Tonkünstler sie auch in die Einheit seines Gefühls nochmals aufnehmen und, als wären sie ein Ganzes, nach seiner Weise durchführen wollen. Hierüber ließe sich in Gegenwart gar freundlich handeln, da man in der Ferne immer nur im Allgemeinen verharren darf . . .

Mit nochmaligem gefühlten Dank schließend und mich hochachtungsvoll unterzeichnend

ergebenst

Jena, den 18. Juli 1820. J. W. Goethe.

[1] Tomaschek in Leitmeritz, ein böhmischer Komponist (1774—1850), hatte das erste Heft von Kompositionen Goethescher Lieder gesandt und Goethe um die Erlaubnis gebeten, ihm das zweite widmen zu dürfen. Am 6. August 1822 durfte er Goethe einige seiner Kompositionen, so „Erlkönig“ und die „Müllerin“ vorsingen.

1548.

An Sophie Caroline v. Hopfgarten.[1]

Wenn ich, anstatt meine Gegenvisite persönlich dankbarlichst abzutragen, mich brieflich entschuldige; so sei es meinen Zuständen verziehen, die immer einigermaßen problematisch bleiben, und eine Anfrage sei mir erlaubt, ob es vielleicht unsern theuern Fürstenkindern und ihrer werthen Umgebung gefällig wäre, Morgen, Sonnabend Abend zur beliebigen Stunde mein geringes Dach zu beehren und meine steile Treppe zu steigen? Ich werde einige Kupferstiche, die ganz erfreulich sind, nebenbei auch eine saure Milch bereit halten. Sollte sonst etwas befohlen werden, so bitte um einen Wink. Wäre es Morgen nicht gefällig, so bliebe jeder Tag künftiger Woche gnädiger Bestimmung gewidmet.

gehorsamst

Jena den 4. August 1820. Goethe.

1549.

An Joh. Bernhard Wiebner.[2]

Jena, 5. August 1820.

Schon seit E. W. freundlichen, reichlichen Sendung weiß ich bei mir die Frage nicht zu entscheiden, ob es räthlich sei, zu schweigen oder etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm sein könnte; endlich kommt mir zur guten Stunde das Gefühl, das letztere für besser zu halten. Und

[1] Oberhofmeisterin der Prinzessinnen Maria und Augusta.

[2] Wiebner (1779—1846), Professor der Physiologie und Anatomie in Gießen, hatte seine Schrift „Das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur" (Gießen 1819) übersandt.

so erwidere ich also dankbar Folgendes und gestehe mit Vergnügen, daß ich dem Gange Ihrer Forschungen, da Ihre Denkweise so viel Aehnliches mit der meinigen hat, schon länger gern gefolgt bin; denn wo man im Hauptsinne übereinstimmt, ist die Anwendung einem Jeden nach seiner eignen Art und Weise zu überlassen; auch habe ich Ihr Werk „Das Gesetz des polaren Verhaltens in der Natur", das mir zeitig zugekommen, mit Vergnügen gelesen und mich dabei verhalten, als wenn ich mit einem gleichgesinnten Manne hin und wieder spräche, aufnehmend entweder geradezu oder nähere Ueberlegung und Bedenken mir vorbehaltend, zu erfreulichem Unterricht. — Als ich nun aber S. 296 las: P. Verhalten des Lichtes im Farbenspektrum", bedauerte ich, daß ein Mann, der sich schon von so vielen Vorurtheilen losgesagt und überall auf Grund und Uranfang gedrungen hatte, sich noch nicht von der schmählichsten aller Taschenspielereien, dem Newtonischen Spektrum, habe retten können, welches nicht allein für ein abgeleitetes, sondern in dieser Abtheilung noch sogar bis zur Unkenntlichkeit verschränktes Phänomen zu erklären ist. Ich wünschte in diesem Augenblick, besonders da Sie S. 164 so theilnehmend und einsichtig über die Metamorphose der Pflanzen gesprochen, daß Ihnen auch, was ich für die Farbenlehre gethan, möchte zu Gesicht gekommen sein. Nun finde ich aber zugleich eben diese Farbenlehre angeführt und die hinzugefügten, sich anschließenden Versuche meines vortrefflichen Freundes Seebeck gewürdigt und benutzt; aber von meiner Farbenlehre selbst, was sie will und was sie, wo nicht leistet, doch andeutet, auch nicht die mindeste Notiz, worüber ich in ein Erstaunen gerieth, das der Verzweiflung nah war; denn wenn Sie, der Sie auf demselben Wege wandeln, einen solchen Merkstein vorbeigehen, als wär' er ein zu-

fällig hingewälztes Geschiebe, was soll man von Andern erwarten, die, auf gewohnten, betretenen Wegen hinwandelnd, dieses Zeichen weit zur Seite lassen? Ich hatte gleich in dem ersten Augenblicke eine Anwandlung, eben dasselbe freundlich zu schreiben, und ich hätte wohlgethan. Möge das Gegenwärtige seinen Zweck erreichen, warum ich bisher geschwiegen, treulich dolmetschen und Sie meiner Hochachtung und Theilnahme versichern, welche beide durch Ihre Sendung nur vermehrt werden konnten; denn sie sprach ja deutlich die Uebereinstimmung aus, welche Sie zu meinen Arbeiten empfanden. Mit den aufrichtigsten Wünschen und in Hoffnung fernerer Mittheilung

Goethe.

1550. *

An Ch. F. Schultz.

... Wie viel ich Ihnen für Ihr Kommen und Mittheilen, Handeln, Leiten und Lenken schuldig geworden, wissen Sie selbst, und ich deute deshalb nur dahin. Von den schätzbarsten Wirkungen ist eine solche Zusammenkunft;[1] ich wollte schon jetzt im Einzelnen angeben, was Ihre Gegenwart in und an mir gefördert, und was dadurch über die Maßen beschleunigt worden. Nehmen Sie jedoch nur im Allgemeinen einen freudigen Dank, empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen und den drei werthen thätigen Kunstgenossen. Mögen Sie unseren lieben Plastikern sagen, daß Kauffmann[2] seinen Auftrag glücklich vollendet, und die Kisten, auf's Sorgfältigste gepackt, heute abgegangen sind.

[1] Schultz war am 16. August mit Schinkel, Rauch und Tieck bei Goethe eingetroffen; Tieck und Rauch modellierten Goethes Büste, ersterer zugleich ein Profil von Knebel.

[2] Hofbildhauer Peter Kauffmann, der 1816 von Rom nach Weimar berufen, hatte Abgüsse von Tiecks und Rauchs Modellen und von Trippels Goethebüste herzustellen übernommen.

Aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszusehen, habe ich mich entschlossen, morgen hier zu bleiben, und der Feier meines Geburtstages persönlich beizuwohnen, was ich sonst so sorgfältig vermied. Ihrem Besuch gebe ich die Schuld dieser Sinnesänderung; Ihre Theilnahme und die Thätigkeit der jungen Männer hat mich in's Leben wie zurückgerissen. Das nächste Stück von Kunst und Alterthum folgt balde; sobald die entoptischen Blätter abgedruckt sind, erhalten Sie solche. Denken Sie ja darauf, wie wir jungen Leuten das alles theoretisch überliefern und practisch in die Hände geben. Sehen Sie nur den Gräuel an, wie Ihr Prof. Fischer die Farbenlehre vorträgt.

Nicht weiter, damit die Post nicht versäumt werde!

treulichst

Jena, den 27. August 1820. Goethe.

1551. *

An K. F. A. v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

freundliche, herzliche Theilnahme an dem gestrigen mir zu Freuden und Ehre so traulich gefeyerten Feste war mir höchst willkommen, ob ich Sie gleich persönlich herbey gewünscht hätte. Solche Gelegenheiten lassen die Menschen fühlen daß sie einander verwandt sind; das Entfernteste nähert sich und das Unebenste gleicht sich aus; wenn vielleicht auch nur für den Augenblick. Möge

der Eindruck, wie er empfunden worden, in der Stille fortwirken . . .

gehorsamst

Jena den 29. August 1820. J. W. v. Goethe.

1552.*

An K. F. A. v. Conta.

. . . Daß die freundliche Feyer meines Geburtstags, zu der ich etwas übereilt meine Einwilligung gab, glücklich vorüber gegangen freut mich sehr: denn ich will nur gestehen daß in der Zwischenzeit die Reue mich einigemal anfiel, weil selten etwas Gutes heraus kömmt wenn das Oeffentliche bewegt wird; so aber hat sichs dießmal recht mäßig und schicklich erwiesen, daß, hätten Sie uns Ihre werthe Gegenwart gegönnt, Sie nicht wären unzufrieden gewesen. Erhalten Sie mir zunächst und künftig Neigung und Wohlwollen und freundliche jugendliche Mitwirkung, deren man gar sehr bedarf um die Schwerfälligkeit der ältern Tage zu beleben.

Beyliegendes[1] möge, nach ernsten Geschäften, im stillen Hauskreise einige gute Stunden gewähren! Die fehlenden Bogen kommen zunächst.

Mich zum besten empfehlend

gehorsamst

Jena den 1. September 1820. J. W. v. Goethe.

[1] Die ersten Aushängebogen von „Kunst und Altertum", 2. Bd., 3. Heft.

1553.

An Boisserée.

Jena, 1. September 1820.

Mit vieler Freude empfieng ich Ihr werthes Schreiben; es begrüßt mich nach kaum verklungenem Feste, welches die Akademie freundlich an meinem Geburtstag gefeiert hat; alle Welt war heiter und einig und man vergaß hier einen Augenblick, daß wir in der Zeit allgemeiner Mißstimmung und Mißtrauens leben.

Nun erfreuen Sie mich durch die Nachricht, daß Sie nach vollendeter Kur glücklich nach Hause gelangt und ertheilen mir nähere Kenntniß eines Geschäfts,[1] das mir so wichtig und so theuer seyn muß. Meiner anerkennenden Dankbarkeit sind Sie und alle Freunde gewiß und ich entferne daher jede Bedenklichkeit einer falschen Scham, um getrost und froh mit einzuwirken. Und so kann ich Ihnen denn mit Vergnügen erwiedern, daß den 15. August Herr Rauch mit einigen Freunden bei mir in Jena eingetroffen und meine Büste gefertigt hat, auf eine Weise, daß ich sehr wohl zufrieden seyn kann, so wie alle Freunde und Gönner hiesigen Orts damit zufrieden sind. Diese aus freiem, liebevollem Sinn, ohne weitere Veranlassung unternommene Reise und Kunstbemühung kommt nun unmittelbar den Frankfurter edlen Absichten zu statten und das bedeutende Unternehmen wird dadurch sehr erleichtert. Will man sich nun von dorther mit dem Künstler in Connexion setzen, so wird er die Arbeit gern übernehmen und sehr bald fördern; ihn beseelt ein jugendlich-frischer

[1] Boisserée hatte mitgeteilt, welche Personen dem Verein für die Beschaffung der Goethe-Büste angehörten, und über die für die Basreliefs vorgeschlagenen Themen berichtet: „Einige Freunde glaubten, statt dem einen Bilderkreis aus Hermann und Dorothea sollte man lieber Vorstellungen aus mehreren Werken wählen und nun wünscht auch Thorwaldsen diese Abänderung."

Künstler-Muth; an Material und vorarbeitenden Mitkünstlern fehlt es in Berlin jetzt auch nicht. Da ich denn noch hinzufüge, daß die Behandlung der Büste wirklich grandios ist und sich daher in jeder Größe stattlich ausnehmen wird.

Mehr sag ich nicht für heute, als nur, daß ich auch für mannigfaltige Gegenstände aus mehreren Gedichten zu stimmen geneigt bin. Sich auf Hermann und Dorothea zu beschränken wäre sittlich und patriotisch; wir haben aber an plastische Zwecke zu denken, welche auf jenem Weg schwerlich erreicht werden können. Mein Vorschlag wäre, mehrere bedeutende Gegenstände auszusuchen und solche dem Bildhauer vorzulegen, damit er diejenigen auswählte, welche seiner Kunst am günstigsten sind. Die verehrte Gesellschaft behält ja dabei immer das Recht mit einzuwirken; ich sende selbst nächstens deßhalb einige Vorschläge und kann es um so eher thun, als es mir zu Muthe ist, ich thue es für einen Dritten. Ueberhaupt mich läßt ein jeder Kunstgegenstand ganz unparteiisch, nur Sinn und Absicht schwebt mir vor, mit der Frage: ob jener der rechte und ob diese erreicht werden.

Tausend Dank und Gruß. Nächstens ein Heft Kunst und Alterthum. Treulichst

J. W. v. Goethe.

In einem Briefe vom 11. September an Boisserée bemerkt Goethe hierzu weiter:

Unter den plastischen Zierden jenes Monuments gedenken Sie einer Lampe, welche als herkömmliches Zeichen eines geistigen Fleißes allerdings zu billigen ist. Nun mache ich aber die Bemerkung, daß ich weder Abends, noch in der Nacht jemals gearbeitet habe, sondern bloß des Morgens, wo ich den Rahm des Tages abschöpfte,

da denn die übrige Zeit zu Käse gerinnen mochte. Deßhalb diese Allegorie etwas weiter geführt wünschte . . .

*

Zum 71. Geburtstage Goethes hatte Marianne u. a. geschrieben: So ist denn abermals ein Jahr verstrichen, jener Tag, uns allen so werth, kehrt wieder ohne den Freund. Mit freudiger und wehmüthiger Stimmung gedenken wir seiner und jener frohen Stunden die wir vereint durchlebten; ob sie wohl jemals wieder kommen? ich zweifle, das Gleiche wiederholt sich nie im Leben; selten das Aehnliche, und so schwindet denn mit jedem Herbst eine still genährte Hoffnung, und der Frühling, nicht müde, neue Blüthen zu treiben, bringt auch immer eine neue Hoffnung mit, so lange nun der Raum eine so große Rolle zu spielen hat, und weder Nähe noch Gewohnheit den Freund an uns bindet, so lange muß Hudhud auch sein möglichstes thun, die Ferne durch heitre Botschaft zu kürzen, und so suchen wir denn auch noch den Entfernten auf alle Weise an uns zu ketten,[1] indem wir ihm das Zeichen der Freundschaft und Liebe als Repräsentant seiner vereinten Glieder übersenden, wobei es weniger auf seine persönliche Freiheit als auf einen gewissen Herzenszwang abgesehen ist. Dem Dichter, dem das Wasser sich gestaltet,[2] dem bleiben die Sterne nicht stumm; es wäre anmaßend, das Sternbild deuten zu wollen; was sie gefügig bilden; wie man aber einer Gefahr entschlüpft, um in der andern umzukommen, so habe ich nicht vermeiden können noch wollen, daß ohne die Schönheit von Berenicens Haaren[3] zu theilen, den meinigen doch ein ähnliches Loos geworden; für diese Anmaßung, die sich natürlich auf kein Verdienst gründen kann, muß mich abermals Hudhud vertreten . . .

[1] Marianne sandte als Geschenk eine Kette mit einem amuletartigen Medaillon, in dem Haare von Marianne eingefügt waren.

[2] In „Lied und Gebilde“ (im ersten Buche des Divan) lauten die Schlußzeilen: „Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser wird sich ballen.“

[3] Das Haar der ägyptischen Königin Berenice war unter die Sternbilder versetzt worden.

Goethe antwortete

1554. *

An Marianne v. Willemer.

nachdem er von dem „wohlgemeinten Feste“ erzählt, das die Universität (akademisches Gastmahl auf der Rose) ihm veranstaltet, in bezug auf Mariannes Geschenk:

Eine Bemerkung jedoch kann ich, als akademischer Bewohner, hiebey nicht unterlassen; die Frankfurter Juweliere müssen von der Theorie [1] des Doctor Hahnemann in Leipzig, eines freylich jetzt in der ganzen Welt berühmten Arztes, vernommen und sich das Beste davon zugeeignet haben. Dieser lehret nämlich: daß der Millionste Theil einer angedeuteten, kräftigen Arzeney gerade die vollkommenste Wirkung hervorbringe und jeden Menschen zur höchsten Gesundheit sogleich wieder herstelle. Nach diesem Grundsatz haben jene Goldkünstler, bey der Behandlung des Mittel-Juwels verfahren und ich glaube jetzt eifriger denn je an die Lehre des wundersamen Arztes, seitdem ich die Wirkung einer allerkleinsten Gabe so lebhaft gefühlt und immer wieder empfinde. [2] Wundersam genug ist es, wie sich eine von der Welt bisher so sehr angefochtene Lehre durch ein auffallendes Beyspiel aus einem ganz fremden Felde legitimirt und bekräftigt. Möge dem Fürsten Schwarzenberg, welcher sich einer solchen Kur wegen jetzt in Leipzig aufhält, es eben so gedeihen als mir, so wird es seinem Arzt an Ruhm und Lohn keineswegs gebrechen.

Und da nun dieses Blatt zu Ende geht, so sey ein neues angefangen, welches zu rechter Zeit in die Hände der Freunde gelangen möge, damit nicht, wie bisher, un-

[1] Homöopathie; Heilung durch kleine Dosen.

[2] Anspielung auf die kleine, dem Medaillon eingefügte Haarspende Mariannes.

erträgliche Pausen die Mittheilung unfreundlich unterbrechen. Wenn es eine Zeit zu schweigen gab, so gebe es auch eine Zeit zu reden und zu schreiben.

treulichst

Jena den 2. Septbr. 1820. Goethe.

1555. *

An K. F. v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

verleihen mir ein wahres Vergnügen durch die Nachrichten von der freundlichen Einwirkung, welche meine neusten Sendungen [1] in Ihrem werthen Kreise hervorgebracht. In der Jugend erringt man sich, durch persönliche Zudringlichkeit und leidenschaftliches Vorlesen, erfreulichen Beyfall, das Alter trennt uns nach und nach von empfänglichen Menschen, selten kehrt ein Klang und Ton, den man aussendet, lebhaft und ergötzlich zurück. Lassen Sie mich auch künftig von solchen wünschenswerthen Einwirkungen erfahren. [2]

Bedenkt man, daß die Ueberschrift: Zahme Xenien eine contradictio in adjecto im eigentlichen Sinne enthält; so läßt es sich vermuthen, daß hie und da etwas von der alten wilden Natur hervorblicken werde; es ist

[1] „Kunst und Altertum“ Bd. II, Heft 3, darin „Zahme Xenien“ und „Urworte Orphisch“.

[2] Conta hatte geschrieben: „Allgemeines Interesse erregen die Xenien, die einen Schatz von großen Lebensregeln und die interessanten Ansichten Ew. Excellenz über wichtige Gegenstände enthalten. Hier und da wollten Einige sie doch nicht für ganz zahm passiren lassen. Nicht genug vorlesen kann ich die Ballade und die orphischen Urworte; meine Frau muß ihren Freundinnen Abschriften davon machen, da ich den Heft nicht aus den Händen gebe.“

bekannt, daß man die angebornen Eigenheiten nicht leicht durch Kunst und Erziehung austreiben könne . . .

gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Jena den 11. September 1820.

1556.

An Ch. L. F. Schultz.

Lächeln Sie, theuerster Freund, über meine Leidenschaft für zwei junge Talente, einen Dichter[1] und einen Critiker;[2] Beide kann ich Ihnen diesmal zusammen empfehlen. Beiliegendes[3] erhalte von Dresden, und es freut mich, wie dieser junge Mann mir meine Träume, wie ein anderer Daniel, erklärt; dies gibt mir Gelegenheit zu bekennen, daß ich anfange, nicht sowohl urtheilend mich gegen die neusten poetischen Productionen zu verhalten, als vielmehr aufnehmend oder ablehnend, und mich also, wie Sie sehen, des eigentlichen Frauenrechts bediene. Da thut es denn gar wohl, wenn frische, sinnige Menschen, deren Vorstellung sich der unsrigen nähert, aussprechen, was wir fühlen, aber nicht näher bezeichnen und bestimmen mögen. Nach dem 25. dieses wird Schubarth bei mir sein, und mich verlangt gar sehr, was ich von diesem Zusammenkommen werde melden können. Möge es uns gelingen, das Ernste, Gute zu fördern, dessen so höchlich Noth ist. Tausend Grüße und Wünsche!

treulichst G.

Jena, den 13. September 1820.

---

[1] Ernst Aug. Hagen (1797—1880), für dessen erstes Werk, das romantische Gedicht „Olfrid und Lisena" (1820), Goethe sich interessierte.

[2] Schubarth.

[3] Schubarths Kritik in „Kunst und Alterthum" Bd. 3, Heft I, S. 86—99.

1557.*

An K. F. v. Reinhard.

Jena den 15. September 1820.

. . . Wenn gleich die gesellschaftlichen Verhältnisse in der gegenwärtigen Lage nirgends erfreulich sind, so muß ich doch bekennen, rings umher von Außen immer noch ganz wohl situirt zu seyn . . . Da vergeht nun kein Tag, daß ich nicht von Freunden mehrfach angegangen würde, und ich verwende darauf gern ein paar Stunden, die mir niemals ohne Vortheil vorübergehen. Mannigfaltigste Gestalten, an meine entschiedene Einsamkeit sich heran- und vorbeibewegend, geben mir Begriffe von der Außenwelt, wohlfeiler als ich sie auf irgend einem Wege hätte gewinnen können.

Dazu kommt noch, daß unsere fürstlichen Familienglieder, von den Großeltern bis zu den Enkeln, in einem sehr glücklichen Verhältniß leben, und mich als ein Inventarienstück des Hauses auf das Freundlichste und Zutrauenvollste gelten lassen. Mehr wüßte ich kaum zu sagen und ich hätte wie Polykrates Ursache, mir selbst ein Uebel zuzufügen, zu Versöhnung der neidisch angenommenen oberen Gewalten, wenn nicht meine liebenswürdige Schwiegertochter, die mir schon einen allerliebsten Enkel gebracht, jetzt gerade in Gefahr wäre, Leben gebend, das Leben zu verlieren.

So weit wären wir also, daß schon gesorgt ist, jede Art von übermüthigem Selbstgefühl werde sich recht hübsch die eigenen Sordinen aufsetzen. Das Alter weiß freilich diese dämpfenden Maschinen ohne weiteres gar gemächlich anzubringen und wir wären also auf alle Weise geborgen . . .

Treulichst verbunden

Goethe.

1558.

An Carl Fr. v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

letztes Schreiben[1] kommt mir abermals sehr zu gute; Sie bekämpfen meinen Unglauben: denn der ist es doch, der solche Commentare, auch dergleichen mißmuthige Reime hervorbringt. Ihrem Kreise sey daher der schönste Dank.

Eigentlich sind es auch nur Männer welche mich zu dem verzweifelten Entschluß bewogen haben, mich selbst zu commentiren. Deutsche Männer und Frauen mögen auf einer Stufe der Kultur stehen, einer sehr hohen. Die Frauen jedoch haben den Vortheil, daß sie nicht nach außen getrieben und von außen nicht gezwängt sind. Es hängt von ihnen ab, wenn sie sich mit ihrem häuslichen Kreise abgefunden haben, ganz durchaus ein eignes Selbst zu seyn. Wenn nun verstehen heißt, dasjenige, was ein anderer ausgesprochen hat, aus sich selbst entwickeln; so sind die Frauen, sobald es Innerlichkeiten gilt, immer in Vortheil.

Und so nehmen Sie es gewiß freundlich auf, wenn ich das eigentliche Bild welches jenem Gedicht zum Rahmen dient, zugleich übersende.

Eine gute Gelegenheit nicht zu versäumen eile ich

gehorsamst

J. W. v. Goethe.

[1] Conta hatte am 20. September geschrieben: „In Bezug auf den gehaltvollen Heft von Kunst und Alterthum darf ich Ew. Excellenz die Bemerkung nicht vorenthalten, daß nur Männer hier und da einer Erklärung der „Urworte" bedurften, allen Frauen aber, denen ich das schöne Gedicht vorlas, es sogleich auf das erste Mal ganz verständlich war und sie es lieber ohne die Erklärung hören wollten Tief ergriffen und begeistert waren sie, besonders beym mehrmaligen Lesenhören, und sehr gerührt von der Xenie: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear". Alle versicherten einstimmig: so lieb hätten sie Sie nicht gehabt, wie Sie ihnen durch diese Gedichte würden."

1559.

An Zelter.

Jena, den 20. September.

Nun, das sieht nun doch einmal nach etwas aus! Ich verlasse Dich, Champagner-Gesundheit anstoßend mit der unwiderstehlichen Fürstin, und jetzt erblicke ich Dich auf der salzigen Wogen-Breite,[1] im Begriff den schlechtesten Stoff hinunterzuschlucken, welchem ein Prosit zu rufen ist.

In unsrer Jugend haben wir auch solche Streiche gemacht, mit heiler Haut ohne Zweck und Noth uns in Gefahr zu stürzen; dem Kaufmann soll man nicht übel nehmen dergleichen zu unternehmen, aber auch uns nicht. Du hast durch die That bewiesen, daß noch einige Jugend in Dir steckt, und einen großen Gewinn als Mensch und Musiker erworben.

Daran laß uns nun genügen, wie Dir denn der Spiegel Deiner Reisefahrt abermals auf klarem Papier, von sauberer Hand, nächstens entgegenleuchten soll.

Mich den mittelländischsten Menschen, haben indeß die besten Wallfahrer auf meinen Höhen besucht. Die vier Berliner[2] können manches erzählen und vorweisen. Was alles aus diesen bewegten Bemühungen werden soll und kann, möchte sich schwerlich vorher sagen lassen.

Im Ganzen haben mir die vier Freunde, durch Gegenwart und Erzählung, durch Thun und Reden, die Turbulenz einer sehr großen Stadt gar lebhaft und erfreulich zur Einsiedelei gebracht. Es klingt manches nach, das sich heilsam bei mir ausbildet.

In der Zeit aber, da Du als Odysseïscher Vagabund Dich erfrechtest, auf dem schwarzen gefährlichen Rücken

[1] Zelter hatte eine Seereise (nach Rügen) unternommen.
[2] Brief 1550 (Schinkel, Rauch, Tieck, Schultz).

des Meeres zu reiten, hab' ich mich stille zu Hause gehalten, und werde Dir einige Hefte Zwieback, aber nicht von der Schiffssorte, zusenden können. Daran magst Du Dich in den schon leider hereinbrechenden langen Abenden, oder zu welcher Tages- und Nachtzeit es beliebt, so gut es gehen will, erquicken, vielleicht auch belehren. Verdrießliches wird nichts entgegenspringen.

Ich habe die Zeit her fast mit Niemand gesprochen, besonders wenn Sprechen allenfalls heißt wechselseitig reden wie man denkt. Mein ganzes Daseyn seit fünf Monaten, steht auf dem Papier. Du würdest Dich verwundern, die gränzenlosen Fascikel zu sehen, die immerfort geheftet werden; einiges was ich in öffentlichen Anstalten, außer Hause gethan habe, wird auch von Verständigen gebilligt.

Dieser meiner entschiedenen Einsamkeit und Dictirgewohnheit verdankst Du denn auch diesen Brief, welcher am Abend der Ankunft des Deinigen ausgefertigt wird. Damit aber Du Wellengeschaukelter, Meeresgeruchschnufflender, Ufersehnsüchtiger, im Stillen und Ruhigen diesen Winter, an das gefährliche Große Dich erinnernd, vergnügliche Stunden genießen könnest, so rath' ich Dir, ein Gedicht anzuschaffen: Olfried und Lisena in zehn Gesängen und über 600 Stanzen, von August Hagen, einem Jünglinge in Königsberg.

Wenn auch diese Speise Deinem derben Gaumen und guter Verdauungskraft hie und da allzuleicht scheinen möchte, so wirst Du gewiß entzückt sein, gerade Deinen Ostseeduft durch das ganze Büchlein anwehend zu spüren. Es ist eine wundersame Erscheinung, die mir viel Freude gemacht hat.

Nun aber erst, womit ich hätte anfangen sollen, wenn die frohen Melodien dieser Welt nicht so oft mit Sordinen

müßten gespielt werden. Meine Schwiegertochter hat abermals einen tüchtigen Jungen[1] zur Welt gebracht. Nur hat sie, bei ihrer zarten Natur, in der Schwangerschaft gränzenlos gelitten, und wenn ich aufrichtig seyn soll, so fürcht' ich noch immer für sie. Weiter kann ich nichts sagen, als daß ich auch hier mich im Islam zu halten suche.

Geht es in unsrem Hause gut, so wäre es liebenswürdig, wenn Du Anfang November bey uns einsprächst; denn alsdann bin ich erst wieder bey mir selbst eingekehrt. Hierher kann und mag ich Dich nicht laden; auch hab' ich noch sechs Wochen so viel zu thun, daß ich wenig freie Stunden vor mir sehe. Zufällig trafen es die Berliner Freunde, sie kamen gerade in einer Pause meiner Thätigkeit. Somit mög' es denn auch genug seyn, diese Blätter Dich begrüßen und bald wieder ein Schreiben vom festen Pflaster, oder von lockern doch nicht wogenden Sande aus, auf mich hervorlocken.

Treulichst

G.

1560. *

An Ch. L. F. Schultz.

. . . Die zweizeilige Inschrift in die Theaterfriese[2] (wenn man den Raum nicht gar leer läßt) wollt' ich so eben critisiren, als ich das Blättchen nicht vorfinde, wie es unser trefflicher Schinkel niedergeschrieben; so viel aus

[1] Wolfgang Maximilian, geb. 18. September.

[2] Das alte, von Langhans gebaute Schauspielhaus in Berlin war 1817 abgebrannt; Schinkel war mit dem Neubau des Hauses beauftragt. Goethes Vorschlag drang nicht durch. Die dann von Hirt verfaßte und angenommene Inschrift lautet **Fridericus Guilelmus III. theatrum et odeum incendio consumta maiore cultu restituit. MDCCCXXI.**

der Erinnerung: Sie ist historisch, aber nicht sinnig, und sagt, was im Grunde ein Jeder weiß, und was man in tausend Jahren noch wissen wird; dies darf also explicit nicht ausgesprochen werden, sondern nur angedeutet. Ich setze nur Steine in's Bret, um mich deutlich zu machen, ohne Controvers.

Fridericus Guilielmus III. Restaurat auget ornat 1820

Das Präsens brauch' ich nach beliebiger Poetenweise, die höchstens in's Imperfectum gehen, und das Perfectum ꝛc. den Historikern überlassen. Und ist denn nicht, wenn man die Jahrzahl 1820 setzt, das Präsens sogleich ausgesprochen? Frage also ein Nachkömmling oder Fremder: Restaurat? Ist denn dies kein neues Gebäude? So antwortet ihm der Großvater oder der Lohnbediente: „Nein! es war abgebrannt." (Das incendium an dem frisch errichteten Gebäude zu wiederholen ist mir ganz zuwider.) Auget? Es ist vergrößert. Ornat? Es ist höchlich verziert; die Jahrzahl sagt, wenn es geschah. In funfzig Jahren wissen sie, wie lang es her ist.

Verzeihen Sie, es sind dies nur Bauern, die ich im Bretspiel vorwärts bewege, welchen die Offiziere nachrucken mögen oder auch entgegen; ich lasse mir alles gefallen. Und erlauben Sie, daß ich in dieser Art fortschreibe: ich bilde mir nicht ein, Recht zu haben, aber das weiß ich, daß ich auf's Rechte losgehe.

Indem ich dieses im Stillen in Gegenwart Ihres Briefs, als wären Sie selbst gegenwärtig, verhandle, so hat meine gute Schwiegertochter einen gesunden, munteren Knaben, nach langen ausgedauerten [1] Leiden, geboren. Mein Sohn, der seit mehreren Monaten mitgelitten, war höchlich zu bedauern, da ich ihn wenigstens als ein Muster

[1] So von Goethe eigenhändig verbessert statt des ursprünglich geschriebenen „ausdauernden".

eines treuen und theilnehmenden Ehemannes verehren muß. Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände hervorbringen müßte. So fahren wir, mit den Unsrigen, auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschuhen hin und wieder, des Versinkens des einen oder des andern täglich gewärtig.

treulichst

Jena, den 25. September 1820. J. W. v. Goethe.

1561.

An Adele Schopenhauer.[1]

(30. Sept.)

Schönsten Dank, für Ihr liebes Blatt, meine gute Adele! Nun besitz ich schon drey Äußerungen über Olfried und Lisena, zwey männliche und eine frauenzimmerliche, und wie sehr erfreut mich die daraus hervorgehende allgemeine Kultur, da sie in der Hauptsache durchaus gleichlautend sind. Nur daß die Männer den Poeten für einen guten Jungen gelten lassen, Sie ihn aber, mit scheinbarer Unbarmherzigkeit, als Küchenjunge an den Heerd versetzen.

Doch läßt sich auch dieses zu seinen Gunsten auslegen, denn indem Sie, als würdige Haustochter, auch wohl einmal, am Heerd ein Geschäft treiben, so schien es Ihnen nicht unangenehm einen so zarten hübschen Burschen gelegentlich in der Nähe zu haben; der, nachdem er sich soviel mit dem Wasser beschäftigt, doch auch wohl dem Feuer etwas abgewinnen könnte.

Schönsten Dank zugleich für das liebenswürdige

[1] Johanna Schopenhauers Tochter (1797—1849), die in den vierziger Jahren „Haus-, Wald- und Feldmärchen" und einen Roman „Anna" geschrieben.

Bildchen: Viele Empfehlungen der guten Mutter und Ottilien die schönsten Grüße. August hat mich durch seinen Besuch sehr aufgerichtet, da ich meine Sorge und Verlegenheit nicht verläugnen will. Das Verlangen Mutter und Kind zu sehen, muß ich jedoch zurückhalten, die viertägige Anwesenheit Ernst Schubarths hat mich in meinen Geschäften zurückgebracht, obgleich auf eine erfreuliche Weise. Wie gern hätt' ich den Weimarischen Freunden diesen bedeutenden jungen Mann vorgestellt, auch Adelchen hoffe ich sollte ihn besser locirt haben, als jenen Helden.

treulich

Jena den 30. Septbr. 1820. Goethe.

1562. *

An Ch. L. F. Schultz.

Nachdem Ernst Schubarth fünf Tage vom 24. September bis den 28. incl. hier geblieben, ist derselbe in seine Heimat zurückgekehrt. Hierüber nun Folgendes:

Da mir seine Ankunft gemeldet war, faßt' ich den Vorsatz, ihn eine Zeitlang bei mir zu behalten, um mit ihm durchaus in's Reine zu kommen; welches so viel heißt als zu untersuchen, worin man völlig mit einander übereinstimmt, was für Differenzen ausgleichbar seien, und welche Eigenheiten einer dem andern zugestehen müsse. Allein die Art seiner Reise und die Nothwendigkeit, wegen Familienangelegenheiten bald wieder zu Hause zu sein, machten diesen Vorsatz rückgängig. Sein Bruder, der einen Feldzug mitgemacht und sich gegenwärtig der Landwirtschaft widmet, hat ihn in einem leichten eignen Fuhrwerk hergebracht, und so mußte man sie Beide bald und zu gleicher Zeit wieder entlassen.

Es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, so viel Zartheit und Festigkeit vereinigt zu sehen. Erzählt er die Geschichte seiner Bildung, so ist zu bewundern, wie er seine Lehrer alle kennt, und, von dem steifsten Pedanten bis zum Ultraliberalen, von einem jeden gelernt, das ihm Gemäße aufzunehmen gewußt. Zugleich schilderte er seine Lage in Breslau; sie ist unbequem, und würde es vielleicht gegenwärtig in jeder großen Stadt sein: aber nöthig ist ihm unter Menschen zu kommen; denn jetzt hat er kein Gespräch, wenn er nicht von dem spricht, was ihn interessirt.

Was ihm gegenwärtig am Allervortheilhaftesten wäre, wie er es auch recht gut begriff, würde eine Anstellung sein, wo er nach Zwecken, die er selbst kennt und billigt, humanen, ästhetischen, wissenschaftlichen, religiosen, pädagogischen, unter Anleitung und Befehl einsichtiger Männer wirken müßte, damit er sehe, in wiefern unsere guten Vorschläge in's Leben eingreifen, Förderung und Hindernisse finden. Dieses hielt ich für günstiger als eine Reise, wo er doch nur immer sich selbst suchen und finden würde; vielleicht trifft auch dieses gerade mit der Möglichkeit einer Versorgung zusammen. Sein Aeußeres ist zart und gefällig, er drückt sich gut aus. Daß er bei schwachem Gesicht eine Brille trägt, mußte ich ihm erst in Betrachtung seiner übrigen Vorzüge verzeihen; denn ich bin von diesen Glasaugen, hinter denen man die natürlichen aufsuchen muß, ein großer Feind.

Doch dies war bald und gern beseitigt. Verwundersam erschien die Congruenz dieses jungen Mannes mit sich selbst. Aus einem Mittelpuncte, wo er seine sämmtlichen Menschenkräfte gar einig beisammenhält, geht er aus nach allen Seiten, betrachtet, erfaßt, beurtheilt alles aus seinem Standpunct, den man nicht beschränkt nennen

darf, obgleich ein Individuum daselbst verharrt. Mehr darüber zu sagen verbietet mir der Drang des Augenblicks. Nur so viel sag' ich, es war mir seltsam genug, vierundzwanzig Jahre gegen zweiundsiebzig antreten zu sehen, ohne daß eine Differenz sich gezeigt hätte, die ich nicht selbst zu seinen Gunsten sogleich hatte auflösen mögen . . .

Meyer ist nun auch unterwegs. Im Grunde beneid' ich ihm doch das unmittelbare Anschauen von Berlin. Tausend Lebewohl! Herrn Schinkel vorläufigen herzlichen Dank!

treulichst

Jena, den 1. October 1820. G.

1563.

An Hegel.

Ew. Wohlgeboren möge beikommendes Heft zur guten Stunde treffen und besonders der entoptische Aufsatz einigermaßen genugthun. Sie haben in Nürnberg dem Hervortreten dieser schönen Entdeckung beigewohnt, Gevatterstelle übernommen und auch nachher geistreich anerkannt, was ich gethan, um die Erscheinung auf ihre ersten Elemente zurückzuführen. Beikommender Aufsatz liefert nun in möglichster Kürze, was ich von Anfang an, besonders aber in den letzten zwei Jahren bemerkt, versucht, verschiedentlich wiederholt, gedacht und geschlossen; wie ich mich theils in dem Kreise gehalten, theils denselben ausgebreitet, auch Analogien von manchen Seiten herangezogen und Alles zuletzt in eine gewisse Ordnung aufgestellt, welche mir die geläufigste war und die anschaulichste schien, wenn man die Erfahrungen selbst vor Augen legen und die Versuche der Reihe nach mittheilen wollte.

Möge das Alles einigermaßen Ihre Billigung verdienen, da es freilich schwer ist, mit Worten auszudrücken, was dem Auge sollte dargestellt werden. Fahren Sie fort, an meiner Art, die Naturgegenstände zu behandeln, kräftigen Theil zu nehmen, wie Sie bisher gethan! Es ist hier die Rede nicht von einer durchzusetzenden Meinung, sondern von einer mitzutheilenden Methode, deren sich ein Jeder als eines Werkzeugs nach seiner Art bedienen möge.

Mit Freuden hör' ich von manchen Orten her, daß Ihre Bemühung, junge Männer nachzubilden, die besten Früchte bringt; es thut freilich noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunkt eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und praktisch ein Leben zu fördern sei. Die hohlen Köpfe wird man freilich nicht hindern, sich in vagen Vorstellungen und Wortschällen zu ergehen; die guten Köpfe jedoch sind auch übel daran; denn indem sie falsche Methoden gewahren, in die man sie von Jugend auf verstrickte, ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden abstrus oder transscendiren.

Möge sich Ihr Verdienst, mein Theuerster, um Welt und Nachwelt durch die schönsten Wirkungen immerfort belohnt sehen!

Treulichst

Jena den 7. Oktober 1820. Goethe.

1564.

An K. E. Schubarth.

Ihre reichliche Sendung, mein werther Freund, hat mich sehr gefreut, und ich genieße die Frucht eines

persönlichen Zusammenseins; wie Sie sich's denken, ist mir alles vollkommen klar.

Mit Ihren Blättern bin ich dergestalt zufrieden, daß ich wünschte sie wären gedruckt, ohne irgend eine Abänderung. Haben Sie keine Copie, so schicke ich eine, denn wer weiß ob es gelänge sich zum zweiten Mal von Grund aus so entschieden auszudrücken.

Was sie von Zueignung und Vorspiel sagen, ist untadelich; rührend aber waren mir Ihre Conjecturen über den zweiten Theil des Faust und über dessen Auflösung. Daß man sich dem Idealen nähern, und zuletzt darin sich entfalten werde, haben Sie ganz richtig gefühlt; allein meine Behandlung mußte ihren eigenen Weg nehmen: und es giebt noch manch herrliche, reale und phantastische Irrthümer auf Erden, in welcher der arme Mensch sich edler, würdiger, höher als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren dürfte.

Durch diese sollte unser Freund Faust sich auch durchwürgen. In der Einsamkeit der Jugend hätt ich's aus Ahnung geleistet, am hellen Tage der Welt säh es wie ein Pasquill aus.

Auch den Ausgang haben Sie richtig gefühlt. Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen.

Sie haben mich hierüber wieder so lebhaft denken gemacht, daß ich's Ihnen zu Liebe, noch schreiben wollte. Mehr sage ich nicht, denn, eben im Begriff, meinen Jenaischen Aufenthalt abzuschließen und die Weimarischen Winterquartiere zu beziehen, bin ich auf mancherlei Weise gedrängt.

Leben Sie wohl, gedenken Sie mein, grüßen Sie

Ihren Herrn Bruder zum Schönsten und lassen bald wieder von sich hören.

Treulich teilnehmend

Jena, den 3. November 1820. Goethe.

1565. *

An Boisserée.

Weimar, 9. December.

. . . Möge ich nun auch erleben, daß sich das Schicksal Ihrer Bildersammlung endlich entscheide. Meyer kommt so eben von Berlin zurück und bringt auslangende Nachricht von den dortigen wundersamen Kunstschätzen. Auch die Solly'sche Sammlung hat ihn in Erstaunen gesetzt; er prüfte sie so viel in kurzer Zeit möglich war. Sie wissen am besten, daß Gemälde sich nicht so leicht durchschauen und beurtheilen lassen. Uebrigens ist eine Thätigkeit von Bauen, Bildhauen, Malen über alle Begriffe in Berlin. Rauch hat einen Abguß meiner Büste hieher gesendet, man kann sehr damit zufrieden seyn, besonders wenn man sie ansieht als Vorarbeit zum Marmor, wo alles das, was jetzt für allzu streng und charakteristisch gehalten werden könnte, sich durch Material und Behandlung gar wohl besänftigen wird, ohne von seiner Bedeutung zu verlieren . . .

Der Druck von Wilhelm Meisters Wanderjahren wird nun auch angefangen. Es kommt mir sehr wunderbar vor, ein zwanzigjähriges Manuscript, an das ich bisher kaum gerührt, redigirend abzuschließen. Es scheint mir als ein wiederkehrender Geist, freilich jugendlicher und liebenswürdiger als der jetzige Autor und die jetzige Zeit . . .

Treulichst.

Goethe.

1566. *

An Knebel.

Weimar den 17. December 1820.

Meine Absicht Dich einmal zu überraschen, ist durch die weichen regnenden Tage bis jetzt verhindert worden. Den kürzesten Tag werden wir denn wohl in wechselseitiger Einsamkeit abwarten müssen, wo sodann die Sonne zu Deiner Freude jeden Morgen nach der Kunitzburg weiter rücken wird.

Meyers großer und entschiedener Gewinn von der Berliner Reise unterhält mich gar höchlich die Abende; er hat es an schriftlichen Bemerkungen nicht fehlen lassen, die denn freilich jetzt erst zu redigiren und ins Reine zu schreiben sind.

Ein vor zwanzig Jahren[1] gefertigtes Schema, wo alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen sind und von dem ich Dir wohl einmal gesagt habe, ist nun sorgfältig redigirt und der Laconismus desselben durch Ausführlichkeit der Gleichnisse belebt worden. Ich habe bei dieser Gelegenheit, da ich das Werk von vornen bis hinten und von hinten bis vornen anschauend durchlaufen mußte, nur aufs Neue Respect vor den letzten Redacteurs empfunden, denen wir unsre Recension schuldig sind. Wir können dieses Werk, in seinen Elementen als das würdigste, in seiner Ausführung als das vollkommenste ansehen, was wir besitzen, und wollen also dasselbe immerfort mit Dank anerkennen.

Bei dieser Gelegenheit habe auch Wolfs Prolegomena wieder gelesen und mich daran erbaut und ergötzt. Da man das Vorurtheil aufgegeben hat der uralterthümlichen Einheit der homerischen Gesänge, so ist es eine Freude,

[1] 1798, 29. März bis 21. Mai.

durch alle kritischen Nebel hindurchzusehen, wieviel uns übrig geblieben seyn muß.

Junge Freunde ersuchen mich dringend, mein Schema drucken zu lassen und ich thue es vielleicht in einem meiner Hefte. Dem bildenden Künstler wird es vom größten Vortheil seyn, der nunmehr die nackte That, ohne poetische Pracht, vor Augen sieht und sie nach seiner Weise nun wieder geistreich verkörpern und ausstatten kann . . .

In meinem Hause befindet sich Jung und Alt ganz wohl. Treulichst G.

1567. *

An Willemer.

. . . Nun soll vor allen Dingen Ihr Büchlein[1] an die Behörden;[2] wobey jedoch bemerke, daß ich räthlich gefunden allem Einfluß auf dieselben zu entsagen. Es kam spät Abends bey mir an, und ich habe, bis in die tiefe Nacht, darin gelesen. Es stimmt vollkommen mit sich selbst überein und das wäre ja schon genug, allein es stimmt auch zu jeder religiös-vernünftigen Ansicht und ist ein Islam, zu dem wir uns früher oder später alle bekennen müssen.[3] Ja, das zahm-wilde Völkchen[4] ist auch nichts anders; Ernst oder Scherz, Unmuth oder Gelassenheit sind nur die verschiedenen Schattierungen ein- und

[1] Willemers „Lebensansichten. Ein Buch für Jünglinge“.
[2] Gemeint ist der Redaktions-Ausschuß der Jenaer Literatur-Zeitung.
[3] „Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir Alle.“
(Divan, Buch der Sprüche 40.)
[4] Goethes „Zahme Xenien“.

ebendesselben Gefühls. Man darf davon nicht viel reden, doch da Sie von gewissen Lebensepochen sprechen, wo die Freude zu versiegen scheint, so kann ich auch wohl sagen, daß seit dem 15. Sept. 1815 [1] mir von Außen viel Glück, von innen wenig Heil widerfahren ist, deswegen auch die einzelnen weisen Lehren, obgleich noch ziemlich heiter, zuletzt mit dem einlenkenden Rathe sich abschließen: sey lustig, geht es nicht, so sey vergnügt. [2]

Das letzte Vierteljahr habe fast ganz in meinem Hause, wenige Freunde sehend, in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht; schon sind wieder neue Hefte und Bändchen vorbereitet; wie Sie denn aus eigener Erfahrung wissen, daß Schriftstellern eine unheilbare Krankheit ist, deswegen man wohlthut, sich auch darein zu ergeben . . .

und so fort und für ewig

Weimar den 22. Dec. 1820. G.

Beiliegend auf rosenrotem Oktavblättchen die eigenhändigen Verse:

An Marianne. [3]

Du! Schweige künftig nicht so lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein;
Und laß bey jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite seyn.

Weimar 22. Dec. 1820. Goethe.

---

[1] Gemeint ist wohl der 19. September, der Tag der Abreise von der Gerbermühle nach Heidelberg.

[2] Die erste Abteilung der „Zahmen Xenien" schließt mit dem Spruch:
„Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei lustig; geht es nicht, so sei vergnügt."

[3] Marianne hatte ihm von der glücklichen Vorführung von Mozarts Requiem am 5. Dezember im Cäcilienverein berichtet. Goethe hatte ihr darauf einen sehr bunten Glasperlenbeutel geschickt — das „Glänzende" sollte sie „bey jedem frommen Sange", also jedesmal, wenn sie im Cäcilienverein mitwirkte, tragen.

1568. *

An David Heß. [1]

Es war Abends, Montag den 11. Dezember, als ich mit meinem Freunde Heinrich Meyer in gewöhnlichen Betrachtungen über Kunst und Leben zusammensaß, die Winternacht um ihre Länge zu betrügen, als ein Packet anlangte, das schon durch äußere sorgfältige Packung für den Inhalt vortheilhafte Meinung erregte; ebenso einladend waren die Züge der Aufschrift, die an eine Zeit erinnerten, wo man aus jenen schönen Berggegenden Anklänge, Mittheilung und Anregung erlebte. [2] Nach kurzem rathendem und ahnendem Zaudern eröffnete man das Gesendete, und hier traten wirklich die erfreulichsten Erinnerungen uns Beiden entgegen. Aus einer grauen Geistertiefe rückten die Züge eines bedeutenden, geschätzten Mannes näher und näher; Umgebungen, Ereignisse, Charaktere entwickelten sich, und eine wahrhaft schöne Uebereinstimmung des Vorgetragenen ward empfunden. Wie vollständig das gewesen sei, können Sie, trefflicher Mann, am Besten sich überzeugen, wenn ich vermelde, daß Freund Meyer, seinen heimischen Dialekt nie völlig verleugnend, auf der Stelle zu lesen anfing und sowol durch Ton als

---

[1] Schriftsteller und Züricher Ratsherr, den Goethe 1797 kennen gelernt, hatte 1820 unter dem Titel „Ein Charakterbild nach dem Leben" eine Biographie des Schweizers Salomon Landolt (1741—1818) erscheinen lassen.

[2] Goethe schreibt in den Tag- und Jahresheften 1820: „Des Schweizerhauptmanns Landolts Biographie, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerte Anschauung und Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1797 persönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Excentricitäten die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an dem Märchen, mit dem man sich von ihm trug, nicht wenig ergötzt. Hier fand ich nun jene früheren Tage wieder hervorgehoben und konnte ein solches psychisches Phänomen um so eher begreifen, als seine persönliche Gegenwart und die Umgebung, worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hilfe kam."

durch aufklärende Noten Entfernung sowie Vergangenheit völlig aufhob, und wir uns am Genfer- und Zürichsee einer bedeutenden, anmuthigen Gegenwart erfreuen konnten. Seit jener Zeit ist das Büchlein von Freunden und Freundinnen gewandert und hat überall die beste Aufnahme gefunden. Auch Ihro Königl. Hoheit der Großherzog mochte sich dabei mit Vergnügen jener angenehmen Tage erinnern; ich aber habe mich besonders zu freuen, wenn das Andenken unsers freilich etwas seltsamen Erscheinens noch in Herz und Sinn theurer helvetischer Freunde lebendig blieb . . .

Wir Beide grüßen schönstens und hoffen, fernerhin Ihrem wohlwollenden Andenken bestens empfohlen zu sein.

Ergebenst
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 11. Januar 1821.

1569. *

An K. E. Schubarth.

. . . Der Auszug [1] aller einzelnen Motive der Ilias, frisch durchgesehen, liegt bereit, um in einem der nächsten Hefte mitgetheilt zu werden. Dieses unschätzbare Werk hat mich bei so naher und innigster Betrachtung wieder auf's Neue in Erstaunen gesetzt. Wer es auch sei, der diese letzte Redaction, wie sie zu mir kommen ist, vollbracht hat, die Menschheit ist ihm sehr viel schuldig geworden. Bei dem Auszug fällt der Reichthum des Gehaltes erst recht in die Augen, die von dem Glanz der Behandlung nicht geblendet sind. Neben dem Lakonismus jedoch, dessen ich

[1] Goethes Auszug stammt aus dem Frühjahr 1798. Der Abdruck erfolgte in „Kunst und Alterthum", Bd. III.

mich befleißigte, bin ich durch den Geist zu einem wunderbaren Unternehmen getrieben worden: die Gleichnisse ausführlich einzuschalten; dies thut eine sehr erfreuliche Wirkung, weil jenes Knochen- und Gliederwerk dadurch auf einmal belebt und bekleidet scheint.

Mehr sag ich diesmal nicht, als daß ich wünsche, Sie möchten Ihre Gedanken zu mir hinrichten und sich mit mir wie bisher fleißig unterhalten.

Kann das Frühjahr Sie von Ihrer Vaterstadt loslösen und Sie in eine mehr lebendige Umgebung, in einen Kreis von Natur- und Kunstanschauungen versetzen, so wird es Ihnen gewiß sehr heilsam sein. Eine mannigfaltige Unterlage zu Ihrem Denken und Betrachten bringt gewiß die herrlichsten Früchte. Nicht allein Wünsche, sondern auch eine mögliche Einwirkung möchte ich mir gegönnt sehen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Treulichst
Weimar, den 12. Januar 1821. Goethe.

Vorstehendes war geschrieben, als ich Ihren werthen Brief erhielt. Mit Bewunderung seh' ich daraus die klare Einsicht verständiger Jünglinge in ihren keineswegs erfreulichen Lagen. [1] Möge Homer indes Ihnen über die

[1] Schubarth hatte geschrieben: „Wenn ich Zeilen von Ew. Excellenz unterzeichnet empfange, ist mir als wenn ein höherer Lichtstrahl in eine trübe Welt fiele. Mag es auch nur einen Augenblick ganz licht in mir sein, so lange ich lese; doch fühle ich mich beglückt, daß ich mir sagen kann, so ist doch einer der Sterblichen der, was er wollte, vermochte, und was er richtig fühlte, schön und vollendet dürfte und immer jetzt noch kann. Denn wir übrigen armen Sterblichen quälen uns mit unzulänglichen Kräften um das, was wir nicht erreichen werden. Wir quälen uns um so elender, je schöner und besser ist, was wir wünschen und doch nicht erlangen können. Ich fühle mich einsam, Freunde habe ich wohl, aber sie sind leider nicht in der Nähe. Nun bleiben mir als treue Gefährten nur die Bücher. Aber auch was an diesen ist, wird mir vergällt, seit es nicht mehr erlaubt ist, ein Einfaches zu wissen und sich von diesem zu durchdringen, sondern man muß wissen eine Welt, ein Allerlei, was ungewußt weit besser wäre!"

nächsten Monate hinüber helfen, wie er mir durch die letzten hindurchhalf. Diene sodann mein Auszug Ihnen zu leichterer Uebersicht und Vergegenwärtigung.

Und so füge ich weiter nichts hinzu als meine besten Grüße an Ihren guten Bruder und aufrichtige Wünsche, daß uns das Frühjahr eine heitere Sommeraussicht eröffnen möge.

Weimar, den 13. Januar 1821. G.

1570. *

An Zelter.

. . . Seit dem Besuch meiner Kinder bey Euch, dem thätigen Gegenbesuch der Künstler und Kunstfreunde, der dortigen Anwesenheit des umsichtigen Meyer, steh' ich in einem stillen wunderlichen Verhältniß zu Berlin; ich begreife nämlich kaum, wie Ihr, hastig lebend, so viel genießend, Euch gränzenlos zerstreuend, doch noch nebenher auch wieder fürs Leben sorgen könnt? Deshalb man gern verzeiht wenn Euch eine Wirkung in die Ferne nicht immer anwandeln kann.

Solche Vorstellungen und Betrachtungen sind denn wohl dem Einsiedler zu verzeihen, der diesen ganzen Winter über weder Haus noch Stube verlassen, sich körperlich und geistig wohlbefindet und keinen Tag, durch krankhafte Hindernisse genöthigt, diesmal zu verpassen brauchte.

Zu Ostern denke ein frisches Heft Kunst und Alterthum den Freunden darzubringen, so wie einen Band Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Dieses ist denn doch das höchst Reizende eines sonst bedenklichen Autor-Lebens, daß man seinen Freunden

schweigt und indessen eine große Conversation mit ihnen nach allen Weltgegenden hin bereitet.

Der Musiker ist in demselben Falle, er muß sich aber anders benehmen wie gewisse Freunde, die, weder die Reuetöne zarter Magdalenen, noch den Appell an das allgemeine Weltgenie ihren stillen Abwesenden zu Gute kommen lassen.

Dem allen ohngeachtet will ich das letzte Heft Morphologie nicht länger zurückhalten, sondern solches mit dem Wunsch übersenden, daß auch Dir darinnen etwas Erfreuliches bereitet seyn möge.

Zum Schluß melde noch, daß Fräulein Ulrike[1] sich beschwert von Dir seit langer Zeit keinen Gruß vernommen zu haben. Kinder und Enkel befinden sich übrigens wohl und grüßen.

Treulichst G.

1571. *

An Knebel.

Weimar, 18. Februar.

Mich freut es sehr und muntert mich auf, daß meine Vorarbeit zum Lukrez Deinen Beifall hat, denn wer kann sie besser empfinden und beurtheilen als Du, der Du das treffliche Wesen so innig kennst. Anregung aber bedarf es freilich zu der Ausführung des Angekündigten, und ich fürchte mich gewissermaßen selbst davor; meine Absicht ist sie diesen Sommer in fremden Landen vorzunehmen, wo der Geist freier wirkt. Vorbereiten aber will ich mich und dann würde doch das Beste seyn, wenn wir etwa vierzehn Tage zusammen conferirten und die Sache von

[1] Ulrike v. Pogwisch.

Grund aus durchsprächen. Meiner Ansicht bin ich gewiß, weiß auch was und wohin ich will, aber man muß sich erst eines großen Details versichern, wenn man ein solches Wesen durch die vier Categorien von Mensch und Dichter, Römer und Naturphilosoph durchführen will. Doch müssen wir es uns nicht schwer machen und lieber eine Skizze geben als zurücktreten.

Durch die Wendung, den angefochtensten Theil seines Werks, das leidenschaftliche Läugnen der Unsterblichkeit, in's Komische zu spielen, gewinnen wir unendlich; so wie sich recht gut wird zeigen lassen, daß alles, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte, eigentlich seinem Jahrhundert als Schuld anzurechnen ist . . .

Den Auszug aus der Ilias darf ich wohl empfehlen, ich habe mir ihn zu eignem Gebrauch vor vielen Jahren gefertigt. Sie streiten: ob die Ilias als ästhetisch Ganzes betrachtet werden könnte, und wie viele dürfen behaupten, daß sie solche im Ganzen und Einzelnen gegenwärtig haben. Durch diese factischen Grundzüge menschlicher Thaten, belebt durch die begeisterten und localisirenden Gleichnisse, wird es eher möglich. Ich les' es manchmal wieder, weder Lehrer noch Schüler dürfen künftig diese Einleitung entbehren, die in dieser Art und Vollständigkeit noch nicht da ist. Mich regts oft auf, diesen oder jenen Gesang wieder zu lesen, man faßt ihn alsdann gleich an seiner Stelle, ohne daß uns das Rückwärts und Vorwärts verdüstert würde . . .

G.

1572. *

An C. F. L. Schultz.

. . . Eine besondere Freude jedoch, die mir in diesen Tagen geworden, darf ich nicht verschweigen. Ich erhielt

einen Brief vom Professor Hegel,[1] der mir höchst wohlthätig zu Statten kam. Er bezog sich auf mein letztes naturwissenschaftliches Heft, besonders auf die entoptischen Farben. Dieser merkwürdige, geistreiche Mann hat, wie meine Chroagenesie überhaupt, so auch dieses Capitel dergestalt penetrirt, daß meine Arbeit mir nun selbst erst recht durchsichtig geworden. Höchst erwünscht war mir dies gerade in dem Augenblick, da ich meine seit zehn Jahren zusammengetragenen Papiere wieder zu sichten und gewissermaßen zu redigiren begann, in Absicht, das nächste Stück damit auszustatten. Eine solche Aufmunterung ist um so nöthiger, den Glauben zu stärken, der uns bei Recapitulation von widerwärtigen Hindernissen am Ende zu verlassen droht. Die beschränkte, eigensinnige, oft unredliche Widersetzlichkeit der Gegner möchte einen, wenigstens für Augenblicke, in Verzweiflung setzen. Nun ist es denn doch tröstlich, in der Mitwelt so bedeutende Zustimmung zu vernehmen, daß also ein Appell an die Nachwelt mit einiger Zuversicht ausgesprochen werden darf . . .

Darf ich zum Schlusse noch bitten, des Herrn Minister von Altenstein Excellenz, sämmtlichen Gönnern und Freunden, auch der liebwerthen Künstlergenossenschaft mich bestens zu empfehlen. Von Herrn Schinkel's Saal,[2] sowohl vom Gefäß als Decoration, hör' ich Landsleute

---

[1] Vom 21. Februar, wovon Goethe am 29. März einen Auszug an Reinhard schickte mit dem Bemerken: „Diese geistreich-heiteren, durchdringenden, obgleich nicht einem jeden gleich eingänglichen Worte machen Ihnen gewiß Vergnügen um meinet- und der Sache willen. Wenn man so alt geworden ist als ich und in einem so würdigen, werthen Unternehmen von den verworrenen Mitlebenden nur widerwillige Hindernisse erfahren hat, muß es höchlich freuen, durch einen so wichtigen Mann die Angelegenheit für die Zukunft sicher zu sehen, denn außerdem hat ein Appell an die Nachwelt immer etwas Tristes.

[2] Im Neuen Berliner Schauspielhaus.

und Fremde nur mit Enthuasiasmus sprechen. Möge alles zum besten gerathen und gedeihen!

treulichst

Weimar, den 10. März 1821. J. W. v. Goethe.

1573.

An Hegel.

Ew. Wohlgeboren fühle ich mich genöthigt auszudrücken, wie sehr mich Ihre Zuschrift erfreut hat.

Daß Sie mein Wollen und Leisten, wie es auch sey, so innig durchdringen und ihm einen vollkommenen, motivirten Beifall geben, ist mir zu großer Ermunterung und Förderniß. Gerade zur rechten Stunde langten Ihre Blätter an, da ich, durch die neueste Bearbeitung der entoptischen Farben aufgeregt, meine älteren chromatischen Akten wieder mustern und mich nicht erwehren kann, gar Manches durch sorgfältige Redaktion einer öffentlichen Erscheinung näher zu führen.

Ihre werthen Aeußerungen sollen mir immer vor Augen liegen und meinen Glauben stärken, wenn mich die unerfreuliche Behandlung derselben Materie, deren sich die Zeitgenossen schuldig machen, manchmal, wo nicht zum Wanken, doch zum Weichen verleiten möchte. Nehmen Sie also meinen wiederholten Dank und erlauben von Zeit zu Zeit erneute Sendung. Da Sie so freundlich mit den Urphänomenen gebaren, ja mir selbst eine Verwandtschaft mit diesen dämonischen Wesen zuerkennen, so nehme ich mir die Freiheit, zunächst ein Paar dergleichen dem Philosophen vor die Thür zu bringen, überzeugt, daß er sie so gut wie ihre Geschwister behandeln wird.

Treulichst

Weimar, 13. April 1821. Goethe.

1574. *

An Boisserée.

. . . Daß die Ausführung meines Denkmals einigermaßen gestockt hat, ist mir angenehm, denn ich kann noch eine Haupt- und Präjudicial-Frage anbringen, die nämlich: ob man nicht besser thue, das mir zugedachte Denkmal mit der Bibliothek zu verbinden, die, wie man hört, so eben gegründet wird?

Die Sache kam bei uns zur Sprache, als ein Abdruck des Auf- und Grundrisses eintraf und man über die ungeheuern Vorkosten erschrak, die eine solche Moles erfordern würde.

Zurückhalten will ich nicht, daß ich von Anfang her dasselbe Bedenken trug und mir der abgelegene, feuchte Ort keineswegs gefallen wollte; ich schwieg aber, um in die gute Absicht keine Störung zu bringen. So viel sey kürzlich gesagt, die Argumente für und wider ergeben sich bei einiger nähern Betrachtung; ich deute daher nur an, was ich jedoch auf Verlangen sehr gerne ausführlich, wie es hier besprochen worden, mitzutheilen bereit bin. Verzeihen Sie! Aber die Sache ist von großer einziger Wichtigkeit, und da ich noch erlebe, was nicht leicht jemand erlebt, so seh' ich mich an als einen Theilnehmer, der seine Stimme gar wohl zu einer solchen Angelegenheit geben darf.

Indem ich dieses Blatt abzusenden im Begriff bin, so überdenk' ich noch einmal, ob ich es thun soll, und finde, daß ich Ihnen und den edlen Freunden diese Offenheit schuldig bin, da ich voraussehe, daß, sobald die Frankfurter Freunde mit ihrem Vorschlag auftreten, das, was

ich hier melde, gewiß zur Sprache kommen wird. Wenigstens ist es gut, auf Widerspruch vorbereitet zu seyn . . .

Den Hausgenossen die schönsten Grüße.

Treulichst

G.

1575.

An Graf Brühl.

Ihr werthestes Schreiben,[1] theuerster Herr und Freund, hätte mich beinahe erschreckt; es fand mich zwischen mehreren, durchs Frühjahr aufgeschlossenen Mineralienschränken, eben in Betrachtung von Pflanzenresten der Urwelt, und von da ist denn freylich, als aus der düstersten Kohlenregion, ein weiter, kühner Schritt bis zu dem Berliner Prachtgebäude und allem was man daselbst leistet und erwartet.

Weil man sich aber in solchen bedenklich überraschenden Fällen zu Ermuthigung und Stärkung, mit wichtigen Personen der Vorzeit zu vergleichen pflegt, so dachte ich alsobald an Cincinnatus, welcher aufgerufen, ohne Zaudern vom ländlichen Herde sich wieder in das Welt- und Kriegsgetümmel hinauswagte.

Die Ehre und Freude die Sie mir erweisen läßt mich keine verneinende Antwort finden; ich habe die Sache sogleich überdacht und Sie erhalten nächstens was bei mir entstehen wollte. Da bei Ihrem Theater alles möglich ist, so werden Sie mir einige nicht allzukühne Forderungen

[1] Brühl hatte mitgeteilt, daß das neue Berliner Schauspielhaus mit einer Aufführung der „Iphigenia“ eröffnet werden würde, und Goethe um einen Prolog für die Eröffnungsvorstellung ersucht.

verzeihen. Grüßen Sie Madame Stich[1] zum allerschönsten; das Gute was ich von ihr höre und denke verlangt, daß ich etwas angebe ihrer Ausführung würdig.

Mehr sage ich diesmal nicht. Jedoch sende nächstens die Uebersicht des Ganzen und den Anfang der Ausführung. Das fortdauernde Vertrauen dankbar anerkennend, mich zu fernerer freundlicher Mitwirkung schönstens empfehlend.

Treulichst

Weimar den 30. April 1821. J. W. Goethe.

1576.

An Graf Brühl.

Ob ich gleich mit meinem Zustande, theuerster Herr und Freund, verhältnißmäßig Ursache habe zufrieden zu seyn, so könnte doch gerade ihr schöner, so wohlgemeinter Brief[2] unangenehme Gefühle in mir aufregen. Das Alter mag doch eigentlich eine lästige Sache seyn, da es uns hindert, solche so wünschenswerthe Güter zu genießen.

Ich bin diesen Winter nicht aus dem Hause und dieses Frühjahr nicht weiter als in meinen Hausgarten gekommen, wie sollte ich es wagen mich zu einer solchen Reise zu entschließen und einer großen bewegten Welt zu übergeben. Entschuldigen Sie mich also bey Sich Selbst und meinen hohen Gönnerinnen so gut als nur möglich und überzeugen Sich, daß ich an Ihrem festlichen Tage die größte Unruhe und Ungeduld empfinden werde, nicht Theil an allen den zu erwartenden Herrlichkeiten nehmen zu können. Ich fühle gewiß die größte Dankbarkeit gegen

[1] Die den Prolog sprechen sollte.

[2] Mit der Einladung, zur Eröffnungsvorstellung nach Berlin zu kommen.

die Höchsten Personen, welche schon so lange mich mit Ihrer Neigung beglücken; was wäre mir wünschenswerther als solche Verhältnisse anzuknüpfen und zu erneuern.

Auch Sie, mein Bester, wünschte in Ihrem großen herrlichen Wirkungskreise zu bewundern und mich mit Ihnen über alles zu freuen was gelungen ist und gelingen wird. Sie haben doch nach jenem großen Zufall[1] viel gelitten und geleistet, möge Ihnen jetzt das alles zu Gute kommen.

Auch Ihrer Frau Gemahlin hätte ich so gern wieder aufgewartet und was heut nicht Berlin an Menschen und Sachen für mich Wünschenswerthes, welches ich näher kenne als je, seit meine Kinder und Hofrath Meyer dort eine so gute Aufnahme und Gelegenheit gefunden, alle die vielen Schätze zu beschauen, wohin sich denn auch täglich das Gespräch lenkt. Aus allem diesen sehen Sie, wie schwer es mir werden wird, jenen festlichen Tag in meiner stillen halbländlichen Wohnung zuzubringen.

Hierbei folgt auch der Schluß des Prologs.[2] Möge er und das Ganze genügen; es machte mir viel Freude Ihnen hierinnen dienen zu können. Wie er gerathen ist, wüßte ich nicht zu sagen, ich stehe noch zu nahe daran, als daß ich das Ganze überschauen könnte.

Grüßen Sie Madame Stich zum schönsten, welche zu sehen ungern entbehre. Auch Wolfs geben Sie ein gutes Wort, denn diese sind's doch eigentlich, welche mich zur Ausführung dieses Stücks, dem Sie jetzt so große Ehre gönnen, getrieben und genöthigt haben.

Alle mitwirkenden Bau- und Bildkünstler sollen auch von mir gesegnet seyn und so nehme ich Abschied mit

[1] Brand des Theaters.
[2] „Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821", vollständig gedruckt zuerst in „Kunst und Altertum" 1823.

den treusten Wünschen und wiederholten Bitte mich allerseits zu empfehlen und meiner im Besten zu gedenken.

So eben stellt sich unseren erstaunten Augen das herrliche Bild vor, welches jedoch in diesem Augenblicke zu senden eigentlich grausam ist. Die winkenden Götter sehen mich bedeutend an, die Pferde treten so rasch auf und die Wagen rollen so unaufhaltsam dahin, daß man eiligst mit einsteigen möchte. Mögen solche Festtage zur allgemeinen Freude gereichen.

Treulichst

Weimar den 12. May 1821. J. W. Goethe.

1577. *

An K. F. v. Reinhard.

Weimar den 25. Mai.

Ihre freundliche köstliche Mittheilung vom 29. April erst jetzt dankbar erwidernd, übersende ich mit wenig Worten eilig den letzten Aushängebogen von Kunst und Alterthum; ein Wanderer[1] folgt zunächst, dem ich eine herzliche Aufnahme erbitte. Dießmal hat wirklich Jubilate wie ein Gespenst vor mir gestanden. So alt man auch wird, bleibt man immer unmäßig im Unternehmen und wie lüsterne Weiber, der Geburtsschmerzen uneingedenk, sich bald wieder zu neuem Gefahr bringendem Vergnügen hinreißen lassen, so sind wir Autoren doch auch; schon ist ein neues Heft Kunst und Alterthum unter der Presse, ingleichen ein morphologisches. Wie anders aber sollte Diogenes seine Existenz in dieser bewegten Welt bethätigen? . . .

G.

[1] Wilhelm Meisters Wanderjahre.

1578.*

An Knebel.

. . . Die Herrschaften sind nun alle nach außen und es herrscht bei uns eine große Stille. Aus meinem Gebiet kann ich mich daher um destoweniger entfernen, als die lange Gewohnheit zu Hause zu bleiben, erst abgeschüttelt seyn will. Die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an, doch will ich nun suchen, mich einigermaßen mobil zu machen und zu allererst bei Dir freundlich einzusprechen.

Grüße mir die lieben Deinigen; auch versäume nicht, wenn Du D. Gries begegnest, für „die Tochter der Luft" ihm doppelt und dreifach zu danken. Mir ist es das herrlichste von Calderons Stücken und ich halte es für eines seiner späteren. Ich bin dem Uebersetzer sehr verpflichtet, der alles so treu und rein wiedergegeben, ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne.

Des Herrn Canzlers von Müller Gefälligkeit, Gegenwärtiges mitzunehmen, nöthigt mich zu dem eiligen Schluß, welchem die besten Wünsche hinzufüge.

treulichst G.

1579.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar, am 18. Juni 1821.

Vor einigen Wochen, theuerster verehrtester Freund, erhielt ich durch Reisende von Ihrem Herrn Bruder Schreiben und Sendung. In meiner dankbaren Antwort

fühlt' ich mich gedrungen, ihm zu sagen: daß jenes frühere Verhältniß zu Ihnen beiden mir immer unter den lichtesten Lebenspunkten vorschwebt. Wenn man sich erinnert, was Ziel und Zweck eines jeden damals gewesen und nun vor sich sieht, was durch große Anstrengungen endlich errungen worden, so gibt es einen herrlichen Genuß. Betrachtet man ferner, wie eine gesteigerte Thätigkeit auch späterhin nicht nachläßt, entschiedene Pläne vollkommen auszubilden, um das zu erreichen, was man früher für wünschenswerth gehalten, so ist denn solcher gemeinsamer Lebensgang höchst erfreulich zu überschauen.

Für das übersendete Werk[1] zum besten dankbar, habe ich schon mit Riemer darüber mehrere Stunden conferirt, zu beiderseitigem Vergnügen und Belehrung. Dieser Freund ist gegenwärtig hier nach seinen Wünschen situirt; von den Schulstunden befreit, kann er seine lexicalischen Arbeiten, welche freilich ganz eigene Aufmerksamkeit und Folge verlangen, ruhig fortsetzen.

Sowie ich höre, haben Sie auch die Sprachkarte, die mir früher so wünschenswerth schien, weiter ausgearbeitet, wodurch auch mir eine große Zufriedenheit vorbereitet wird. Ich habe nie unterlassen, über Welt und Menschen fortzudenken, zu sammeln, zu arbeiten, und finde mich dadurch in dem Fall, die Resultate anderer glücklich Mitarbeitenden mir desto reiner zuzueignen.

Und so möge denn dieses nicht länger weilen, sondern Sie nach einer so langen Pause freundschaftlichst begrüßen.

G.

---

[1] Humboldts „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache".

1580.

An K. F. v. Reinhard.

Weimar, den 22. Juni.

Hier also, verehrter Freund, der zaudernde Wanderer.[1] Möge er, freundlich aufgenommen, Sie einige Zeit durchs Leben begleiten. Auch in diesem Büchlein wie in den Lehrjahren werden Sie so viel Hinweisung als Darstellung finden. Es ist mir wieder lieb geworden, da Redacktion und Abdruck mich über den einsamen Winter hinausbrachten und eine völlige Abgeschiedenheit von der Welt gar wohl ertragen ließen. Eine solche Enthaltsamkeit hatte denn auch auf mein Befinden den besten Einfluß, und ich bin bis in den Sommer herein bei leidlichem Befinden in ununterbrochener Thätigkeit geblieben. Ein neues Heft Kunst und Alterthum und ein morphologisches ist schon wieder begonnen. Zu einem Prolog zur Eröffnung des Berliner Schauspielhauses ließ ich mich auch verführen und so ist denn Sommeranfang sehr unsommerhaft herangekommen. Ich wünsche zu hören, daß Sie bei hoffentlich eintretender guter Jahreszeit wieder den Rhein besuchen, indessen ich wahrscheinlich abermals nach Böhmen wandere.

G.

1581.

An Marianne v. Willemer.

Diesmal — allerliebste Marianne — hat sich die moralische Weltordnung, ihrer göttlichen Natur gemäß, zugleich höchst gerecht und anmuthig erwiesen: Sie sollten erfahren, wie das kunstreiche Mädchen[2] hieße, welche

[1] Wanderjahre.

[2] Adele Schopenhauer.

Turban, Shawl und Zubehör so niedlich zu- und ausgeschnitten; Ihnen selbst sollte der Fingerzeig werden, der Geburtstag falle auf den 12. Juni, ob Sie vielleicht nicht, bei dessen glücklicher Wiederkehr, an demselben auch freundlichen Theil nehmen wollten? Und so ist denn Alles, durch Kreuz- und Quergang, am schönsten Ziele, des Einpackenden Irrthum offenbar durch höheren Einfluß veranlaßt.[1]

Damit Sie denn ferner dem guten Kinde noch mehr geneigt werden, sende eine andere kleine Arbeit und muntere Sie zugleich auf, wenn Olfried und Lisena[2] auf der Mühle noch nicht gekannt wären, das anmuthige Paar dorthin einzuladen, eine Unterhaltung an manchen, nächst zu hoffenden trocken und heiteren Sommerabenden.

Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Musik weiß ich zu ehren und gebe gerne zu, daß die Compositionen von Liedern und sonst, genau besehen oft nur ein qui pro quo geben; selten ist der Dichter durchdrungen und man lernt dabei nur etwa den Kunstcharakter und die Stimmung der Componisten kennen. Doch hab' ich auch da manches Schätzenswerthe gefunden, in dem man sich viel mal ab-

[1] Das für Adele Schopenhauer bestimmte Exemplar der Wanderjahre mit Goethes Widmung

Fräulein Adele Schopenhauer,
Erinnerung
Weimar, des 12. Juni 1821. Goethe.

war versehentlich an Marianne gegangen, deren Exemplar Adele Schopenhauer erhalten hatte. Marianne erhielt hierauf mit cbigem Briefe das Exemplar mit einem eingeklebten grünen Blättchen und den Zeilen:

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman,
Der selbst Romane spielt!
am 12. Juni Weimar am 12. Juli
1821.

Die Verse sind unter dem Titel „Heiteres Mißverständnis“ in die Gedichte aufgenommen.

[2] Vergl. Brief 246, 253, 259.

gespiegelt sieht, zusammengezogen, erweitert, selten ganz rein. Beethoven hat darin Wunder gethan, und es war ein glücklicher Einfall die Musik zu Egmont durch kurze Zwischenreden dergestalt zu exponiren, daß sie als Oratorium aufgeführt werden kann, wie Sie solche wahrscheinlich gehört haben.[1]

Indem ich schreibe statt zu kommen, nach Böhmen gehe statt an den Mayn, ist mir wunderlich zu Muthe, und ich darf eine mitempfindende Freundin hoffen.

Herzlichst

Weimar, den 12. Juli 1821. G.

1582.

An Prof. Heinrich Voß[2] in Heidelberg.

Weimar am 22. Julius 1821.

Ihre liebevolle Sendung mein Theuerster, kommt noch gerade zur rechten Zeit und Stunde, um mich auf meiner Reise nach den Böhmischen Bädern zu begleiten, wohin ich wohl keine angenehmere Gesellschaft finden könnte.

Da nun zu meinen liebsten Gefühlen die Dankbarkeit gehört, die ich gern hege, pflege und mich an ihr ergötze; so kommt mir oft genug vor die Seele, was wir Ihrem Herrn Vater und Ihnen schuldig sind. Je

[1] Marianne hatte geschrieben: — „Wenn ich recht aufrichtig seyn soll, so möchte ich wohl, Beethoven schriebe Melodien zu jenen (Goethes) herrlichen Liedern, er würde sie ganz verstehen, sonst niemand; ich habe dies lebhaft empfunden als ich diesen Winter die Musik zu Egmont hörte, die ist himmlisch — er hat Sie ganz verstanden, ja man darf fast sagen, derselbe Geist, der Ihre Worte beseelt belebt seine Töne."

[2] Geboren 29. Oktober 1779, gestorben 20. Oktober 1822, Sohn des Dichters und Homerübersetzers. Beachtenswert sind seine Briefe über Schiller und Goethe in persönlichem Verkehr; letzte Ausgabe von H. G. Gräf („Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, dem jüngeren". Leipzig, Reclam.)

mehr man durchdrungen ist von dem Werth der Bildung, die wir den alten Schriftstellern verdanken; desto mehr lernt man nach und nach einsehen daß ein ganzes Leben dazu gehört sie recht zu verstehen und also gründlich zu benutzen. Vergebens daß man sich einbildet, nebenbey zu so wichtiger Einsicht gelangen zu können. Wie hoch haben wir den Uebersetzer als Vermittler zu verehren, der uns jene Schätze herüber in unsere täglichen Umgebungen bringt, wo wir vor ihnen nicht als fremden seltsamen Ausgeburten erstaunen sondern sie als Hausmannskost benutzen und genießen.

Niemand kann dieses mehr anerkennen als ich, der ich bey vielbeschäftigter Zerstreuung zum Kern eilen muß und deswegen mich herzlich freue, wenn er mir so rein und appetitlich vorgesetzt wird. Es ist kein alter und neuer Autor den Sie in Ihrem Familienkreise bearbeitet haben, von dem ich das nicht zu sagen hätte und indem ich die bisherigen Gaben zu schätzen weiß freue ich mich höchlich auf den versprochenen Shakespeare.

Daß die beyden wackern Männer, Knebel und Gries sich Ihrer Freundschaft und Beyfalls erfreuen macht mich höchst glücklich. Es giebt der Unwollenden, Mißwollenden Menschen so viel, die ihr etwaiges Vermögen so gern zu Schaden und Verdruß anderer bethätigen wodurch sie denn wenigstens einem fleißigen talentvollen Mann wenigstens den Tag verkümmern und aus Tag nach Tag besteht denn doch das Leben.

Möge ich Ihrer theuren Familie unschätzbare Theilnahme auch ferner hin wie immer genießen.

1583.*

An Boisserée.

Weimar, 23. Juli 1821.

Eben im Begriff, meine Reise nach Böhmen und zwar nach Marienbad anzutreten, begrüße ich Sie noch mit wenigen Worten. Nun haben auch Meyer und Riemer Ihren Aufsatz[1] gelesen und geben demselben höchlichen Beifall; wir werden suchen, einen gedrängten Auszug Ihrer Darstellung zu geben und unsere Theilnahme an Ihrer großen und wichtigen Arbeit mit Vergnügen aussprechen. Senden Sie mir zu diesem Zweck Einleitung, Erklärung der Tafeln, Citate, sobald es beisammen ist.

Den besten Dank für die freundliche Aufnahme meines Wanderers. Freilich werden Sie manches darin gefunden haben, was auf einen frühern gemeinsamen Lebenswandel hindeutet, und wenn dieses Werkchen auch nicht aus Einem Stücke ist, so finden Sie doch solches gewiß in Einem Sinne. Ihre Bemerkung, daß der Maler am wenigsten bedacht ist, soll auch gerühmt seyn; im folgenden Bande werden wir ihn, obgleich nicht in so großer Gesellschaft, wieder finden.

Wegen der Frankfurter Angelegenheit wüßt' ich nur zu wiederholen: daß ich mich hochgeehrt und beglückt finde, wenn man Ihren ersten, reinen, unschuldigen Gedanken in den Bezirk des Bibliotheks-Gebäudes versetzen wollte; vielleicht glückt es Ihnen, die theuern Freunde dahin zu bewegen; leichter müßt' es immer werden, als das Haus von Nazareth in die Gegend von Ankona zu bringen. Entschließt man sich dazu, so läßt sich hoffen, daß die Weimarischen Gönner und Freunde fröhlichen Theil daran nehmen werden.

[1] Ueber den Cölner Dom.

Gegenwärtig ist Hof und Stadt einsam, man versammelt sich erst Ende August wieder.

Und so leben Sie denn schönstens wohl, vielleicht schreiben Sie mir ein Wort nach Marienbad, damit man sich im Geiste nahe bleibe. Treulichst G.

1584.*

An J. S. Zauper.[1]

Auch nach persönlicher Bekanntschaft Ihre Neigung, mein Werthester, unverändert zu sehen, freut mich von Herzen; lassen Sie mich zu schneller Kommunikation auf Ihre Aphorismen aphoristisch antworten.

Was Sie Liebes und Gutes zu meinen Gunsten sagen, erkenne dankbar und bemerke, daß Sie mir durch Ihre Entwickelungen den besonderen Vortheil verschaffen, meine eigenen, vielfachen Arbeiten in einem abgespiegelten Zusammenhange zu sehen: denn ich habe sie noch niemals der Reihe nach betrachten können, daher sind sie mir in einer Folge nicht gegenwärtig.

Zuvörderst aber sollen Sie gelobt seyn, daß Sie des Dichters sittliche Tendenz und Verfahrungsweise so gut in's Licht setzen. Das Publikum lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch dieses zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als sie ge-

[1] Jos. Stan. Zauper (1784—1850), Professor und später Präfekt am Gymnasium in Pilsen, hatte 1821 seine Schrift „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik“, aus Goethes Werken entwickelt, übersandt; einige Monate später lernte er Goethe in Eger kennen und hat ihm wohl das Manuskript der Schrift „Aphorismen moralischen und ästhetischen Inhalts, meist in bezug auf Goethe“ vorgelegt, das erst 1840 im Druck erschien.

wöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, kann diese Art Bußpredigt nicht vernehmen.

„Wahlverwandtschaften." Der sehr einfache Text dieses weitläufigen Büchleins sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren ꝛc. Ich weiß nicht, ob irgend jemand sie in dieser Paraphrase wieder erkannt hat. Dem eigentlichen Sinne des Dichters gemäß war folgende Erfahrung. Eine sehr schöne, liebenswürdige, junge Frau gestand ihm: sie habe die Wahlverwandtschaft gelesen und nicht verstanden; sie habe sie nicht wieder gelesen und verstehe sie jetzt. Mehr sagte sie nicht; aber wahrscheinlich hatte sie der innere Beichtvater, bei ähnlichen überraschenden Regungen, auf jene Erfahrungen und Folgen hingewiesen und heilsame Warnungen angedeutet.

Daß Sie Ihre Ungeduld beim Wiederlesen der Wanderjahre gezügelt haben, freut mich sehr. Zusammenhang, Ziel und Zweck liegt innerhalb des Büchleins selbst; ist es nicht aus Einem Stück, so ist es doch aus Einem Sinn, und dieß war eben die Aufgabe, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend entgegen zu bringen. Der zweite Theil wird nicht mehr befriedigen als der erste, doch hoffe ich demjenigen Leser, der diesen wohl gefaßt hat, genug zu thun.

Wegen Cellini und Rameau sage gleichfalls Dank; ich habe diese beiden seltsamen Figuren herübergeführt, damit man das Fremdeste im vaterländischen Kreis gewahr werde. Liest man dergleichen Darstellungen im Original, so sehen sie ganz anders aus und nöthigen uns, um sie nur einigermaßen zu genießen und zu nützen, in ganz fremde Kreise; bei Uebersetzungen aber sind wir gefördert wie auf einer Handelsmesse, wo uns der Entfernteste seine Waare herbeibringt. In beiden Fällen habe dem Bedürfniß nachzuhelfen gesucht . . .

Und so wünsche auch nicht, daß Sie von den neuesten Theatererscheinungen nur beiläufig sprechen; es lohnt gewiß der Mühe, wenn auch das Resultat nicht ganz erfreulich seyn sollte, die letzten Intentionen Schiller's in den Fragmenten seines „Demetrius" zu erforschen; sodann aber zu untersuchen, was unmittelbar nach seinem Hintritt Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach, Houwald unternommen und geleistet. Ihnen würde ich vorzüglich dieses Studium empfehlen, und eine Ausarbeitung gerne sehen, da ich diese Produktionen wenig kenne, und insofern ich sie kenne, dagegen nicht gerecht seyn kann. Ihre ruhige, reine Ansicht wäre mir daher sehr willkommen, und die Arbeit für Sie ein bedeutender Gewinn, weil die Gleichzeitigen hier bereits in einer Filiation zu beobachten sind.

. . . Sie wollen, der Autor solle nicht persönlich rügen, wenn etwas gegen sein Werk geschieht. Bei ästhetischen Produktionen gebe ich es zu, und habe es meist so gehalten. Man verlangt von ihnen keinen augenblicklichen Nutzen, und kann ruhig zusehen, wie sie sich selbst Weg machen und wirken früh oder spät. Bei wissenschaftlichen Dingen ist es ein anderes. Die Wissenschaft erhält ihren Werth, indem sie nützt, die Menschen lehrt, wie man lange verborgene, verkannte, an's Licht gezogene, neuentdeckte Vortheile zu unübersehbarem Gebrauch anwenden könne. Das falsche Wissen dagegen hindert die Anwendung, ja verkehrt sie, dawider soll und muß man sich erklären.

Alles Gute, Schöne, Liebe mit Ihnen!

Eger, den 7. September 1821. Goethe.

1585.

An August v. Goethe.

Wenn Du dieses Blat, mein lieber Sohn erhälst, schreibst und sendest Du nicht mehr, ich folge bald nach und melde sogleich meine Ankunft. Ich war im Begriff Carlsbad auf einige Tage zu besuchen als Sonntags den 9. ein gräßlich Gewässer im Töpelthale niederging. Abends um 7 Uhr drang die Fluth auf einmal nach Carlsbad und stieg bis Mitternacht, dann fiel es bis 4. Großer Schaden war angerichtet, Läden gefüllt, Buden weggerissen, alle Holzbrücken ebenfalls. Es soll in der Puppischen Allee 9 bis 10 Fus hoch gestanden haben. Du kannst dencken, wie weh es mir that im Augenblick da ich alte Freunde und bekannte Lokalitäten wieder zu begrüßen hoffte, sie in solche Gräuel verwickelt zu dencken. Mit Augen mag ichs nicht sehen. Und so laß mich hoffen Euch alle gesund und frisch zu finden, mir sind noch immer die Folgen der Cur höchst erfreulich.

Grüße Alles und gedenke mein. Deinen Brief mit Meyers[1] habe wohl erhalten.

Treulichst

Eger d. 12. Sept. 1821. G.

1586.

An P. A. Wolff.[2]

Ihr lieber Brief, mein Werthester, hat mich bei meiner Rückkehr aus den böhmischen Bädern freundlichst

[1] Heinrich Meyer.

[2] Das Original hat keine Adresse, doch verzeichnet das Tagebuch vom 23. einen Brief „An Regisseur Wolff nach Berlin".

empfangen, und es freut mich immer, wenn ich dem Kreise, woher mir so viel angenehmes kam und kommt, irgend etwas Gefälliges erwiedern kann. Empfehlen Sie mich daher dem Durchlauchtigsten Fürstlichen Paare[1] bey Uebersendung inliegender Abschriften. Sodann haben Sie Dank, daß sie meine Todten[2] wieder erwecken wollen, denn dieses Wunder gelingt der Schauspiel Kunst mehr, als einer anderen; deshalb denn auch auf jene griesgrämigen Pädagogen keineswegs zu achten ist; der wahre Schauspieler hat einen zu großen Vorsprung, als daß ihn solche Grillenfänger sobald einholen sollten. Möchte ich Sie doch vor unserm vergrößerten Parterre, vor unsern schwebenden Logen bald auftreten sehen und mich in meinem alten Winkel Ihrer beyderseitigen Gegenwart erfreuen.

Leben Sie indessen recht wohl und gedenken meiner zu guter Stunde.

ergebenst

Jena d. 23. Sept. 1821. Goethe.

1587. *

An C. F. L. Schultz.

... Nun bin ich seit Sonnabend den 15. wieder in Jena, in derselben morschen Schindelhütte, wo wir doch wiederholt so schöner Tage genossen, bringe meine

[1] Wohl Fürst und Fürstin Radziwill.

[2] Goethes Jugendarbeiten; „Stella" hatte Wolff bereits aufgeführt, worüber Zelter am 3. September berichtete: „So eben ist Deine Stella mit dem tragischen Schlusse über die Scene gegangen. Mad. Stich hat sich zum ersten Male als eine von Innen heraus Liebende bewiesen. Mad. Wolff hat mit gewohnter Sicherheit die Cäcilie gespielt, wie sich's gehört; nichts zuviel und eben genug, und vollkommen gut gesprochen.

Dem Stück schien freylich in der vorigen Gestalt etwas abzugehn, wiewohl ich das Ganze immer als episodisch gefühlt habe, und dieser Charakter ist ihm selbst nach der poetischen Gerechtigkeit gegen die Schuldigen noch geblieben."

Geschäfte, die Sie kennen, vor Winters in Ordnung, und leide, nach wie vor, an dem cimmerischen Nebelregenwetter, welches mir die Berge gegen meinen Fenstern über verhüllt und verdüstert.

Diesen Aeußerlichkeiten aber zum Trutz werden aufgehäufte Papiere geordnet und redigirt, ferner zwei neue Hefte meiner Zeitschriften in den Druck gegeben, und so wollen wir abwarten, ob nun noch trockne, wenn auch nicht heitere Tage uns vor Winters zu Hülfe kommen.

Schubarth war in Berlin, und ist wahrscheinlich wieder da; es wird Sie, wie mich freuen, dieses affirmirende Individuum kennen zu lernen. Sein Büchlein über Homer,[1] wovon er mir die Aushängebogen schickte, setzt mich in Erstaunen, man mag es nehmen, wie man will! aber es ist eine Ilias post Homerum, im allerbesten Sinne; der alte Herr, oder die alten Herrn, wem wir auch das Gedicht verdanken, würden selbst Freude daran haben.[2]

So liegt denn auch nun zuletzt ein Reimgedicht [3] bei, welches jenen guten Kunstjüngern mitgiftete. Sie werden alles herauslesen, was ich hineingesonnen habe; was will man zu solchen Dingen sagen? Wären es eigentliche Künstler, so hätten sie die Dinge um- und umgekehrt; nun aber bleiben sie alle mit mäßiger Technik hinter dem Gedanken zurück, ja selbst hinter den klaren Intentionen.

---

[1] „Ideen über Homer und sein Zeitalter"; in den Tag- und Jahresheften sagt Goethe von Schubarths Buch „seine geistreiche Behandlung, besonders die hieraus gehobene Begünstigung der Trojaner, erregten ein neues Interesse, und man fühlte sich dieser Art die Sache anzusehen geneigt."

[2] Vergl. Goethes Epigramm „Homer wider Homer".

[3] „Einsamste Wildnis" („Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken"), das erste Gedicht der Reihe „Zu meinen Handzeichnungen". Diese Gedichte standen zuerst auf dem Umschlag des 1821 in Weimar erschienenen Heftes: Radierte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe. Herausgegeben von Schwerdtgeburth. Die Kunstjünger waren C. Holdermann und C. Lieber, die sich Schwerdtgeburth angeschlossen hatten.

Das muß man denn gehen lassen, wie so manche andere Ueberlieferung: es ist immer etwas, was es auch sei.

treulichst G.

Jena, den 24. September 1821.

1588. *

An Zelter.

Jena, den 14. October 1821.

Der empfohlene Rellstab[1] hält sich noch in Weimar auf, um sich zum Heidelberger akademischen Leben vorzubereiten. Meine Kinder haben ihn freundlich aufgenommen und die Weibchen ihn bey dilettantischen Exhibitionen freundlich und nützlich gefunden. Gestern erst brachten sie die mir bestimmten Exemplare, an welchen freylich Herr Nägeli keine typographische Kunst und der Portraitiste wenig Sinn für Gestalt und Charakter bewiesen hat.

Daß ich von Deinen guten Absichten auch etwas durch's Ohr vernehme, dazu macht Eberwein Anstalt. Wenn ich aber im Chorgesang: Dichten ist ein Uebermuth[2] den Autor gegen Deine Emendationen wieder herstelle, ohne dem musikalischen Rhythmus Eintrag zu thun, wirst Du's wohl verzeihen. Dem Dichter ist wunderlich zu Muthe, wenn er erfährt daß man ihm mitspielt wie dem alten Herrn vor drittehalb Tausend Jahren.

Das gute Wort das Du über den Prolog sagst erfreut mich sehr; es trifft mit allem zusammen was ich gehört habe und noch höre. Gar sehr dient es zu meiner

---

[1] Ludwig Rellstab (1799—1860), von 1826 an Musik- und Theaterkritiker der „Voss. Ztg.". Seinen Aufenthalt bei Goethe hat er in seinem Buche „Aus meinem Leben" geschildert.

[2] Aus dem „Divan"; Zelter hatte die Verse „für die Liedertafel" eingerichtet.

Beruhigung, daß ich, in der stillsten Klause, so weit vom lebendigsten Leben entfernt, das zu produciren wußte, was dort, in einem höchst bedeutenden Momente schicklich und erfreulich war. Ich hoffe man wird nach und nach das Gelegenheits-Gedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden es gäbe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nirgeln und nisseln. Unter den zahmen Xenien wirst Du künftig finden:

> Willst Du Dich als Dichter beweisen,
> Mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;
> Hier ist Rhodus! Tanze Du Wicht
> Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

Dieses erlasse gegenwärtig, mein Theuerster, am 14. October in Jena, an demselben Puncte wo vor soviel Jahren alles zusammen nur ein Untergang war; heute dagegen, als am Sonntage, ist es hier außen so stille, daß wenn nicht zu einer Staatstaufe die Gevattern und andere Zeugen zusammengefahren würden, man die Räume für ausgestorben halten sollte. Indessen grünen die alten Linden noch ganz herrlich, welche jenem Schlachtgetümmel und Bränden ruhig zusahen, und ich schleiche noch manchmal aus meiner unscheinbarsten Hütte in den botanischen Garten, wo ich freylich Deine schöne Schülerin vermisse; Du kannst sie immer wieder einmal von mir grüßen . . .

G.

1589.

An J. G. Neuburg.[1]

Jena, den 15. October 1821.

Sie diesmal zu begrüßen, veranlaßt mich eine besondere Naturerscheinung, von der uns die Zeitungen Nachricht ertheilen. Es soll nämlich im Odenwalde eine Frau befindlich sein, an deren Stirne sich wiederholt hornartige Auswüchse zeigen. Dieses haben sogar bei uns eingetroffene Personen, die solche in Frankfurt wollen gesehen haben, versichert, nach deren Zeugniß denn dergleichen Auswuchs dem Gehörn eines Rehbocks ähneln soll. Auch sagen sie, ein solches Horn falle in gewisser Zeit ab, und ein neues entstehe wieder. Diese sonderbare Nachricht hat unsere Naturforscher, und an deren Spitze unsern gnädigsten Herrn, den Großherzog, aufmerksam gemacht, welcher mir deshalb aufgetragen, nähere Erkundigung einzuziehen. Nun wüßte ich mich nicht besser als an Sie und die werthe naturforschende Gesellschaft in Frankfurt zu wenden, mit der Bitte, uns eine nähere, der Wissenschaft gemäßere Notiz von diesem Phänomen ertheilen, auch zugleich mir Nachricht geben zu wollen: ob man, wenn ein solches Gewächs von der Haut sich ablöste, dasselbe gegen einen geziemenden Preis durch Ihre Vermittlung vielleicht erhalten könnte. Die Bedeutsamkeit des Falles, der eigene wißbegierige Antrieb und die höhere Veranlassung, vor allem aber Ihre erprobte Geneigtheit, werden diesen Wunsch, und die Bemühungen, die er verursacht, gefällig entschuldigen.

[1] Arzt in Frankfurt a. M.

1590.

An Zelter.

Jena, den 19. October 1821.

Hier kommen also die Wanderjahre angezogen. Ich hoffe, sie sollen bey näherer Betrachtung gewinnen; denn ich kann mich rühmen, daß keine Zeile drinnen steht, die nicht gefühlt oder gedacht wäre. Der ächte Leser wird das alles schon wieder herausfühlen und denken.

Bey der grenzenlos reichen Bewegung des Elements, worin Du schwebst, könntest Du immer von Zeit zu Zeit ein Blatt vor die Hand nehmen und mir, wie in einem Becher, einen Trunk Berliner Lebenslust darreichen.

Von Professor Hegel, der meiner Farbenlehre günstig, mir darüber geistreiche Worte meldet, habe ich so eben einen Schüler, Dr. v. Henning,[1] gesprochen, welcher gleichfalls für diese Lehre entzündet, manches Gute wirken wird; es wäre wunderlich genug, wenn ich auch noch in dieser Provinz triumphirte.

Karl August Schubarth, der über meine Arbeiten geschrieben, ist gegenwärtig in Berlin; meldet er sich, so begegne ihm freundlich. Es kommt ein Büchlein von ihm heraus: Ideen über Homer und sein Zeitalter; begegnet es Dir, so greife danach. Es ist vermittelnd, einend, versöhnend, und heilt die Wunden, die uns von dem Raubgethier[2] geschlagen worden.

Noch bin ich in Jena, wo ich abermals ein paar Hefte drucken lasse. Ich habe so vielerlei vorräthig, daß ich mehrere Monate brauche, wenn ich nur alles redigiren will, und das thut man denn nicht eher, als bis der Setzer mahnt.

Apoll und den Musen bestens empfohlen.

G.

---

[1] L. D. v. Henning (1791—1866). Er war nach Weimar gekommen, um mit Goethe näheres zu verabreden über die öffentlichen Vorlesungen, die er über die Farbenlehre halten wollte. Er begann sie an der Berliner Universität im Sommer 1822. Henning ist bekannt geworden als Herausgeber der „Berliner Jahrbücher", des Hauptorgans der Alt-Hegelianer, von Hegels „Logik" und der Gesamtausgabe von Hegels Werken.

[2] F. W. Wolf.

1591.

An K. E. Schubarth.

... Zuvörderst will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Theil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend, und doch zugleich mit uns selbst, mit andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben, die Nothwendigkeit empfinden.

Ihr Homer wird immer erfreulicher, je länger man dabei verweilt. Da es eine Zeit ist zu spalten und eine andere wieder zu vereinen, eigentlich aber doch nur die Menschen die Zeit machen, so sehe ich in den jungen Männern, die das letztere bewirken, ganz eigentlich gute Dämonen, welche das Versöhnen und Einen als nothwendigen Naturtrieb empfinden.

Melden Sie sich bei Zelter; er wird Ihnen, hoff ich, freundlich begegnen; dieser außerordentliche Mann wird Sie als Künstler und Mensch in Verwunderung setzen.

Vorstehendes war gleich nach dem Empfang Ihres Briefes geschrieben; Heinrich Nicolovius sollte das Blatt mitnehmen, er ist aber noch hier, und so send' ich es ab.

Daß Sie von Herrn St. R. Schultz wohl empfangen sein würden, davon war ich überzeugt; es freut mich,

daß Sie auch mit Herrn G. R. Wolf zusammengekommen, auch er wird auf seine Weise Ihnen in hohem Grade nützlich sein. Gewöhnen Sie sich an, widersprochen, gescholten zu werden, verlangen Sie weder Zustimmung noch Theilnahme, am wenigsten Beifall, und so wird Ihnen der Umgang mit diesem außerordentlichen Manne sehr heilsam sein; denn indem er alles zu versagen scheint, gewährt er Alles. Grüßen Sie ihn zum allerschönsten von mir und zum allerbesten.[1]

Meinen Jenaischen Aufenthalt habe nunmehr verlassen und bin in die Weimarischen Winterquartiere gezogen, wo ich hoffe fleißig zu sein und auch für Sie etwas Erfreuliches zu leisten.

Herr Zelter ist jetzt hier und geneigt, wenn Sie ihn aufsuchen, Ihnen freundlich zu begegnen.

Glück auf der neuen Lebensbahn.

Weimar, den 7. November 1821. G.

1592. *

An C. F. L. Schultz.

Die vierzehntägige Gegenwart Zelter's, seiner Tochter und eines merkwürdigen jungen Clavierspielers[2] hat mich

---

[1] Diese Worte beziehen sich auf eine Aeußerung Schubarths, in einem undatierten Briefe, welcher lautet: „Den alten F. A. Wolf sah ich einmal in großer Gesellschaft beim Geh. Staatsrath Schultz. Er benahm sich, so viel ich bemerkte, sehr zahm; aber doch folgte ich dem Sprüchlein, dem Wolf solle man aus dem Wege gehen, auch wenn er keine Zähne mehr hat. Ich habe ihn nicht gesprochen. Ist es nicht genug, daß wir uns selbst verwirren? Sollen wir uns von Anderen noch mehr verwirren lassen?"

[2] Felix Mendelssohn-Bartholdy. Zelter hatte am 26. Oktober seine Ankunft in folgenden Worten angekündigt: „Morgen früh reise ich mit meiner Doris und einem zwölfjährigen muntern Knaben, meinem Schüler, dem Sohn des Herrn Mendelssohn, ab nach Wittenberg um dem dortigen Feste beyzuwohnen. Von Wittenberg aus sollst Du erfahren, ob ich diese drey Mann hoch nach Weimar komme. Da Dein Haus voll genug ist, so trete ich in meinem guten Elephanten

abermals mitten nach Berlin versetzt, daß ich kaum mehr unterscheiden kann, ob ich das alles gesehen, oder ob ich es nur gehört habe; zwar kommen freilich die schönen Zeichnungen und Umrisse sehr zu Statten, mit welchen der treffliche Schinkel mich fleißig versieht, und mich von Zeit zu Zeit auch der neusten architectonischen Wunder theilhaft werden läßt . . .

Auch lege einige Blätter bei,[1] die auf ein Wechselverhältniß mit England hindeuten, welches sich neuerlich abermals bethätigt hat; bis Nationen sich einander anerkennen, dazu bedarf es immer Zeit, und wenn es geschieht, geschieht es durch beiderseitige Talente, die einander eher als der große Haufe gewahr werden. Gedichte dieser Art, die wohl zu den didactischen gerechnet werden können, habe mehr geschrieben, als ich selbst wußte; ein Freund veranlaßt mich, alles zu sammeln, was sich gleicherweise auf Naturwissenschaft bezieht, und es findet sich schon manches, was einander freundlich antwortet. Wäre das Leben, selbst das einfachste, nicht so verclausulirt, so könnte man mehr thun und sich des Gethanen freuen. Ordnung und Sonderung lass' ich mir denn freilich jetzt vor allem empfohlen sein, eigentlich kommt man aber doch nicht recht zur Besinnung . . .

---

ab, wo ich's noch immer recht gut gehabt habe, wenn ich nur Dich wieder sehe; mich dürstet nach Deiner Nähe. Meiner Doris und meinem besten Schüler will ich gern Dein Angesicht zeigen, ehe ich von der Welt gehe, worin ich's freylich so lange als möglich aushalten will. Der Letztere ist ein guter hübscher Knabe, munter und gehorsam. Er ist zwar ein Judensohn, aber kein Jude. Der Vater hat mit bedeutender Aufopferung seine Söhne etwas lernen lassen und erzieht sie wie sich's gehört; es wäre wirklich einmal eppes Rores wenn aus einem Judensohne ein Künstler würde." Mendelssohn war mit Zelter vom 4. bis 20. November bei Goethe.

[1] „Howards Ehrengedächtnis", gedichtet am 13. Dezember 1817; das Gedicht wurde erst im August 1820 im 3. Hefte „Zur Naturwissenschaft" gedruckt. Der in London lebende Joh. Chr. Hütten übersetzte die Verse für Howard ins Englische und Goethe versah das Gedicht mit neuen Strophen. Im 4. Hefte „Zur Naturwissenschaft" wurde das Gedicht deutsch und englisch gedruckt. Die „Howardische Wolkenlehre" erwähnt Goethe zuerst in den Tag- und Jahresheften 1815.

Da wir einmal so weit gelangt, will auch noch des wackeren Schubarth's gedenken, der Ihnen gewiß täglich lieber geworden. Auch dies gehört zu den Wunderlichkeiten meiner alten Tage, daß junge Leute aufstehen, die den immerfort einenden und versöhnenden Dichter gegen den zersplitternden unversöhnlichen Critiker[1] in Schutz nehmen. Was ich mit dem Auszug aus der Ilias gewollt, wird sich in Kurzem aufklären, wenn sich die Nothwendigkeit offenbaren wird, dieses Werk aller Werke bequem zu übersehen, und es als ein Ganzes, wie es auch zu uns gekommen, dankbar anzuerkennen. Ich darf mich nicht weiter in dies Feld verlieren, sondern schließe mit der Bitte um fortdauernden Antheil und herzliche Gewogenheit.

treulichst Goethe.

Weimar, den 28. November 1821.

1593.

An Abraham Mendelssohn.[2]

Wenn der talentvolle, fähige und fertige Felix mich manchmal beym Nachtisch den Kopf umwenden und nach dem Flügel schauen sähe, so würde er fühlen wie sehr

[1] Wolf.

[2] Der Vater von Felix Mendelssohn; Zelter hatte ihn bereits früher als brauchbaren Korrespondenten empfohlen und am 4. April 1816 an Goethe geschrieben: „Der Banquier Abraham Mendelssohn ist es der Dir diesen Brief bringt. Er ist der zweyte Sohn des Philosophen und von seinen ersten Jünglingsjahren an, nach dem Tode des Vaters hat er sich mein Haus mit dem was drinnen war gefallen lassen. Er gehört zu den Braven und so wirst Du ihn aufnehmen. Er hat liebenswürdige Kinder und sein ältestes Töchterchen könnte Dich etwas von Sebastian Bach hören lassen. Sie, die Frau, ist zugleich eine höchst treffliche Mutter und Hausfrau, leider von etwas schwacher Gesundheit. Er, der Mann, ist mir sehr gewogen und ich habe offene Casse bey ihm, denn er ist in den Zeiten der allgemeinen Noth ohne Schaden an seiner Seele reich worden."

ich ihn vermisse, und welches Vergnügen mir seine Gegenwart gewährte. Denn seit dem Scheiden der so willkommenen Freunde ist es wieder ganz still und stumm bey mir geworden und wenn es höchst genußreich war, gleich beym Empfang nach langer Abwesenheit, meine Wohnung in dem Grade belebt zu finden; so ist der Contrast an trüben und kurzen Wintertagen leider allzufühlbar. Recht viel Glück wünsch' ich Ihnen daher zu Ihrer so wohlbestellten Hauskapelle, und hoffe daß Frl. von Pogwisch[1] mir das Glück das ihrem Familienzirkel gegönnt ist durch lebhafte Erzählung recht anschaulich machen werde. Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank daß Sie uns das liebe Pfand solange anvertrauen wollen.[2] Es ist nichts tröstlicheres in älteren Jahren als aufkeimende Talente zu sehen, die eine weite Lebensstrecke mit bedeutenden Schritten auszufüllen versprechen. Empfehlen Sie mich Ihren werthen Hausgenossen und Freunden, wie es mich denn immer freuen wird von dem Wachsthum unseres jungen Virtuosen durch den trefflichen Zelter das Beste zu erfahren.

Weimar d. (5.) Dcbr. 1821.

1594.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar, am 24. December 1821.

Zaudern darf ich nicht, verehrter Freund, für die liebwerthe Sendung[3] zu danken; sie hat mir und dem

[1] Ulrike weilte zurzeit in Berlin.

[2] Gemeint ist „haben anvertrauen wollen" in bezug auf den Besuch Zelters mit Felix.

[3] Humboldts Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium".

wackern Riemer große Freude gemacht, mußten wir doch Ihr treffliches Heft übereinstimmend finden mit unserer Ueberzeugung, frisch aufklärend und weiterdeutend, alles anregend, was dem Sprechenden, das heißt dem verständig vernünftigen Menschen, nur Bedeutendes im Innern angehören mag und was sollte nicht noch alles davon zu rühmen sein. Lassen Sie mich nur noch Folgendes herausheben: indem Sie die Sprache als Hülfsmittel gar trefflich anpreisen, geben Sie uns ferner (zu) bedenken, daß die Sprache, wenn sie auf einen gewissen Punkt gelangt, unveränderlich sei und (von) ihren anerkannten Mängeln nicht befreit werden könne; demungeachtet in und aus sich selbst alles Menschliche, vom Tiefsten bis zum Höchsten aussprechen, ausdrücken, bestimmen und erweitern könne und müsse.

Hierdurch haben Sie mir, mein Theuerster, einen Spiegel vorgehalten, worin ich am Ende meiner Laufbahn erkennen kann, was ich als Dichter und Schriftsteller geleistet habe und was ich hätte leisten sollen.

Hier sei geschlossen, damit wir uns nicht in die Flut wagen, die uns zu verschlingen droht. Bleiben Sie meiner aufrichtigsten Anhänglichkeit und erhalten mir zugleich mit Ihrer Frau Gemahlin ein stetiges Andenken.

Goethe.

1595.

An Willemer und Frau.

Indem ich Sie freundlichst ersuche das in der Beylage vorgelegte kleine Geschäft gefällig durch die Ihrigen besorgen zu lassen; so vermelde zugleich daß die süße und würzhafte Sendung zum Weihnachten glücklich angekommen, woran sich Jung und Alt erlustigen, besonders

wenn ich denen im Garten Schlittenfahrenden Enkeln aus meinem Fenster dergleichen in den Schoos werfe.

Indeß ich nun ein ganz mönchisches Leben führe, dabey mancherlei schreiben und drucken lasse, was mich entfernten Freunden bald wieder näher bringen soll, so denke der Abwesenden unablässig und begrüße ihre Bildnisse. Da möcht ich denn nun auch erfahren wie man das neue Jahr angetreten und womit man sich in den vorhergehenden Monaten beschäftigt. An ein solches Briefchen würden gewiß kleine Personen wohl eine Stunde wenden und mir dadurch aufs Frische einen guten Tag und Abend machen.

treulichst

Weimar den 17. Januar 1822.

J. W. Goethe.

1596.

An Zelter.

13. März 1822.

Also zuvörderst Glück zur verherrlichten Liedertafel! Es ist doch recht schön daß Fürst Radzivil dem Könige bekannt macht und genießen läßt des mannichfaltigen Guten was er um sich hat.[1] Sodann aber den schönsten Dank für die liebreiche Bewirthung des werthen Kindes;[2] sie ist glücklich angekommen und erzählt recht viel. In ihrer guten und natürlichen Art sieht sie die Dinge recht

[1] Fürst Radziwill, der den König bei sich zu Tisch hatte (wie Zelter schreibt „mit dem Kronprinzen und den anderen Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und seiner Gemahlin, ferner Generale und erste Staatsbeamte nebst Frauen und Fräulein"), hatte die Liedertafel dazu eingeladen. „Zwischen den Gängen wurden nach und nach zwölf verschiedene Lieder gesungen."

[2] Ulrike v. Pogwisch.

klar und deutlich, und so bleiben sie auch vor ihr stehen, immer als gegenwärtig; man kann nicht sagen daß sie urtheilt, aber sie vergleicht gar einsichtig. Es wundert mich daß sie nicht gleich geschrieben hat, denn sie ist in Gedanken noch immerfort bey euch. Grüße Doris[1] zum schönsten und danke ihr für freundliche Theilnahme, Förderniß und Geleit.

Von unserer Großherzogin kann ich nur sagen daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer mehr wachsen muß; sie ist zweymal gefallen, jedesmal mit bedeutender Beschädigung, ist sich aber immer selbst gleich, wankt und weicht nicht von ihrer Art und Weise; daneben macht sie sich zum Geschäft die tanz- und festlustige Jugend in Bewegung zu erhalten und, selbst leidend, andern Freude zu machen. Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich denn jederzeit vorbereite irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo denn ihre ruhige gründliche Theilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.

Ich selbst habe mich diesen Winter sehr stille hingehalten, aber doch zuletzt einem Catarrh nicht entgehen können, den ich denn auch bey dem allerschönsten Wetter bald los zu werden gedenke.

Wenn Du Freund Seebeck siehst, so entschuldige mich aufs beste daß ich nicht geschrieben. Eine briefliche Wirkung in die Ferne wird mir beynahe unmöglich, und ich muß mich schon recht zusammennehmen, wenn ich das was tagtäglich auf mich eindringt, beseitigen will. Wenn man denkt wie viele Fäden durch ein langes Leben sich anknüpfen und anspinnen, so sollte man sich sagen man habe daran genug, und doch unterläßt man nicht bey Gelegenheit

[1] Zelters Tochter.

wieder nach einem neuen zu greifen, wie man's in der Jugend gethan, und da wird denn die Obliegenheit des Tagewerks bey abnehmenden Kräften zuletzt gar lästig.

Die Meinigen sind alle wohl und munter, die Enkel besonders ohne Tadel, das neuemporstrebende Leben noch in seiner ersten Blüthe, wo sogar die Mängel unserer Natur anmuthig erscheinen.

Zu Jubilate kommt allerley was ich den Freunden im Stillen bereite. Möge jeder sein Theil wohlwollend empfangen.

Meine Gegner irren mich nicht, wer müßte dies nicht in der Welt, besonders aber in Deutschland gewohnt werden! Die edlen physischen Widersacher besonders kommen mir vor wie katholische Pfaffen, die einen Protestanten aus dem Tridentinischen Concilium widerlegen wollten.

Schubarth ist ein merkwürdiger Mensch; es ist schwer vorauszusagen wohin es mit ihm gedeihen kann. Bey der jetzigen Lage der Literatur überhaupt, besonders der in alles ein- und übergreifenden Deutschen, arbeiten sich geistreiche junge Männer schneller empor zu klarer Uebersicht, und merken nur allzufrüh daß urtheilen keine sonderliche Befriedigung giebt. Sie fühlen daß man produciren müsse um sich und andern einigermaßen genug zu thun. Das ist aber nicht einem jeden gegeben, und so hab' ich die besten Köpfe mit sich uneins gesehen . . .

Damit Du mich aber nicht für allzu wunderlich hältst, daß ich oben jene briefliche Mittheilung ablehne und nun mehrere Blätter absende, so sag' ich, daß seit vierzehn Tagen ich von einem rheumatischen Uebel befallen worden, wo ich zu jedem Geschäft untauglich und durchaus unmuthig, die Gegenwart eines Freundes herbeyrief mich mit ihm zu unterhalten; dieses geschah nun dictando wie

vorsteht, welches absende mit der Nachricht, daß es um vieles besser geworden. G.

1597*

An Rochlitz.

Schreiben und Sendung,[1] mein Theuerster, hat mich höchlich erfreut. Wer aus innerem Triebe treulich liebevoll arbeitet und mittheilt, darf an reiner Aufnahme nicht zweifeln . . .

Ihre treffliche mir wohlbekannte Schilderung jener Leipziger Unglückstage[2] lese ich wieder und bewundere abermals die besondere Fügung daß ein Mann von Ihrem Geist und Sinn, in Augenblicken, wo uns die Sinne vergehen, das Uebergewicht eines angebornen und wohlgeübten Talents empfindet, zur Feder greift das Unerträgliche in der Gegenwart zu schildern. Sie erhalten nächstens dagegen einen treuen Abriß[3] meiner wunderlichen Militairlaufbahn; auch durch diese Erbkrankheit der Welt mußt ich einmal durch, damals ging ich der Weltgeschichte entgegen, nachher hat sie uns am eigenen Heerde aufgesucht . . .

treulich verbunden

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 22. April 1822.

---

[1] Rochlitz hatte die zweite Lieferung der sechsbändigen „Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz' sämtlichen Schriften“ gesandt.

[2] Die Schreckensgeschichte der Schlachten unter dem Titel „Tage der Gefahr“ im 2. Bande von Rochlitz „Neue Erzählungen“ (Leipzig 1816).

[3] Goethe „Campagne in Frankreich 1792“.

1598.

An Minister v. Gersdorff.

Ew. Excellenz

haben mir die schönen Frühlingstage höchst erfreulich werden lassen[1] und mir darin einen seltenen Genuß verliehen.

Denn ich muß leider gestehen daß ich Sophokles, dem großen Meister meiner früheren Jahre, in der letzten Zeit, durch Lebens- und Literatur-Zerstreuungen abgehalten, mich nicht mehr zu nahen wußte. Nun aber läßt mich Ihre Vermittelung ihn auf einmal wieder, in Vaterländischer Sprache, ohne Anstoß, faßlich und genießbar vernehmen, zugleich neu und alt, immer von demselben, ja von erhöhtem Werthe.

Empfangen Ew. Excellenz daher meinen verbindlichsten Dank für die so schätzbare Aufregung, mit dem Glückwunsche: daß bei so bedeutenden, verwickelten Geschäften noch ein heiterer Rückblick in freyere Zeiten und eine Anmuthung an die höchsten, einfachsten Kunstgenüsse geblieben; wahrer Antheil sich so frisch erhalten hat, daß Sie uns noch jetzt das gültigste Zeugniß davon mittheilen mögen.

Der ich mich zu dauerndem Wohlgefallen, so lang es in Ihrer Nähe zu verweilen gegönnt ist, angelegentlichst empfehlend, eine geneigte Fortsetzung für die Meinigen späterhin wünschen und hoffen darf. Wahrhaft verehrend und aufrichtig anerkennend

ganz gehorsamst

Weimar d. 20. Apr. 1822. J. W. v. Goethe.

---

[1] Durch Uebersendung seiner Uebersetzung des Sophokleischen Philoktet.

1599.

An K. F. v. Reinhard.

Weimar den 10. Juni 1822.

So sehr, verehrter und geliebter Freund, Ihre Briefe mich sonst erfreuen und erquicken, so sehr betrübte mich der gegenwärtige. Den vom 14. Febr. erhielt ich zu rechter Zeit, mitten in einer Arbeit, wo ich weder rechts noch links sehen durfte. Aber ich habe ihn oft wieder gelesen, wie alle Ihre gehaltvollen Blätter, die immer wieder neue Gedanken aufregen und entwickeln. Sehr ungern denk' ich Sie leidend, da ich mich im Verhältniß zu meinen Jahren und übriger Constitution ganz erträglich befinde und meinen Pflichten und Neigungen noch ziemlich gewachsen bin. Möge der liebe angeborene Sekretär Ihre rechte Hand bleiben, und ich vielleicht von Baden aus einige Worte von Ihrem Befinden in Marienbad vernehmen; bei der Thätigkeit aller Posten liegt die Welt nicht so weit auseinander. Eben war ich im Begriff ein Bändchen[1] einzupacken, das ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, es erfolgt mit der nächsten fahrenden Post; Sie werden bedenklich lächeln beim Datum . . . 1792, wo Sie noch ahndungsvollere Tage zubrachten als wir, die wir allenfalls über unsere Unbilden scherzen durften. Es war mir manchmal wirklich schwindelnd indem ich das Einzelne jener Tage und Stunden in der Einbildungskraft wieder

[1] Seine „Campagne in Frankreich"; inbezug darauf schrieb er an Schultz: „Das wunderliche Unternehmen, mich in die schrecklichen Zustände von 92 und 93 zu versetzen, ist Ihnen wohl vor Augen gekommen, und ich wünsche, daß Sie es nicht mißbilligt haben. Ich bedurfte einer Arbeit, die mich den Winter über beschäftigte; die Darstellung reiner gefühlvoller Tage meines Lebens, wie der ersten Abtheilung vierter Band fordert, wollte nicht gelingen, obgleich die Hälfte schon geschrieben ist; da griff ich zum Widerwärtigsten, das, durch milde Behandlung, wenigstens erträglich werden kann."

hervorrief und dabei die Gespenster, die sich dreißig Jahre her dazwischen bewegt, nicht wegbannen konnte; sie liefen ein- und das anderemal wie ein böser Einschlag über jenen garstigen Zettel. Hundertmal; ich sollte lieber sagen ununterbrochen, hab ich an Sie, mein Theuerster, gedacht, der zu selbiger Zeit drinnen dort thätig und leidend so vieles erlebte, ob ich gleich in diesem Augenblicke mich Ihrer Lage nicht mehr deutlich erinnere.

Auch ein morphologisches Heft gedenke ich noch vor meiner Abreise zu senden; es wird nicht ohne Interesse für Sie seyn und Sie theilweise an unser früheres Zusammenleben erinnern. Diese Naturbetrachtungen möchten denn doch wohl das Letzte bleiben was bei mir aushält, besonders da sich immer mehr Theilnahme hervorthut und mehr Verknüpfung nach allen Seiten sich anläßt. In Berlin haben es Gönner und Freunde so weit gebracht, daß ein Zimmer des Akademiegebäudes der Farbenlehre nach meinen Wünschen gewidmet worden; der Apparat ist beinahe vollständig, ich suche das mögliche beizutragen. Ein junger Mann[1] aus Hegels Schule hat sich von der Angelegenheit so durchdrungen, daß es mir selbst ein Wunder ist; denn in unsern Tagen mag jeder gern das Gethane umthun, um den Schein zu gewinnen er habe etwas gethan. Von der morphologischen Seite begrüßt mich auch manches Freundliche, so daß ich nur nachzuhelfen und zu genießen brauche. Auch von auswärts ereignet sich mir Wünschenswerthes; die Franzosen übersetzen meine dramatischen Arbeiten und ich muß eine Befreiung von Vorurtheil, eine Höhe ihrer Ansicht bewundern. Indessen sich die Deutschen in einer beinahe unverständlich werdenden Sprache Gedanken und Urtheil einander mit-

[1] v. Henning.

theilen, so bedient sich der Franzose herkömmlicher Ausdrücke, weiß sie aber so zu stellen, daß sie wie ein aus flachen Glasspiegeln zusammengesetzter Hohlspiegel kräftig auf einen Focus zusammenwirken.

In England hat ein Herr Soane meinen Faust bewunderungswürdig verstanden und dessen Eigenthümlichkeiten mit der Eigenthümlichkeit seiner Sprache und den Forderungen seiner Nation in Harmonie zu bringen gewußt; ich besitze die ersten Bogen mit neben gedrucktem Original. Ueberhaupt will mir bedünken, daß die Nationen sich unter einander mehr als je verstehen lernen, die Mißverständnisse schienen nur innerhalb des eigenen Körpers einer jeder zu liegen. Sie haben über diese Dinge mehr nachgedacht als ich, der nur einseitige Anschauungen hat; mir etwas darüber auszudeuten, reicht wohl Ihr freundlicher Geheimschreiber eine liebevolle Hand. Was sind übrigens für Conflikte, Wünsche, Hoffnungen, Wetten, Ergebnisse, durch die letzten Ereignisse aufgehoben, gestört und entschieden! Wie kühn erklären sich die Engländer, wenn sie sagen, es sey jetzt gar nicht Zeit, das türkische Reich zu schwächen, man müsse ihm vielmehr recht zur Consistenz verhelfen. Es bleibt doch immer ein wunderbarer Fall, daß die entschiedene Uebereinstimmung der Machthaber die grenzenlose Majorität der öffentlichen Meinung wenigstens für dießmal überwand.

Da ertappen Sie mich denn, mein Theuerster, wieder einmal auf politischen Betrachtungen, doch abermals wieder gegen Sie gerichtet, denn ich habe mich vorzüglich des Friedens zu erfreuen, daß Sie für Ihre Gesundheit zu sorgen dadurch die beste Muße finden.

G.

1600. *

An L. D. v. Henning.

... Ich bereite eine neue Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, Schriften und literarischen Nachlasses vor; dieses selbst oder allein leisten zu wollen, wäre Verwegenheit. Für den ästhetischen und artistischen Theil interessiren sich ältere Freunde; wollten Sie den chromatischen und vielleicht den ganzen physischen übernehmen, so übersendete meine sämmtlichen Papiere, und wir könnten noch, so lang wir auf einer Erde zusammen sind, uns darüber vollkommen verständigen.

Dies würde gegen Michael geschehen können, da Sie denn nach abgehaltenen Vorlesungen sich schon des ganzen Feldes Meister gemacht hätten. Alsdann würde Ihr Geschäft sein, den dritten Theil der Farbenlehre zu redigiren und mit eigenen Erfahrungen, Einsichten und Ueberzeugungen ans Ganze anzuschließen und dadurch Ihren Beruf zu solchem Geschäft vollkommen zu legitimiren.

Und so billige ich vorerst denn auch sehr, daß Sie der Lockung der Frauenzimmer widerstehen und erst in männlichen Geistern diese Ansicht zu erwecken suchen. Die Mehrheit der Welten war lange anerkannt, eh Fontenelle[1] durch eine hochgebildete Gesellschaft genöthigt wurde, sie galant vorzutragen. Auch hier würde man die Methode umkehren und von seiten des Geschmacks beginnen. Steht doch einer Blondine Blaßgelb und Veilchenblau ganz gut! Warum schmückt sich die Jugend so gern mit Rosenfarb und Meergrün? Eine tüchtige Brünette hat Himmelblau und Orange nicht zu fürchten; doch wird immer ein gewisses Zartgefühl diese Gegensätze nicht in ihrer ele-

[1] Schriftsteller und Dramatiker Neffe, Corneilles; Goethe spielt auf Fontenelles Hauptwerk „Entretiens sur la pluralité des mondes“ an.

mentaren Entschiedenheit, sondern in einem gewissen ausweichenden Schwanken sich anzueignen suchen. Musterkarten von älteren und neueren Kleiderstoffen erweisen hier gute Dienste. Verzeihung dem Voreilen! Doch ist Alles gut zu bedenken und vorzudenken; denn die Stunde rennt . . .

15. Juni. J. W. v. Goethe.

1601.

An Zelter.

Eger, den 8. August 1822.

Und so war es recht daß in den fremden frommen Landen[1] Du die Rede zuerst wieder an mich richtetest; dagegen soll abermals die sauberste Abschrift[2] in weniger Zeit erscheinen. Wenn ich vergangenen ganzen Winter dasjenige im Manuscript redigirend, im Druck revidirend, was Du jetzt verschluckst, stets an Dich dachte; so vergiltst Du mir's durch die lieben Blätter, die mir auf ewig den Wunsch: Herrnhut in seiner Individualität zu sehen, vollkommen befriedigten. Nun so sey es denn! Der schöne weiße Saal (nach Werners[3] unschätzbarem Narrensonett, in Christi Blut rein gewaschen) soll nun von mir, und wenn ich noch so mobil wäre, nicht betreten werden.

Von meinem Neust-Gedruckten sollen saubere Exemplare bald nachfolgen; besonders das Morphologisch-Wissenschaftliche, in zwey Bände geordnet, wo es eher nach etwas aussieht.

Für Dich ist mir übrigens nicht bange: Deine Natur

[1] Zelter hatte von Herrnhut aus geschrieben.
[2] Zelters Schilderung von Herrnhut.
[3] Zach. Werners Sonett.

weiß zu assimiliren, worauf doch alles ankommt. Verstünde man seinen Vortheil, man würde nichts Ueberliefertes tadeln, sondern was uns nicht anmuthet liegen lassen, um es vielleicht künftig aufzunehmen. Dies begreifen die Menschen nicht und behandeln den Autor wie einen Garkoch; dafür liefert man ihnen denn auch Jahrmarkts-Bratwürste nach Herzenslust.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius."
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.[1]

Lese ich nun den Homer so sieht er anders aus als vor zehn Jahren; würde man dreyhundert Jahre alt, so würde er immer anders aussehen. Um sich hievon zu überzeugen, blicke man nur rückwärts; von den Pisistratiden bis zu unserm Wolf schneidet der Altvater gar verschiedne Gesichter.

Uebrigens ist mir höchst erfreulich daß er (genannter Freund) nicht verbrannt, noch vom Fieber aufgespeis't ist, denn ich mag ihn über der Erde nicht gern entbehren. Seinesgleichen kommt auch nicht wieder. Hätte ihn Gott zu so vielem noch freundlich gewollt! — Doch wie soll dies alles beysammen seyn was sich widerspricht.

Daß Du meine Behandlung der schmutzigen Campagne billigst, freut mich sehr. In einer solchen Tragödie den Grazioso zu spielen, ist immer auch eine Rolle.

Nun zum Nächstvergangenen! — Am 19. Juny gelangte ich nach Marienbad, bey sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, köstliches Essen, neue bedeutende Bekanntschaften, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre, zwey-

[1] In den „Zahmen Xenien".

tausend Pariser Fuß über der Meeresfläche, Stifts-Gelage ꝛc. alles trug bey das drey Wochen dauernde schöne Wetter vollkommen zu benutzen, zu genießen und das folgende, unfreundlich-wechselnde zu übertragen. Nach der ausdauernden Trockniß des May's und Juny's gönnte man dem Landmann erquicklichen Regen.

Erfahren hab' ich manches und notirt, anderes Mitgebrachte redigirt und gereinigt, so daß bey meiner Rückkunft der Druck wieder angehen kann, wodurch ich denn abermals den leidigen Winter zu betrügen denke.

Der größte Gewinn aber den ich in diesen Tagen zog, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Grafen Caspar Sternberg,[1] mit dem ich schon früher in brieflicher Verbindung stand. Von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet, gelangte er endlich zur Stelle eines Domherrn zu Regensburg; dort gewann er, neben Welt- und Staatsgeschäften, die Natur, besonders das Pflanzenreich lieb und that viel dafür. Als er nun bey Umkehrung Deutschlands auch von seiner Stelle vertrieben ward, ging er nach dem Mutterlande Böhmen zurück und lebt nun theils in Prag, theils auf seinen von einem ältern Bruder ererbten Gütern. Hier kommt ihm dann die Natur wieder freundlich zu Hülfe. Er besitzt wichtige Steinkohlenwerke, in deren Dach die seltsamsten Pflanzen erhalten sind, welche, indem sie nur der südlichsten Vegetation

[1] 1761—1838. Ueber ihn schreibt Goethe am 23. August an Knebel: „Des Herrn Grafen Caspar von Sternberg längst gewünschte und immer verspätete persönliche Bekanntschaft war wohl das Vorzüglichste. Wenn wir andern so viele Jahre neben und mit einander hergingen und uns in Einem Elemente ausbildeten, so ist es kein Wunder, daß wir, mehr oder weniger gleiches Sinnes, endlich in allen Hauptpuncten übereintreffen; finden wir aber einen tüchtigen Mann, der sich gleichfalls aus jener Zeit herschreibt, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besonderen Reiz ausübten, zu denen wir uns selbst bekennen, so ist eine solche Annäherung unendlich viel werth. Wir lebten zwey Wochen beisammen in Marienbad, wo Tausendfältiges zur Sprache kam."

analoge Gebilde zeigen, auf die entferntesten Epochen der Erde hinweisen. Er hat schon zwey Hefte derselben herausgegeben, lasse sie Dir gelegentlich von irgend einem Naturfreunde vorlegen.

Und so möge denn auch dieses Blatt glücklich hinüberfliegen. Vielleicht schreib' ich noch einmal von hier, von Hause aber gleich.

Möge Dir alles wohlgerathen! Mir geht es nach Art, Jahren und Weise noch immer gut genug.

1602. *

An H. J. Meyer.

. . . Tischbein[1] ist ein Jehovah, der da ist und war und sein wird. Hätten wir uns mit Ihm verbinden können, so wäre es vor 25 Jahren geschehen. Noch immer aber wie man sich ihm nähert, scheucht er einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, so soll man gleich den ganzen Complex seiner Eigenheiten gelten lassen. Sagen Sie ihm womöglich etwas freundlich-dilatorisches, bis man überlegt, was allenfalls zu thun ist. Hackert sagte schon von ihm: wie er einmal gezwirnt ist, muß man ihn eben vernähen . . .

treulichst

Eger d. 9. Aug. 1822. Goethe.

1603. *

An C. F. L. Schultz.

Ihr langes Schweigen, mein trefflichster Freund, wäre mir nicht so zu Herzen gegangen, wenn ich nicht

[1] Der Brief ist wohl in bezug auf Tischbeins Plan, Goethe solle mit ihm ein Werk herausgeben, geschrieben.

darin ein Zeichen eines Mißbehagens zu finden geglaubt. Freunde von so inniger Verwandtschaft sind eigentlich niemals entfernt, und ich habe Sie vor mir, um mich, wenn ich sinne und schreibe; daher Sie denn auch auf meinen Blättern gewiß manches finden, das unmittelbar zu Ihnen gesprochen worden.

Die Campagne gefällt mir selbst jetzt besser beim Lesen, als im Schreiben; das Unheil geht denn doch so leicht hinter einander weg, es ist verdrießlich, aber lastet nicht. Möge manches, woran ich jetzt arbeite, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen!

Ich sende nächstens den morphologischen und allgemein wissenschaftlichen Theil in zwei Bänden, wo sich der Inhalt schon etwas consequenter und besser ausnimmt. Ein Exemplar bitte des Herrn Staatsministers von Altenstein Excellenz, mit meiner geziemenden Empfehlung, zu überreichen; er war der Erste, von dem mir etwas Freundliches über die Metamorphose der Pflanzen hinterbracht wurde; er hat auf meine Naturstudien immer geachtet, und nun zuletzt, durch Begünstigung der chromatischen, mich höchlich verpflichtet; wobei ich recht gut weiß, wie viel ich Ihnen schuldig geworden.

Von Henning's Einleitung[1] ist wirklich sehr lobenswerth, und ich spüre gar sehr den Einfluß der drei genannten Freunde. Was Sie mit Recht copios nennen, dient vielleicht gerade diesem Unternehmen; das den meisten Menschen Abstruse mit einer gewissen behaglichen Freiheit vorzutragen wirkt immer vortheilhaft. Ich erwarte ihn mit Freuden; mir macht's Epoche, daß ich nach meiner letzten Expectoration im vierten Stücke[2] endlich ganz die

[1] „Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethes Farbenlehre, gehalten an der Königlichen Universität zu Berlin".
[2] Den Nachträgen zur Farbenlehre.

Sache einem Anderen übertrage, mit und in ihm fortleben kann. Wir wollen ihm so viel Stoff und Gehalt zuweisen, daß er sich in der Behandlung zusammen zu nehmen hat. Das Weitere erfahren Sie in einiger Zeit . .

In die Fülle Ihrer Kunstschätze und die Regsamkeit aller Thätigkeiten schaue mit Vergnügen von Weiten; leider ist mir die Annäherung versagt, und ich kann zufrieden sein, in meinem stillen Gartenzimmer einen Winter thätig auf meine Weise zuzubringen.

Da wäre denn aber die Vorbereitung wünschenswerth, daß Sie uns besuchten, und in einer ruhigen Haushaltung, bloß durch das Lustgeschrei liebenswürdiger Kinder manchmal aufgeregt, eine Zeitlang verleben wollten. Das, was man sich mitzutheilen hat, ist denn doch am Ende gränzenlos, welches man nicht eher gewahr wird, als wenn man nach geraumer Zeit erst wieder einmal anfängt, Herz und Sinn gegenseitig aufzuschließen.

Um Sie, wenn's nöthig wäre, noch anzuregen und zu bestimmen, daß Sie uns ja besuchten, schreibe ich so eilig, weil ich sonst vielleicht Henning's Ankunft abgewartet hätte. Sollte Rauch wirklich kommen, so lassen Sie ihn nicht allein erscheinen! Uns thut es gewiß allen höchlich wohl; die Kinder bitten dringend . . .

Wie vieles hätt' ich noch zu erzählen, welches mündlich schnell überliefert sein sollte! Erfreuen Sie uns bald durch Ihre Gegenwart! Ich bin den ganzen September gewiß zu Hause, Ihre Zimmer sind bereit. An Herrn Rauch vielen Empfehl und Einladung, wo nicht zu Dach und Fach, doch zu herzlichem Gespräch und Mahl. Wenn Sie von Henning noch hier treffen, so gibt es einmal wieder eine Berliner Societät.

Auch von Schubarth wünscht' ich das Nähere zu hören; schon seit geraumer Zeit fang' ich an für ihn

zu fürchten: er gehört unter die Menschen, dergleichen mir in meinem Leben viel zu schaffen gemacht; man kann sie nicht fördern, ihnen nicht helfen; sie kämpfen sich freilich durch, aber mit Verlust der schönsten Lebenszeit.

Möge der ländliche Aufenthalt Ihnen erquicklich sein!

treulichst

Weimar, den 5. September 1822. G.

1604. *

An Boisserée.

Weimar, 6. Sept.

... Meine Farbenlehre, die bisher an dem Altar der Physik wie ein todter Knotenstock gestanden, fängt an zu grünen und Zweige zu treiben; in guten Boden gepflanzt wird er auch Wurzel schlagen.

In Berlin hat sie der Minister von Altenstein dergestalt begünstigt, daß er ein Zimmer im Akademiegebäude einräumen und die nöthige Summe zum Apparat auszahlen ließ. Doktor v. Henning, ein Schüler Hegels, hat in diesem Sommer öffentliche Vorlesungen darüber gehalten. Die Einleitung dazu ist gedruckt, ich sende sie nächstens und würde sie für wohl gerathen erklären, wäre sie auch nicht in dem Grade zu meinen Gunsten geschrieben. Eigentlich aber darf ich sagen, daß ich wohl verdiene, nach dreißigjährigem Schweigen zu der niederträchtigsten Behandlung, die ich von meinen Zeitgenossen erduldete, endlich durch eine frische, hochgebildete Jugend zu Ehren zu gelangen. Im Alter hofft man auf geistreiche, herzliche Zustimmung, des vagen Beifalls ist man längst müde.

Meine alten Freunde zu erhalten, jüngere zu gewinnen, ist jetzt mein unabläßlicher Wunsch, und da sind Sie überzeugt, daß Sie recht lieblich und löblich in der Mitte stehen.

Bleiben Sie und die lieben Ihrigen mir und den Meinigen immer dieselben. Treulichst verbunden

G.

1605. *

An Knebel.

Weimar den 14. December 1822.

Die Züge Deiner Hand, mein theuerster, herzlich geliebter und verehrter Freund, waren mir höchst erbaulich, da uns die Nachricht von Deinem Mißbehagen gar sehr betrübt und in Sorgen gesetzt hatte. Die Jahrszeit ist zwar günstig genug, aber die langen Abende fordern doch ein körperliches Behagen, um sie durchzuführen.

Auch ich, obgleich näher an dem städtischen Gewerbe, lebe sehr einsam, bringe aber meine Stunden immer thätig zu. Ein Stück Kunst und Alterthum ist wieder bald abgedruckt; die wissenschaftlichen Hefte rücken auch vor, manches andere wird bereitet, und besonders biographische Skizzen fleißig gesammelt, so wie auch Monumente früherer Unternehmungen. Freylich verdirbt man in jüngern Jahren, wo die Kräfte noch beysammen sind, allzuviele Zeit in leidenschaftlichen Irrungen und unzulänglichen Bestrebungen; indessen soll man aus dem Fluß Lethe noch herauszufischen suchen was möglich ist.

Die Jenaischen Ereignisse[1] mußten mich sehr be-

[1] Die Studenten waren, da man die wegen nächtlicher Ruhestörung Verhafteten nicht herausgeben wollte, von Jena nach Kahle gezogen und erst zurück-

trüben: denn wenn man bedenkt, was für Lebensstunden und Kräfte man auf diesen Ort verwandt, welche vergnügte Tage man dort genossen, und wie man sich noch täglich zum Besten desselben emsig bemüht, so ist eine zufällige, unnütze, schädliche Verletzung des geliebten Gegenstandes höchst schmerzlich. Nun, hör' ich, zieht das Ungewitter abermals vorbey, möge es keine Spur hinterlassen. Indessen, vorauszusehen war dergleichen und wird auch in der Folge nicht fehlen . . .

Manzoni[1], dessen Ode auf Napoleons Tod Dich freuen wird, hat eine neue Tragödie, Adelchi[2], aus der Longobardischen Geschichte geliefert, und gerade des Zeitpunctes, wo Carl der Große bey dem Passe Chiusa gehindert wird, nach Italien zu dringen. Das Stück ist ganz im Sinne und Geiste des Grafen Carmagnola[3], nur durchaus noch reicher an Charakteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geschäft seyn, auch diese Arbeit zu entwickeln; ach! warum kann man denn nicht einem Deutschen Zeitgenossen den gleichen Liebesdienst erweisen!

Doch um sich hierüber ins Reine zu setzen, muß man in der höhern Kunst allen Nationalvorzügen entsagen.

---

gekehrt, da man ihnen gedroht hatte, sie würden sonst jedes Anrecht auf Anstellung verlieren. Es wurde dann ein förmlicher Einzug bewilligt. Eichstädt schrieb darüber am 6. Dezember an Goethe: „Man hoffte hier, daß unsere Emigranten denen das gewählte Böotien in der Nähe von dem Saalathen doch wohl lästig zu werden anfängt, heut oder morgen feierlich und gern zurückkehren werden. Es sind von ihrer Seite jetzt Schritte geschehen, über welche der academische Senat sich mit Freundlichkeit geäußert hat. — Wollte Gott, es hätten über Burschenschaft, Sängerchor und öffentliches Singen nie andere Ideen geherrscht, als die, welche jetzt wieder zurückzukehren anfangen! Unser guter, seliger Voigt hat vieles vorausgesagt!"

[1] Alessandro Manzoni (1785—1873); seine berühmt gewordene Hymne auf den Tod Napoleons war im Juni unter den Titel „Cinque Maggio" (Der fünfte Mai) erschienen (meisterlich ist die Dichtung von Paul Heyse übertragen).

[2] Svartos Monolog aus dem 1. Akte dieser Manzonis Gattin gewidmeten Tragödie hat Goethe übersetzt.

[3] Manzonis 1819 erschienene Tragödie.

Sind nicht Lord Byrons und Walter Scotts Werke in den Händen aller Deutschen, besonders der zarten und schönen? Sprachstudium und Anerkennung des Nachbarlichen ist zu befördern, damit Eine Heerde unter Einem Hirten versammelt sey . . .

Ein herzliches Lebewohl!

treulichst G.

1606. *

An Boisserée.

Weimar, 22. December.

. . . Nun will ich aber nicht weiter gehen, um Gegenwärtiges fortzuschaffen, dem ich das Programm von Henning[1] beilege. Lassen Sie dadurch Ihre Theilnahme an meinem Bemühen auf's Neue beleben. Was ich aussprach, ist nicht aus der Luft gegriffen, es hat immer ein Substrat, wie denn neuerlich ein werther unterrichteter Mann, meine Art und Weise ein gegenständliches Denken genannt hat, welches nämlich immer im Angesicht des Gegenstandes sich bilde und äußere. Ich bin wohl zufrieden mit dieser Auslegung meiner Träume . . .

Treulichst

G.

---

[1] Vergl. Brief 1604.



Register.

1. Nummern der Briefe an:

2. Nummern der Briefe aus:

3. Goethes Schriften.

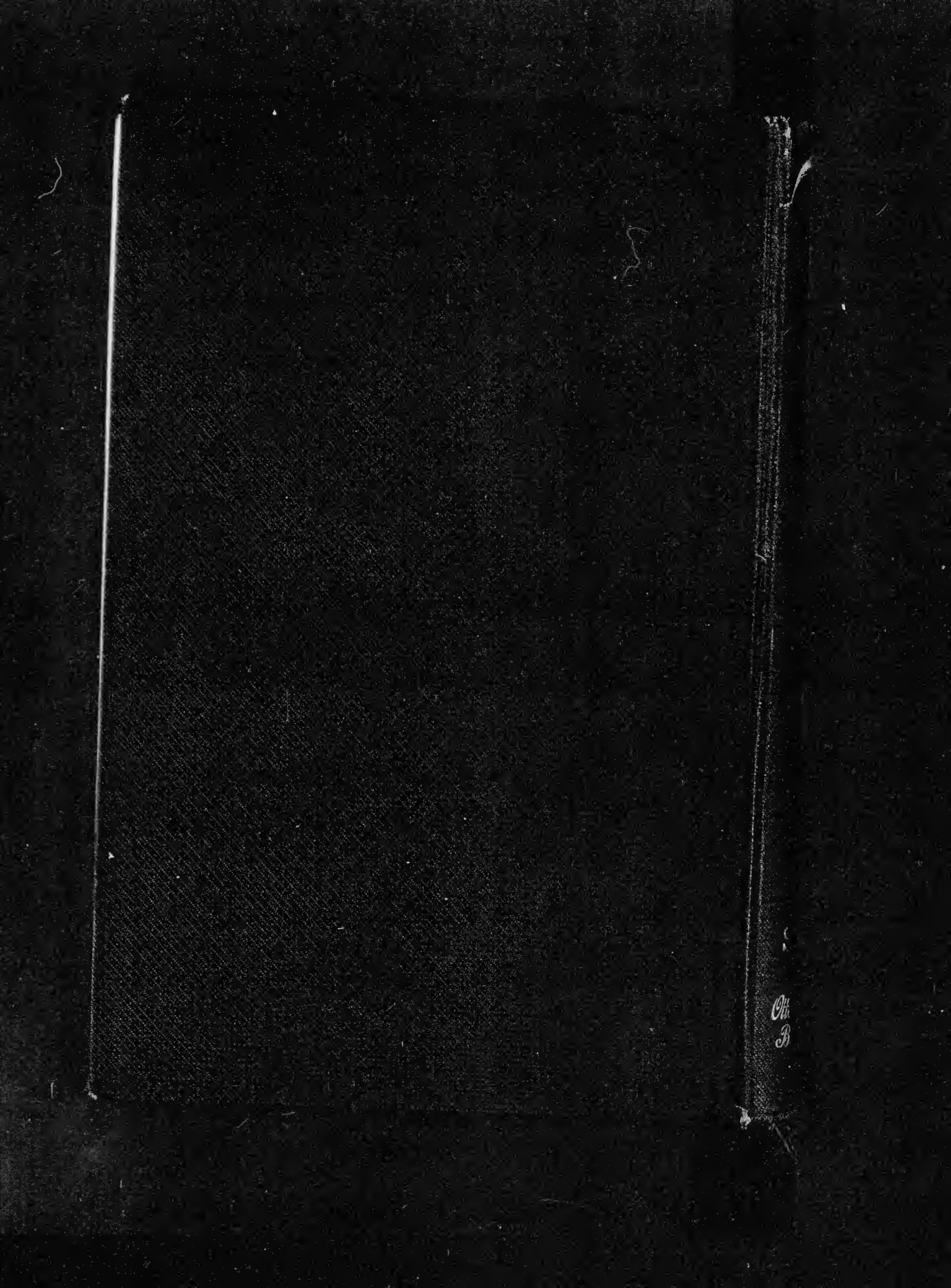
(Die Ziffern bedeuten die Seiten.)

4. Personen- und Sachregister.

5. Literatur.

Goethes Tagebücher. Sophienausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 26 Bde. Herausgeber L. Geiger, Frankfurt.
Goethe-Briefe. Herausgeber F. Strehlke. 3 Bde. Berlin 1884.
Goethes Briefe. Herausgeber Döring. Leipzig 1837.
Sulpiz Boisserees Briefwechsel mit Goethe. Stuttg. 1862.
Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano. Herausgeber Jung. Weimar 1896.
Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Bd. II. Weimar 1863.
Briefe Goethes an Cotta im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta." Herausgeber Vollmer. Stuttgart 1876.
Goethes Briefe an Eichstädt. Herausgeber W. v. Biedermann. Berlin 1872.
Briefe von und an Hegel. Leipzig 1887 (auch „Vermischte Schriften", Bd. II.)
Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratraneck. Leipzig 1876.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. Bd. II. Leipzig 1851.
Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Herausgeber Jahn. Leipzig 1867.
Goethe und Maria Paulowna. Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Weimar 1898.

Goethe und Gräfin O'Donell. Herausgeber Werner. Berlin 1884.
Goethe und Oesterreich. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber August Sauer. 2 Bde. Weimar 1902/4. (Bd. 17 und 18 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Briefwechsel zwischen Goethe und Karl Fr. Graf v. Reinhard. Stuttgart 1850.
Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841. Briefe von und an Goethe. Herausgeber Riemer. Berlin 1846.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1867.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Schüddekopf und Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Bd. II. Stuttgart 1862.
Goethes Briefe aus Fr. Schlossers Nachlaß. Herausgeber Frese. Stuttgart 1871.
Briefe Goethes an K. E. Schubarth. Herausgeber Hettner (Deutsche Rundschau, 1875).
Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz. Herausgeber Düntzer. Leipzig 1853.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer. Herausgeber Creizenach. 2. Aufl. Stuttgart 1878.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/34. — Neuausgabe L. Geiger (Leipzig, Reclam).
Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz. Herausgeber Bratraneck. 2 Bde. Leipzig 1874.
Goethe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Akten usw. von C. Vogel. Jena 1834.
Joh. Val. Teichmanns literarischer Nachlaß. Herausgeber Fr. Dingelstedt.
Ungedrucktes aus dem Goethekreise. Herausgeber G. A. Müller. München 1896.
Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.
Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)



VOLUME 8



Otto Elsner, Berlin

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band VIII

Ausklang

1823—1832



Berlin 1905

Verlag von Otto Elsner





J. W. von Goethe im Jahre 1832.

Nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth.

Goethe-Briefe

Ausklang

1823–1832

Mit einem Bildnis von J. W. von Goethe nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth



Berlin 1905

Verlag von Otto Elsner



J. W. von Goethe im Jahre 1832.

Nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth.

Goethe-Briefe

Ausklang

[illegible]–1832

[illegible] von J. W. von Goethe nach einer [illegible] von Schwerdtgeburth



[illegible]

J. W. von Goethe im [illegible]

Goethe-Briefe

Ausklang

1823–1832

Mit einem Bildnis von J. W. von Goethe nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth



Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Einleitung.

„... Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigsten Bahnen vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

In diesen Worten, die der Einundachtzigjährige nach dem Tode seines Sohnes August an den Getreuesten seiner Intimen, an Zelter, im November 1830 geschrieben hat, liegt die Erklärung dafür, daß das letzte Jahrzehnt Goethes, das dieser Schlußband umfaßt, einen so harmonischen Ausklang dieses einzigartigen Lebenslaufes darbietet. Nur der große Begriff der Pflicht kann uns aufrecht erhalten, sagt Goethe in demselben Briefe — und man erkennt beim Studium dieser zehn Greisenjahre, daß das Kunstwerk, als das sich uns sein Leben darstellt, nicht ein Geschenk günstiger Umstände gewesen, sondern eine tagtäglich in Pflicht und Geisteswillen vollzogene Eroberung gewesen ist. Er hat sich stets der Forderung des Tages unterzogen, auch in diesem letzten Jahrzehnt, in dem er täglich sein ferneres Leben als Geschenk ansah. Es kamen wohl auch Stimmungen, in denen er sich nur noch geschichtlich zu betrachten gewillt war, und dann wieder erinnert er daran, daß er „ein testamentarisches und kodizillarisches Leben führe, damit der Körper des Besitztums nicht allzu schnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich eiligst auflöse".

Seinen Zeitgenossen mochte er vielleicht auch mitunter bereits wie etwas Historisches, von den Bedingungen des Irdischen Losgelöstes erscheinen — so erklärt sich Pückler-Muskaus Ausspruch an Goethe: „ich hatte ganz vergessen, daß es noch Irdisches um Sie her gibt“.

Und doch hängt der Goethe des letzten Jahrzehntes mit allen Fasern seines Herzens an dem Irdischen, fühlt noch tiefer und weher als früher das Leid, noch tiefer und inniger das ihm bescherte junge Glück. So tief und bis ins Innerste ergriffen, daß Werthers Schatten vor und in ihm ersteht — „noch einmal nahst du vielbeweinter Schatten“! Die Liebe zu Ulrike v. Levetzow gibt seinem Leben neuen Inhalt: wie dieser neue Liebesfrühlung, wie dieses Seelenfrühlingswunder ihn erfrischt und erneut, läßt offenbarend dieser Briefband erkennen. Er ist in diesem letzten Jahrzehnt innerlich jünger als der „alte Goethe“ des siebenten Bandes — das Temperament seiner Briefe ist freudiger und belebter, der Stil lebendiger, die Sprache dichterisch schöner, die Vergleiche und Bilder von bewundernswerter Plastik. Freilich, der Verzicht auf das geliebte Mädchen hat ihn aufs Krankenlager geworfen, hat ihn dem Tode nahegebracht: aber es ging wie nach Augusts Tod: „ich war schon mit den Fußzehen im Flusse des Vergessens, sollte aber diesmal doch die Barke nicht erreichen“. Die Erinnerungen an die in Böhmen mit Ulrike verlebten glücklichen Tage haben allmählich den milden Schein der Abendröte über seine letzten Jahre geworfen. Ihnen gegenüber haben allmählich die Briefe an Marianne v. Willemer an Intimität verloren, nur einmal noch strahlt all die Herzlichkeit und Freude auf, die ihm der Umgang mit dieser bedeutendsten seiner Freundinnen gebracht hat, in den rührend lieben, dichterisch vollendeten Versen, mit denen er ihr die sorgsam aufbewahrten Briefe zurücksendet (S. 362).

Allmählich ist's einsam um Goethe geworden. Carl August stirbt und mit ihm geht ein Halbjahrhundert gemeinsamen Weimarer Lebens dahin. Großherzogin Louise zu der ihn stets eine stille Neigung gezogen hatte, scheidet im hohen Alter. Aus früher Jugendzeit aber steigt eine liebe Gestalt empor, die „wohlbekannte, mit Augen nie gesehene“, vielgeliebte Freundin Auguste von Stolberg und mahnt ihn in rührenden Herzensworten an sein Seelenheil — und er legt ihr gegenüber das große Toleranzbekenntnis ab: in unsers Herrgotts Reiche sind viele Provinzen.

In all den Fährnissen seines Lebens, auch allen Angriffen gegenüber, wappnete er sich mit dem sicheren Rüstzeug der Arbeit. Er überarbeitet seine Dichtungen, um die Ausgabe letzter Hand zu schaffen. Er schreibt die Chronik seines Lebens, die Annalen (Tag- und Jahresfeste). Er ordnet und sichtet, er ist unermüdlich — und vor allem: er vollendet seinen Faust. Er empfindet es freilich als „keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweyundachzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache“. Mit besonderer Freude berichtet er den nächsten Freunden von dem Fortschritt der Arbeit, bis er endlich melden kann, sie sei vollendet, er habe sie eingesiegelt — die ihn Ueberlebenden erst sollten sie kennen lernen. Warum er sie bei Lebzeiten seinen Allernächsten vorenthalten, ist erst durch Goethes letztes Briefbekenntnis bekannt geworden (S. 366) — es liegt in diesem Bekenntnis eine solche Verdammung seiner Zeit, daß man bei der Veröffentlichung dieses Briefes unmittelbar nach Goethes Tod — aber leider auch später noch — den Schluß

fortgelassen hat: der Tag erscheint ihm zu absurd und konfus, und verwirrte Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt. Auch in diesem letzten Briefe spricht er noch hoffnungsvoll davon, dasjenige, was an ihm ist und geblieben ist, womöglich noch zu steigern, und Ende 1831 durchweht ihn noch solche Schaffenslust und solcher Ideenreichtum, daß er mit sichtlichem Freudegefühl Zelter verkünden kann: ich habe gar manchen hübschen Faden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen ...

Und gar manche dieser hübschen Fäden spinnt er fort in seinem weit ausgedehnten Briefwechsel. Wie die großen Geister jener Zeit nach Weimar wallfahrteten, um ihn zu sehen und zu sprechen, so nahm seine Korrespondenz einen immer universelleren Charakter an. Von neuen Korrespondenten ist vor allem Carlyle zu nennen, mit dem sich ein reger Briefwechsel entwickelt. Wie in den Briefen an Carlyle, so wird auch in vielen andern die Erinnerung an Schiller innig erneuert, wozu besonders die Vorbereitung und das Erscheinen des Briefwechsels Schiller und Goethe Anlaß giebt; in einem Briefe an Schultz spricht es Goethe dankbar und rückhaltlos aus, was er der Freundschaft mit Schiller verdanke und was alles ohne Schillers Anregung nicht erschienen sein würde. Wie denn überhaupt die Briefe dieses Schlußbandes aufhellende Rückblicke auf Goethes Lebens- und Geistesentwicklung fallen lassen, besonders auch über Goethes naturwissenschaftliches Arbeiten und vor allem über die Farbenlehre, gegen die auch der Greis Goethe noch immer die „alte aristokratische Stockung der Zunftgilde" empfindet. Bei all dieser ausgedehnten Korrespondenz, bei dem „testamentarischen" Ordnen seiner Werke, dem abschließenden Schaffen am zweiten Teile des Faust und bei all den Ansprüchen, die die Gesellschaft, die Familie, die Besucher an ihn stellten, fand er noch Zeit und Stimmung

sich Stellung zu verschaffen zur Weltliteratur, besonders zur englischen und französischen Literatur, über deren Vertreter er kurz erschöpfende Bemerkungen und Vergleiche gibt.

Es ist ein Schaffen „ohne Hast und ohne Rast", wie ihm englische Verehrer als Widmung auf einem Siegelring bestätigten und wie hier so manche Briefseite aufs Neue bestätigt. Einige Briefe des Bandes — so sämtliche an Levetzows geschriebene, einmal an Marianne, einmal an Boisserée — sind eigenhändig und werden sofort durch ihre orthographische Eigenart auffallen, auch in der frischeren Tonart und der wärmeren Intimität. Für die Herausgabe dieses Schlußbandes waren mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, auch was die Sichtung des überreichen Materials betrifft. Vielleicht ist es mir gelungen, in diesen acht Bänden das zu geben, was mir als Ziel der ganzen Arbeit vorgeschwebt: eine Selbstbiographie Goethes, ein Beitrag zu tieferer Erkenntnis Goethes. Und diesen Genius Deutschlands erkennen, heißt ihn verehren als einen der größten Geister und zugleich lieben wie einen Edelmenschen, dem nichts Menschliches fremd gewesen ist.

Philipp Stein.

Inhalt.

1607.

An Ulrike von Levetzow.[1]

Ihr holder Brief, meine Theure, hat mir das größte Vergnügen gewährt, und zwar doppelt wegen eines besonderen Umstands. Denn wenn auch der liebende Papa seiner treuen schönen Tochter immer gedenckt, so war doch seit einiger Zeit Ihre willkommne Gestalt lebendiger und klarer vor dem innern Sinne als je. Nun aber entwickelt sich's! Es sind gerade die Tage und Stunden, da Sie mein auch in einem Höheren Grade gedachten und Neigung fühlten es auch aus der Ferne auszusprechen.

Dreyfachen Danck also, meine Liebe, zugleich die besten Wünsche und Grüße der guten Mutter, deren ich, als eines glänzenden Sterns meines früheren Horizonts, gar gern gedencke. Der treffliche Arzt der sie völlig hergestellt soll auch mir ein verehrter Aesculap seyn.

Und so bleiben Sie überzeugt daß meine schönste Hoffnung fürs ganze Jahr sey in den heitern Familien-Kreis wieder hinein zu treten und alle Glieder so wohlwollend-freundlich gesinnt zu finden als da ich Abschied nahm, und ein würdiger, neuerworbener Freund das un-

[1] Goethe hatte Ulrike (geboren 4. Februar 1804), sowie ihre Mutter und Schwestern im Juni 1822 in Marienbad kennen gelernt.

willkommene Scheidegefühl, durch theilnehmendes Geleit, einigermaßen zu beschwichtigen suchte.

Vergessen darf ich hierbey nicht der süßen Nachkost, die mir in der Entfernung durch ihn zu Theil ward, die ich aber mit niemanden theilte.

Und also meine Liebste nehm ich Ihre töchterlichen Gesinnungen auch für die nächste Zeit in Anspruch. Möge mir an Ihrer Seite jenes Gebirgsthal mit seinen Quellen so heilbringend werden und bleiben als ich wünsche Sie froh und glücklich wieder zu finden.

Weimar d. 9. Januar 1823. treu anhänglich

JWvGoethe

Der Fräulein Ulrike von Lewezow

Gnaden

franck. Dresden

Als Konzept für diesen Brief dürften die Zeilen aufzufassen sein, deren ungenannte Adressatin nach der Vermutung von A. Fresenius Ulrike ist. Sie lauten:

1608.

In diesen heiligen Nächten von welchen Shakespeare sagt

(hier ist im Original des Briefes Raum gelassen für vier Verszeilen[1])

[1] Die Verse (Hamlet I, 1), die Goethe nach Suphans Annahme wohl in eigener Uebertragung hier einfügen wollte, lauten bei Schlegel:

Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern.
Kein Elfe faht, noch mögen Hexen zaubern,
So gnadevoll und heilig ist die Zeit

habe ich umständlich und ausführlich von Ihnen geträumt. Ich fand Sie freundlich und hübsch, anmuthig und schön, so liebenswürdig als möglich und mir wie immer gewogen. Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden und alle traumartigen Hindernisse, die mich in der großen, pallastähnlichen Wohnung von Ihnen zu entfernen sich fügten vermochten es nicht, ich war immer wieder an Ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend, ich verweilte statt zu gehen und wenn ich gegangen war, kam ich wieder, sogar daß es mir zuletzt schien beschwerlich geworden zu seyn. Ich beschied mich, eilte nach der Thüre eines großen Gartens, die ich aber verschlossen fand.

Sollte das nicht auf eine recht innerlichste Zuneigung deuten, auf unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe. Dies sey also gleich zu Papier gebracht, damit der wache Traum des Lebens diese lieblichen Erscheinungen nicht unbemerkt verschwinden mache.

1609.

An Zelter.

18. Januar 1823.

Da unter uns die Passage doch einigermaßen wieder geöffnet ist, so sende alsgleich die versprochenen und erinnerten Bände.[1] Mir kommen sie selbst, wenn ich sie aufschlage, wie ein Mährchen vor und so hab' ich ein frisches Heft gleich wieder angefangen. Das neuste von Kunst und Alterthum erhältst Du nächstens.

[1] Zelter hatte Goethe an sein Anerbieten erinnert, ihm „das Morphologisch-Wissenschaftliche in zwey Bände geordnet bereiten zu lassen“.

Sonst hämmere ich gar manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komm' ich nicht, kaum aus der Stube, und da kann ich denn doch hoffen den Freunden noch etwas zu werden.

Wenn der Wunderlichste,[1] von dem Du mir ein so sonderbares Document sendest, an mich schreibt, werd' ich ihm freundlichst antworten. Nimm folgende Betrachtung nachdenklich auf.

Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendiren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat: so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringt. Wenn ich denken müßte daß ein Freund, an den ich einen Brief dictire, über Wortgebrauch und Stellung, ja wohl gar über Interpunction, die ich dem Schreibenden überlasse, sich formalisire; so bin ich augenblicklich paralysirt und keine Freyheit kann stattfinden.

Für das Liedchen dank' ich zum allerschönsten; ich hab' es erst mit den Augen gehört und mich abermals Deiner liebenswürdigen charakteristischen Consequenz gefreut.

Die anderen Gedichte hast Du ihrem übereinstimmenden Sinne nach ganz richtig gefaßt; man möchte es eine Duettcantate, vom unmittelbaren Scheiden bis in immer weiter und weitere Entfernung nennen, da denn der Regenbogen abschließt, der Nahes und Fernes verbindet.

Ob nun die Musik, die freylich dem Gefühle alles anzunähern vermag, was dem Begriff und selbst der Einbildungskraft fremd bleibt, auch hier eingreifen könne, wolle? sey dem Meister anheimgegeben.

Allen guten Geistern empfohlen. Für ewig

G.

[1] Fr. A. Wolf.

1610.*

An Nees v. Esenbeck.

Mit herzlichem Danke für Schreiben und Sendung durch Gräfin Beust und anderes Gleichzeitige überliefere hier das gewünschte Facsimile; damit verhält es sich folgendermaßen: Lord Byron beabsichtigte mir seinen Sardanapal zu widmen; er schickte das Blatt, das vorgedruckt werden sollte, nach England, man wollte mich es erst wissen lassen; das verzog und verschob sich; nun bestimmte man es für die zweite Ausgabe des Sardanapals, und es gelangte endlich zu mir. Den Werth einer solchen zurückzusendenden Handschrift erkennend, besorgten wir schnell ein Facsimile, welches um so viel mehr bedeutet, als diese Widmung nie wird abgedruckt werden und er mir sein Trauerspiel Werner, wie ich höre, zugeschrieben hat. Sie sind überzeugt, daß ich eine solche auszeichnende Anerkennung tief empfinde und zu dem übrigen großen Kapital von freundschaftlich theilnehmendem Wohlwollen hinzufüge, wodurch mein innerstes Leben für ewige Zeiten gesichert ist.

Für H. Näke[1] sende nächstens ein besonderes Blatt, welches von der wunderlichen Symbolik zeugen mag, in die wir bei langem Leben und beharrlichem Arbeiten am Ende verschlungen werden. Danken Sie ihm schönstens; das Manuscript schicke sodann zurück . . .

Weimar, den 2. Febr. 1823. G.

[1] Prof. Näke hatte, durch Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" angeregt, Sesenheim besucht und die Ergebnisse seiner Reise in einer Schrift „Wallfahrt nach Sesenheim" niedergelegt, deren Manuskript Goethe zugesendet worden war. Goethe beantwortete die Einsendung am 31. Januar mit einem interessanten Briefe, von dessen Wiedergabe hier abgesehen ist, da er in Goethes Werken unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen" Aufnahme gefunden hat. Näkes Schrift erschien erst 1840, herausgegeben von Varnhagen von Ense.

1611.*

An J. S. Zauper.[1]

... Daß Sie mir von den Unbilden Ihrer literarischen Prüfungszeit Nachricht geben, ist sehr schön, denn ich habe dadurch Gelegenheit, Ihnen einiges zu sagen und Sie auf gar manches dergleichen, das Sie in den nächsten Jahren erwartet, vorzubereiten.

Halten Sie fest an dem, was Sie Ihrer Natur gemäß fühlen, und da hier vom ästhetischen Sinne die Rede ist, prüfen Sie sich immerfort am diamantenen Schild der Griechen, in welchem Sie Ihre Tugenden und Mängel jederzeit am klarsten erblicken können.

Horchen Sie auf die Mitlebenden nur, um sie kennen zu lernen, um gewahr zu werden, was sich Ihnen nähert, was sich von Ihnen entfernt, was Sie fördert oder hindert.

Mich betreffend bleiben Sie ganz ruhig; ich weiß so wenig, was für und gegen mich geschieht, als ich, mitten in Deutschland, von den Stürmen der Nord- und Ostsee, oder auch des Mittel- und adriatischen Meeres etwas gewahr werde; ich suche die vielen Vorarbeiten, die ich zu eigenem Gebrauch seit Jahren gehäuft, auch noch, in so fern es möglich ist, für andere nützlich und erfreulich zu machen, und dabei solche Einrichtung zu treffen, daß so wenig als möglich verloren gehe, wenn ich früher oder später abgerufen werde.

Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß ich von allem dem, was seit fünfzig Jahren gegen mich gewirkt wird, großen Nutzen gezogen; denn ich lernte dadurch meine Nation kennen, und dieß ist auch jetzt der Fall, in so fern etwas von meinen neuen Widersachern in meine Zelle gelangt, die einsamer ist als die Ihrige; denn ich lerne ja daran die Zeitgesinnung am besten einsehen, die ich an dem, was ich auf die Zeit wirken wollte, und gewirkt habe, am besten prüfen kann ...

[1] Goethe-Briefe VII, S. 283.

Weimar, den 2. Februar 1823.

Aufrichtig theilnehmend

J. W. Goethe.

* * *

Am 17. Februar war Goethe schwer erkrankt; August machte einigen Freunden seines Vaters am 26. Februar in einem gleichlautenden Briefe davon Mitteilung:

„Ew. Wohlgeb. will ich nicht verfehlen zu benachrichtigen, daß wir in der letzten Zeit sehr traurige und beunruhigende Tage verlebt haben; mein armer Vater wurde am 17. d. M. plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels, und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu sich auch noch eine Entzündung der Pleura gesellte, ergriffen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes stellte; glücklicher Weise traten am neunten Tage, als am 24., die von den Aerzten ersehnten Krisen ein und in diesem Augenblicke scheint die Gefahr vorüber zu seyn. Wir hoffen, daß die starke und gute Natur des Vaters, welche ihn in seinem hohen Alter diese bedeutende Krankheit überstehen ließ, auch die etwanigen Folgen überwinden helfen wird."

Am 14. März kann August an Schulz bereits das kräftige Fortschreiten der Besserung Goethes melden und hinzufügen: „Seine Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu und der Geist hat ganz seine Stärke und Kraft wieder; er denkt schon wieder an Förderung eines Heftes von ‚Kunst und Alterthum' und der Morphologie, und will so selbst der Welt sein erneutes Dasein verkünden." Am 16. März erstattete August erfreulichen Bericht an Zelter; es lag ein Blatt bei mit den in Bleistift geschriebenen Worten:

Erstes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe.

1612. *

An Boisserée.

Weimar, 10. April 1823.

Und so will ich mich denn wieder einmal unmittelbar vernehmen lassen und schönstens danken für das, was bisher durch meinen Sohn und sonst an mich gelangt ist. Von Ihrer Theilnahme an meinem unerwarteten Geschick war ich überzeugt und eben so gewiß wird es Ihnen seyn, daß ich bei dem ersten Erwachen ins neue Leben Ihrer vorzüglich gedacht habe.

Doppelt und dreifach empfand ich den Werth trefflicher jüngerer Männer, denen ich so gern im Gedanken folge, weil sie in einem Sinne vorschreiten, den ich für den rechten halten muß, weil es der meinige ist; lassen Sie uns immerfort redlich nach den verschiedensten Zwecken, die doch am Ende nur als einer anzusehen sind, getrost hinwirken . . .

Denen Herren v. Cotta und Adrian vermelden Sie ja wohl meine besten Grüße; bleiben Sie allerseits versichert, daß mich Ihre Theilnahme herzlich rührt und erquickt, doppelt und dreifach, da sie mir gleicher Wohlthat für's künftige Leben versichert. Noch hab ich allzu viel um mich her aufzuräumen und zu beseitigen, deßhalb mich zu entschuldigen bitte, wenn meine Erwiederung nicht, wie sie sollte, sich lebhaft erweist. Treulichst

J. W. v. Goethe.

1613. *

An Reinhard.

Weimar, den 10. April.

. . . Sogleich am zehnten Tage, als mein körperliches Daseyn den Aerzten gerettet schien, dacht ich an den Erzbischof von Toledo und that im Stillen die Frage: ob mich wohl das große allwaltende Wesen im gleichen Falle für gleiches Schicksal bewahrt haben möchte?

Wohl überzeugt, daß niemand außer mir selbst die Antwort hierauf ertheilen könnte, fing ich an, obgleich ohne Scheu und Sorge, mein geistiges Wesen wie es konnte und wollte für sich walten zu lassen. Sie gestehen mir gewiß, daß es eine schwierige Sache ist, solche psychische Beobachtungen gegen sich selbst auszuüben, indessen scheint es wohl zu gelingen; ich arbeitete zuerst das nächste aufgeschwollene Gleichgültige weg; die abschließliche Redaktion der Hefte, deren Druck während meiner Krankheit fortgegangen, deutete mir nach allen Seiten; in verschiedenen Fächern unterstützten die Freunde mich thätig und so habe mich mit jedem Tage freier und heiterer befunden, ja, viel glücklicher und entschiedener als vor dem Eintritte der Krankheit, von der ich denn doch einige Vorahndung hatte, ohne zu wissen wie ich ihr entgehen oder ihr vorbeugen sollte.

Nehmen Sie dieses Bekenntniß, mein Theuerster, so freundlich auf als es mir wichtig scheinen muß; denn in dieser letzten Zeit war doch nur eine geistige Unterhaltung nach allen Seiten mein einziger Genuß, ja das Element meines Daseyns, worauf zu verzichten schwer gefallen wäre. Wir wollen indessen in Demuth und Bescheidenheit dem

Ferneren entgegen gehen, was uns die Unerforschlichen zu bereiten haben mögen . . .

Treulichst

G.

* * *

Gräfin Auguste v. Bernstorff, Goethes nie gesehene Jugendfreundin Auguste v. Stolberg (Bd. 1), deren Briefwechsel mit Goethe seit November 1782 (Bd. 1, 288 ff.) abgebrochen war, hatte an Goethe am 15. Oktober 1822 einen Brief gerichtet, der so charakteristischen Inhalts ist, daß er hier eine Wiedergabe finden muß:

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bins — Auguste — die Schwesterder so geliebten, so heißbeweinten vermißten Brüder Stollberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie Den schauen an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, sie bitten: „Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten.“ Die seelig Schauenden würden hinzufügen, „den wir nun schauen!“ und ich sage: „der das Leben meines Lebens ist, das Licht in meinen trüben Tagen, und uns allen dreyen Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war.“ Und nun, ich rede auch im Namen der Verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „Lieber, lieber Goethe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!“ und die Vollendeten setzen hinzu: „Gewißheit und ewiger seliger Frieden harrt dann auch deiner hier.“ — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig ist, aber in seliger Hoffnung, die mir so zur Gewißheit geworden ist, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnsucht darnach zu stillen. — Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft

— die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten;“ — nun maaße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Nicht wahr, Ihre Bitte giebt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten, die Stimme meines Bruders, die sie so herzlich liebten — Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie lieber Goethe! abzulassen von Allem was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand wodurch Sie so leicht andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beystand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen, den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein schlägt — die Jahre nicht nur, sondern viel früher haben unsägliche Leiden mein Haar schneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feste Vertrauen zu Gott, und die Liebe zu meinem Erlöser — Bei allem was mich traf tönte es tief und stark in meinem Inneren: „Der Herr hat alles wohl gemacht!“ — Der Gott meiner Jugend, ist auch der Gott meines Alters — Als wir uns schrieben, war ich mir das glücklichste Geschöpf auf Erden, wie reich war ich! früh durch die besten Eltern — Geliebt von den besten Geschwistern — später das geliebte Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der besten Kinder — Aber welche Trübsale wurden mir zu Theil — der einzige von mir geborne Knabe, ein Kind von 4 Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Mutter — ich sage nicht daß ich ihn verlor, — was für ihn Gewinn war, sah mein Mutterherz nie für Verlust an; er gewann den Himmel, und nur mir ward der unsägliche Schmerz zu Theil, und so konnte ich selbst im heißen Schmerz Gott danken; und später — verlor ich den angebeteten Gatten — O dies war mir ein ganz neuer, eigens, mit nichts zu vergleichender Schmerz — mir blieben noch die lieben Geschwister. Ach die herrlichen, die unaussprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den Jüngern hin und zerstörte

die vorher noch Jugendvolle Lebenskraft des Aeltern — durch diesen doppelten, so schnell auf einander folgenden Verlust, fühlte ich mich wie aufs neue verwaiset, — Aber dennoch prieß ich Gott — Ich finde sie ja alle wieder, Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten — So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen — Noch einmal bitte ich Sie — schlagen Sie es der nicht ab, die Sie einst Freundin, Schwester nannten. — Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie freundlich und gütig der Herr ist, wie glücklich die auf ihn trauen.

Bitte, lassen Sie dieß unter uns bleiben. — Wollen Sie mir antworten? Ich möchte wissen wo Sie sind, was Sie treiben. Ich lebe meistens still auf dem Lande — meine liebe Enkelin, Tochter meines jüngst en Sohnes, ist bei mir — Sie ist 13 Jahre — meine Liebe, meine Freude. Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand. Ihr Andenken ist nie in mir erloschen und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünsche für Ihr wahres Wohl auch. — Manches betrübte mich oft — Ich will so lange ich lebe, noch recht für Sie beten — Mögten Sie sich darin noch recht mit mir vereinigen — Mein Erlöser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte schreiben Sie ein Paar Worte.

Die Adresse ist: An Auguste Bernstorf — Stolberg, in Bardesholm, durch Hamburg.

Den 23. st: Sie bitten mich in einem Ihrer Briefe, nachdem Sie so lange geschwiegen hatten: „den alten Faden wieder anzuspinnen, es sei dieß ja ohnehin ein weibliches Geschäft.“ Da ist er denn wieder angesponnen, und o! möge er sich denn nun bis in die Ewigkeit hineinspinnen! — So leben Sie denn wohl, und verkennen Sie meine Absicht nicht — Lassen Sie, ich bitte Sie, dieß ganz unter uns bleiben.“

Goethe antwortet darauf:

1614.

Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten

war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen was zu erwiedern sein möchte. Laßen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heisst gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte ja Wälder und Bäume die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beyde gesorgt seyn; vielleicht gelingt alsdann was uns bis jetzo abging uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeusserung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krank-

heit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern wo das noch vereint wirkte was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammen finden.

Weimar den 17. Apr. 1823.

Wahrhaft anhänglich

Goethe.

1615. *

An Reinhard.

Weimar den 18. April.

. . . Und nun noch ein Wort von den Meinigen in absteigender Linie. Von dem ältesten Enkel kann man nicht Gutes genug sagen, er zeigt eine große Klarheit über alles was ihn umgibt, hat eine glückliche Erinnerungskraft und es läßt sich leidlich mit ihm umgehen, ein musikalisches Talent scheint bei ihm vorwaltend. Was den jüngern betrifft, so muß man sich hüten, ihn mehr als den ältesten zu schätzen, er besitzt alle jene Vorzüge, nur mit mehr Kraft und Entschlossenheit; wie er denn auch auf dem Wege ist, dem Bruder körperlich über den Kopf zu

wachsen, woraus zu ersehen, daß wenn uns das Glück werden sollte, Sie gelegentlich zu bewirthen, wir einen erfreulichen Pathen darzustellen hätten . . .

Tausend Lebewohl!

G.

1616. *

An Nees von Esenbeck.

Von Ew. Hochwohlgeb. erreicht mich eine angenehme Gabe nach der andern und ich kann gegenwärtig nur ein dankbares Lebenszeichen zurückgeben; doch überzeugt mich Ihre herzliche Theilnahme an meiner Gefahr und Rettung, daß der Beginn einer frischen Mittheilung manches Erfreuliche für die Zukunft verspricht.

Daß Sie mich bei einer so herrlich ausgezeichneten Pflanze zum Gevattersmann [1] berufen und meinem Namen dadurch eine so schöne Stelle unter den wissenschaftlichen Gegenständen anweisen, ist, wie Sie selbst fühlen und bemerken, im gegenwärtigen Augenblick doppelt rührend und eingänglich. Wenn man nahe dran war, sich selbst aufzugeben und nun wieder mit Wohlwollen und öffentlichem Zeugniß desselben überhäuft wird, so erregt dies ein Gefühl, dem man sich nicht hingeben, gegen das man sich eher ins Gleichgewicht setzen müßte . . .

Weimar, 24. April 1823.

[1] Nees hatte geschrieben: „Ich habe gewagt, den theuern Namen, der in so vielen Herzen lebt, an eine Pflanzengattung zu verleihen, weil es dem Botaniker wohlthut, die Häupter und Förderer seiner Wissenschaft unter frischen Pflanzen symbolisch anzureden und gleichsam grünend und blühend vor sich zu sehen. Möge Euer Excellenz diese Malvacea Ihres Namens nicht ganz unwürdig dünken!"

1617.*

An Nees von Esenbeck.

Allerdings habe ich der Parze großen Dank abzustatten, daß sie mich, nicht etwa nur wie den Protesilaus auf eine vergnügliche Nacht, sondern auf Wochen und Tage beurlaubt hat, um das Angenehmste, was dem Menschen begegnen kann, mit Heiterkeit zu genießen. Durch wohlwollende, einsichtige, vollkommen unterrichtete Männer seh' ich mich günstig geschildert, und zwar so recht durch und durch aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Schonung das Bedenkliche dargestellt; ein ehrwürdiges Beispiel, wie Scharf- und Tiefblick mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berichtigen sogleich zur lebendigen Förderniß verbunden sind. Bekenn' ich jedoch: es hat etwas Apprehensives, wenn das, was wir leidenschaftlich wollten und allenfalls leisteten, als Bilderreihe, wie Banquo's Könige an uns vorüberzieht; die Vergangenheit wird lebendig und stellt sich uns dar, wie wir sie selbst niemals gewahr werden konnten. Diesmal freilich nicht als leere Schattenumrisse, sondern scharf in allen Theilen ergriffen und ausgeführt.

Hierbei muß ich jedoch bemerken, daß jene höchst schätzenswerthe ehrenvolle Schilderung erst nur im allgemeinen und von ferne betrachtet worden; ich nehme sie mit in die böhmischen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen. Schon jetzt aber, durch so freundliche Forderungen angeregt, fühl' ich mich sehr geneigt, manches Frühere wieder aufzunehmen, das mir, als zerstückelt, nirgendwo sich anzuschließen schien, nun aber, nach solcher mir gegebenen Uebersicht, gar wohl sein Plätzchen finden wird.

Ferner ist in mir, bei so viel Uebereinstimmung und Billigung, das, was mich im Stillen oft beunruhigt, abermals rege geworden, daß ich nämlich beim Bilden der Erdoberfläche dem Feuer nicht so viel Einfluß zugestehen kann, als gegenwärtig von der ganzen naturforschenden Welt geschieht. Ich prüfe mich schon längst und glaube die Ursache darin zu finden: daß bis jetzt keine leitende Idee in mir aufgegangen ist, die mich durch dieses Labyrinth hindurchzuführen und ein, der höheren Anschauung correspondirendes Wahre mir zu entwickeln vermocht hätte. Ungesäumt werd' ich also das angeführte Werk vor die Hand nehmen, damit zu guter Stunde mir endlich Befriedigung und Freude gegönnt sei.

Zu allem, was ich Ihnen und Ihren Freunden bisher schuldig geworden, wäre alsdann der Schlußstein gefunden, und ich würde nur desto freudiger fortfahren, durch thätigste Theilnahme das viele fördernde Gute einigermaßen dankbar zu erwidern.

Weimar, den 10. Juni 1823.

1618.*

An Ch. L. F. Schultz.

... Genauere Nachricht von Immermann[1] wird mir viel Freude geben. Seit einiger Zeit hab' ich wieder angefangen, mich nach jungen Leuten umzusehen; aber

[1] Am 18. Mai hatte Goethe Schultz geschrieben: „Daß Sie sich Immermann's annehmen, freut mich sehr; ich denke gut von ihm, mußte aber ein Verhältniß zu ihm scheuen; ich bin zu alt, um reifende Talente abwarten zu können. Wenn er sich einmal selbst verstehen lernt, so kann er den Deutschen willkommen heißen; nehmen Sie sich desselben aus Ihrer höheren Sphäre kräftig an, so ist er geborgen."

freilich nach solchen, denen man einen Theil seines Nachlasses anvertrauen könnte. In Stuttgart findet sich ein schönes Individuum dieser Art, Namens Adrian;[1] er hat ein verständiges Büchlein über die Priesterinnen der Griechen herausgegeben, woran mich vorzüglich besticht, daß weder Etymologie noch Mystik noch Sinnlichkeit darin spukt, von welchen lieben Ingredienzien die Productionen dieser Art jetzt selten frei sind.

Auch einem jungen Eckermann, der in Braunschweig[2] lebt, hab' ich eine Weile gefolgt; er hat sich gleichfalls an mir herangebildet, und möchte zwischen Schubarth und Zauper in die Mitte zu stehen kommen; nicht so kräftig und resolut, wie jener, nähert er sich diesem in Klarheit und Zartheit . . .

Ist Schubarth fleißig an Paläophron und Neoterpe, wovon der Namensklang mir gar sehr willkommen klingt. Das gleichgenannte Drama war im Jahre 1800 zum Geburtstage unserer hochgeliebten Herzogin Amalia aus dem Stegreif gedichtet, und eingelernt, wie es vorschritt. Die Rolle des Alten für Graf Brühl, die der Neuen für das allergefälligste Wesen[3] geschrieben, das ich je gekannt habe. Der Graf, vor etlich und zwanzig Jahren als trefflicher Jüngling durch die Maske des Bejahrten durchscheinend, und die junge, frische Hebe paßten sehr gut zusammen; es waren schöne Tage und eine glückliche, dem Antiken sich annähernde Vorstellung. Zugleich erschien dieser Versuch als Ankündigung der Maskenspiele, die uns mehrere Jahre in Bewegung setzten, und das Publicum unterhielten.

---

[1] Johann Valentin Adrian, später Professor in Gießen.

[2] Soll Hannover heißen, wo Eckermann 1792 geboren; er starb 1854 in Weimar.

[3] Frl. v. Wolfskeel.

Und indem ich nun zu ruhiger Stunde mir solches Mittelalter gern wiederhole, so scheinen diese Gebilde abermals wohlthätig auf mich zu wirken. Vielleicht kann ich nächstens zu Gunsten so werther Namensverwandten irgend etwas Nützliches und Erfreuliches leisten . . .

Vor einiger Zeit kam beikommender Brief von Eckermann bei mir an, den ich sende, weil er seinen Zustand ganz ausdruckt; nun folgt er gestern selbst, und erscheint als ein gar guter, feiner, verständiger Mensch. Da er keine weitere Bestimmung hat, so will ich ihn nach Jena einleiten, und ihm dort einige Packete abzudruckender Schriften zum Redigiren und Corrigiren geben. Nach dem Werke,[1] das er mir geschickt hat, scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeit haben, mit ihm sich zu verständigen . . .[2]

herzlich zugethan

Weimar, den 11. Juni 1823. J W v Goethe.

1619.*

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, am 22. Juni 1823.

Ihr Brief, theuerer, verehrtester Freund, kam zur merkwürdigen Stunde, die ihn doppelt interessant macht;

---

[1] Eckermanns „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe".

[2] Am 23. schrieb Goethe an Knebel: „Heute geht ein gar feiner junger Mann von hier ab, mit Namen Eckermann, den Du gewiß freundlich aufnehmen wirst. Er denkt sich ein Vierteljahr in Jena aufzuhalten, ist aus Niedersachsen gebürtig, kennt die deutsche Literatur und hat zu meinen Arbeiten besondere Neigung und Vertrauen. Er wird Dir von Zeit zu Zeit eine angenehme Unterhaltung geben."

eben waren die Schiller'schen Briefe gesammelt und ich betrachtete sie vom Anfang durch und da find' ich denn die schönsten Spuren unsers glücklichen und fruchtbaren Zusammenseins. Die Einladung zu den Horen macht den Anfang mit einem Schreiben vom 13. Juni 1794. Da es denn so weiter fortgeht und sich mit jedem Briefe die Verehrung des außerordentlichen Geistes, die Freude über dessen Einwirkung auf unsere Gesammtbildung steigert und erhöht. Seine Briefe sind ein unendlicher Schatz, dergleichen Sie auch reichlich besitzen, und wie man durch sie bedeutend vorwärts gekommen, so muß man sie wieder lesen, um vor Rückschritten bewahrt zu sein, wozu uns die liebe Umwelt täglich und stündlich einzuladen geneigt ist.

Denken Sie sich nun selbst, mein Werthester, wie höchst willkommen Ihre Anmeldung mir in diesem Augenblicke erscheint, worauf ich denn nach reiflichem Nachdenken freundlichst rathen wollte, gegen Ende Octobers bei uns einzutreffen. Sollten die Götter nicht anders über uns disponiren, so finden Sie mich, und was Ihnen sonst lieb und werth ist, gewiß allhier versammelt, stille, vertrauliche Communication kann mit geselligen Unterhaltungen gar anmuthig abwechseln und wir erfreuen uns vor allen Dingen eben an dem Schiller'schen Briefwechsel, da Sie denn auch von Ihrer Seite einige Jahrgänge mitbringen und wir in fruchtreicher Gegenwart uns an den frühern schönen Blüten aufs neue erbauen und erquicken können. Riemer empfiehlt sich aufs dringendste, es geht ihm gut, unser Verhältniß ist bleibend, wechselseitig, förderlich und nützlich. Hofrath Meyer ist nach Wiesbaden abgereist, seine Gesundheit ist leider nicht die beste . . .

J. W. v. Goethe.

1620.*

An Ch. L. F. Schultz.

Donnerstag den 26. Juni fuhr ich von Weimar ab und, nach einer sorgfältig-bequemen Reise, gelangte ich Sonntag den 29. nach Eger, und nachdem ich meine Equipage vorausgeschickt, Mittwoch den 2. Juli nach Marienbad. Ich sage dies so umständlich, um auszudrücken, daß ich die ganze Fahrt als eine mannigfaltig-gemüthliche Spazierreise zu behandeln trachtete. Kurz vor mir langte der Großherzog an; wir wohnen in verschiedenen Häusern auf einer Terrasse, wie ich's nennen will, die meist den ganzen wunderbaren Ort von oben herunter beschaut. Das Ganze, das aus großen und ansehnlichen Häusern besteht, hat etwas Wöhnlich-freundliches, ich möchte wo anders nicht lieber wohnen. Auf den Großherzog thut es dieselbige Wirkung. In allem sind gegen vierhundert Menschen hier, welche sämmtliche bedeutende Wohnungen einnehmen. Lassen Sie das Drittheil davon zur höheren Gesellschaft gehören, so sehen Sie, daß die gebildete Welt einen mäßig-angenehmen Zirkel macht . . .

Die Jenaischen Blätter haben mir einen größeren Dienst erzeigt, als denkbar ist; denn wie hätte ich zu solcher Erinnerung dann Lust gefunden? woher Fähigkeit und Trieb auch selbst zu reassummiren? In meinen Jahren muß man vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr nach dem Grundstein zurückblicken, auf welchen man sich gut fundirt zu haben glaubt.

Es schweben mir noch wunderliche Dinge vor; davon wäre denn bei schicklichem Zusammentreffen löbliche Mittheilung zu geben.

Wie lang mein hiesiger Aufenthalt dauren mag, seh' ich nicht voraus; meine Absicht wäre, bis Anfangs

August's hier zu verbleiben, alsdann von Eger aus Gebirg und Land und mancherlei menschliche Zustände unmittelbar zu schauen. Denn mir scheint nichts nöthiger, als äußere sinnliche Anregung, damit ich mich nicht in's Abstracte, oder wohl gar Absolute verliere.

In der Hälfte September kehr' ich alsdann wieder zu Hause; doch vernehmen Sie von Zeit zu Zeit den Verlauf meines Lebens; möge der Ihrige zu gedachter Epoche sich nähern, und wir uns wieder unmittelbar berühren. Es gibt jetzo gar zu vieles, was man weder schreiben kann noch mag, was man wohl könnte und versteht, aber auch gern die Bestätigung von einem Freunde vernehmen möchte, und beseh' ich es von vielen Seiten, so ist es unerläßlich, daß man sich spreche.

Man brachte mir die Lateinische Uebersetzung von Hermann und Dorothea,[1] es ward mir ganz sonderbar dabei; ich hatte dieses Lieblingsgedicht viele Jahre nicht gesehen, und nun erblickt' ich es wie im Spiegel, der, wie wir aus Erfahrung und neuerlich aus den entoptischen wissen, eine eigne magische Kraft auszuüben die Fähigkeit hat. Hier sah ich nun mein Sinnen und Dichten, in einer viel gebildeteren Sprache, identisch und verändert, wobei mir vorzüglich auffiel, daß die Römische nach dem Begriffe strebt und, was oft im Deutschen sich unschuldig verschleiert, zu einer Art von Sentenz wird, die, wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohlthut. Ich möchte übrigens nicht weiter darüber nachdenken; denn eine solche Vergleichung führt zu tief in den Text . . .

Tausend Lebewohl! G.

Marienbad, den 8. Juli 1823.

[1] Von B. G. Fischer, Professor zu Schönthal. Stuttgart 1822.

1621.*

An Zelter.

Marienbad, den 24. July 1823.

Da Deine freundliche Stimme mir bis in diese Wälder folgt, entgegne sogleich mit heitern Worten, um zu vermelden daß es mir besonders wohl geht. Denn vom Hause, nach einem so harten Winter, nach einer gewaltsamen Krankheit und einsam thätigen Monaten, beynahe lebensunfähig wegzugehen, war nicht zu verwundern. Reise, neue Gegenstände, Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder ins Leben. Hier finde ich Berg- und Berggenossen leidenschaftlich entzündet wieder, der Funke den sie von mir aufgefangen lodert jetzt in ihnen auf den Grad daß er mich selbst erleuchtet.

So thun auch manche frühere Menschen-Verhältnisse gar wohl, indem sie Zeuge sind daß man nach einer Jahres-Nacht, Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat.

Das Locale im Ganzen, besonders auch wo ich wohne, ist der Geselligkeit günstig genug; es ist eine Terrasse von ansehnlichen Häusern, flankirt von zwey gleich großen Gebäuden; in jeder Stadt würden diese Baulichkeiten für etwas gelten. Der Großherzog wohnt in der Mitte und glücklicherweise ist die ganze Nachbarschaft von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen. Aeltere Verhältnisse verknüpften sich mit neuen und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben . . .[1]

[1] An Knebel hatte Goethe am 11. geschrieben: „Schöne Frauen machen sich bemerken, zu Wagen, Pferde und Fuß; wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereis'ten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein sonderbares Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie, und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammenklopft, die erfreulichste Auswahl.“ Gemeint ist Berta v. Levetzow, Ulrikes jüngste Schwester.

Was ich aber eigentlich fördere, ist die Redaction meiner Lebenschronik. Nach mancherley Versuchen hab' ich endlich von der neusten Zeit angefangen, da ich mich denn bey frischem Gedächtniß nicht lange um Stoff zu bemühen brauche; endlich merke ich, so rückwärts arbeitend, wie das Bekannte, Gegenwärtige, das Verschwundene, Verschollene wieder zurückruft.

In diesem Sinne muß es mir sehr bedeutend seyn, wenn ferne Freunde das was von mir in Druck ausgeht als an sie gerichtet ansehn; denn ich sehe die Zeit ganz nahe, wo ich mich direct schriftlich nicht mehr werde vernehmen lassen. Daß Ihr mein letztes Heft gut aufgenommen, ist mir deshalb sehr tröstlich: in jedem solchen nommen, ist mir deshalb sehr tröstlich: in jedem solchen Hefte ist mehr Leben niedergelegt als man ihm ansieht. Leider lies't Niemand heut zu Tage als nur des Blattes los zu werden; darum soll der Schreibende immer tüchtiger werden, um der Nachwelt ein Zeugniß zu hinterlassen daß er nicht umsonst gestrebt hat . . .

G.

1622.

An J. P. Eckermann.

Marienbad, den 14. August 1823.

Das Inhaltsverzeichniß [1] ist mir zur rechten Zeit gekommen, und entspricht ganz meinen Wünschen und Zwecken. Lassen Sie mich die Frankfurter Rezensionen [2] bei meiner Rückkehr auf gleiche Weise redigirt finden, so

[1] Zu den ersten vier Bänden von „Kunst und Alterthum“.
[2] Goethes aus den Jahren 1772/3.

zolle ich den besten Dank, welchen ich vorläufig schon im Stillen entrichte, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Pläne mit mir theilnehmend herumtrage, um bei meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können. Mehr sag' ich heute nicht. Der Abschied von Marienbad giebt mancherlei zu denken und zu thun, während man ein allzukurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet. Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, pfindet. Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und längeres Zusammensein. G.

1623.

An Ulrike v. Levetzow. [1]

Dieser Sendung wird die allerliebste Ulrike wohl ein heiteres Gesichtchen zuwenden, das Ihr so wohl steht. Die Claviernoten sind vom Großpapa, [2] die Stimmen vom wohlbekannten Freunde, da sie vielleicht gelegentlich angenehm seyn könnten.

Wie befindet sich die liebe Mutter? mit ihren schönen Kindern? Tausend Grüße, Wünsche und dergleichen

Eger d. 21. August 1823.

treulich wie immer,
diesmal ungedultig
Goethe.

[1] Frau v. Levetzow war mit ihren Töchtern Ulrike, Amalie und Berta am 17. August von Marienbad nach Karlsbad abgereist, Goethe hatte sich am 20. von Marienbad nach Eger begeben.
[2] v. Brösigke.

1624.*

An Zelter.

Eger, den 24. August 1823.

Auf Deinen theuren Brief, mein Werthester, der mir zur angenehmsten Stunde kam, soll, zugesagter Maßen, noch vor meinem Austritt aus dem Böhmischen Zauberkreise, Dir abermals eine Zuschrift gewidmet seyn, die Du nun desto freundlicher und liebevoller empfangen wirst, da ich nichts als Gutes zu melden habe.

Soviel also zuerst: daß ich die kurzvergangene Zeit in Marienbad, ohne Unbilden, ja heiter und wie ins Leben zurückkehrend, zugebracht habe, auch mich jetzt so wohl befinde als ich mich lange Zeit nicht gefühlt.

Ferner sey gemeldet, daß mir nach jenem Kuß, dessen Spenderin[1] Du wohl errathen hast, noch eine herrliche Gunst und Gabe von Berlin gekommen; Mad. Milder[2] nämlich zu hören, vier kleine Lieder, die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung dran mir noch Thränen auspreßt. Und so ist denn das Lob, das ich ihr seit so manchem Jahr ertheilen höre, nicht ein kaltes geschichtliches Wort mehr, sondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefsten Rührung. Grüße sie zum schönsten. Sie verlangte etwas von meiner Hand und erhält durch Dich das erste Blättchen, das ihrer nicht ganz unwerth ist.

In völlig anderem Sinne und doch für mich von gleicher Wirkung, hört' ich Mad. Szymanowska,[3] eine

[1] Lili Parthey, die Goethe einen Gruß von Zelter gebracht hatte.
[2] Frau Milder-Hauptmann.
[3] Marie Szymanowska, geb. Wolowska, Kammervirtuosin der Kaiserin von Rußland.

unglaubliche Pianospielerin; sie darf wohl neben unsern Hummel[1] gesetzt werden, nur daß sie eine schöne liebenswürdige Polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht ob man sich nicht glücklich nennen soll daß sie aufgehört hat? Begegne ihr freundlich wenn sie nach Berlin kommt, welches wohl nächstens geschehen wird, grüße sie von mir und sey ihr behülflich wo Du es angewendet findest.

... Dies führt mich auf Maler Hensel[2] der mir die Jettons überbrachte. Auch er, wie so manche andere, hat ein eingebornes Talent, was aber daraus werden kann daß weiß — nicht Gott, der sich um dergleichen schwerlich bekümmert — aber ich weiß es, der diesem Irrsal seit mehr als zwanzig Jahren zusehe. Auch er steckt in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümeley und Vaterländeley einen falschen Grund, in Frömmeley ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gerne begegnen; wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet, wo man täglich von der Auszehrung genagt an Unsicherheit kränkelt und, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich auf's schmählichste selbst belügen muß.

Verzeihe und laß mich schweigen, denn es ist schon zuviel gesagt; dem redlich denkenden Einsichtigen aber bleibt es gräßlich eine ganze nicht zu verachtende Gene-

[1] Joh. Nep. Hummel (1778—1837), seit 1819 Kapellmeister in Weimar.
[2] Wilhelm Hensel (1794—1861) Historien- und Porträtmaler.

ration unwiederbringlich im Verderben zu sehen. Die älteren merken es schon, können aber weder sich selbst retten noch mögen sie die andern warnen: denn es ist schon Secte, die zusammenbleiben muß wenn sie gelten will, wo der Antretende sich und der Austretende die übrigen betrügt. Nochmals Verzeihung, denn ich erbitte sie von mir; man verdirbt sich immer eine Stunde wenn man solche fruchtlose Schmerzen erneuert.

Auch ist es trostlos von politischen Dingen, wohin man auch horcht, zu vernehmen. Mich von allen solchen wie von ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreyen, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde [1] in Dienst gegeben, da ich denn vor allen äußern Unbilden völlig gesichert war.

Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps, falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: Du hast seit zwey Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweymal) und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt daß ich im ersten Tacte Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben (einen Don Juan, die heimliche Heyrath), sie in sich zu erneuern und

[1] Ulrike von Levetzow.

diese Stimmung in die übrigen eines thätigen Lebens aufzunehmen; so begreift man erst was das heiße einen solchen Genuß zu entbehren, der wie alle höhern Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt.

Wie schön, wie nothwendig wär' es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdest mich durch allmähliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Ursache jenes Phänomens anzusehen ist, und mich nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der schönsten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen. Nun muß ich sehen durch einen klang- und formlosen Winter durchzukommen, vor dem mir denn doch gewissermaßen graut. Doch wollen wir mit gutem Humor und Muth auch die schwarzen Tage für uns und die Freunde zu nutzen suchen. Tausendfältiges treues Lebewohl! G.

1625.

An Ch. L. F. Schultz.

Theurer Verehrter!

Mein Brief vom 9. August aus Marienbad wird Sie hoffentlich zu rechter Zeit gefunden haben; nun muß ich ihm eine heitere Bemerkung nachbringen. Dort hab' ich doch, mit selbstgefälliger Weisheit, das so unerläßliche als irrige Bestreben der Menschen getadelt, die sich mit unmöglichen Synthesen abquälen. Das Blatt war kaum zur Post, als ich mich auf der unmöglichsten aller Synthesen ertappe, und ganz im Ernste lachen muß, wobei

das Schlimmste sein mag, daß ich durch diese Erkenntniß keineswegs gebessert war, die fruchtlose Operation vielmehr ununterbrochen fortsetzte.

Diesem Gewahrwerden nachgehend, bin ich seit acht Wochen auf besondere Wege guter Gedanken gerathen, die ich noch immer verfolge, am Liebsten aber im Gespräch mit Ihnen potenziiren möchte.

Gegenwärtig nur so viel. Den 13. September hoff' ich in Jena zu sein. Wo Sie dieser Brief auch trifft, geben Sie mir nach Weimar Nachricht, ob und wann ich Sie zu sehen hoffen darf, wornach ich mich ernstlich sehne. Wunderbar ist's! in der Gesellschaft, wie sie mich seit jener Zeit umgab, fehlt es nicht an Geist, aber, indem er sich auf die Negative, auf's Mißreden wirft, zerstört er sich selbst und verschwindet in Dunst. Indessen hab' ich viel Menschen gesehen, in gar manche Zustände hinein geblickt, auch vieles genossen, und nach dem Texte der heiligen Schrift muß mir viel verziehen werden; denn ich habe viel geliebt. Hiezu war mir Zeit gegönnt, ohne daß ich deshalb in der Naturwissenschaft zurückgeblieben wäre. Ich führe zwei thätige Jüngere[1] neben mir, wovon der eine die Erde durchklopft, der andere sich um die Meteore des Himmels bekümmert, und so ist viel gesammelt und bemerkt worden. Auf jenes Athmen der Erde weiß ich schon viel Himmlisches, beinahe alles zu beziehen, und wäre es auch nur zur Uebung des Geistes, ein solcher Versuch würde immer viel Nutzen bringen.

Nebenbei sind auch einige Gedichte[2] gelungen, die für mich Werth haben, und für Freunde hoffentlich nicht werthlos bleiben sollen. Mehr kann ich wohl nicht ver-

---

[1] Stadelmann und John.

[2] Darunter besonders die Elegie aus Marienbad; später in die „Trilogie der Leidenschaften" aufgenommen, entstanden nach dem Verzicht auf Ulrike.

langen, besonders da noch manches andere Gute als die unglaubliche Talentäußerung der Pianospielerin Madame Szymanowska mit Worten nicht anzudeuten ist. Sie hat ihren Weg nach Berlin genommen. Sollten Sie die so liebenswürdige als kunstfertige Frau sehen und hören, so werden Sie mir nicht verargen, von ihr entzückt gewesen zu sein. Auch Madame Milder hab' ich zum ersten Mal bewundert; aus vier kleinen Liedern hat sie das Größte gemacht über alle Erwartung. Den Complex dieser unschätzbaren Persönlichkeit hör' ich nun schon so lange rühmen, und da find' ich freilich die Einwohner einer großen Königsstadt höchst beneidenswerth, die an so herrlich besetzten Tafeln ohne Umstände sich niederzulassen berufen sind.

Und so hätt' ich denn doch aus der Fülle meiner beiden Monate diesem Blatt einigen Inhalt mitgetheilt. Möge ich doch bald mit guten Hoffnungen für die nächste Zeit beglückt werden!

Das Schöne zum Guten! G.

Eger, den 8. September 1823.

1626.

An Frau v. Levetzow.[1]

Indem ich von Eger abzugehen mich bereite lege ich ein Blat vor mich hin, greife nach der Feder und finde sogleich wie viel zu sagen, wie wenig auszusprechen ist.

---

[1] Vom 25. August bis zum 5. September hatte Goethes Verkehr mit Ulrike und der Familie Levetzow in Karlsbad gewährt, dessen Einzelheiten vielfach im Tagebuch aufgeführt sind. Am 5. September war die „Elegie" entstanden. Am 9. schreibt er in Eger, wo er am 7. eingetroffen, vorstehenden Brief und am 10. die Einlage an Ulrike. „Beide Briefe", bemerkt Suphan (Goethe-Jahrbuch XXI) treffend, „kommen dem, was man im bürgerlichen Leben die ‚Erklärung' nennt, ziemlich nahe. Der letzte Schritt, die Werbung im eigentlichen Sinne, wird nicht getan. Ich glaube, Frau v. Levetzow, die Lebenskluge, hat es verstanden zu hindern."

Dencken Sie Sich, liebe, theure Freundinn, die vergangenen mehreren Wochen, besonders aber die letzteren, so werden Sie jeden Tag von meiner Danckbarkeit durchwoben finden die ich jetzt einzeln weder ausdrösseln möchte noch könnte; ich schiebe daher alles Ihrem lieben Gemüthe zu das wird an meiner Stelle das Beste thun.

Und wenn ich mich nun zu der Tochter wende so geht es mir eben so; doch da sie selbst mit Worten nicht freygebig seyn mag so verzeiht sie mir wohl wenn ich diesmal auch zurückhalte. Doch wenn mein Liebling (wofür zu gelten sie nun einmal nicht ablehnen kann) sich manchmal wiederhohlen will was sie auswendig weis, das heist das Innerste meiner Gesinnung, so wird sie sich alles besser sagen als ich in meinem jetzigen Zustand vermöchte. Dabey, hoff ich, wird sie nicht abläugnen daß es eine hübsche Sache sey geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal unbequem fallen möchte.

Alle Leute berufen mich über meine Gesunde Heiterkeit, ich dancke jedermann zum allerschönsten; denn ich hör es gern, da es mich an alle die Heilmittel erinnert durch die sie mir geworden ist. Sollte sie sich aufrecht erhalten, so bringe ich sie zur Quelle zurück, sollte sie sich verlieren, so weis ich wo ich sie wieder finden könnte.

Amelien sagen Sie das freundlichste für den letzten Abend; ich habe nie gezweifelt daß sie sey wie sie sich da gezeigt hat. Sagen Sie ihr ferner: daß wenn sie (ohne im mindesten sich zu geniren) nur das Uebermaaß vermeiden mag, alsdann nicht leicht ein junges Frauenzimmer sich selbst, den Ihrigen, den Freunden, so wie der Gesellschaft erwünschter und angenehmer seyn könnte.

Bertha, der holde Herankömmling, hat so schöne tiefe Töne in ihrem Organ; möge sie beym Vorlesen[1] an

[1] Von dem Vorlesen der drei Schwestern berichtet wiederholt das Tagebuch.

mich dencken und den Perioden, wo es sich schickt tief anfangen, um hernach den Ausdruck in der Höhe steigern zu können.

Verzeihung! daß ich aus der Ferne den Schulmeister mache; wie gern geschäh es in der Nähe! Denn wenn ich natürliche Vorzüge, glücklich eingeleitete Bildung bemercke, so kann ich mich nicht enthalten mit wenigen Worten auf die nächsten Hindernisse hinzudeuten von denen man sich oft länger als billig aufhalten läßt.

Dem Grafen Taufkirchen[1] gönn ich alles Gute, besonders die vollständigste Chatulle von ganzem Herzen; aber verzeihen kann ich ihm nicht daß er uns, obgleich mit interessanten Geschichten, um eine Abend-Vorlesung gebracht hat, worauf ich mich, vielleicht mit noch jemand, besonders gefreut hatte. Möge bey solchen Uebungen Ulricke meiner freundlich gedencken, sich an das Wenige was ich bemerckt habe mit Neigung erinnern, so wird in kurzer Zeit der Bedeutsamkeit ihres Vortrags, dem ihre natürliche Anmuth soviel gefälliges giebt, gewiß nichts abgehen.

Und so wär ich denn doch wieder in dem lieben Kreise aus dem ich mich herauszuwinden trachtete, wieder am runden Tisch, zwischen Mutter und Tochter, den Schwestern gegen über, in häuslicher Vertraulichkeit.

Nun aber mahnt mich der Raum abzuschließen. Ein neues Blatt darf ich nicht nehmen, sonst ging es in's Unendliche fort. Dancken aber muß ich noch bündig und herzlich für die Blicke die Sie mich in Ihr früheres Leben thun liesen, ich fühle mich dadurch näher verwandt und verbunden. Auch der Tochter möcht ich noch sagen: daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennen

[1] Im Tagebuch vom 4. September notiert Goethe „für Graf Taufkirchen Handel von Glaswaren und Toiletten beschäftigte Frau von Leretzow. Abends Taufkirchen und Erfolg seines Handels.“ Und am 5. „Graf Taufkirchen. Als sich der entfernt hatte, allgemeiner, etwas tumultuarischer Abschied.“

gelernt; daß ich sie aber kenne und weis was ihr gefällt und misfällt, wünscht ich ihr persönlich zu beweisen, in Hoffnung glücklichen Gelingens. So am Ende wie am Anfang

Eger d. 9 Sept. treu anhänglich

1823. G

1627.[1]

An Ulrike v. Levetzow. 1

Am heißen Quell verbringst
Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm
Zwist;
Denn wie ich Dich so ganz im
Herzen trage
Begreiff' ich nicht wie Du wo
anders bist.

(Eger) 10. S. 1823 G.

2

Näher betrachtet hätt ich denn doch besser gethan noch ein Blat anzufangen, denn gar mancherley macht sich zum Abschluß nötig; oder vielmehr es ergiebt sich daß man gar nicht abschließen kann.

10. S. 1823 G

[1] Nach Suphans Angabe sechs geränderte Blättchen, von Goethe selbst beziffert, einen Brief bildend.

3

Herren Grafen Klebelsberg empfehlen Sie mich zum allerschönsten und erzählen ihm wie ich gerade mit dem vierrädrigen Füllhorn seiner Sendung angekommen bin, und so viel Geniesbares mitgenossen habe. Da ich denn für meinen Theil zum schönsten dancke. Wie für so vieles andere.

10. S. 1823 G

4

Auch nach Marienbad an Gros-Papa und Mama empfelen Sie mich zum besten. Beruft mich das Glück im nächsten Jahre dorthin, so meld ich's bey Zeiten und bitte um gutes Unterkommen. Eine Schlafstätte wie die heurige würde danckbar anerkannt.

10. S. 1823 G

5

Und nun noch einen Hauptpunckt! Inständigst bitte mich wissen zu lassen wenn Sie den Ort verändern und wohin. Was ich zunächst wünsche läßt sich leicht errathen.

10. S. 1823 G

6

Damit das Halbdutzend voll sey muß ich noch aussprechen daß die köstliche Tasse, das holde Glas mich schon hier durch ihren Anblick erfreut nicht getröstet. Es war ein schöner Tag des öffentlichen Geheimnisses!

10. S. 1823 G

* * *

Eine Woche nach Abgang dieser Briefe war Goethe heimgekehrt. Ueber die Beantwortung der Briefe ist nichts bekannt, doch bringt Suphan die geheimnisvolle Tagebuchstelle vom 4. November: „Schreiben aus Böhmen. Beantwortung desselben" in Beziehung dazu. In seiner Veröffentlichung der Briefe an die Levetzows führt er aus: „Die Urkunden v. Levetzowscher Herkunft aus dieser kritischen Periode sind vernichtet. Fraglos aber, daß auf dieser Seite so zart wie klug verfahren worden ist, in einer Weise, die von dem Versagen oder Vertagen alles Verletzende ablöste, und das Fundament gegenseitigen herzlichen Wohlwollens unerschüttert ließ. Selbst damit ist noch nicht genug gesagt. Das Wiedersehen, die Wiederaufnahme des anmuthigen persönlichen Verkehrs wurde dabei als etwas Selbstverständliches behandelt, gewissermaßen sogar ausbedungen. Als Plan kommt dies in Goethes Briefen, als aufrichtiger Wunsch, als Bitte und Einladung noch öfter in denen Amalie v. Levetzows zur Sprache. Ein direktes Nein kann nicht ausgesprochen sein, sonst wäre unser Brief und wären die folgenden unerklärlich. Man versteht sie nur unter der Voraussetzung, daß eine geraume Zeit lang, Dank einem beiderseits geübten Takt und Zartgefühl, alles schön in der Schwebe gehalten wurde, also zunächst weit bis ins nächste Jahr hinein und bis Goethe selbst sich in das Naturnotwendige gefunden hatte."

1628.*

An Frau v. Levetzow.

Ihr lieber, theurer Brief, meine allerbeste, obgleich erwartet und gehofft, hat mich ganz eigentlich überrascht; denn so ist es mit ersehnten Freuden daß sie, zaudernd, uns für die Ewigkeit auszubleiben scheinen. Eine unwillkührliche Bewegung, womit ich mir den fremden Poststempel[1] und das bekannte Siegel sogleich anzueignen trachtete, werden Sie mir wohl zutrauen.

[1] Trziblitz.

Und so erreich' ich es denn, nach langem Entbehren, wieder in die Mitte des heitersten Familienkreises einzutreten und eines Zustandes, nunmehr in freyer Luft, in Wein- und Obstgärten, wenn auch nur Gedanckenweise, mich zu erfreuen, eines Zustandes der mich, unter den zwar kurzen, aber doch goldnen Flügeln des Herrlichen Straußes höchst glücklich gemacht hatte. Noch jetzt empfinde ich es nach, da eine heitere Vergangenheit als wäre sie gegenwärtig ihren reitzenden Einfluß ununterbrochen fortsetzt.

Daß ein so schöner Herbst Ihnen gegönnt war machte mir die reinste Freude, ich mochte an heitern Tagen Sie dencken wo ich wollte, so fand ich Sie unter freyem Himmel; und wenn nun gar Ihre liebenswürdige Erzählung mir die schönen böhmischen Gegenden durch eine frohe Thätigkeit der lieben Kinder belebt und die Landschaft erst recht durch die anmuthigsten Figürchen heraushebt, so wüßte ich Gefühl und Einbildungskraft nicht angenehmer zu beschäftigen.

Was unsern theuren gnädigsten Herren betrifft so kann ich wohl sagen: daß er sich dem allgemeinen Wunsche gemäß, aber völlig über alle Erwartung in dem besten Wohlseyn befindet. Nicht allein ist ihm die Berliner Revüe ganz trefflich angeschlagen, sondern er hat, nach kurzem Aufenthalt alhier, sogleich in Eisenach den Grundstein zu einer neuen Bürgerschule gelegt, ist von da nach Göttingen gefahren, um die dortigen Gelehrten, ihm höchst anhänglichen Männer freundlichst zu überraschen, und die bedeutenden Anstalten, die er recht gut zu beurtheilen weis, in ihrem neusten Zustande kennen zu lernen. Hiernach befindet er sich wieder hier in gewohnter Thätigkeit, gründet, baut, vollendet, säet, pflanzt und hegt auf eine Weise die jedermann in Bewundrung und Freude versetzt. Ich hoffe er wird danckbarlichst anerkennen wieviel er

Marienbad hiebey schuldig geworden und seinen geziemenden Tribut das nächste Jahr fröhlich und hoffnungsvoll abtragen . . .

Die Fortsetzung mit Erlaubniß nächstens.

Mit den herzlichsten Grüßen und Betheurung treuster Anhänglichkeit Goethe.

Weimar d. 29. Nov. 1823.

1629.*

An Boisserée.

Weimar, 12. December 1823.

Ihr liebevolles Schreiben,[1] mein Bester, gelangte zu mir gestern Abends, und ich beginne den heutigen Tag mit eiliger Erwiederung.

Um ein achtmonatliches Stillschweigen, wo nicht zu entschuldigen, doch einigermaßen begreiflich zu machen, thu' ich am besten, wenn ich historisch verfahre. Aller Fleiß unseres dießjährigen Frühjahrs reichte kaum hin, Ende Juni ein Heft „Kunst und Alterthum" und eins „Morphologie" zu vollenden; Juli, August und einen Theil des Septembers bracht' ich in Böhmen zu, theils meinen alten Gebirgsforschungen ergeben, theils in heiterer Gesellschaft mich erquickend; sogar die Poesie ging nicht leer aus, mir selbst und theilnehmenden Freunden zum Vergnügen. In Eger blieb ich bis Hälfte Septembers, von dort schrieb ich mehrere Briefe an die zerstreuten Freunde. Sie auch standen auf der Liste; wie es aber beim Abschluß

[1] Aus Paris, vom 3. Dezember.

einer solchen auswärtigen Existenz zu gehen pflegt, man findet sich denn doch zuletzt überrascht, wenn der Reisewagen vor der Thüre hält.

Kaum zu Hause angelangt, besuchte mich Staatsrath Schulz von Berlin; ein Mann, der vor vielen seiner Namensvettern Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit, Zutrauen und Hochachtung verdient.

Zu gleicher Zeit langte Graf Reinhard mit Familie bei uns an, sein Geburtsfest ward fröhlich und anständig gefeiert und wie es sonst zusammen gut und heiter gewesen, haben Sie selbst von ihm vernommen.

Eine unvergleichliche Pianospielerin, Madame Szymanowska, deren anmuthige Gegenwart und unschätzbares Talent mir schon in Marienbad höchst erfreulich gewesen, kam gleich nach ihnen, und mein Haus war vierzehn Tage der Sammelplatz aller Musikfreunde, angelockt durch hohe Kunst und liebenswürdige Natur. Hof und Stadt, durch sie aufgeregt, lebte so fortan in Tönen und Freuden.

Unmittelbar nach ihr besuchte mich Herr Staatsminister von Humboldt, einer der ächten alten Freunde aus der Schiller'schen Zeit; hier war das Vergangene leicht gefunden, angeknüpft und bis an die neuesten Tage herangesponnen.

Seine Stelle war sodann unmittelbar wieder besetzt durch Professor Zelter, der vom Rheine kam; da denn wieder eine neue Art von vertraulicher Mittheilung begann und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird.

Dieses alles klingt nun recht schön und gut, wenn es nur auch so glatt abgegangen wäre; allein ich ward am 1. November durch äußeren Anlaß von einer solchen Erkältung angegriffen, daß die schlimmsten Folgen daraus entstanden, vorzüglich weil ich sie anfangs ohne ernste gegenwirkende Kur vernachlässigte; indem der mit meiner

Natur wohl bekannte Hausarzt zu gleicher Zeit gefährlich krank ward. Indessen nahm ein Krampfhusten dergestalt überhand, daß ich vierzehn Nächte auf dem Sessel zubringen mußte, in einem Zustande, der den Unterschied zwischen Tagen und Nächten aufhebt und sich zu der, an meinen Seiten sich immerfort bewegenden Geselligkeit gar seltsam verhielt. Wohlthätig war es jedoch, daß dieses äußere so heftige Uebel nicht in mein Inneres drang und mein eigentliches Ich wie ein ruhiger Kern in einer stachlichen Schaale für sich lebendig wirksam blieb. Dadurch ward es möglich, daß ich den Freunden doch einigermaßen theilnehmend erscheinen konnte, auch ein Heft „Kunst und Alterthum" durch einige Einwirkung und Andeutung zu Stande kam, auch ein Morphologisches gefördert wurde.

Nun rück' ich durch fleißiges Baden, von allem Krampfhaften nach und nach befreit, einem thätigern Leben wieder zu, verfahre jedoch nur schrittweise, denn offenbar hatte mir eine zu lebhafte Anstrengung nach meiner Rückkehr aus dem Bade, wo ich mich hätte ruhiger verhalten sollen, geschadet und äußeren Zufälligkeiten die Hand gereicht . . .

Daß meine früheren Arbeiten nun endlich auch in das Strudelgetriebe der französischen Literatur aufgenommen worden, macht mir wenig Freude, es bleibt allen diesen Dingen kaum etwas mehr als mein Name. Sie sagen mir manches Neue und sprechen sich so gut darüber aus, daß ich weiter nichts zu äußern wüßte; das beste, was bei allem diesem Getreibe herausgekommen, ist der Abdruck des ächten Diderotischen Dialogs, le Neveu de Rameau, bei Brière. Lesen Sie es ja gleich, wenn es noch nicht geschehen wäre, was man mich als Vorredner sagen läßt, darf ich allenfalls anerkennen, es ist wenigstens ganz in meinem Sinne geschrieben . . .

Nun bedenken Sie noch zum Schluß das Hauptgeschäft, das mir in hohen Jahren obliegt, meinen literarischen Nachlaß zu sichern und eine vollständige Ausgabe meiner Werke wenigstens einzuleiten! es würde mir dieß ganz unmöglich seyn, wenn sich nicht hübsche junge Leute zu mir gesellten, die sich an mir herauf gebildet haben, mich völlig verstehen, meine Absichten durchdringen und sich anschicken an meiner Statt auf Stoff und Gehalt, der noch so reichlich daliegt, verständig-geistreich zu wirken. Auch hierin ward bei meinen letzten Uebeln ununterbrochen fortgefahren.

Uebergehen darf ich hierbei nicht, daß gerade die heftigen Gegenwirkungen mißwollender Menschen, durch Parteigeist aufgeregt und begünstigt, die mir angehörigen Geister erweckt und zum Widerstreben ermuntert haben, indessen ich keine Zeit verliere, theils neuen Erwerb zu gewinnen, theils das Erworbene zu gestalten. Dabei freue ich mich täglich, daß ich früher nichts versäumte, mich fest zu gründen und immer dem Tag aufgab, um Jahre zu gewinnen.

Unter denen, die sich thätig an meiner Seite erhalten, ist Hofrath Meyer vorzüglich zu nennen. Seine griechische Kunstgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf Alexander, ist ein unschätzbares Werk für jeden, der mit sich selbst und dem Gegenstand einig werden will. Unsere lieben deutschen Blätter werden es bald um- und umgeschrieben und was schlimmer ist, in Phrasen verzettelt haben; indessen bleibt es denn doch auf den Repositorien stehen und jeder Frische kann in der Folgezeit wieder frisch darnach greifen.

Riemer ist zwar sehr beschäftigt, aber er läßt nicht nach, mir bedeutend folgereich beizustehen; indem er beim Druck der Hefte die Revision des Manuscripts und des

Preßbogens übernimmt. Rechtschreibung, Interpunktion und was mehr ist, Klarheit und Uebereinstimmung des Ausdrucks wird hiedurch gesichert.

Hiebei darf ich nun wohl kaum sagen, daß, sowohl überhaupt als besonders, im gegenwärtigen reconvalescirenden Augenblick dieß alles fast zu schwer werden will, und daß ich mich geistig recht strack halten muß, um nicht zu weichen und zu wanken. Damit nun die gute Natur vollkommen aufgerichtet und gekräftigt werde, so stehen auch Sie mir bei mit freundlichem Willen und Wollen, mit gutem Sinn und treuer Neigung, damit was dem Menschen einzeln zu erreichen unmöglich ist, wir, wie bisher, in redlich thätigem Bezug, wenn auch nur aus der Ferne, wechselwirkend leisten und vollenden mögen.

Treu anhänglich Goethe.

1630.

An Großherzog Karl August.

Ew. Königliche Hoheit

verzeihen gnädigst, wenn ich über die Bürgerische Angelegenheit [1] noch nicht ausführlich berichtet; zur Entschuldigung diene vielleicht, daß die Sache völlig abgethan ist.

Mit der im dritten Bande der sämmtlichen Bürgerischen Werke und zwar in der Vorerinnerung Seite IX und in den Anmerkungen S. 223—225 angeführten Wei-

[1] Karl v. Reinhard gab eine Ausgabe von Bürgers Werken in 7 Bänden heraus, die auch dem Großherzog zugegangen waren. Dieser fragte bei Goethe an, wie es sich mit der in Band III erwähnten „Weimarischen Subskription für Bürger“ verhalten habe.

marischen Subscription [1] hat es seine völlige Richtigkeit. Der damals schon lebhafte und nachher so viele Jahre sich immer gleich gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei Bürgers Anerbieten rege werden, als er Lust bezeigte den Homer zu übersetzen. Wie ein solches an- und eingeborenes Talent sich auch in diesem Falle benehmen, was es leisten würde unterlag keiner genauen Untersuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würde gefördert seyn.

Man begnügte sich auch nicht mit dieser schriftlichen Zusage, sondern man legte die Summe von 65 Louisd'or in meine Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch Bürgers Beharrlichkeit stimmten in den wohlmeinenden Vorsatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmal das Geld zu Bürgers Gunsten bestimmt worden, der sich aus kümmerlichen Umständen nie zu erholen wußte, so beschloß die ansehnliche Gesellschaft, ihm diese bedeutende Unterstützung angedeihen zu lassen: wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich sendete ihm das Geld, erhielt seinen Dank und richtete ihn aus.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verschiedene beschlossen, realisirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugnisse haben die Jahres- und Begebenheitswechsel mit aufgezehrt.

Hier unterstehe ich mich nun bei Ew. Königlichen Hoheit unterthänigst anzufragen, ob ich nicht, da der Herausgeber Bürgerischer Schriften diese Sache zur öffentlichen und ganz eigentlich literarischen gemacht hat, der

[1] In Wielands „Teutschem Merkur“, Febr. 1776.

völlige Abschluß derselben ihm aber unbekannt ist und Andern problematisch dünken möchte, deshalb in dem nächsten Hefte von Kunst und Alterthum vorgemeldete Aufklärung geben und die Angelegenheit dadurch beendigen, auch alle Hoffnungen, die gewissermaßen die Gestalt von Forderungen annehmen, völlig beseitigen solle.

Unterthänigst

Weimar den 23. Decbr. 1823. J. W. Goethe.

1631. *

An Frau v. Levetzow.

Das alte Jahr, das mir so viel Schönes und Gutes gegönnt hat, soll nicht vorübergehen ohne daß meine theuern Freundinnen abermals ein Wort des Grußes und Dankes vernehmen. Zwar hat der November mich nicht aufs beste behandelt,[1] doch giebt die Aussicht auf den

[1] Aus den Briefen dieser Zeit wird nicht ersichtlich, wie schwer Goethe damals litt. Zelter aber, der am 24. November zu Besuch in Weimar eintraf, schreibt unter diesem Datum in seinem Tagebuch: „Ich komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Gesicht kuckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann (Diener) kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage, — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: soll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod?, Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — nach Dessau. — Wo ist Ulrike? — im Bette. Der Kammerrath (August) kommt: Vater ist — nicht wohl; krank, recht krank. — Er ist todt! — Nein, nicht todt, aber sehr krank. Ich trete näher und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig' ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehn. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen der aussieht als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe." Und am 28. November: „Die Familie hat seine Heirathsgedanken auf eine undelikate, harte Art aufgenommen statt ihm Antheil zu zeigen. Der Sohn soll mit ihm sehr hart gewesen sein. Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung. Das ist nicht der Weg, sein Herz zu besänftigen. Er hat die Natur, daß ihn der Widerstand verhärtet. Ich weiß nicht wie es enden wird..." An anderer Stelle berichtet er: „Ein schweres Krankenlager erfolgte im Spätherbst 1823 und die Weimarischen Aerzte erwarteten Goethe's Tod. Schon zweymal hatte ich den Freund in ähnlichem dem Tode nahen Zustande angetroffen, und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehen. Diesmal, seine Genesung so zu sagen befehligend, sah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Aerzte so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Decembers in völliger Munterkeit verlassen durfte."

letzten, und in dessen Gefolg auf den längsten Tag neuen Muth und Hoffnungen. Möge das Alles nach Wunsch gelingen! . . .

Daß ich mit meinen Gedancken oft genug in Böhmen gewesen lassen Sie mir gelten, was aber sagen Sie wenn ich melde daß eine Zeichnung vom Hasenberge, mit Klippen und Ruinen, mir ganz unerwartet neulich vor Augen trat. Ich betrachtete ihn mit einiger Scheu: ob nicht etwa gar an und auf demselben mich die Strafe irgend eines Kirchenraubs, oder sonstigen Vergehens, wie es auf Engelhaus der Fall war, drohend erwartete; doch will ich mir von so liebenswürdigen Richtern alles gefallen lassen, die ja wohl behülflich sind das allerschlimmste zu überstehen.

Wenn ein schlanckes, liebes Kind sich niederbeugt und meiner gedenckend ein Steinchen aufhebt, so ist das zu den hundert Stellungen in denen ich sie vor mir sehe wieder ein neuer Gewinn; sie mag mir ja die Früchte ihrer Bemühung nicht vorenthalten . . .

Und so bleibt mir eine neue Seite noch übrig welche nur den geringsten Ausdruck meiner Gesinnungen und Wünsche zu fassen Raum genug gäbe. Zu gleicher Zeit aber steht der neue Wand-Calender von 1824 vor mir wo die zwölf Monate zwar reinlich aber auch vollkommen gleichgültig aussehen. Vergebens forsch ich welche Tage sich für mich roth welche düster sich färben werden; die ganze Tafel ist noch in Blancko, indessen Wünsche und Hoffnungen hin und wieder schwärmen. Mögen die meinen

den Ihrigen begegnen! Möge sich dem Erfüllen und Gelingen nichts! nichts! entgegen setzen! Sagen Sie Sich unter einander alles in traulicher Stunde, wie es auf der Terasse, im Hin- und Herwandeln weitläufiger auszuführen wäre. Meine nächsten Aussichten aber, deren Gewährung ganz von Ihnen abhängt, lassen Sie mich nicht zu lange entbehren. Wo und Wie? haben meine Gedancken Sie aufzusuchen? Gute Nachrichten von allen Herzlich gegrüßten, den Herren Grafen und die theuren Eltern mit eingeschlossen, mit Sehnsucht hoffend und erwartend

treu anhänglich

Weimar. Sylvester Abend 1823. G.

1632.*

An Ludwig Tieck.

. . . In dem nächsten Hefte von Kunst und Alterthum finden Sie ein heiteres, wohlgemeintes, obgleich flüchtiges Wort über Ihre *Verlobten*.[1] Merkwürdig ist es immer daß von den zerstückelten Gliedern unseres anarchischen Literatur- und Kunstwesens gar manche sich zu der frömmelnden Fahne sammeln, welche freylich die Schwachen am Geiste und an Talenten sektenartig in Schutz nimmt. Schade ist es dabey doch immer daß so manche löbliche Fähigkeit und Fertigkeit auf diesem falschen Wege, wohl erst gewisse Vortheile, später aber großen Nachteil empfindet; wie ich aufs deutlichste in vielfachen Einzelheiten die zu mir gelangt ungern gewahr werde. Wenn denn

[1] Tiecks Novelle „Die Verlobung" wurde von Goethe in „Kunst und Altertum", IV, 3, angezeigt.

aber wie man sich nicht verbergen darf gegen dieses nur seicht und immer seichter sich verbreitende Gewässer nicht zu wirken ist, so halte ich's doch für gut, ja für nöthig von Zeit zu Zeit ein öffentliches Zeugniß zu geben daß man anders denkt, wie es denn auch in Ihrer Novelle ganz am rechten Platze geschehen . . .

Grüßend, wünschend, treu theilnehmend

Weimar den 2. Januar 1824. Goethe.

1633.*

An Ch. L. F. Schultz.

Von meinem unerfreulichen Zustand, in den ich bald nach Ihrer Abreise verfiel, und von dessen Besserung wird Zelter genugsame Nachricht überbracht haben. Seit seiner Abreise bin ich, in gewissem Sinne, recht wünschenswerth wieder hergestellt, aber freilich kann ich mich nur so erhalten, wenn ich mich für krank angebe. Die eigne Lebensweise, die ich in diesem Sinne ergriffen und mit Standhaftigkeit fortsetze, gibt mir die besten Hoffnungen wenigstens für die nächste Zeit. Meine gewohnten Thätigkeiten vermag ich zu verfolgen: nächstens erscheint ein neues Heft Kunst und Alterthum,[1] worin der Zufall mich den *Paria* in seiner höchsten Würde vorführen läßt, gerade im Augenblick da er Berlin vom Theater[2] herunter interessirt; dies ist ein Gegenstand, den ich gewiß vierzig Jahre mit mir herumtrage, ohne ihn zur poetischen Erscheinung

[1] IV, 3, das mit Goethes „Paria" beginnt.
[2] Michael Beers Schauspiel „Der Paria" war damals in Berlin aufgeführt worden.

gebracht zu haben. Dasselbe Heft bietet noch manches, dem ich Genuß wünsche; es ist kein Artikel drinne, dem es nicht ernst sei, etwas zu geben oder zu versprechen, was nächstens zu halten ist . . .

An meine neue Ausgabe denk' ich ernstlich; Eckermann wohnt in Weimar und ist fleißig an der Redaction meiner Acten und Papiere; er fühlt mit Behagen dadurch seine Bildung beschleunigt, und mir ist es kein geringer Vortheil. Cotta erklärt sich willig; aber in welcher peinlichen Lage steht ein deutscher Autor gegen Verleger und Publicum! Freilich haben jene Vorfragen, die Sie mir neulich mittheilten, schon so manches Bedenkliche, was in dem alten Verhältnisse wegfällt. Das Nähere zu seiner Zeit! . . .

treulichst G.

Weimar, den 9. Januar 1824.

1634.*

An Zelter.

9. Januar 1824.

Um mich über die Zustände von 1802 aufzuklären[1] durchsuchte ich meine Briefhefte jener Tage, und da fand ich von Dir gar schöne, gute, freundlich-gründliche Worte, die sich denn immer noch bis auf die letzte Zeit bewähren. Und so mochte denn auch die Prüfung der bedenklichen Wochen, die wir zusammen zugebracht, dem viel-

[1] Für die Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller.

jährigen Gewebe noch einige tüchtige Spannen zufügen! Freud' und Leid haben wir in diesen zwanzig Jahren einzeln und zusammen genugsam erlebt und erfahren, und so war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zustand abermals höchst erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich daß die andern es anerkennen, die niemals recht begreifen was ein Mensch dem andern seyn kann und ist.

Daß Du mir die Mittheilung des Gedichtes[1] durch innige Theilnahme so treulich wiedergabst, war eigentlich nur eine Wiederholung dessen was Du durch Deine Compositionen mir so lange her verleihest; aber es war doch eigen daß Du lesen und immer wieder lesen mochtest, mir durch Dein sanftes gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließest was mir in einem Grade lieb ist den ich mir selbst nicht gestehen mag, und was mir denn doch jetzt noch mehr angehört, da ich fühle daß Du Dir's eigen gemacht hast. Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen so müßtest Du mir's so lange vorlesen und vorsingen bis Du's auswendig könntest.

Hier liegt auch ein Brief von meiner Mutter bey,[2] den Du wünschtest; darin, wie in jeder ihrer Zeilen, spricht sich der Charakter einer Frau aus, die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünctlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war . . .

[1] Die „Elegie", die Zelter wiederholt mit Goethe gelesen hatte, wie aus Goethes Tagebuch ersichtlich.

[2] Frau Ajas Brief an ihren Sohn vom 1. Oktober 1802. (Briefe von Goethes Mutter, herausgegeben von Philipp Stein, S. 210 f.)

Ottilie[1] west nun in Berlin und wird es von Stunde zu Stunde treiben bis sie von Zeit zu Zeit pausiren muß; vielleicht giebt ihr das erreichte Ziel, wieder durchs Brandenburger Thor eingefahren zu seyn, wenigstens einige Milderung der Hast, ohne die man sie freylich kaum denken kann. Du thust ihr, weiß ich, alles zu Liebe; das Beste kann freylich nicht ohne Aufregung ihres lebhaften Wesens geschehen.

Ich aber muß mir selbst sagen: daß ich mich auch früher d. h. gleich nach meiner diesmaligen Rückkunft, hätte schonen sollen und mich jetzt zu schonen habe: denn die große Erregbarkeit, die sich schon in Böhmen, wie Du weißt, an der Musik manifestirte, ist's doch eigentlich die mir Gefahr bringt; ob ich ihr gleich nicht feind seyn kann, da ich ihr denn doch eigentlich jenes Gedicht verdanke, an dem Gefühl und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit sich so gern wieder anfrischt.

Nächstens die zweyte Hälfte des mitgetheilten Heftes, das abgeschlossen und ein neues schon wieder angefangen ist. In Dingen der Naturwissenschaft kam von außen glücklich einiges meinen innern Bestrebungen entgegen, und ich hoffe zunächst manches Resultat noch auszusprechen, auch verschiedene Capitel vor diesmal abzuschließen. Aber hiezu ist auch nöthig sich von der närrisch bewegten wissenschaftlichen Welt auszuschließen. Die Masse der unzulänglichen Menschen, die einwirken und ihre Nichtigkeit an einander auferbauen, ist gar zu groß; selbst mit Bedeutenden ist's mitunter nicht ganz just, doch kann und muß man sich über alles trösten, da es am Ende doch auch ganz vortreffliche Menschen giebt, auf die man für jetzt und künftig seine Hoffnungen niederlegen mag . . .

Allen guten Geistern empfohlen. G.

[1] Ottilie war am 30. Dezember nach Berlin gereist, wo sie bei Nicolovius wohnte.

1635.

An Riemer.

Weimar, den 12. Jan. 1824.

Hiermit sende, mein Bester, die letzten Schiller'schen Briefe von 1802, damit Sie das ganze Jahr beisammen haben. Mich dünkt, es nimmt sich ganz gut aus und ist bis auf wenige Stellen dem Publicum wohl communikabel. Gegen Ende der Woche verhandeln wir wohl in einer heitern Mittagsstunde diese Angelegenheit.

Mit den besten Wünschen

G.

1636.

An Alexander v. Humboldt.

Weimar, am 24. Januar 1824.

Der Gedanke, mit trefflichen, verehrten Männern nach so vielen Jahren noch so immer zusammen auf dieser Erde zu wirken, ist erheiternd und belebend, mich erquickt jeder Gruß, jede Sendung. Dieses gegenwärtig auszusprechen, berechtigt mich Ihres Herrn Bruders freundlicher Besuch, der uns die schönsten Tage hoffnungsreicher Thätigkeit zurückrufen ließ. Nun mahnt mich die Gelegenheit durch eine schöne, liebenswürdige, talentvolle Frau[1] dies Blättchen mit Gruß und Wunsch, verehrter

[1] Mad. Szymanowska.

Freund, an Sie gelangen zu lassen. Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann. Erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich glücklich macht, damit ich von Ihren großen Arbeiten immerwährenden Vortheil ziehen kann, die Freude einer ununterbrochenen Theilnahme, so lange sie mir noch gegönnt ist, ungetrübt genießen möge.

G.

1637. *

An Ottilie v. Goethe.

26/30 Januar 1824.

Indem ich hoffen kann, daß Du Deine Tagebücher, wiewohl mit einiger Aufopferung immer fortsetzen wirst, so bereite ich Dir zum voraus abermals ein erwiederndes Blättchen . . .

Einen köstlichen Brief hab' ich von Zelter, danke ihm dafür zum allerschönsten. Manchmal wollt' es mich betrüben daß er mich in gar zu schlechten Zuständen neulich antraf; dann muß man es auch wieder für gut halten dergl. Tage und Stunden zusammen verlebt zu haben . . .

Morgen früh schlagen sie einem Missethäter das Haupt ab; Abends giebt Hartknoch ein Conzert; unzählige Nähnadeln sind den Tag über in Activität, um die mannigfaltigsten Charaktere herauszustutzen. Dazwischen pickt denn auch eine oder die andere Nadel des Mißwollens auf Braut und Bräutigam, auf Rivale mit oder ohne

Maske, und auf die übrigen öffentlichen Geheimnisse des Hofes und der Stadt. August ist nach zurückgelegtem Hofdienste wieder ganz haus- und kellerhaft, Ulrike küchenartig, doch auch mit Sticheln in bunter Wolle wenigstens nicht zurückbleibend. Meistens jeden Tag ein neuer Gast; die Kinder sind sehr scharmant und wenn Du nicht bald wieder kömmst, so wirst Du nicht recht wissen, wo Du Platz finden willst. Sey also nicht zu verwegen in der Königsstadt und bedenke, daß man seinen Sitz nicht zu lange verlassen muß wenn man ihn behaupten will. Dies sagte ich nicht wenn ich nicht wüßte daß Du schwer zu erschrecken bist.

1638. *

An Nees von Esenbeck.

. . . Es ist eine eigene Sache: das Alter hat mehr Rücksichten zu nehmen als man denkt; man geht nicht schnell mehr ungestraft von einem Interesse zum andern über, Zerstreuung ist der Thätigkeit gefährlicher, und wenn man noch gar, wie mir es den November entlang begegnete, sich durch körperliche Uebel durchhalten und durchschlagen muß, so bemerkt man nur allzu sehr, daß die äußere Welt noch ebenso viel, ja mehr verlangt, als wir hätten leisten können, da noch unsere Geistes- und Körperkräfte völlig zusammenwirkten . . .

Es ist mir sehr angenehm, daß Eckermann's Büchlein einen guten Eindruck auf Sie macht; er ist jetzt hier zu unser beider Gewinn. Seine Neigung zu meinen Arbeiten und die Uebereinstimmung mit meinem Wesen überhaupt trägt mir schöne Früchte, indem er mir, zu einer neuen Ausgabe, ältere vorliegende Papiere sichtet,

ordnet und redigirt, wozu ich wol niemals gekommen wäre. Ihn interessirt, was für mich kein Interesse mehr hat. Eine freie Uebersicht und ein glücklicher Takt qualificiren ihn zu dem Geschäft, das ihm zugleich Freude macht . . .

Weimar, den 2. Februar 1824. G.

1639. *

An Ch. L. F. Schultz.

Nun ist Ottilie wieder zurück, und hält Vorlesungen über ihr Tagebuch; sie hat freilich so viel herumgetrieben, viel gesehen und nach ihrer Weise Gutes genossen; haben Sie herzlichen Dank für alles, was Sie diesem lieben, wunderlichen Wesen an Aufmerksamkeit und Neigung gegönnt haben; sie ist von dem Strudel hingerissen worden, der eigentlich das Element der Frauen zu sein scheint, und dann ist doch eine so große, bedeutende Stadt mit acht Wochen nicht abgethan. Sie wird eine Zeitlang Nachgenuß haben, und uns daran Theil nehmen lassen . . .

Eckermann schleppt, wie eine Ameise, meine einzelnen Gedichte zusammen; ohne ihn wäre ich nie dazu gekommen; es wird aber gar artig werden; er sammelt, sondert, ordnet, und weiß den Dingen mit großer Liebe etwas abzugewinnen . . .

Ein kleines Schauspiel von Immermann las ich im Berlinischen Taschencalender, überschrieben: die Brüder. Ich will es meinen jungen Leuten übergeben; denn ich weiß mich in solche Dinge nicht mehr zu finden. Es spricht ein eignes Naturell aus dieser Production; dann aber spürt man so viele äußere Einwirkung bis auf die

modernste; Iffland und Kotzebue spuken denn doch durch's Ganze. Es ist mit allen Künsten und besonders auch mit dieser ein wunderlicher Zustand. Nur durch meine Kinder vernehm' ich noch etwas vom Theater, und Ottilie hat von Berlin her manches wohlgesehene Gute mitgebracht.

Nun aber zu dem *A* und *Ω*, das ich Ihnen ewig verdanke. Mehrere Wochen war ich nicht in das große und durchkältete Zimmer gekommen, und als ich wieder hineintrat, erstaunt' ich zum Erschrecken, so trat mir das erhabene einzige Götterbild [1] entgegen. Nun seh' ich es wieder täglich, und immer wieder mit neuem Eindruck.

so auch immergleich der Ihrige

Goethe.

1640. *

An Zelter.

11. März.

. . . Was Du von Felix [2] meldest, ist wünschenswerth und rührend, als Text und Commentar betrachtet; könnt ich doch auch von einem meiner Scholaren das Gleiche melden! leider aber hat Poesie und Bildkunst kein anerkanntes Fundament wie die eure. Die absurdeste Empirie erscheint überall, Künstler und Liebhaber sind gleich unstatthaft, der eine macht, der andere urtheilt ohne Vernunft; da muß man denn abwarten bis ein entschiedenes Talent hervorgeht und das Vernünftige außer sich gewahr wird, weil es in seinem Innern verborgen liegt.

[1] Der von Schultz ihm geschenkte Abguß des Kolossalkopfes der Juno Ludovisi.
[2] Felix Mendelssohn.

Unsere Fastnachtsspäße sind für mein Häusliches schlecht abgelaufen; Ulrike hat im letzten Cotillon, dem unseligen Tanze den Buben und Mädchen nie satt kriegen einen harten Fall auf das Hinterhaupt gethan, von welcher Erschütterung das Gehirn sich noch nicht wieder hergestellt hat. Die Aerzte wollen zum Besten reden, ich aber weiß nicht was draus werden soll.

Mit diesem Unheil ist denn auch Ottilie empfangen worden und mag es, nach aller Berliner Pracht und Lust, mit ausbaden helfen.

Von mir kann ich nur Gutes sagen, ob ich mich gleich eigentlich nur bescheiden und sorgsam hinhalte. Jeder Tag bringt etwas zu thun und etwas zu sorgen, das ist denn noch das Beste von der Sache. Stein auf Stein, mit gutem Vorbedacht, giebt zuletzt auch ein Gebäude.

Von Berlin hat mir Ottilie manches Erfreuliche mitgebracht, und so bin ich denn auch auf ihre fernere Erzählung neugierig. Sie hat sich in dem strudelnden, sprudelnden und mitunter wieder seicht stagnirenden Weltwesen umhergetrieben; bey ihrer empfänglichen Klarheit hat sie jedoch sehr gut gesehen, heiter genossen und mag uns denn auch im Geiste in jenes Element versetzen . . .

Noch eins! Hast Du im königlichen Schlosse, im Pfeilersaale, die ausgestellten Gemälde der Herren Schadow und Begas gesehen? wo nicht, so beschaue sie und melde mir ohne Umstände wie Du sie findest. Sodann lies auch in der Haude- und Spenerschen Zeitung Nr. 56 und 57 die Recension derselben. Sie ist von einem Einsichtigen geschrieben, aber wie dreht und wendet er sich um seine Ueberzeugung verhüllt auszusprechen, die wir in wenig Worte zusammenfassen können. Es sind zwey talentvolle und hochausgebildete Künstler, die aber in der modernen Deutschnarrheit, der Frömmeley und Alter-

thümeley, ihre besten Jahre verlieren, es Niemand zu Danke machen und, weil sie entweder zu spät oder gar nicht zur Besinnung kommen, wahrscheinlich zu Grunde gehen. Hüben wie drüben

Dein Getreuer.

1641.

An Caroline v. Wolzogen.

Weimar, 22. März 1824.

Gar sehr danke ich, verehrte Freundin, daß Sie eine so werthe Angelegenheit[1] zur Sprache bringen, und sage sogleich, beliebter Kürze wegen: daß ich in den Hauptpunkt Ihres Vorschlags vollkommen einstimme. Daß an Cotta deßhalb von Ihrer Seite baldigst ein Antrag[2] geschehe, find' ich der Lage gemäß; denn es ist an der Zeit! Im neuesten Hefte von Kunst und Alterthum ließ ich Schillers Briefe vom Jahre 1802 mit wenigen Reticenzen neuerlich abdrucken, sie geben Zeugniß von einem hohen, reinen, heitern, unschuldigen Verhältniß und werden das Verlangen des Publicums und den Antheil des Verlegers zu steigern geeignet sein. Doch wünschte ich, daß Sie, ehe ein weiterer Schritt geschieht, mich noch sprechen möchten, wozu ich die Frühstunden Mittwochs in Vorschlag bringe.

Der Frau Schwester angelegenst empfohlen zu sein wünschend, den frischen Anklang früherer Verhältnisse herzlich begrüßend, die v. Humboldtischen Briefe beilegend, treulich Goethe.

---

[1] Die Herausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels.

[2] Caroline hatte an Goethe geschrieben, sie nehme an, Cotta würde „nicht anstehen, 4000 Gulden für diese einzig merkwürdige Korrespondenz zu zahlen.“

1642.

An Frau v. Levetzow.

Endlich ist der März vorüber, die Sonne steht höher, Schneeglöckchen, Krokus und andre niedliche Frühblumen seh ich in Büschel und Reihen vor meinem Fenster und kann glauben daß die Freundinnen, Abends am traulichen Tische versammelt, mir ein Plätzchen unter Sich gönnen möchten.

Bisher habe ich Sie nur bey Festen, auf Bällen, im Theater[1] mir dencken können, da wird es denn wohl an aufmerckſamen Verehrern nicht gefehlt haben, die ich zu beneiden mich nicht enthalten könnte.

Das Frühjahr ist also da! Wie wird es mit dem Sommer werden? Bey dieser Frage ist mir nicht ganz wohl zu Muthe. Der verehrte Fürst scheint sich nach Westen hin zu neigen, da seine Diener den Osten im Auge behalten. Wie sich dieser Zwiespalt lösen wird ist nicht voraus zu sehen.

Sagen Sie mir indessen, theuerste Freundinn, mit mehr Entschiedenheit, wenn es möglich ist, Ihre Aussichten, Plane, Vorsätze für die nächste Zeit; dadurch gewänne man, im ungewissen Falle, doch einen Anhalt auf den man lossteuerte.

Ferner lassen Sie mich ja erfahren wie Sie diesen Winter zugebracht, möge ich das Beste hören! Mich hat er nicht glimpflich behandelt; mein aus Osten mitgebrachter guter Humor, im Andencken so schöner Stunden, machte mich sicher, ich traute mir zuviel zu und mußte dafür büsen.

[1] Frau von Levetzow hatte sich mit ihren Töchtern seit Neujahr in Berlin aufgehalten und auf Einladung des Königs auch an den Hofgesellschaften teilgenommen.

Die liebe Jugend ist wohl so froh als gesund und ich kann mir sie im Freyen dencken; der Hünerhof[1] und der Hasenberg[2] erscheinen mir manchmal als wenn ich dagewesen wäre, oder dort seyn sollte.

So weit war schon zu Anfang des Monats geschrieben und manches hing noch in der Feder das nicht recht heraus wollte. Nun aber soll das Blat ohne weitern Aufenthalt seinen Weg dahin nehmen wo ich die Botschaft lieber selbst ausrichtete, obgleich im Augenblick ungewiß wohin ich mich zu wenden hätte.

Gedencken Sie mein mit den lieben Kindern und gönnen mir die Hoffnung daß ich, mit den gleichen Gefühlen und einigen unterhaltenden Druckheften ankommend, den Lieben an dem alten Plätzchen willkommen seyn werde.

Indessen bleibt der zierliche Becher der Vertraute meiner Gedancken, die süßen Nahmenszüge nähern sich meinen Lippen, und der 28te August, wenn es nicht so weit hin wäre, sollte mir die erfreulichste Aussicht geben. Ein trautes Anstoßen und so weiter

Weimar d. 13 Apr.[3] 1824. — unwandelbar Goethe.

Den vierfüßigen Geleitsmann so wie die Weim. Münzen habe sogleich erinnert; sollte noch keine Erfüllung der Zusage erfolgt seyn, so wollen wir noch einmal anklopfen.

[1] Im Schloßpark von Trziblitz.

[2] Zwei Stunden von Trziblitz.

[3] An demselben Tage verzeichnet Goethes Tagebuch: „Fuhr mit Ottilien spazieren. Nach Tische las ich ihr die Einleitung zum Werther vor.“ Das Gedicht „An Werther“, beginnend:

Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,

wird im Tagebuch zuerst am 25. März erwähnt. Das Lesen dieses Gedichtes, das jetzt das erste in der „Trilogie der Leidenschaft“ ist, gerade am Tage der Absendung des obigen Briefes, ist bedeutsam für die Stimmung, aus der der Brief geflossen ist.

1643.

An Hegel.

Ew. Wohlgeboren Andenken, welches bei mir immer frisch und lebendig bleibt, wurde durch eine heiter von Berlin zurückkehrende Dame völlig zur Gegenwart verwandelt; so daß ich mich nicht enthalte mit Wenigem auch wieder einmal mich schriftlich unmittelbar darzustellen. Noch bin ich Dank schuldig für bedeutende Sendungen; leider ward ich von jenen Kapiteln abgezogen und weit seitwärts geführt, deshalb denn die Benutzung auch noch bevorsteht.

Da Ew. Wohlgeboren die Hauptrichtung meiner Denkart billigen, so bestätigt mich dieß in derselben nur um desto mehr und ich glaube nach einigen Seiten hin bedeutend gewonnen zu haben, wo nicht für's Ganze, doch für mich und mein Inneres. Möge alles, was ich noch zu leisten fähig bin, sich immer an dasjenige anschließen, was Sie gegründet haben und auferbauen.

Erhalten Sie mir eine so schöne, längst herkömmliche Neigung und bleiben überzeugt, daß ich mich derselben als einer der schönsten Blüthen meines immer mehr und mehr sich entwickelnden Seelenfrühlings zu erfreuen durchaus Ursache finde.

Ergebenst

Weimar, d. . . Mai[1] 1824. Goethe.

[1] Laut Tagebuch 3. Mai.

1644.

An Marianne v. Willemer.

Sie haben, theuerste Marianne, meine wunderliche Sendung[1] freundlich aufgenommen, den Inhalt empfunden und Ihr liebes Herz thut sich wieder auf, Ihr holder Blick wendet sich zu mir, und wie sollte gegenseitig dies nicht auch mein Fall sein. Leider muß die Entfernung manches fragmentarisch lassen; doch einige Worte über jenes Zeichen des treuen Andenkens können hier auch etwas thun.

Als ich des guten Eckermanns Büchlein[1] aufschlug, fiel mir S. 279 zuerst in die Augen; wie oft hab ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet was denn auch wohl im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte.

In derselben Stunde fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach Belvedere und in den Grünhäusern brach ich die beyden Zweige, verknüpfte sie und mit wenigen, aber wohlempfundenen Reimen begleitet gingen sie ab.

[1] Eckermanns „Beiträge zur Poesie"; auf S. 279 wird darin Suleikas Lied an den Westwind als ein musterhaftes Gedicht analysiert und wesentliche Vorzüge Goethescher Lyrik werden an ihm entwickelt. Goethe hatte das am 18. Oktober gelesen und hatte dann in den „Grünhäusern" zu Belvedere ein Myrthen- und ein Lorbeerreislein abgeschnitten und mit eineu grünseidenen Bändchen zusammengebunden. Auf das Papier, in das er die Zweige einschlug, schrieb er die Verse:

Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie, gedenckend seliger Stunden,
Hoffnungsvoll sich abermal vereinen.
d. 18. Octbr. 1823.

Er sandte das Ganze, „meine wunderliche Sendung", an Marianne. Als diese Verse 1828 in die Gedichtsammlung aufgenommen wurden, erläuterte Goethe: „Dieses Gedicht begleitete einen geschlungenen Lorbeer- und Myrthenkranz zum Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares."

Einer freundlichen Aufnahme blieb ich versichert, die Sie nun so liebenswürdig aussprechen und mich glücklich machen. Auch mir schwebt gar oft die Nothwendigkeit des Wiedersehens vor. Nur in Gegenwart läßt sich das Beständige wie das Vergängliche fühlen und beurtheilen; die Wahrheit der Verhältnisse bestätigt sich alsdann, wenn das Scheinbare unaufhaltsam verfliegt.

Hier trifft mich Ihr liebes Blat[1] und nun gleich mit vorstehendem, längstgeschriebenen auf die Post!

Tausend Liebes und Gutes!

treulichst

Weimar, Jubilate[2] 1824.

Goethe.

1645.*

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeb.

nehmen den allerverbindlichsten Dank für die geneigte Vermittlung; in Beygehendem erhalten Sie das Nöthige zur Beendigung des kleinen Geschäfts![3] Ein bejahrter deutscher Autor weiß nur zu gut, daß er weder Engländer noch Schottländer ist und daß in solchen Fällen eigentlich nur von Anerkennung eines Rechts, nicht von dem Aequivalent einer Arbeit Rede sein kann. Also nochmals aufrichtigen Dank, daß Sie mir ein unmittelbares Mißgefühl,

[1] Vom 27. April.
[2] 9. Mai.
[3] Rochlitz hatte auf Goethes Wunsch die Verhandlungen mit der Weygandschen Verlagshandlung geführt, die eine neue Ausgabe des „Werther" angeregt hatte.

worauf es in solchen Fällen meistens herauszugehen pflegt, ersparen wollen.

Ich bedinge mir also funfzig vollwichtige Ducaten, wie man sie im Oesterreichischen ohne Widerrede annimmt, sogleich durch die fahrende Post gesendet; auch in der Folge 24 Exemplare gutes Papiers, einige hübsch gebunden, wie man es in Leipzig versteht und ausübt. Wollte man Titel und Gedicht[1] alsobald abdrucken und mir den Bogen zur Durchsicht schicken, so würde es angenehm seyn . . .

Weimar den 24. May 1824.

und so ferner

treulichst

Goethe.

1646.*

An Cotta.

(30. Mai)

. . . Die Redaktion meiner Korrespondenz mit Schiller ist ein höchst bedeutendes und in manchem Sinne wohl bedeutendes Geschäft; allein die Bemühung ist größer, als ich mir denken konnte, und eine etwas leicht-gemütlich übernommene Last. Die Originale betreffend läßt sich nichts voraussagen; zu sekretieren ist der Masse nach wenig, allein im Ganzen sind, man darf wohl sagen, die tiefsten Geheimnisse der Freundschaft zerstreut; Aeußerungen über Personen und Verhältnisse, vielleicht manchmal im augen-

[1] „An Werther", als Einleitung der neuen Ausgabe.

blicklichen Humor, die man kaum später irgend jemand vertrauen dürfte; auch bin ich nicht einmal bis zur Hälfte der Durchsicht gekommen und läßt sich also noch manches überdenken und überlegen.

Die Sicherung meines literarischen Nachlasses, wozu ich sämmtliche privat Correspondenz, Reiseakten und so manches andere rechne, ist auf einen bedeutenden Punct gediehen. Das Archiv wovon früher die Rede war, umfaßte zwar in einem sorgfältigen Verzeichniß schon gar vieles, allein der Inhalt stand an mehreren Orten zerstreut; gegenwärtig ist alles in ein Local zusammengebracht; mein Sohn und junge Gehülfen sind mit dem Ganzen und Einzelnen jeder nach seiner Weise damit bekannt. Doctor Eckermann sonderte und redigirte am Brauchbaren, bis zu seiner vor wenig Tagen angetretenen Reise und wird nach glücklicher Rückkehr seine Arbeit fortsetzen.

Indessen fördere ich das was ich die Chronik meines Lebens[1] nenne, in Absicht die, an mich immerfort eingehenden Fragen über gar mancherley Umstände zusammen, folgerecht und bloß dadurch verständlich zu beantworten; nicht weniger vorhandenen einzelnen Blättern und Notizen die sonst von keinem Interesse seyn könnten, auch künftig in der Sammlung einen schicklichen Platz zu verschaffen . . .

Hochachtungsvoll gehorsamst

J. W. v. Goethe.

[1] In den Werken erschienen unter dem Titel „Annalen oder Tag- und Jahreshefte“, umfaßt die Jahre 1749–1822.

1647.

An Auguste Jacobi.[1]

Um Ihren Namen, meine liebe Jacobi, versammeln sich die schönsten und wichtigsten Erinnerungen meines Lebens; denn wie Lust und Schmerz meine Jahresbahn durchkreuzten, so webte sich die friedliche Theilnahme der Ihrigen unablässig und wieder. Nun bleibt mir hier kein Wunsch übrig, als auch Sie, meine gute, liebenswürdige Auguste, persönlich zu kennen, damit ich mich an einem frischen Sprößling des lang bewährten Stammes in später Zeit noch erfreuen möge. Indessen wollen wir den ersten mißlungenen Versuch als eine günstige Vorahnung deuten.

So viel für diesmal, mit tausend und abertausend Grüßen an die Glieder der theuren Familie, der ein beiderseitig wohlwollendes Geschick Sie glücklich zugeführt hat.

Treuverwandt

Weimar, 2. Juni 1824. J. W. Goethe.

1648. *

An Zelter.

26. Juny 1824.

Ich freue mich sehr daß es Dir mit Troilus und Cressida gelungen ist, oder vielmehr dem Stück mit Dir.[2]

[1] Geb. 1803, Enkelin von Fritz Jacobi, Tochter von Georg Arnold Jacobi.

[2] Zelter hatte geschrieben: „So eben habe zum ersten Male eine gute Deutsche Uebersetzung von Shakspears Troilus und Cressida gelesen und mich herzlich satt dabey gelacht. Daß ich kein Gönner des Travestirens bin, kennst Du mich schon. Mein Totalsentiment während der Lesung hat sich gleichwohl in wunderbare Vergleichungen verwickelt, und ist mir diese Farce als eine Basis erschienen, von der die Iliade eine umgekehrte Travestie wäre.“

Wie ich ein Todfeind sey von allem Parodiren und Travestiren hab' ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht um es zu vernichten; ja selbst den Schein seh' ich nicht gern dadurch verjagt.

Die Alten und Shakspear setzen an die Stelle dessen was sie uns zu rauben scheinen wieder etwas höchst Schätzenswerthes, Würdiges und Erfreuliches. Auf diese Weise hat Dich denn das fragliche Stück eingenommen, ergötzt und befriedigt und zwar in ganz richtigem Sinne...

G.

1649.*

An Ch. L. F. Schultz.

... Wenn Meyer's Kunstgeschichte uns in ihrem ganzen Umfange frommt, so haben wir ein Großes gewonnen; nicht einem jedem, besonders nicht den Künstlern wird es so sein. Der lebende Künstler neuerer Zeit steht, mit allem Talent, in einer mißlichen Lage; er ist nicht im Fall, sich an ein entschieden Sicheres anzulehnen, und seine besten Bestrebungen stocken, entweder an denen so unzulänglichen als heftigen Forderungen der Mitwelt, oder an den unaufgeklärten Velleitäten seines eignen, nicht hinlänglich ausgebildeten trefflichen Innern. Alles eigentlich Gute, das zum Vorschein kommt, war nur im Fluge erhascht, aus dem Stegreife gefesselt, und so steht's doch immer als eine nicht ganz behagliche Erscheinung.

Hieran liegt es, daß so viele Jüngere sich in die Frömmelei flüchten und an ältere unvollkommene Muster; das Letzte läßt sie getrost sagen: „Wir sind ja Strebende, das Gute, das Vortreffliche Suchende", und das Erste gibt ihnen den Vortheil, statt an eine Schule, sich an eine Partei anzuschließen. Wie ekelhaft dies aber sei, muß ich fast täglich empfinden; nur mit einer gewissen Härte lehnt man die pfuscherhaften Anmaßungen ab, die, bei dem gewissenlosesten Verfahren, ein Heiliges zu Hülfe rufen und unter dem Mantel der absurdesten Gleißnerei sich für geborgen, so wie ausgestattet halten; auch fürchtet sich das Gezücht vor mir, und probirt doch manchmal ein Vidi zu erhaschen...

Mit Rauch bin ich zu keinem allgemeinen Kunstgespräch gekommen; unter der Arbeit, bei Beschauung einzelner Werke, wie ich sie ihm vorlegen konnte, ließ sich wohl mit ihm übereinkommen; sein Aufnehmen wie sein Ablehnen war einer verständigen Individualität, auch deren Leben- und Kunstgang völlig gemäß, und so mir wahrhaft erfreulich.

Ueber das, was man Maximen heißt, habe ich mich dergestalt abgewöhnt zu sprechen, daß sie mir sogar bei vertraulicher Unterhaltung unter vier Augen nicht mehr einfallen, in größeren Gesellschaften gar nicht. Die Mädchen schmücken sich mit Rosen und Kornblumen, den Kindern schmecken die Pfirschen fürtrefflich, das gewahr' ich alle Tage, und sie haben weder von perianthium noch percicarpium einen Begriff, und doch sind diese ja selbst nur äußere, einen höheren Sinn verhüllende Erscheinungen.

Verzeihen Sie, daß ich mit meiner Rede hin und her schweife; Sie werden die Mittellinie schon finden.

Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht

versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, und wenn man das kleine, nette Schooßkind des alten impassiblen Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre, trockne Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfs sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben.[1] Doch mag es bleiben, wie es ist; auch so gibt es zu denken . . .

---

[1] Bettina von Arnim übersandte diese aus Anlaß der beabsichtigten Frankfurter Statue Goethes entstandene Skizze dem Dichter selbst mit einem vom 1. Januar 1824 datirten Briefe. Die Skizze ist wiedergegeben vor dem zweiten Teil der ersten Ausgabe von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Gegen Schluß des „Tagebuchs" zu diesem Briefwechsel beschreibt Bettina ihre Skizze: „Goethe in halber Nische auf dem Thron sitzend, sein Haupt über die Nische, welche oben nicht geschlossen sondern abgeschnitten ist, erhaben, wie der Mond sich über den Bergesrand heraufhebt. Mit nackter Brust und Armen. Den Mantel, der am Hals zugeknüpft ist, über die Schultern zurück, unter den Armen wieder hervor im Schoße zusammengeworfen, die linke Hand, welche damals nach den Gewittern deutete, hebt sich jetzt über der Leier ruhend, die auf dem linken Knie steht: die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, ist in derselben Art gesenkt, und hält nachlässig, seines Ruhms vergessend den vollen Lorbeerkranz gesenkt, sein Blick ist nach den Wolken gerichtet, die junge Psyche steht vor ihm wie ich damals, sie hebt sich auf ihren Fußspitzen, um in die Saiten der Leier zu greifen, und er läßt's geschehen, in Begeisterung versunken. Auf der einen Seite der Thronlehne ist Mignon als Engel gekleidet, mit der Ueberschrift: ‚So laßt mich scheinen bis ich werde', jenseits Bettina, wie sie, zierliche kindliche Mänade, auf dem Köpfchen steht, mit der Inschrift: ‚Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken Arme betend empor, aber nicht schuldlos wie Du'." Hermann Grimm, Bettinas Schwiegersohn erzählt im Goethe-Jahrbuch I (1880): „Bettina sah noch in Weimar Steinhäusers kolossale Ausführung ihres Goethe-Monumentes, das heute im Weimarer Museum aufgestellt ist . . . Mit Wichmanns Hilfe war von ihr selbst die plastische Skizze ausgeführt worden. Unter so Vielem, was zu Goethes monumentaler Verherrlichung versucht worden ist, scheint mir Bettinas Entwurf allein die Verkörperung dessen zu enthalten, was Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens seiner Zeit war. Die völlige Ausführung des Werkes, für das die Gruppe Goethes mit dem Genius an seinen Knien, der in die Saiten seiner Leier greift, nur die krönende Spitze bilden sollte, nahm Bettinas Gedanken in ihren letzten Lebensjahren zumeist in Anspruch . . . Immer neue Pläne wurden geschmiedet, die Mittel dafür geschaffen . . . Schwach und nicht mehr recht im Stande zu gehen, ließ sie sich manchmal zu der Arbeit führen, hielt sich mit den Händen an dem Gerüste, auf dem das Modell aufgebaut war, und betrachtete es, langsam herumgehend, von allen Seiten."

Ich selbst fahre an einer sogenannten Chronik meines Lebens fort, wo ich die laconische Abfassung, die schon durchaus vollständig ist, nun zu erweitern und aufzuklären hoffe. Dabei tritt der wichtige Umstand ein, daß die Schillerische Familie mir meine Briefe an diesen hohen Freund bis auf das letzte Billetchen übergeben hat, die ich nun mit seinen, gleichfalls heilig aufgehobenen Briefen und Blättern in einander arbeite, und dem gewiß allgemeinen Wunsch, von einem solchen Verhalten Kenntniß zu nehmen, entgegen arbeite. Alle Freunde, die Schiller's Briefe von 1802, jetzt in Kunst und Alterthum abgedruckt, gesehen haben sogleich gewünscht, meine Erwiederungen dagegen zu lesen. Diese sind freilich zur Aufklärung und Belebung höchst nothwendig, aber im innern und selbstständigen Werth kommen sie den Schillerischen nicht bei; er war geneigter zum Reflectiren über Personen und Schriften, als ich, und seine höchst freien brieflichen Aeußerungen sind als unbedingter augenblicklicher Erguß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich leider auch durch Leiden und Quengeleien des Tags dem Beschauer oft verkümmert wird; doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten buntgrauen Erdenlebens. Die Correspondenz geht ununterbrochen von 1794 bis 1805. Die ersten Jahre höchst reich und prägnant, weil wir uns erst begreifen mußten und, an verschiedenen Orten lebend, briefliche Unterhaltung ernstlich zu pflegen genöthigt wurden. Späterhin hatte sich die Gesinnung schon ausgeglichen, wir wohnten an einem Orte, und so ist wenig Schriftliches übrig geblieben.

Aus jenen Jahrzahlen sehen Sie, daß sich diese Documente unmittelbar an die Campagnen anschließen, und also ohne Weiteres den Freunden, die an meiner Ver-

gangenheit Theil nehmen, eine willkommene, ausführliche Gabe versprechen . . .

und so fürder

Weimar, den 3. Juli 1824. G.

1650.*

An Reinhard.

Weimar, den 5. Juli 1824.

Die zwar zum voraus gewisse, aber doch noch immer überraschend freundliche Aufnahme meiner liebenswürdig wunderlichen Schwiegertochter[1] werde Ihnen, verehrter theurer Freund, durch mannigfaches Gute zunächst diesen Sommer vergolten; mit etwas mehr Gesundheit könnte sie ihren Freunden für die unschätzbare Güte, die ihr gegönnt wird, gar manches Angenehme selbst erwiedern. Bei so schönen Anfängen läßt sich auch für die Folge das Beste hoffen. Was mich betrifft, so bin ich dießmal ganz unentschlossen und habe Verlangen bald da bald dorthin; mein eigentlichster stiller Wunsch aber möchte wohl seyn, heuer die Zeit nicht als Badekur hinzubringen, sondern, in ein leichtes Chaischen gepackt, einen eiligen größeren Rundkreis zu vollführen, um die Freunde, wo sie auch seyen, schnell zu begrüßen und, wenn auch nur wenige Stunden, mich Ihrer Gegenwart und fortdauernden Theilnahme zu versichern. Denn das ist's doch eigentlich, was uns so oft bei brieflicher Unterhaltung zu mangeln

[1] Ottilie hatte Frankfurt, wo sie sich mehrere Tage aufgehalten, am 28. Juni verlassen.

anfängt, eine und wäre es auch nur augenblicklich aufgefrischte Gegenwart.

Herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme Eckermanns,[1] seine Bildung zu mir und meinen Arbeiten ist für mich und die Meinigen unschätzbar; ich kann hoffen, durch ihn Zerstreutes zu sammeln, Unvollständiges zu ergänzen, Vielfaches zu ordnen und zwar in meinem eigenen Sinn, wie auch schon geschehen ist . . .

Der eindringende Antheil an dem Paria freut mich sehr; ich bewahre diese höchst bedeutende Fabel als einen stillen Schatz vielleicht vierzig Jahre und konnte mich jetzt erst entschließen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo er mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint. Wird das Gebildete jedoch in einem treuen energischen Geiste reproducirt, so gelangt es wieder zu seinem ursprünglichen Rechte.

Hier lassen Sie mich enden mit wiederholtem Gruß, Dank und einer sich selbst betheuernden liebevollen Anhänglichkeit. G.

1651.*

An Riemer.

. . . Meine Redaction der Schillerschen Briefe geht fleißig fort; die Abschrift ist bald vollendet; doch folgt nun das Schwierigste, die Einschaltung der Briefe und Billete ohne Datum, das macht die letzten Jahre, die ohnehin etwas mager sind, etwas confus. Indessen ist

[1] Am 3. Mai hatte Goethe an Reinhard geschrieben: „Dr. Eckermann, ein junger, wahrhaft bedeutender Herankömmling, der sich mit aufrichtiger Neigung an meinem Thun, Schreiben und Lassen ausgebildet hat und mir gegenwärtig bei Redaktion der vielfachsten Papiere treuen Beistand leistet, wird durch Rath Schlosser bei Ihnen in diesen Wochen eingeführt werden und Sie erfreuen sich gewiß seiner Art und Wesens."

diese Sammlung, wie Sie schon selbst bemerkt haben, höchst wichtig wegen der unmittelbaren Äußerungen über die literarischen Angelegenheiten des Augenblicks und wie wundersam, ja mitunter traurig ist es, in welchen Zuständen, unter welchen Bedingungen die herrlichsten Productionen entstehen! . . .

herzlichst

Weimar, den 24. Juli 1824. G.

1652.*

An Ottilie v. Goethe.

Weimar, 13. August.

. . . und unser guter Eckermann, dem es auf der Reise recht wohl gegangen, erzählte mir mit Freuden, daß er Dich von einem Spaziergang zurückkehrend, heiter und von gutem Aussehen getroffen.

Die merkwürdigen Auszüge aus Briefen und Denkblättern,[1] die Du mir zurückließest, habe ich gar wohl zu Sinn und Seele genommen; gelesen eigentlich nicht; das wollte erst nicht gehen. Da sie aber lange genug neben mir lagen und ich oft genug hineinsah, auch jedesmal das seltene Wesen bedachte, das sich auf eine wunderbare und auch wohl wunderliche Weise auf diesen Blättern hervorthut, so ward ich denn doch zuletzt angelockt, von vorn bis zu Ende den eignen Gang zu sehen, den eine solche Natur einschlagen mußte, um beständigen Schrittes durch so mancherlei Zeiten und Zufälligkeiten hindurch zu gehen. Du wirst, meine Gute, den freundlichsten Dank abzustatten wissen. Ich hatte schon früher einen gewissen Begriff von diesen Personen und Verhältnissen, der sich

[1] Nach Geigers Vermutung Auszüge aus Rahel von Varnhagens Tagebüchern.

jetzt um so mehr aufklärte; eigentlich aber war mir Alles im Zusammenhang neu und merkwürdig.

Die Kinder sind wohl und froh; Walther durch Stunden, Clavierübung und Hofbesuche beschäftigt und zerstreut. Wolf hält sich besonders zu mir und hat eine Schublade in meinem Schreibtisch sich zu Kleinigkeiten und anderen Spielsachen angemaßt, die er jeden Tag umlegt; aber stets mit Sorgfalt und in einer gewissen symmetrischen Ordnung, woran man sich zu erfreuen hat. Nun auch von Dir wieder etwas Ausführliches erwartend

treu gesinnt und angehörig

Weimar, 13. Aug. 1824. G.

1652a.

An Zelter.

25. August.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus Zeiten, läßt sich so eben, zwey Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen nieder; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute droht ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes, und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengesetzt in Erstaunen setzen müßte; der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

(Hierher gehört nun was über den Cyklops des Euripides zu sagen wäre.)

Eben so merkwürdig ist die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida. Auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern, wie oben zwey Naturgegenstände einander gegenübergesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das Griechische Gedicht, im hohen Styl, sich selbst darstellend, nur das Nothdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Ur-Ueberlieferungen sich gründend; das Englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-Dramatische.

Hiebey dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten, schon zur Prosa herabgezogenen, nur halbdichterischen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Ernst, ein eben so entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen wurden.

G.

1653. *

An Klinger.

Weimar 1824. [1]

Und sollt ich, theurer verehrter Freund, unsere innig geliebte Gräfin Carolina [2] von hier abreisen lassen ohne ihr ein Wort des Andenkens aufzutragen, zumal da ich noch Dank schuldig bin für den öffentlichen edlen Ausdruck Ihres gerechten Unwillens. [3] Es that mir freylich Leid daraus zu ersehen, daß die Niederträchtigkeiten bis zu Ihnen durchgedrungen sind, die, obschon in Deutschland an der Tagesordnung, den Bessern kaum berühren. Es ist noch ein so guter Kern und Stamm in der Nation, daß von den eigentlich grundschlechten nichts zu befürchten ist . . .

Daß Sie mein in Liebe und Treue gedenken empfind ich immerfort; sagen Sie nur mit dem Rückkehrenden eine Sylbe, oder sonst gelegentlich; ein solches unmittelbares Zeichen würde auch den trübsten Tag erheitern.

Den nächsten 5. Novbr. tret ich ins funfzigste Jahr meines Hierseyns; vor der Reihe einer dorther sich spinnenden Erinnerung möchte einem fast grauen, wäre man nicht nach einem so weitem überschifften Zeitraum doch

[1] Laut Aufzeichnung des Tagebuches vom 7. Oktober zu datieren.

[2] Gräfin Egloffstein.

[3] Von Glovers Schmähschrift „Goethe, als Mensch und Schriftsteller“, erschienen in der Edinburgh Review, war eine deutsche Ausgabe von Köchy veranstaltet worden, mit einem Widmungsblatt an Klinger. Dieser hatte dagegen erklärt: „Der genannte Autor sowohl, als der Uebersezer, Commentator dieser Schrift, an mich sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatte eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte, ohne weitere Unterschrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethes von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiemit öffentlich: dieser Zueignung versage ich die Annahme, die Schrift selbst hat mein höchstes Mißvergnügen erregt, und die Schicklichkeit dieser Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser.“

noch bey sich selbst und bey seinen theuersten Freunden. Ich zähle noch gar viele Zeitgenossen die nur wenig jünger sind als ich, und so kann man sich gar mannigfaltiger gemeinsam ausgegangener guter und nachhaltiger Wirkungen gar wohl getrösten. Unser Verhältniß ist wohl das älteste, möge es in diesen Tagen fort und fort gesegnet seyn!

G.

1654.

An die Weygandsche Buchhandlung,
Leipzig.

Ew. Wohlgeboren

danke zum allerbesten für die übersendeten Exemplare, indem ich zugleich versichere, daß es mich sichtlich erfreut, dieses kleine Geschäft[1] zu beyderseitiger Zufriedenheit beendigt zu sehen.

Ein neues ästhetisches Werk, von Gehalt und Umfang wie Sie es wünschen müssen, möchte mir in meinen Jahren wohl schwerlich gelingen, wir wollen daher auf dasselbe lieber Verzicht leisten und zufrieden seyn, das funfzigjährige Jubiläum des guten Werthers mit einander so löblich gefeyert zu haben.

Möge eine jede, auch wohl bedeutendere Unternehmung Ihnen alles Glück bringen.

Weimar den 14. October 1824.

ergebenst
J. W. v. Goethe.

---

[1] Die Neuausgabe von „Werthers Leiden".

1655. *

An Frau v. Levetzow.

Also wieder ein Ausrufungszeichen — ¡ — und zwar ein umgekehrtes. Denn fürwahr so wie jenes gemeinsame Blättchen mich entzückte[1] so betrübt mich die letzte Nachricht,[2] und wie dort so kann ich jetzt auch keine Worte finden.

---

[1] Das „gemeinsame Blättchen", die „vierfache Zuschrift" war ein gemeinsamer Brief der Frau v. Levetzow und ihrer Töchter zu Goethes Geburtstag gewesen. Die Briefe der Töchter lauten (nach Goethe-Jahrbuch XXI):

Geehrter Herr Geheime Rath

heute vor einem Jahr hatten wir das Vergnügen beynahe den ganzen Tag mit Ihnen in Ellbogen zuzubringen, damals nahmen wir uns sehr in Acht das öffentliche Geheimniß nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unsere Gefühle in unsern Mienen lesen konnten, heute ist es anders, aber gewieß nicht besser, denn wir entbehren das Glück in Ihrer Gesellschaft zu sein, und darum dürfen wir auch aussprechen, was wir fühlen an dem Tage der Sie uns und der Welt schenckte. Nehmen Sie daher unsere besten innigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an, und erinnern sich entfernt zuweilen an

Ihre ergebene Freundin
Ulricke

Am 28t August 1823 sagte Ihnen, geehrter Herr Geheime Rath ein einfaches Glas daß wir uns dieses Tages, und Ihrer Freundschaft erfreuen; Am 28 August 1824 muß an die Stelle des Glases ein Blatt Papier treten, das erstere hatten wir das Vergnügen Ihnen selbst zu überreichen, dieses erhalten Sie durch fremde Hände, möchten Sie es doch ebenso freundlich aufnehmen wie Jenes, dieß ist die Bitte

Ihrer ganz ergebenen
Amélie

Auch der Nahmen der jüngsten Schwester steht auf jenem dem Andenken des heutigen Tages gewidmeten Glase Sie sollen Ihn auch hier nicht vermissen geehrter Herr Geheime Rath, denn auch Ihr ist das Andenken an Sie, und die vergnügten Stunden die wir so glücklich waren in Ihrer Nähe zuzubringen werth und theuer, darum erlauben Sie, daß ich meine Wünsche für Ihr Wohl mit jenen meiner Schwestern vereinige und mich Ihrer ferneren Freundschaft empfehle.

Ihre ganz ergebene
Bertha

Dresden den 28ten August
1824

[2] Auf die Geburtstagsbriefe war keine Antwort eingetroffen; Suphan nimmt zur Erklärung des obigen Briefes an, Frau v. Levetzow hätte ihre angekündigte Reise nach Süddeutschland Mitte September von Dresden über Leipzig und Weimar unternommen, ohne sich, über das Ausbleiben der Antwort verstimmt, bei Goethe anzumelden. Erst durch die letzte Nachricht (aus Straßburg) hätte dann Goethe erfahren, was ihm in Weimar entgangen.

Es trifft zu, ich bin jenes Tages an der Post vorbeygefahren, habe Personen am Thor stehende begrüßt, aber nicht gedacht, daß ich ganz andere dort hätte begrüßen sollen. Ich will nun auch nicht mehr an Vorahnungen und sonstiges geheimes Andeuten im mindesten glauben da so viel Schönes und Liebes unempfunden bey mir vorübergehen können.

Indessen ich mir einen Augenblick wünschte recht herzlich auszusprechen wie schön mich die vierfache Zuschrift entzückt hatte, wie ich so ganz mich unter Sie versetzt fühlte als Sie den zierlichsten Gedancken ausführten und mit niedlicher Schrift ein wahres Familienwohlwollen so lieblich ausdrückten. Zweifelten Sie aber in der Folge, vielleicht nicht unbillig an meinen unwandelbaren Gesinnungen, so möcht ich doch zu meinem Troste dencken: dieser Zwiespalt sey nicht ganz einstimmig gewesen, ein und das andere holde Gemüth habe zu meinen Gunsten gesprochen. Und so möcht' ich wohl Ulriken, das sanfte ruhige Kind, auf ihr Gewissen fragen: ob Ihr nicht irgend etwas zu meinem Vortheil aufgegangen sey? Ganz gewiß war hie und da in dem einzelnen Herzen etwas das mich lossprach wenn der ganze Kreis mich verdammte . . .

treulichst

Weimar d. 18. Octbr. 1824. Goethe.

1656.*

An Zelter.

30. October.

. . . Das einleitende Gedicht zu dem wieder auflebenden Werther[1] las ich mir neulich in stiller Betrachtung vor, und gleich hinterdrein die Elegie, die sich ganz löblich anschließt; nur vermißte ich dabey Deinen unmittelbar lieblich einwirkenden Ton, welcher sich jedoch nach und nach aus dem Innersten wieder belebend hervorhob.

Ich schließe nun auch das naturwissenschaftliche Heft, das dieses Jahr unschicklicherweise retardirt worden, redigire meine Correspondenz mit Schiller von 1794 bis 1805. Es wird eine große Gabe seyn, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Zwey Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist dabey wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre was ich einmal war.

Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand in welchem zwey Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern; so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskommt. Höchst erbaulich wird es seyn; denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben.

Sonst wird noch mancherley gefördert was durch das aufgeregte Leben jener Epoche wieder ins Leben tritt. Wenn das was Du vor einem Jahr als den Grund meiner

[1] In der „Trilogie der Leidenschaft.“

Krankheit erkanntest, nun, wie es den Anschein hat, sich als das Element meines Wohlbefindens manifestiren wird; so geht alles gut und Du hörst von Zeit zu Zeit erquickliche Nachricht . . .

Sie läuten so eben mit unsern sonoren Glocken das Reformationsfest ein. Ein Schall und Ton bey dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Erhalt' uns Herr bey Deinem Wort, und steure — G.

1657.

An Carlyle.[1]

Wenn ich, mein werthester Herr, die glückliche Ankunft Ihrer willkommenen Sendung nicht ungesäumt anzeigte, so war die Ursache, daß ich nicht einen leeren Empfangschein ausstellen, sondern über Ihre mir so ehrenvolle Arbeit auch irgend ein geprüftes Wort beyzufügen die Absicht hatte.

Meine hohen Jahre jedoch, mit so vielen unabwendbaren Obliegenheiten immerfort beladen, hinderten mich an einer ruhigen Vergleichung Ihrer Bearbeitung mit dem Originaltext, welches vielleicht für mich eine schwerere Aufgabe seyn möchte, als für irgend einen dritten der deutschen und englischen Lite[ratur] gründlich Befreundeten. Gegenwärtig aber da ich eine Gelegenheit sehe durch die Herren Grafen Bentinck gegenwärtiges Schreiben sicher nach

[1] Thomas Carlyle, damals 28 Jahre alt, hatte seine Uebersetzung der Lehrjahre (Wilhelm Meisters Apprenticeship, 3 Bde., Edinburg 1824) an Goethe gesandt mit einem Briefe vom 24. Juni, in dem es zum Schluß heißt: „Die Hoffnung Ihnen zu begegnen, gehört noch zu meinen Träumen. Viele Heilige sind aus meinem literarischen Kalender getilgt worden, seit ich Sie zuerst kennen lernte, aber Ihr Name steht noch darin in leuchtenderer Schrift als je. Daß Ihr Leben lange, lange erhalten bleibe, zum Trost und zur Unterweisung dieser und künftiger Generationen, ist das ernste Gebet, geehrter Herr, Ihres ergebensten Dieners Thomas Carlyle."

London zu bringen, und zugleich beiden Theilen eine angenehme Bekanntschaft zu verschaffen, so versäume nicht meinen Dank für Ihre so innige Theilnahme an meinen literarischen Arbeiten sowohl, als an den Schicksalen meines Lebens hierdurch treulich auszusprechen, und Sie um Fortsetzung derselben auch für die Zukunft angelegentlich zu ersuchen. Vielleicht erfahre ich in der Folge noch manches von Ihnen, und übersende zugleich mit diesem eine Reihe von Gedichten, welche schwerlich zu Ihnen gekommen sind,[1] von denen ich aber hoffen darf, daß sie Ihnen einiges Interesse abgewinnen werden.

Mit den aufrichtigsten Wünschen
ergebenst,

Weimar, 30. Octbr. 1824.

J. W. v. Goethe.[2]

[1] Carlyle fügt einer Abschrift dieses Briefes die Bemerkung bei: Die „Reihe von Gedichten, die ich schwerlich gesehen haben kann" sind ein Hofmaskenzug von ihm selbst und ein Exemplar von Versen eines gewissen Meyer an ihn zu seinem letzten Geburtstag und seiner Herstellung von einer Krankheit.

[2] Ueber diesen Brief schrieb Carlyle an Miß Welsh, seine Freundin, die er 1826 dann heiratete: „Neulich in der Dämmerung erschien an meiner Thür der Lakai eines Lord Bentinck mit dem „Lakaienklopf" und übergab mir ein kleines, blaues Päckchen, für das er einen Empfangsschein von meiner Hand verlangte. Ich öffnete es mit einiger Hast und fand darin zwei kleine Schriften in schmuckem Einband und — einen Brief von — Goethe! Denke Dir meine Freude: es war fast wie eine Botschaft aus dem Märchenlande; ich konnte kaum glauben, daß dies wirklich die Hand und Unterschrift jenes geheimnißvollen Wesens war, dessen Name seit dem Knabenalter wie eine Art Zauberwort meine Phantasie durchströmt hatte, dessen Gedanken in meinen reiferen Jahren fast mit der Eindrücklichkeit von Offenbarungen mir nahe getreten waren. Aber was enthält der Brief? Allerlei liebenswürdiges Nichts in einem einfachen, patriarchalischen Styl, höchst nach meinem Geschmack. Da er in einer Schrift geschrieben ist, die Du nicht lesen kannst, werde ich eine Abschrift machen und sie Dir zusammen mit dem Originale schicken, das Du als kostbarste Deiner literarischen Reliquien bewahren mußt. Nur die letzte Zeile und die Unterschrift sind von Goethe's Hand: ich höre, daß er beständig sich eines Amanuensis bedient. Schreibe Du meine Kopie und Deine eigne Uebersetzung davon auf das leere Blatt des deutschen Briefes ab, ehe Du ihn verwahrst, damit derselbe Bogen eine Spur dessen enthalte, den ich am meisten verehre, und derer, welche ich am meisten liebe in dieser seltsamsten aller denkbaren Welten."

1658. *

An Zelter.

3. December.

... Eben so haben mich Deine Theater-Nachrichten auf den Alexander-Platz [1] versetzt und mich in die Eigenthümlichkeiten jener Unternehmungen eingeweiht.

Die Wirkung der Mitschuldigen ist ganz die rechte. Ein sogenanntes gebildetes Publicum will sich selbst auf dem Theater sehen und fordert ungefähr eben soviel vom Drama als von der Societät; es entstehen Convenancen zwischen Acteur und Zuschauer; das Volk aber ist zufrieden, daß die Hanswürste da droben ihm Späße vormachen an denen es keinen Theil verlangt. Uebrigens, könntest Du lesen was ich über das Stück, ich weiß nicht wo, gesagt habe, so würdest Du es mit den Gefühlen des ersten Ranges ganz gleich gestimmt finden. Ich suche die Stelle auf und melde sie.

Deine musikalischen Relationen haben mir nicht weniger ganz unglaublich gedient; insofern es möglich ist durch den Begriff die Musik zu erfassen, so hast Du es mir geleistet und ich begreife nun wenigstens warum ich den Barbier von Sevilla unter Rossini's Arbeiten so vorzüglich rühmen höre. Neulich Abends besuchte ich den Tancred, er ward sehr löblich vorgetragen und ich wäre auch recht zufrieden gewesen, wenn nur keine Helme, Harnische, Waffen und Trophäen auf dem Theater erschienen wären. Ich half mir aber gleich und verwandelte die Vorstellung in eine favola boscareggia, ungefähr wie der Pastor fido. So putzte ich mir auch das Theater

[1] Wo sich das Königstädtische Theater befand.

heraus, da waren Poussinische und anmuthige Landschaften, stutzte die Personen zusammen, ideelle Hirtin und Hirten, wie in Daphnis und Chloe, sogar an Faunen fehlte es nicht, und nun war wirklich nichts auszusetzen weil die hohle Prätension einer heroischen Oper wegfiel.

Nun aber läßt sich freylich denken, daß wie Du mir richtig aussprichst zu neuen Kehlen neue Forderungen, zu neuen Forderungen neue Kehlen gehören, und paßt sodann der Gegenstand genau, so mag wohl manches für den Augenblick höchst Entzückende zum Genuß kommen ...

G.

1659. *

An A. W. Schlegel.

An der freundlich baldigen Erfüllung meines bescheiden geäußerten Wunsches, [1] dürfte ich wohl ein fortgesetztes früheres Wohlwollen dankbar gewahr werden.

Das folgereiche Gelingen eines jeden Unternehmens, dem Sie Ihre Thätigkeit widmen möchten, war mir niemals zweifelhaft und so bin ich auch Ihren Bemühungen in der indischen Literatur mit Antheil, wenn auch nur von ferne gefolgt, und freue mich zu sehen wie auch hier Kritik und Technik dem belebenden Genius willfährig die Hand reichen.

Kann ich zwar der indischen Kunst, insofern sie plastisch ist, nicht günstig seyn, da sie die Einbildungskraft, anstatt sie zu sammeln und zu regeln, zerstreut und verwirrt; so gehör ich doch gewiß zu den redlichsten und

[1] Schlegel, seit 1818 Professor der indischen Altertumskunde in Bonn, hatte durch Michael Beer erfahren, Goethe wünsche eine Probe von Schlegels „Indischen Drucken" zu sehen, er übersandte eine Probe mit einem Briefe am 1. November.

beständigsten Verehrern jener Dichtkunst, die aus den abstrusesten Regionen des Geistes durch alle Stufen des inneren und äußeren Sinnes uns auf die bewunderungswürdigste Weise hindurch führt . . .

Weimar gehorsamst

den 15. Decbr. J. W. v. Goethe.
1824.

1660.*

An Nees von Esenbeck.

. . . H. Beer bitte mit dem schönsten Gruß zu vermelden: daß ich der ersten, nicht zu scheltenden Aufführung seines Paria beigewohnt und, ohngeachtet meiner Theaterferne, einiges geäußert, welches man zu Herzen genommen, wodurch dann die zweite Vorstellung dergestalt erhöht worden, daß sie (wie ich allgemein höre) einen wirklichen Enthusiasmus erregt hat, und das Stück also auf dem Repertorium gesichert ist.

Unsere neueste Literatur-Zeitung wird nun auch in den Händen des guten Dramatikers sein. Die Recension ist wohlwollend, vorzüglich in dem Ernst, womit sie die Sache nimmt. Möge sich der wackere Mann nur niemals im Sujet vergreifen und sich vor ungünstigen Motiven hüten, davon hängt alles Heil ab; die sorgfältigste Behandlung rettet nicht einen unglücklichen Stoff.

Doch, wer will hier selbst rathen, geschweige Andern!

Weimar, den 17. December 1824.

G.

1661.*

An Knebel.

Weimar, den 24. December 1824.

. . . Möge das nächste Jahr uns beyden und den Unsrigen günstig seyn. Mir kann es nicht an Unterhaltung fehlen, denn ich sehe für die nächsten dreyhundertfünfundsechzig Tage genug zu thun. Auch Du hast Dir so viel Interesse erhalten, daß es Dir weder Tags noch Nachts fehlen kann.

Meine Correspondenz mit Schiller, die nun fast beisammen ist, hat mir Unterhaltung und Belehrung gegeben; sie endigte 1805, und wenn man denkt, daß 1806 die Invasion der Franzosen eintrat, so sieht man beym ersten Anblick, daß sie eine Epoche abschließt, von der uns kaum eine Erinnerung bleibt. Jene Weise sich zu bilden, die sich aus der langen Friedens-Epoche entwickelte und immer fort steigerte, ward gewaltsam unterbrochen, alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt, sich anders zu bilden, da es denn auch in einer tumultuarischen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Desto reiner steht jenes Zeugniß einer Epoche da, die vorüber ist, nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluß offenbart. Vergnügen wir uns, daß wir daran Theil nahmen und noch immer sind was und wie wir waren, und daß unsere Freundschaft sich auch eben so dauerhaft bewährte. Und also wiederholt: Möge das nächste Jahr uns abermals günstig seyn! . . .

Leider setzen die gewaltsamen Stürme, wovon Du auch wohl die Nächte her gelitten hast, die Menschen in

Furcht, wozu seltsame Weissagungen noch hinzutreten. Möge diese bängliche Epoche bald vorübergehen.

Treulichst

G.

1662.*

An Reinhard.

Weimar den 26. December 1824.

... Ich habe mich in der letzten Zeit nicht aus der Stadt, kaum aus dem Hause bewegt, und mich zwischen mäßigem Glück und Unheil, wie es das liebe Leben zu bieten pflegt, thätig hingehalten. Beikommendes Heft bringt wohl, edler theilnehmender Freund, einiges zu Genuß und Unterhaltung. Sie sehen, wie wundersam ich herumgeführt werde, und wenn ich nicht von jeher meine Radien am Mittelpunkte festgehalten hätte, so könnt' ich bei so hohen Jahren kaum in der Richte bleiben; doch geht es bis jetzt noch bescheidentlich weg und wir wollen sorgen, daß es fernerhin auch nicht fehle.

Hiebei darf ich nicht vergessen, wie höchst wichtig mir die Nachricht von der Reise-Witterung gewesen, die Sie aufzuzeichnen die Güte hatten. Müssen wir aufgeben, den Witterungswechsel vorauszusagen, so werden wir gewiß über Gegenwart und Vergangenheit klarer, welches immer schon viel heißen will. Vermissen wir ja doch auch in den wichtigsten Ereignissen des Lebens die Einsicht in das Nächstfolgende. Sodann hab ich glücklicherweise zu vermelden, daß ich diese Zeit her ohne Anstoß zugebracht, so daß ich mit einer meinen Jahren geziemenden Bescheidenheit bekennen darf, mich verhältnißmäßig wohl befunden zu haben; wenigstens fand ich mich keine Tage ganz außer Thätigkeit gesetzt, und so ist denn manches geleistet und vorgearbeitet worden . . .

In treuester Anhänglichkeit

Goethe.

1663.

An Graf Brühl.

Wie sollt' ich, theurer, geprüfter Herr und Freund, Ihre Rückkehr nach Berlin vernehmen, zugleich mit der Nachricht, daß Sie Ihr wichtiges Geschäft wieder übernommen haben ohne daß ich mich, um der Sache und um Ihrer selbst willen, deshalb erfreute. Das Theater bleibt immer eine der wichtigsten Angelegenheiten; es knüpft sich aus Vorsatz und durch Zufall gar vieles daran, daß dem jüngeren Manne, der sich eine Zeit lang diesem Kreise gewidmet, eine gewisse Leere bleiben muß, wenn er sich nicht mehr damit beschäftigt. Selbst in meinen alten Tagen, da ich jetzt manchmal das Theater besuche, fühl' ich einen stillen Trieb und Wunsch hie und da wieder einzugreifen und mit wenigen Andeutungen günstige Wirkung hervorzubringen.

Mögen Sie, mein Theuerster, die mannigfaltigen Unbilden dieses Geschäftes nur leidlich berühren; ist doch keines unter allen denen, die wir unternehmen können, das nicht mehr oder weniger einer Seefahrt zu vergleichen wäre, da wir denn immer von Glück zu sagen haben, wenn es uns nicht so greulich behandelt, wie die Ostsee

in diesen Tagen jene Unglücklichen die sich als Anwohner, oder als Schiffende ihr früher oder später anvertraut . . .

Mit vielem Dank folgt dann auch hier das Exemplar des Paria und zugleich oder doch nächstens das Oelbild, die Hütte vorstellend. Gerade diesem Stücke habe ich einige Sorgfalt gewidmet und erkenne dankbarlich geneigte Beihülfe, es hat sich gut gemacht, und ich denke es soll sich halten.

Neigung und Theilnahme!

Treulichst

Goethe.

Weimar den 2. Januar 1825.
(Zu frohem Beginnen!)

1664.

An die deutsche Bundesversammlung.

Hohe deutsche Bundesversammlung!

Die von so erhabener Stelle dem großen Ganzen gewidmete Uebersicht schließt eine wohlwollende Betrachtung einzelner Angelegenheiten nicht aus, und es ist in diesem Sinne, daß ich Nachstehendes einer hohen Bundesversammlung vorzulegen mich erkühne.

Als ein im Jahre 1815 mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart auf sieben Jahre geschlossener Kontrakt über meine damals vorliegenden poetischen und ästhetischen Werke mit Ablauf der Zeit zu Ende gegangen, dachte man auf eine neue, erweiterte Ausgabe, welche nicht

allein die zwanzig Bände jener frühern, sondern auch die inzwischen einzeln abgedruckten Artikel, nicht weniger manches vorräthige Manuskript in sich fassen sollte. Ferner wünscht man auf die poetischen und ästhetischen auch die historischen, kritischen und artistischen Aufsätze folgen zu lassen und zuletzt, was sich auf die Naturwissenschaften bezöge, nachzubringen.

Freilich mußte bei dieser Uebersicht, wodurch die Bemühungen eines ganzen Lebens vor Augen treten, der Wunsch entstehen, für so mannichfache Arbeit proportionirten Vortheil und Belohnung zu erhalten, welche dem deutschen Schriftsteller meist verkümmert zu werden pflegen.

Das Mittel jedoch, einen anerkannten geistigen Besitz dem einzelnen Verfasser zu erhalten, hatte sich schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst hervorgethan, indem bei ermangelnden allgemeinen Gesetzen man zu einzelnen Privilegien schritt. Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gaben kaiserliche Schutzbriefe genugsam Sicherheit; Könige und Fürsten verliehen auch dergleichen, und so ist es bis auf die neueste Zeit gehalten worden.

Sollte nun aber gegenwärtig der erhabene Bundestag, der Verein aller deutschen Souveränitäten, nicht dergleichen als Gesammtheit auszuüben geneigt sein, was die Einzelnen vorher anzuordnen und festzusetzen berechtigt waren und noch sind, und wäre nicht durch einen solchen Akt das entschiedenste Gewicht auf deutsche Literatur und Geistesbildung kräftigst zu bethätigen? Würde daher ein Autor, der so viele Jahre in seinem Vaterlande gewirkt, dessen mit allem bestehenden und zu wünschenden Guten im Einklang beharrende Thätigkeit den Einsichtigen vor Augen liegt, einen allzu kühnen Wunsch aussprechen, wenn er ein solches Privilegium von den verbündeten und vereinten Mächten sich erbäte, und zwar für sich und die Seini-

gen, so daß er sowol einen Selbstverlag unternehmen, als auch, wenn er einem Verleger das Recht, von seinen Geistesprodukten merkantilischen Vortheil zu ziehen, übertrüge, auf diesen den gesetzlichen Schutz erstrecken könnte?

Nun aber darf ich ohne Ruhmredigkeit aussprechen, daß während einer langen Lebenszeit erhabene Herrscher, von welchen ein günstiges Geschick die geneigtesten glücklicherweise in gedeihlichem Wohlsein erhalten hat, durch mehrfache Beweise von unschätzbarer Huld mich begnadigt und ausgezeichnet haben, weshalb ich denn wol hoffen darf, daß man Allerhöchsten Orts einen alten treuen Diener und Verehrer in Gesammtheit wohlwollend anzublicken geneigt sein möchte, wobei denn der erlauchten und verehrlichen Ministerien und hohen Bundestags-Gesandten erprobte Mitwirkung gleichermaßen anzugehen die Freiheit nehme.

Durch solche Aussicht in meinem Unternehmen gekräftigt, wage nunmehr, nachstehende Bitte ehrerbietigst auszusprechen:

Daß mir durch den Beschluß der hohen Bundesversammlung für die neue vollständige Ausgabe meiner Werke ein Privilegium ertheilt und durch den Schutz gegen Nachdruck in allen Bundesstaaten gesichert werde, unter Androhung der Konfiskation und anderer Strafen, welche durch allgemeine gegen das Verbrechen des Nachdrucks künftig erfolgende Bundesbeschlüsse noch festgesetzt werden möchten. Mit der Zusicherung, daß ich hierbei von Seiten aller deutschen Bundesstaaten gehandhabt, auch auf Ansuchen bei einzelnen Bundesregierungen mit besonderen Privilegien kostenfrei versehen werden sollte.

Und so darf ich denn wol zum Schluß dieses für mich so wichtige und zugleich für die ganze deutsche

Literatur bedeutende Geschäft einer hohen Bundesversammlung zu gnädiger Umsicht und günstigem Beschluß nochmals angelegentlichst empfehlen.

Weimar, den .. Januar 1825.[1]

Johann Wolfgang von Goethe.

1665.*

An Frau v. Levetzow.

... Und so will ich also nur zu dem lieben Familienblatte zurückkehren, das mir gar manchen einsamen Winterabend Gesellschaft leistete. Ich zündete ein paar Lichter mehr an, nahm es vor Augen und fühlte mich jederzeit in Ihre Mitte versetzt.

Da segnete ich denn jenen glücklichen Gedancken, oder vielmehr das reine Gefühl, das Ihnen eingab sich mit dem lieben Blate zu beschäftigen, und mir, in der Ueberzeugung daß ich einen herzlichen Ausdruck Ihres gemeinsamen Wohlwollens gar wohl durch meine treue Anhänglichkeit verdient, einen solchen Beweis zukommen lassen. Gewiß ich fand mich dadurch oft unter Ihnen, wohin ich mich stets wünsche, und wiederholte das Erfreuliche was mir drey Sommer in Ihrer Gegenwart und Umgebung zu Theil geworden.

Mich, am vergangenen 28. August, in Dresden zu erwarten, war eine Ahnung vollkommen richtig; denn

[1] Das Datum ist nicht ausgefüllt; die Briefe Goethes vom 7. Jannar an Gentz, vom 11. Januar an M tternich, vom 1. Februar an Freih. v. Münch-Bellinghausen behandeln die gleiche Angelegenheit.

der Gedancke, zu Tag und Stunde dort einzutreffen, stand auf dem Punckte in Vorsatz überzugehen und nur die vielfachen Verhältnisse, die mich an jenem Orte hin und hergezogen, und zwar nicht zerstreut doch in Unruhe versetzt hatten, konnten mich abhalten einen Schritt zu thun von dem ich mir das Allerliebste zu versprechen hatte.

Nun aber thu ich wohl am Besten von dem wunderlichsten aller Unfälle[1] zu schweigen den ich mir gerade durch ein herzlich danckbares Zaudern zuzog. Ich muß mich einer unschuldigen Schuld schuldig bekennen. Es ist mir nicht leicht etwas empfindlicheres begegnet.

Möchte Sie gegenwärtiges in gutem Befinden und freudigen Zusammenseyn glücklich antreffen, und das schöne Strasburg sich um Sie durch manche lustige Winterunterhaltung recht verdient gemacht haben. Dabey darf ich aber wohl gestehen daß mich die schwanckende Gesundheit der guten Mutter in einiger Sorge läßt, die sich noch verstärcken würde wenn ich die Werthe nicht so gut und treulich umgeben wüßte . . .

Unter tausend Grüßen

treu angehörig

Weimar d. 3. Febr. 1825. J. W. v. Goethe.

[1] Siehe S. 77.

1666.*

An Fr. v. Müller.

W. d. 25. März 1825.

E. H. sowie meine übrigen geneigten Freunde nehmen geneigt auf, wenn ich mich noch einige Tage ganz in der Stille halte, denn nur die absolute Einsamkeit macht mir möglich, die physischen und moralischen Folgen jenes schrecklich-traurigen Ereignisses[1] zu übertragen. Schriftliche Meldungen jeder Art werden mir sehr angenehm seyn . . . G.

1667.*

An Fr. v. Müller.

Ew. Hochwohlgeboren

erlauben folgende Mittheilung.

Die letzten verwirrenden Ereignisse und die in demselben Moment mir auferlegte präclusive Pflicht, der Herausgabe meiner Werke ernstlich vorzustehen, nöthigt mich meine Freunde um eine besondere Gefälligkeit zu bitten, da ich mit Zeit und Kräften allerdings zu ökonomisiren habe. Ich wünsche nämlich von allem was Geschäft ist mich schriftlich zu unterhalten, wie ich solches mit Herrn Staats-Minister von Voigt viele Jahre fortzusetzen das Glück hatte; wobei in gar manchem Sinne gewonnen

[1] In der Nacht zum 22. März war das Hoftheater ein Raub der Flammen geworden.

wird und ein freundschaftliches Mittagsmahl mit freiem ungetrübten Geiste von Zeit zu Zeit genossen, desto erquicklicher werden kann. Auch wünschte vor einem geneigten Besuch gefällige Anmeldung, weil das was ich jetzo vor allen Dingen vorzunehmen habe, ununterbrochene Aufmerksamkeit fordert. Wird mir dieses gewährt, so bleib ich aufs neue meinen so treulich Theilnehmenden dankbar verpflichtet . . .

gehorsamst

Weimar d. 26. März 1825. J. W. Goethe.

1668.

An Riemer.

Weimar, den 25. März 1825.

Da eine absolute Einsamkeit zu meiner Wiederherstellung nöthig ist, kann ich Sie auf diesen Abend nicht einladen, sende aber an meiner Statt einen Theil der gestrandeten Ladung,[1] den ich den Strudeln der Lethe kecklich abgewonnen habe. Ich hoffe, mit dem Uebrigen soll es auch gelingen, wenn sich die Elemente nur nicht gar zu wild entgegensetzen. Schenken Sie diesem Hefte Ihre gewohnte liebevoll-einsichtige Aufmerksamkeit. Es giebt freilich mancherlei dabei zu bedenken. Alles Gute und Angenehme!

Treulichst

G.

---

[1] Nach Riemers Mitteilung „der dritte Akt des Faust, das Auftreten der Helena".

1669.*

An Zelter.

27. März 1825.

Heute, Sonntag den 27. März 1825, Vormittags 11 Uhr, würde Unterzeichneter, als dem Geiste nach, der Singakademie wohl Verwandter, auf des Herrn Professor Zelter gefällige Einladung, geziemend sich eingefunden haben, um wegen des vorseyenden Baues[1] die — gewiß erfreulichen — Entschließungen zu vernehmen. Ihn halten jedoch ähnliche höchst unerfreuliche Beschäftigungen auf, indem sie nur die Erinnerung eines großen Verlustes[2] aber- und abermals anregen.

Soviel jedoch sey Dir, mein Theuerster, im Ernste gesagt, daß ich mich körperlich wohl befinde, psychisch leidlich; nur halt' ich mich ganz einsam, weil alle Menschen, ohne es zu wissen, überreizt sind, das Uebel fort und fort wiederkäuen und indem sie selbstthätig zur Wiederherstellung beytragen möchten, welches zu loben wäre, jetzt auf ganz unerträgliche Weise mit Rath, Vorschlag und Plan herbeystürmen.

Am meisten find' ich jedoch den Großherzog zu bedauern der, nach seiner schönen fürstlichen Art, einen jeden anhört und so vieles Unnütze, das er weder ablehnen noch zurecht legen kann, über sich muß ergehen lassen . . .

Nach Berlin habe ich mich, wie bisher froh und freundschaftlich, so auch nun auch dankbarlichst zu wenden; die unschätzbare Gunst des Bundestages[3] wird Dir

---

[1] Es handelte sich wohl um die Grundsteinlegung zum Bau der Singakademie.

[2] Das durch Feuer zerstörte Theater.

[3] Die Verleihung des von Goethe (Brief 1664) erbetenen Privilegiums gegen Nachdruck.

nun auch bekannt geworden seyn und Freude gemacht haben.

Gar vieles wäre zu sagen; nach und nach langt manches Erfreuliche bey Dir an. Dieses Jahr ist für mich schon so gut als vorüber, indessen ich mich an jeden Augenblick anklammere.

Möge Dir der neue Bau und alles gelingen.

G.

1670.*

An Boisserée.

Weimar, 4. April 1825.

Ihr lieber Brief, mein Werthester, vom 28. März war mir höchst erfreulich. Da in den irdischen Dingen so viel vorübergeht, so muß man festhalten an dem Bleibenden, wozu ich denn Ihre Freundschaft vorzüglich zu rechnen habe.

Der unglückliche Brand traf mich im physischen und psychischen Gleichgewicht, deßhalb ich an den Folgen weniger leide; auch ist über die Art der Wiederherstellung so eine vollkommene Einigkeit, daß in dem Gang dieses Geschäfts nichts Widerwärtiges zu fürchten ist . . .

Das kleine sitzende Modell[1] steht auch bei uns in Duplo. Es ist auf alle Fälle für eine glückliche Skizze zu halten und bei der Ausführung einer größern Abbildung wird dem Künstler gewiß jede Erinnerung angenehm seyn; läßt er sie auch nicht geradezu gelten, so hält sie doch immer Einbildungskraft und Werkthätigkeit in Bewegung. Bei uns ergab sich folgendes Angenehme: der

[1] Von Rauchs Goethe-Statue.

Kopf war unterwegs abgebrochen und beim Aufsetzen wurde er zufällig mehr nach der linken Seite gewendet, so daß die perpendikulare Linie des Gesichts fast mit der perpendikularen des Buchs zusammenfällt, wodurch, wie uns scheint, Leben und Anmuth ganz besonders erhöht wird. Möge das alles zum glücklichen Schlusse gelangen.

Indessen aber habe ich die Theilnahme meiner Freunde aufs neue ernstlich anzusprechen. Die Hoffnung von sämmtlichen Bundesstaaten Privilegien für meine Werke zu erhalten, erneuert meine Verbindlichkeit für eine würdige Ausführung zu sorgen. Die Anlage hiezu beschäftigt mich schon einige Jahre und es ist um nichts weniger zu thun als einen so gut als stereotypen Abdruck zu liefern, an welchem künftig keine Veränderung gemacht werden soll. Es tritt eine kleine Societät zusammen, die, so lange ich lebe, unter meiner Leitung, später unter Anleitung meines Sohnes für einen kritisch-grammatisch gesäuberten Text sorgt, wozu schon der Anfang mit mehreren revidirten Bänden gemacht ist. Das Archiv, worauf jetzt und künftig ein solches Werk zu gründen ist, steht geordnet, jungen Männern, die es katalogirt haben, bekannt und so möchte der Klarheit und Sicherheit wohl nichts im Wege stehen.

Möchten die württembergischen höchsten Gönner und werthesten Freunde sich mit dem übrigen Deutschland auch hierüber vereinigen und meinen abermaligen geziemenden Dank sich eigen machen. Ihnen aber, mein Bester, darf ich sagen, daß Ihre geregelte Thätigkeit mir bei diesem Unternehmen zum Muster gedient hat und dient; wie es denn ganz billig ist, daß der Jüngere dem Aelteren mit gutem Beispiel zur Seite gehe.

Treu anhänglich

Goethe.

1671.

An Zelter.

11. April 1825.

Auch wir, mein Bester, haben an der Pein des Rathschlagens gelitten, doch glücklicherweise nur kurze Zeit. Zwey Architekten standen gegeneinander, der eine wollte ein Quasi-Volkstheater, der andere ein vollkommenes Hoftheater aufführen, und so erschienen auch hier die beiden Parteyen des Tags im Gegensatz und balancirten einander wirklich. Nur die Entschlossenheit des Großherzogs machte dem Schwanken ein Ende; er trat auf die Seite der Majorität, so daß wir etwa sechzehn Tage nach dem Brande entschieden sind was geschehen, und da wir einmal einen Hof haben auch ein Hoftheater eingerichtet werden soll.

Hiezu gehörte freylich daß beide obgemeldeten Pläne schon seit Jahren fertig dalagen, und ich will nicht läugnen daß derjenige welcher die Gunst gewann von mir und dem Ober-Bau-Director Coudray seinen Ursprung hat, und es ist wunderlich genug daß wir durch Euren Theaterbrand aufgeregt worden und seither immer zur Uebung daran dachten und arbeiteten; so wirkt das alles durch und auf einander.

Mein neues Heft Kunst und Alterthum erscheint bald, meine Briefe an Schiller nehmen sich nicht übel aus. Die Bemerkung die Du machst, daß er mit mir in gewissen Dingen nicht einig ist, wie z. B. wegen der innern und äußern Furien, diese wird sich auf eine merkwürdige Weise wiederholen, wenn die sämmtliche Correspondenz zum Vorschein kommt. Auch schon in diesem Jahrgange findet sich verschiedenes der Art, und ich habe das Vergnügen zu sehen daß sehr viele für mich votiren, da

ich ihm niemals widersprach sondern ihn, wie in allen Dingen, also auch bey meinen eigenen Sachen gewähren ließ.

Den Aufsatz über die Serbische Poesie, so wie die Gedichte selbst, empfehl' ich Dir besonders; sollte das Wesen Dich nicht gleich anmuthen, so suche hineinzudringen. Ich habe mit Sorgfalt die Sache behandelt; was ich über die Volkslieder überhaupt sage, ist kurz aber wohlbedächtig. Wenn ich nach und nach die Lieder anderer Nationen specifisch eben so vorführe, wird man hoffentlich zur Einsicht desjenigen kommen um welches man bisher nur mit düsterm Vorurtheil herumschwärmte.

Das letzte Heft der Morphologie liegt bey. Analog Denkende verstehen sich, wenn auch dem einen oder dem andern Theil der Gegenstand worüber gesprochen oder geurtheilt wird fremd wäre. Hab' ich doch in meinen Heften manches vorgetragen was den Männern vom Fach selbst, eben weil sie anders denken, unfaßlich bleibt. Ich werde so fortfahren so lange es mir gegönnt ist, mit Niemand streiten aber auch Niemand zu Liebe Ansicht und Ueberzeugung verbergen.

Die Gunst des Bundestages wird Dir und meinen Berliner Freunden nun schon durch die Zeitung bekannt geworden seyn, wir wollen abwarten wie sich die Sache weiter ausbildet.

Die Franzosen haben gegen die Deutsche Literatur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann; mit dem besten Willen wissen sie nicht was sie aus unsern Sachen machen sollen, sie behandeln alle unsere Kunstproducte als rohen Stoff den sie sich erst bearbeiten müssen. Wie jämmerlich haben sie meine Noten zum Rameau durcheinander entstellt und

gemischt. Da ist auch gar nichts an seinem Fleck stehen geblieben.

Schreibe ja öfter! Wenn Du durch Berlin gehst, denke Du seyst auf der Reise und sage mir Deine Gedanken über dieses und jenes; ich werde Dir gleichfalls melden wie es um mich steht. Man mache es in späteren Jahren schriftlich, wie in früheren bey persönlichem Umgang; ein bischen Hin- und Wiederreden, auch Klatschen, wenn Du willst, kann nicht schaden. G.

1672.

An Lea Mendelssohn.

Mit vielem Vergnügen, meine wertheste Frau, werde ich das öffentliche Zeugniß[1] betrachten, welches mir Ihr lieber, in einem so hohen Grade talentreicher Sohn zudenken will; ich bewundere ihn schon seit langen Jahren und dazu hat er als wohl geartet schon früh meine Neigung gewonnen und sie bis in diese letzten Zeiten zu erhalten und zu vermehren gewußt. Der Freude an seinem unvergleichlichen Talent konnte ich mich um so freyer überlassen als ich ihn von einem trefflichen Lehrer, meinem Freund, in einem hohen Grade geschätzt und geliebt wußte. Möchten seine schönen Gaben ihm auch zum Glück seines Lebens gereichen.

Auf diese Gerechtigkeit des Schicksals trauend, empfehle ich mich Ihnen und Ihrem werthen Hause zum allerbesten.

Weimar d. . . Apr. 1825.

[1] Lea Mendelssohn hatte in einem Briefe vom 9. April Goethe um die Erlaubnis gebeten, daß ihr Sohn Felix sein drittes Quartett ihm widmen dürfe.

1673.*

An Zelter.

21. May 1825.

Herr Mendelssohn verweilte auf seiner Rückreise allzukurze Zeit; Felix producirte sein neustes Quartett zum Erstaunen von Jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedication hat mir sehr wohl gethan. Den Vater konnte nur flüchtig sprechen, weil eine große Gesellschaft und die Musik abhielt und zerstreute. Ich hätte so gern durch ihn etwas von Paris vernommen. Felix hat den Frauenzimmern von den dortigen musikalischen Verhältnissen einiges erzählt, was den Augenblick sehr charakterisirt. Grüße die ganze Familie und erhalte mein Andenken auch in diesem Kreise.

Ferner habe zu vermelden daß Gelegenheit und Möglichkeit die neue Ausgabe meiner Werke zu begünstigen scheint: nun arbeite ich fleißig an den Annalen meines Lebens, wovon schon eine große Masse, theils vorbereitet theils ausgeführt, vor mir liegt. Nun find' ich daß unser Verhältniß von 1800 an sich durch alles durchschlingt und so möcht' ich es denn auch zu ewigem Zeugniß erscheinen lassen, und zwar in reiner Steigerung, deren Wahrheit sich nur durch das vollkommenste Detail bezeichnen läßt. So eben studire ich Deine Briefe, welche sauber geheftet vorliegen, und nun äußere ich den Wunsch: daß Du mir die meinigen, von fünf zu fünf Jahren, auf kurze Zeit mögest zukommen lassen. Ich arbeite eben jetzt die Epoche von Anfang des Jahrhunderts bis zum Tode Schillers; hast Du die Papiere in Ordnung, so sende sie mir baldigst, sie kommen schnell zurück, und wie ich vorschreite bitt' ich Dich um die andern. Ich möchte diesen edlen Faden gern zart und sorgfältig durch und ausspinnen;

es ist der Mühe werth und eigentlich keine Mühe, sondern die größte Genugthuung, und ich freue mich schon die große Kluft vom Anfang des Jahrhunderts bis heute stetig ausgefüllt zu sehen.

Noch eins fällt mir ein! Es ist in solchen Dingen ein gewisses Gefühl, das ich nicht tadeln kann: daß man Documente solcher Art allein zu besitzen wünscht. Die Briefe sollen ohne Deine ausdrückliche Erlaubniß nicht abgeschrieben werden, was ich ausziehe wird mit Bleystift an der Seite bemerkt.

Lebe wohl! ich freue mich auf das Vonvorne-Leben wodurch das gegenwärtige nur um so viel theurer werden kann . . . G.

1674.*

An Ch. F. L. Schultz.

. . . Mit dem Theaterbrande sind nun alle sinnlichen Documente meiner früheren Thätigkeit dieser Art verschwunden; denn das Haus nicht allein, sondern auch Bibliothek, Garderobe bis auf die Requisiten herab enthielten noch Spuren meines früheren Antheils. Das wird nun alles neu werden und anders; ich bin zufrieden, daß meine Rechnung in diesem Capitel geschlossen ist. Beikommendes Blatt ist merkwürdig genug. Der Zufall hat manchmal Lust, sich sibyllinisch zu gebärden.

Das, was ich nicht recht zu nennen weiß, was aber wohl auf ein paar Bände anschwellen möchte, sind Notizen aus meinem Leben; sie gehen durch alle Jahre durch bis auf die neuste Zeit, bleiben dem Sinne nach dieselbigen, der Ausführung nach möchte man sie bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Confessionen, und wer weiß, wie sonst noch? nicht mit Unrecht benennen; sie streifen in ihrem einfachen Gang an die Weltgeschichte, oder die Weltgeschichte, wenn man will, streift an sie, und so bewegen sie sich von unbedeutenden Einzelheiten bis zu dem wichtigsten Allgemeinsten, und vielleicht gewinnt gerade diese tadelnswerthe Ungleichheit den sonderbaren Heften einige Gunst.

Unser Hofrath Meyer hat einen großen Verlust erlitten; seine Gattin ist gestorben, die völlig in sein Leben verwachsen war, allen seinen Wünschen zuvorkam, und alle seine Bedürfnisse haushälterisch befriedigte. Er hält sich freilich, wie es jeder in solchen Fällen thut, allein ich freue mich denn doch, daß er sich entschlossen hat, baldmöglichst nach Carlsbad zu gehen. Reise und Wasser wird ihm körperlich, Zerstreuung geistig zusagen.

In der Naturwissenschaft habe manches Einzelne gefördert; doch bleibt immer die Witterungsbetrachtung das Vorzüglichere. Der einfache Grund aller atmosphärischen Erscheinungen, dem Sie, als ich ihn gedruckt aussprach, einen freundlichen Beifall gönnten, wird mir täglich bedeutender und werther. Alles hängt wahrhaft nur an einem Zwirnsfaden, und ich wundere mich täglich (oder ich wundere mich, um recht zu sagen, nicht mehr), wie die Menschen ihr Interesse an die augenblicklichen Erscheinungen verschwenden.

Ich habe nach meiner Ueberzeugung einen umständlichen Aufsatz niedergeschrieben, der nur darum weitläufig geworden, weil ich das Mannichfaltigste an das Einfachste heranzuziehen suchte. Leider bedarf dieser Aufsatz noch eines zweiten Durcharbeitens, und ich werde ihn deshalb so bald nicht mittheilen können . . .

Eilig abschließend

treulichst

Weimar, den 31. Mai 1825. Goethe.

1675.*

An Zelter.

6. Juny 1825.

. . . Ich kann nicht schließen ohne jener überfüllten Musik[1] nochmals zu gedenken; alles aber, mein Theuerster, ist jetzt ultra, alles transcendirt unaufhaltsam, im Denken wie im Thun. Niemand kennt sich mehr, Niemand begreift das Element worin er schwebt und wirkt, Niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht seyn; einfältiges Zeug giebt es genug.

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Cultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles.

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten seyn einer Epoche die so bald nicht wiederkehrt. G.

[1] Zelter hatte über die Aufführung der „neuen zentnerschweren Zauberoper Alcidor" berichtet — die Musik sei „ein Chaos von den rarsten Effekten, die sich untereinander aufreiben wollen."

1676.

An Frau v. Levetzow.

Sie sagten einmal, theuerste Freundin, das liebliche Wort: Sie könnten Marienbad nicht ohne mich dencken,[1] und sind nun überzeugt daß ich jetzt gerade in dem Fall bin mich nicht ohne Marienbad dencken zu können. Die schönen Tage des Monats lassen mich nicht im Hause verweilen, und wenn man draußen ist, so möchte man denn auch über alle Berge; und ich weis recht gut über welche.

Sollen denn nun meine lieben schlancken Gestalten quer über die Terrasse hüpfen, oder der Länge nach hin und her wandeln und ich soll weder Zeuge des einen, noch Geselle des andern seyn!

Alle meine Freunde wollen mich von hier weg; denn sie mercken wohl daß mir etwas fehlt das ich auswärts suchen sollte; treten die Aerzte nun gar hinzu und rathen das Gleiche; so können Sie dencken daß ich unruhig und ungedultig werde.

Ganz sicher sind Sie nicht vor mir, denn käm' ich auch nur zum Besuch auf wenige Tage, so sollten das schon Festtage werden, wenn sie sich an die schönen vom goldnen Straus anschließen wollten; von meiner Seite würde sich alles finden wie damals; und hofft man nicht Erwiederung die man wünscht.

Allzuhinderlich aber sind mir tägliche Forderungen, die von allen Seiten an mich ergehen, die ich nicht ablehnen und kaum übertragen kann. Mich bestürmt gar

[1] Frau v. Levetzow erwiderte darauf am 28. September aus Marienbad: „Wie haben wir alle auf Sie, verehrter Herr Geheimrath, gehofft! Nicht denken konnten und wollten wir es uns, einen Sommer hier, ohne Sie zu sehen, zuzubringen."

vieles und Bedeutendes, öffentlich und häuslich, herkömmlich und unerwartet. Ueberdies müssen wir alle mit dem höchsten Antheil vor Augen haben das Jubiläum unseres gnädigsten, verehrten Herren, das am dritten September eintritt. Die wenigen Wochen bis dahin, wie leicht und schnell vergehen sie! Und so werd ich denn zwischen Wollen und Hoffen, zwischen Nothwendigem und Zufälligem dergestalt hingehalten daß ich so leicht nicht einen Entschluß fassen und mich doch auch nicht entschieden resigniren kann.

Nun aber wünsche höchlich Sie mögen meiner fleißig gedencken, daß wenn ich ankäme alles wäre wie gestern Karlsbad auf der Wiese; wobey ich denn hoffe daß die gegitterten schottischen Anzüge[1] wieder gesehen werden, und was sonst noch Bekanntes und liebliches an Ellbogen, Engelhaus, Aich und den Hammer erinnern könnte.

Und so wünscht ich denn auch früheren Gästen die sich wieder eingefunden haben bestens empfolen zu seyn. Frau Pr. v. Bülow, denen Herren von Wartenberg, von Schack und Petrwosky; besonders auch dem Hrn. Grafen St: Leu,[2] wenn sein Zutrauen ihn wieder nach Marienbad geführt hat.

Hrn. Grafen Klebelsberg und den theuren Eltern, hoffe noch in geneigtem Andencken zu schweben.

Wenn das in Strasburg noch glücklich angelangte Bild der lieben Aeltesten übergeben worden, so wird sie ein Eigenthumsrecht daran gewiß empfinden. Möge die Mittlere zu allem ihrem Muthwillen wieder hergestellt seyn! und die Jüngste, in holder Natürlichkeit herangewachsen, ihre Umgebung erfreuen und beleben.

---

[1] Eine Erinnerung an das Kostüm, das Ulrike auf der Partie nach Aich am 3. September 1823 getragen hatte. Das Tagebuch verzeichnet an jenem Tage „Kleid von gegittertem ächten schottischen Zeuge, das sehr gut stand."

Louis Bonaparte, Bruder Napoleons.

Und so schließ ich, ob ich gleich noch viel zu sagen habe. Führen Sie es untereinander, im freundlichsten Gespräch umständlich aus.

Weimar d. 17 Juni 1825.

treu anhänglich
JWvGoethe

1677.

An Marianne v. Willemer.

Sie haben, allerliebste Freundin, wahrscheinlich vernommen daß ich beschäftigt bin dasjenige was von mir auf dem Papier schwarz und weiß übrig bleibt, in Zucht und Ordnung zu bringen.[1] Ich würde dessen nicht erwähnen, gälte es nicht eine Entschuldigung daß ich so lange nichts von mir sehen ließ. Darf ich doch hoffen daß die in Ihr liebes Herz eingeschriebenen Zeilen immer frisch lebendig bleiben ohne eines neuen Ein- oder Abdrucks zu bedürfen.

So verzeihen Sie auch beykommendes! Wunderlich sieht es aus daß ich Sie immer mit meinen alten Zügen bestürme; doch habe ich gerade nichts anders zur Hand und ich möchte doch nicht gerne leer vor ihnen erscheinen.

Das viereckte rothe Kästchen[2] sey Ihnen gewidmet, eines der runden geben Sie Freund Riesen mit dem herzlichsten Gruß, das andere irgend einem Wohlgesinnten.

---

[1] Mit Bezug auf die Neuausgabe seiner Werke (Ausgabe letzter Hand).

[2] Dieses Kästchen enthielt die 1824 geprägte Schaumünze mit Goethes Bildnis auf der einen, einen Adler mit Lorbeerkranz in den Krallen auf der andern Seite, von A Bovy; der Kopf ist in Relief nach der Büste von Rauch. Die Medaille für Marianne war von Silber, die in den runden Kästchen von Bronze.

Behalten Sie mich lieb und sagen mirs manchmal; das ist die beste Bewirthung der Abwesenden. Diesen Sommer komme ich wahrscheinlich nicht von der Stelle. Freund Willemer das lieblichste hier und dort.

treu angehörig

Weimar d. 17. Juni 1825. Goethe.

1678.

An Felix Mendelssohn.

Du hast mir, mein theurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung [1] sehr viel Vergnügen gemacht; obschon angekündigt überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt sodann der allerherrlichste Einband wetteifern mit einander die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu achten, mit dessen schöner, kräftig-reicher Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank und laß mich hoffen Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben Deine staunenswürdige Thätigkeiten in Gegenwart zu bewundern. Empfiehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem vortrefflichen Meister. [2] Möge mein Andenken in solchem Kreise immerhin lebendig dauern.

Weimar, 18. Juni 1825.

Treulich

J. W. Goethe.

[1] Mendelssohns H-moll-Quartett.
[2] Zelter.

1679.*

An Heinrich Meyer.

24. Juni 1825.

... Hier weiß man von nichts als freudigem Getümmel; das neue Gesellschaftshaus in Berka wird heute eingeweiht, morgen das Schauspielhaus gerichtet. Das giebt zu so vielen Zerstreuungen Anlaß und die Zerstreuungen wieder zu so viel zerstreuendem Klatsch, daß die Müßigen es nicht besser wünschen können. Ich halte mich wie immer im Stillen und komme vorwärts in meinen Arbeiten und so können wir bei nächster Zusammenkunft in manchem Guten weiter schreiten ...

Drei bis vier englische Werke auf die griechischen Angelegenheiten der Zeit zwischen 1823 und 24 bezüglich, vor, mit und nach Byron versetzen unmittelbar in die dortigen Zustände, das Individuelle der wirkenden Menschen und Parteien ist höchst merkwürdig und man kann sich daraus einen ganz eignen Zustand auferbauen, wonach dann die Gegenwart sich einigermaßen beurtheilen und die Zukunft vorahnen läßt. Seit Ihrer Abreise hat mich dies in ruhiger Stunde meist unterhalten ...

Alles Gute möge Ihnen sein.

Treu angehörig

Weimar den 24. Juny 1825. G.

1680.*

An Zelter.

5. August 1825.

Hier folgen die Original-Briefe bis 1812, an den nächstfolgenden wird abgeschrieben; die ferneren erbitte mir, damit der Codex vollendet werde; es giebt ein paar starke Bände[1] wundersamen Inhalts.

Aehnliche Betrachtungen, wie man sich in der Welt strebend abmüdet, giebt mir die Recapitulation, Revision, Restauration dessen was von mir auf dem Papier übrig bleibt. Es ist viel und wenig und muß sich denn freylich erst wieder in wackern fähigen Geistern aufbauen, wenn es nach etwas aussehen soll. Die zwey neuen Bände kleine Gedichte, in welchen Du kaum etwas neues finden wirst, habe ich mehrmals umgeordnet, um sie auf eine anmuthige Weise an einander zu gesellen. Sie sind in widersprechenden Zuständen hervorgetreten und sollen doch nun in einem allgemeinen Rahmen friedlich erscheinen . . .

G.

1681.

An Boisserée.

Weimar, 13. August 1825.

Es ist schwer, ja fast unmöglich, in persönlicher Gegenwart mündlich, geschweige abwesend und schriftlich einen Zustand darzustellen, wobei ethische, ökonomische, merkantilische Bezüge, frühere, spätere, verschwundene, fortdauernde Verhältnisse sich mannigfaltig verknüpfen; ich habe es in beikommenden versucht, machen Sie sich das gesagte freundlich zu eigen.

[1] Die von Goethe beabsichtigte Ausgabe seines Briefwechsels mit Zelter.

In meinen hohen Jahren allen aus dem fraglichen Geschäft entspringenden Vortheil meiner Familie überlassend, finde ich billig, daß sie auch Sorge und Bemühung übernehme, die damit nothwendig verknüpft sind. Diese vorliegende Masse literarischer Produktionen verehrte ich meinem Sohn als Capital, kein Wunder, daß er das Resultat meines Lebens höher schätzt, als ich von jeher auf meine Produktionen gehalten habe.

Die Theilnahme der Nation, die des Auslandes daran ist auffallend und bei dem vorwärts bewegten Gang der Cultur so leicht kein Rückschritt denkbar.

Meine Pflicht und tägliches Bestreben ist daher, meinen Austritt aus diesen Zeitlichkeiten meinen Angehörigen und Freunden so wenig als möglich fühlbar werden zu lassen, weshalb ich nur thun möchte, was niemand thun kann, alles übrige den jüngeren Thätigen, naturgemäß länger dauernden sorgfältig zu übergeben, das Innere zu besorgen und in alles Aeußere dieselben sorgfältig einzuweihen.

Jede Annäherung des Herrn v. Cotta zu meinem Sohn, jede abschließliche Verbindung mit demselben würde mir von höchstem Werthe seyn, wenn ich noch selbst Amen dazu sagen könnte.

Lassen Sie sich dieses mein Vorvalet gefallen! Warum sollte man sich das unvermeidliche verläugnen. Gelinge Ihnen alles nach Wunsch.

Treulichst

Goethe.

Eigenhändig fügt Goethe noch hinzu:

Beikommendes, meinem Sohne diktirt, begleite noch mit wenigen Worten, um auszusprechen: daß mir gerade in diesem Augenblick vollkommen gegenwärtig sey, wie Ihre freundschaftliche Gesinnung vor Jahren ein zartes bedeutendes Monument[1] beabsichtigte, welches nachher durch architektonische Weitläufigkeiten vereitelt wurde; so wie denn auch das projektirte Marmorbild zu stocken scheint. Lassen Sie uns das als Versuche betrachten, in welchen der gute Wille gewogener Landsleute sich auszusprechen den Anlaß nahm! greifen wir mit Ernst und Einigung zu gegenwärtiger Gelegenheit: die schon angeregte Nation dahin zu bestimmen, daß sie eine Unternehmung begünstige, die, aus meinen eigenen Materialien, mir ein bleibendes Denkmal wohlmeinend zu errichten die Absicht hegt.

Und so fortan!

Goethe.

Es heißt dann weiter in einem „Geneigtest zu gedenken" überschriebenen Beiblatt:

. . . Durch jene öffentliche unbewundene Zustimmung des Bundestages also schien diese Angelegenheit[2] National zu werden und in der Buchhändlerwelt regte sich gar mancher, der sich zu einer solchen Unternehmung Kräfte genug zutraute. Meinem Sohne wurden daher mehrfältige Anträge gethan, Vorschläge zum Selbstverlag, Societätscontrakte, Uebereinkunft auf einen Antheil von jedem abzusetzenden Exemplar und manche andere dem Gesagten mehr oder weniger sich annähernde Propositionen.

Um aber getreulich auf die eigentliche Lage zu kommen, so sind fünfzigtausend Thaler sächsisch geboten, mit

[1] In Frankfurt a. M.

Erklärung, daß bei ernstlichem Abschluß noch eine Zulage stattfinden solle, und so wäre denn mit Herrn v. Cotta's Uebergebot zwischen sechzig- und siebenzigtausend Thalern sächsisch der gegenwärtige Stand.

Mein Sohn jedoch und seine Rathgeber glauben den Preis der zu überlassenden Ausgabe von vierzig Bänden auf zwölf Jahre auf wenigstens hunderttausend Thaler sächsisch schätzen zu dürfen und zwar dergestalt, daß ein bedeutender Theil der Summe in den ersten Jahren nach Maaßgabe des abgelieferten Manuscripts gezahlt, das übrige aber auf die folgenden Jahre vertheilt werde, so daß die Familie an dem fortdauernden Gewinne gleichfalls einigen Antheil hätte.

Was das Künftige anbetrifft, so würden nach verflossenen neun Jahren beide Theile zusammentreten und nach Ueberzeugung den Contrakt verlängern, wodurch gar manchem unangenehmen Verhältniß vorgebeugt würde.

Hier wünschte nun, daß Herr v. Cotta, der vor allen Uebersicht und Kräfte zu solcher Unternehmung besitzt, einträte, seine Meinung eröffnete und solchem Schwanken ein Ende machte, das mir in meinen hohen Jahren besonders peinlich ist. Denn ich darf versichern, daß ich immerfort gewünscht habe, das alte Verhältniß fortdauern, jeden dazwischen getretenen hindernden Aufschub entfernt und den Abschluß noch bei meinem Leben herbeigeführt zu sehen.

Sie sind selbst an große Geschäfte gewöhnt und werden desto eher die Lage der beiden Theile durchdringen und zu vollständiger Einigung das Beste beitragen können.

Vertrauend

Weimar, 13. August 1825. Goethe.

1682. *

An Boisserée.

Weimar, 14. September 1825.

Schon zwei Wochen leben wir in einer bunt bekränzten, das seltenste Fest[1] feiernden Stadt. In- und Ausländer aller Stände und allen Geschlechts nahmen freudig Theil, und es hat noch kein Ende. Die Kinder jauchzen, mit Fähnlein in den Händen, die Jugend zieht gepaart täglich zum Tanze, die Männer schauen ernsthaft heiter drein und wer an Ort und Stelle die fünfzig Jahre rückwärts wieder zur Erinnerung rufen kann, dem ist es wunderlich zu Muthe.

Unendlich angenehm war mir's in diesen Tagen auch die Wiederherstellung alter theurer Verhältnisse und den Abschluß eines so wichtigen Geschäfts durch Ihre Vermittlung zugleich feiern zu können. Das ewige hohe Vorbild von Neigung, Liebe, Freundschaft und Vertrauen zeigt freilich, sobald es in die irdische Thätigkeit eintritt, ein herrliches verklärtes Angesicht, an dem sich selbst der müde Wanderer erquickt und verklärt.

Herrn v. Cotta habe dankbar anerkennend geantwortet; sobald ich mich nur einigermaßen sammeln kann, erfolgt das Weitere. Indessen zeigen beikommende wenige Zeilen, daß wir nun vollkommen gesichert sind und unser Werk mit Lust und Muth antreten können . . .

G.

---

[1] Weimars Jubelfest am 3. September aus Anlaß des 50-jährigen Regierungsjubiläums Carl Augusts. An Zelter schrieb Goethe am 20. September: „In jenen Tagen des Festes hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen als die Kräfte nachhielten, was ich aber that war notwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen."

1683. *

An Frau v. Levetzow.

Mit vieler Freude erhalt ich, theuerste Freundin, Ihren lieben Brief der mir ein vollgültiges Zeugniß giebt Sie seyen von einer Kranckheit[1] wieder hergestellt die, wie ich vernommen hatte, gefährlich bedrohte und woran ich in Furcht und Sorge herzlichen Antheil nahm. Seyen Sie aufs neue im Leben zu Freude und Glück treulichst willkommen! Und so nehm ich denn auch an allem was Ihnen Gutes begegnet meinen freundschaftlichsten Theil und freue mich von Herzen über das holde Geschick Amaliens. Sie soll an mich dencken wenn es ihr beygehen sollte Freund und Gemahl gelegentlich zu necken.

In Gedancken spazierte gar oft mit unserer lieben, geliebten Aeltesten auf der Terrasse hin und wieder. Die schöne Gewohnheit einige Sommermonate zusammen zu seyn sollte mir diesmal ausgehen, und ich hätte es nicht ertragen Sie ohne mich zwischen jenen Fichtenwäldern zu wissen, hätte mich die schönste und nothwendigste aller Pflichten nicht in meinem nächsten Kreise gehalten.

Nun aber da ich weis wohin ich beykommendes[2] addressiren kann versäume ich nicht zu sagen wie auf eine

---

Frau v. Levetzow hatte am 28. September aus Marienbad geschrieben: „Mich hingegen fesselte eine tödtliche Krankheit in diese Berge, über zwei Monat war ich sehr leidend . . . Trotz meines Krankseins haben wir doch den schönen Tag des öffentlichen Geheimnisses festlich begangen — und Sie aus voller Seele zu uns gewünscht . . . Meine kleine wilde Amélie ist Braut mit dem Preußischen Major v. Rauch, Ihre Güte welche Sie verehrter Herr Geheimrath immer für meine Töchter haben, läßt mich Ihrer Theilnahme gewiß sein, Amélie bekömmt einen guten braven und auch hübschen Mann, denn ihr Herz wählte, und so darf ich hoffen sie glücklich zu sehen."

[2] Die silberne Medaille zum Jubiläum des Großherzogs.

unbeschreiblich mannigfaltige Weise unser hohes Fest gefeyert worden . . .

Mich findet Ihre Gunst immer mit unveränderlichen Gesinnungen an der alten Stelle.

Mit wiederholten Segenswünschen,

treu anhänglich

Weimar d. 1. Nov. 1825. J. W. v. Goethe.

Lassen Sie mich zum Schlusse der theuren Ulricke nochmals namentlich gedencken.

* * *

Der 7. November war die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem Goethe nach Weimar gekommen. Dieser Jubiläumstag wurde aufs festlichste gefeiert, wie ersichtlich ist aus der bei W. Hoffmann, Weimar (1826), erschienenen Schrift „Goethes Goldner Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des Gefeierten Bildniß, Seinen Schriftzügen und einer Abbildung des Festsales."

Goethe notiert in seinem Tagebuch:

7. Nov. Feyerlichster Tag.
8. Nachklang und Erhohlung.
9. Fortgesetzte Glückwünsche, persönlich und schriftlich. Große Gesellschaft zu Mittage.

Die theologische, juristische, medizinische und philosophische Fakultät der Universität Jena hatten ihm Doktordiplome übersandt. Aus Goethes Antwortschreiben seien hier zwei wiedergegeben.

1684.

An den Senat der Universität Jena.

Weimar, den 24. November.

Eine unausgesetzte Theilnahme, wie ich sie seit vielen Jahren an der Academie Jena erwiesen, war eine der schönsten Pflichten, welche die große Thätigkeit eines verehrten Fürsten mir auferlegen konnte. Ich darf mir schmeicheln, daß Beweise vorliegen, wie ich von jeher alles beizutragen gedachte, um daselbst nothwendige, den Wissenschaften unerläßliche, einzelne Anstalten zu gründen, nicht weniger, wie ich in derselben Gesinnung und gleicher Vorsorge bis in die letzten Tage fortgefahren. Wie hoch ich daher die Aufmerksamkeit zu schätzen weiß, welche mir von Seiten der verehrenswürdigen Gesammtheit, an dem durch Serenissimi Gnade vorgreifenden Fest einer funfzigjährigen Dienstfeier, geneigtest erwiesen worden, halte ich für Pflicht, wenn auch nur mit wenigen Worten, dennoch tief empfunden, hier auszusprechen.

Ich muß gerührt sein, wenn ich überdenke und mir vergegenwärtige, wie ich bei meiner ersten Ankunft einen Landsmann und nahen Familiennachbar, den unvergeßlichen Griesbach schon zum Besten Jena's eifrigst beschäftigt fand; wie ich an ihm, und in der Folge an so vielen Anderen, je mehr ich mich in die Wissenschaften versenkte, den treuesten Beistand, die redlichste Förderung gefunden. Nun aber muß ich mich höchlich erfreuen, daß ich bis auf den heutigen Tag noch immer Jena und Weimar wie zwei Enden einer großen Stadt anzusehen habe, welche im schönsten Sinne geistig vereint, Eins ohne das Andere nicht bestehen konnten. Wenn ich von den vielen, mir immer am Herzen bleibenden wissenschaftlichen An-

stalten meine Sorgfalt nicht abwenden kann: so gereicht es mir zum größten Vortheil, auch von dorther in wissenschaftlichen und literarischen Unternehmungen erwünschtes Mitwirken und Eingreifen zu erfahren. Da ich nun ein solches Verhältniß im Allgemeinen bis an das Ende meines Lebens als nothwendige Verwandtschaft zu ehren habe: so wüßte ich nichts mehr zu wünschen, als daß auch die einzelnen Glieder dieser großen Corporation mit Wohlwollen und Neigung mir zugethan bleiben mögen. Denn wechselseitig freundlich-treue Gesinnungen fördern allein das, was in der Stadt Gottes und der Sitten am dringendsten verlangt und am unerläßlichsten gefordert wird. Mit Eifer werde ich daher jede Gelegenheit, so lange es mir vergönnt ist, ergreifen, wie im Laufe meines Lebens, so auch fortan das in Worten Ausgesprochene, in der Wirklichkeit zu bethätigen.

1685.

An die philosophische Fakultät der Universität Jena.

Weimar, den 24. November 1825.

Das unerwartete Glück, welches mich am siebenten November von so manchen Seiten her überraschte, wird mir erst allgemach zu eigen, und mein verspäteter Dank selbst wird Zeugniß, wie sehr ich von so viel Wohlwollen gerührt sei. Die verehrliche Facultät, welcher das weite Feld des reinen Denkens, so wie das Ueberdenken aller Naturmerkwürdigkeiten anvertraut worden, ist geneigt auszusprechen, daß sie meinen Bemühungen von jeher eine schätzbare Aufmerksamkeit gegönnt habe. Von diesem Antheil konnte ich mich in einer langen Reihe von Jahren

genugsam überzeugen, und ich ergreife nunmehr die Gelegenheit, ein offenes Geständniß hierüber abzulegen.

So entschieden und leidenschaftlich auch meine Sehnsucht gegen die Natur und ihre gesetzlichen Erscheinungen gerichtet war, so konnte sie doch nur durch einen längern academischen Aufenthalt erst recht belebt, genährt, geregelt, und stufenweise befriedigt werden. Ein solcher ward mir seit vielen Jahren zu Jena, und ich bin dieser Academie ganz eigentlich die Entwickelung meines wissenschaftlichen Bestrebens schuldig geworden. Manche treffliche Männer, unmittelbare Theilnehmer an meinem gesteigerten rastlosen Bemühen, sind dahin gegangen, Andere leben entfernt in glücklicher Lage. Wie erfreuen muß es mich daher, von der gegenwärtigen Generation ein Zeugniß zu erhalten, daß sie die Ausdauer meines Bestrebens mit fortwährender Geneigtheit und Aufmerksamkeit begleite. Und so hab' ich endlich dankbar noch auszusprechen, daß mir am feierlichen Tage vergönnt gewesen, zwei junge Männer der mir verliehenen Auszeichnung theilhaft zu machen.[1] Beide wirken seit längerer und kürzerer Zeit mit mir zu gleichen Zwecken, welche, von so verehrlicher academischen Corporation mit Beifall anerkannt, uns auch fernerhin gemeinsam vor Augen unverrückt bleiben sollen.

1686. *

An Zelter.

... Laß uns auf unserer Weise beharren! fühlen und gewahr werden, denken und thun, alles Uebrige ist vom Uebel. Die neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben.

---

[1] Nicolovius und Eckermann.

Deine Büste ist zu allseitiger Freude unbeschädigt angekommen, alles Dankes werth, indem sie Dich, den Ersehnten, so nahe heranbringt; nur find' ich, wie bey der meinigen auch, eine gewisse Uebertreibung der Züge, die bey näherer Bekanntschaft nicht wohl thut.

So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses; nach und nach erhol' ich mich vom siebenten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher daß eine dergleichen Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat.

Versäume nicht bald möglichst die Folge meiner Briefe zu senden; die noch hier sehenden gehen über die Hälfte von 1820. Auch dieses Geschäft wünscht' ich vollendet zu sehen. Ich bin höchst überdrängt, zwar nicht von Sorgen aber doch von Besorgungen und das kann sich zuletzt zu einem Grade steigern daß es fast dasselbe wird.

Möge Dir alles gelingen! Dein neues Gebäude wird nun auch gekrönt seyn; es werde das Gleiche mit Allem was Du so redlich heranführst; und so lebe wohl und fahre fort mein zu gedenken. G.

1687.

An W. K. Fr. Succow.[1]

Magnifice
Wohlgeborner,
insonders hochzuehrender Herr!

Ew. Wohlgeboren danke zuvörderst für den mir neuerlich erzeigten persönlichen Antheil an dem ehrenvollen Feste,

[1] Prorektor der Universität Jena.

welches mir durch den gnädigsten Willen unsers verehrten Fürsten überraschend zu Theil geworden ist, und füge die Bitte hinzu, mich bei der Gesammtheit der hochlöblichen Universität Jena dergestalt zu vertreten, daß dieselbe versichert werde, wie ich alles das mir gegönnte Gute dankbarlichst anerkenne.

Wie sehr das in jedem Sinne beifallswürdige Gedicht[1] mich erfreut habe, würde ich lebhafter aussprechen, wenn es mich nicht wie Alles, was mir an diesem Tage widerfahren, zu stiller und demüthiger Beherzigung anmahnte.

Die beiliegenden Schreiben bitte ich den hochlöblichen Fakultäten gefällig vorzulegen. Auch darin habe ich nur versuchen können, dasjenige theilweise auszudrücken, was mich in jenen Stunden, tausend Erinnerungen hervorrufend, ungetheilt beschäftigte. Und so nehmen denn Dieselben auch die Versicherung, daß ich sowol der ganzen hohen Anstalt als den einzelnen hochachtbaren Gliedern derselben wie bisher so auch künftighin mich theilnehmend verpflichtet und verbunden halte.

Hochachtungsvoll mich unterzeichnend

Ew. Magnificenz

Weimar, gehorsamster Diener

den 6. Dezember 1825. J. W. v. Goethe.

[1] Goethio in sacris munerum vimariensium semisecularibus. d. VII. Novembr. a. MDCCCXXV. academia jenensis. — Jenae litteris Branianis. Fol. Die erste Strophe lautet:

Quae vota, Goethi, quas Tibi debitas
Laudes feremus, quem Superis parem
Bis quinque lustra gloriamur
Indigetem coluisse Divum?

1688.*

An Ch. F. L. Schultz.

Das Jahr darf nicht zu Ende gehen, ohne daß ich mein Andenken bei Ihnen, verehrter Freund, erneuert hätte. Die Zeitungen haben Ihnen gesagt, in welchem Drang von Feierlichkeiten ich beinahe seit vier Monaten lebe, und ich gestehe gern, es war einige Fassung nöthig, um so viel Gutes zu überstehen. Kaum erhole ich mich von dem Wünschenswerthesten, so tritt das ungeheure Weltereigniß[1] herein, das, in's Ganze von gränzenloser Wirkung, uns im Innersten berührt, und den zartesten persönlichen Antheil unbarmherzig verletzt.

Sagen Sie mir, wie Sie diese Zeit in Ihrer Abgeschiedenheit zugebracht, wie Sie sich mit Ihrer lieben Familie befinden, und ob Sie sich in dem alten Wetzlar nunmehr einheimisch fühlen . . .

Bald hoffe ich wegen Ausgabe meiner Werke das Nähere zu melden. Die Privilegienangelegenheit ist im Laufe des Jahres so gut als zu Stande. Ein kurzer Termin, verhältnißmäßig zu den Wegen, welche sie hat machen müssen.

Schreiben Sie mir doch einige Worte zur Schilderung der Societät, wie sie den dortigen Club zusammensetzt, auch ob noch irgend Jemand von meiner Zeit und wer sich dort befindet. Jene Localitäten und Verhältnisse bleiben mir eine wundersame Erinnerung.

treu angehörig

Weimar, den 18. December 1825. Goethe.

[1] Der am 1. Dezember erfolgte Tod Kaiser Alexanders von Rußland.

1689.

An F. H. Küstner.[1]

Hochwohlgeborner
Insonders hochzuverehrender Herr!

Es ist noch dieselbige Stadt Leipzig, in die ich, gerade nunmehr sind es sechzig Jahre, mit der Welt völlig unbekannt, voll Zutrauen und Hoffnung eintrat; dieselbigen Straßen sind es noch, in denen ich auf- und abwandelte, dieselben Häuser, wo ich aus- und einging, und vielleicht dieselben Zimmer, die mich als junges wunderliches Wesen so freundlich aufnahmen; sie sind es noch, wo nunmehr nach einem solchen Zeitraum vor neu erworbenen Freunden eine ehrenhafte Feier meiner Ansiedelung in der Nachbarschaft, als bedeutend für die Gegend und für mein Vaterland folgereich, in diesen letzten Tagen veranstaltet worden. Jemehr ich die Vergangenheit überschaue, wie sie sich zur Gegenwart herangebildet hat, desto mehr habe ich mich zu fassen und das Glück anzuerkennen, das meinem unablässigen Streben geworden ist.

Da der Trieb, das Gute und Wünschenswerthe zu verwirklichen, von jeher alle Welt in Thätigkeit setzte, so darf ich mich wol erfreuen, daß gerade das meiner Natur gemäß war, was auf jene Zwecke hindeutete; denn gerade wenn ich meine zufälligen und vorsätzlichen Einwirkungen auf die Außenwelt im Laufe meines Lebens betrachtete, so hätte ich oft zweifeln können, ob im Einzelnen das, was ich zu leisten wünschte, auch zu billigen sei; wenn aber zuletzt der Rechnungsabschluß, die Ver-

[1] Küstner, ein vielgereister Handelsherr in Leipzig, hatte Goethe wiederholt durch Zusendung von Medaillen und Münzen erfreut; Goethes Jubiläum war in Leipzig von der Gesellschaft „Lyra" gefeiert worden.

gleichung des Sollen und Haben, zu meinen Gunsten ausfällt, dergestalt, daß die Besten meiner Nation sich daran erfreuen und mit Eifer und Lebhaftigkeit auf die anmuthigste Weise es anerkennen, so habe ich weiter nichts zu wünschen, als nur die übrige Zeit, welche mir zu verweilen vergönnt ist, in einem solchen Gleichgewicht zu bleiben, daß ich weder an mir selbst, noch ein Anderer an mir jemals irre werden könne.

Nehmen Sie diese traulichen Aeußerungen als Wirkung derjenigen Empfindungen an, welche Ihr ehrenvolles Streben und die anmuthigen Beilagen bei mir erregen mußten, und vertheilen Sie die anliegenden Blättchen unter die wohlwollenden Freunde, denen ich aufs besonderste empfohlen zu sein wünsche.

Weimar, den 24. December 1825.

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener J. W. v. Goethe.

1690. *

An Reinhard.

Weimar den 26. December 1825.

. . . Um von mir zu reden, ich bin kaum aus dem Hause, kaum aus meinem Zimmer gekommen; im Verlaufe des vergangenen Jahres hat mich die Privilegienangelegenheit durchaus im Athem erhalten, sie ist aber auch nunmehr so gut wie abgeschlossen. Immer genug für die Wege, die sie innerhalb der Bundesstaaten zu machen hatte.

Der Verlag meiner Werke scheint sich auch zu entscheiden, und so könnte ich denn das nächste Jahr zu einer wünschenswerthen Arbeit gelangen. Die Wiederaufnahme meiner früheren Arbeiten, der Redaktion der späteren, die Ausfüllung des Lückenhaften, die Sammlung des Zerstreuten und was sonst noch vorzunehmen wäre, sind freilich angenehme Beschäftigungen, denn sie deuten denn doch zuletzt auf eine gewisse Einheit hin, wodurch das Unternehmen sehr erleichtert wird; nur darf ich nicht überdenken was noch zu thun ist, sondern ich muß mir zur Pflicht machen, nur das Nothwendige vorzunehmen und vom Geschick abwarten wie weit ich kommen soll, wobei denn die Hauptsache bleibt, alles so zu stellen, daß das Geschäft auch allenfalls ohne mich seinen Gang fortgehe . . .

Soll ich nun von diesen Nachbildungen des Lebens zum Lebendigen selbst übergehen, so habe ich zu sagen, daß die Meinigen, wenn auch nicht von der robustesten Art, doch im ganzen wohl sind. Mein Sohn widmet sich nach wie vor den Geschäften, versieht meinen Haushalt und lebt übrigens ein geselliges Hof- und Stadtleben; der Frauenzimmer [1] eigentliches Geschäft ist die englische Sprache, begünstigt durch angenehme unterrichtete Personen dieser Nation. Und was sonst Hof und Geselligkeit übrig lassen, verzehrt die Sorge für Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, denen alle Arten Stickerei gewidmet sind. Der älteste Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen Pathen, der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt.

---

[1] Ottilie und ihre Schwester Ulrike.

Nun aber, da ich mich an stillen Abenden mit diesen Blättern beschäftige und mich im Andenken an einen so hochverehrten Freund sanft in den Schlaf wiege, trifft uns der unerwartete Schlag aus Osten[1] und zwar um so schrecklicher, als die wenigen Monate seit der Rückkehr der jungen Herrschaften die sämmtlichen mannigfaltigen Persönlichkeiten unseres hohen Familienkreises sich in den glücklichsten Verhältnissen befanden und wirklich aussprechen durften, daß sie glücklich seyen.

Mehr darf ich nicht sagen, denn hier liegt ein Abgrund, an dem man sich nicht aufhalten darf und der immer weiter klafft, je weiter man in die Welt hinaussieht . . .

Unwandelbar

J. W. v. Goethe.

1691. *

An Zelter.

30. December 1825.

Du hast mir seit einiger Zeit, mein Theuerster, gar lebhafte, Charakterzüge Eurer Berliner Tagesweise mitgetheilt, daß ich doch endlich auch etwas von mir hören zu lassen schuldig zu seyn glaube. Mir war es indessen wunderlich zu Muthe: Eine nothgedrungene Wirkung, sowohl gegen die Nähe als in die Ferne, hinderte mich meinem Willen zu folgen, welchem nach ich Dich schon längst einmal wieder besucht hätte. Ihr Berliner jedoch seyd mir die wunderlichsten Leute, Ihr schmaust und trinkt und verzürnt Euch unter einander, so daß Mord und

[1] Tod des Kaisers Alexander.

Todtschlag im Augenblick und tödtlicher Haß in der Lebensfolge daraus entspringen müßte, wäre es nicht in Eurer Art, das Widerwärtige auch stehen zu lassen, weil denn doch am Ende alles neben einander verharren kann, was sich nicht auf der Stelle aufspeist.

Dein sybillinisches Blatt über Macbeth glaube nach meiner Weise recht gut auszulegen; ich dachte wenigstens dabey wie folgt:

Diese Bemühungen gehören zu denjenigen, welche König Saul der Hexe von Endor zumuthete: die großen Todten hervorzurufen, wenn wir uns selbst nicht zu helfen wissen. Shakspear ist noch widerborstiger als jener abgeschiedene Prophet, und wenn sie ihn gar in seiner Integrität hervorzaubern wollen, dann geht es am wenigsten. Ein solches Micmac von Uraltem und Modernstem bleibt immer auffallend, wie Du es ganz richtig empfunden hast.

Was hilft alles Costumiren! Genau besehen sind denn doch am Ende Schauspieler und Kleider, Decorationen und Gespenster, Musiker und Zuschauer unter einander nicht in Harmonie. Dies hat Dich bey einer so bedeutenden Exhibition zerrissen. Vielen ist es auch zuwider, ohne daß sie es gestehen; Viele lassen es gut seyn, weil es nicht anders ist; sie haben bezahlt und ihre Zeit hingesessen.

Sieben Mädchen in Uniform[1] machen auch hier das Publicum glücklich; denn so etwas ist zeitgemäß. Das Soldatengespiele zu einer halblüsternen Posse verwandt, läßt sich Jederman gefallen, wenn unter dem Druck eines Shakspearischen Alps das Publicum seufzt und sich sehnt aus einem schweren Traum des Ernstes in die freye Luft der Thorheit.

Jetzt, da ich nicht mehr ins Theater gehe, sonst nichts damit verkehre, nur aber meine Kinder und anderes

[1] Von Louis Angely.

nachwachsendes Lebevolk zu beobachten habe, gehen mir ganz eigne Lichter auf. Immer nehmen sie Partey; bald seh' ich sie in gerechten Urtheilen klar und verständig, bald in Vorurtheilen und Vorlieben ungerecht befangen und was alles daraus folgt, wie's uns längst bekannt ist; aber ich begreife doch erst das Mißbehagen der Danaiden-arbeit während so vieler Jahre, in welchen ich bemüht war die wirklich großen, der Bühne verliehenen Vorzüge in Wirklichkeit zu setzen und zur Evidenz zu bringen. — In solche Betrachtungen haben mich Deine Hexen verhext; trage deshalb die Schuld eigener Veranlassung.

Als belebte Folge jener festlichen Tage ist mir, wie ich bekennen muß, manches Gute geworden; auch manches Gute zu thun giebt es Gelegenheit, da der aufgeregte und doch nicht flackernde Enthusiasmus einen Jeden aus sich selbst ins Allgemeine trieb.
G.

1692.

An Klinger.[1]

(Ende 1825.)

Die Erinnerung an unsere Weimarischen mit froher Erhebung des Geistes und Herzens gefeyerten Feste wird auf immer durch Trauertage verdüstert.

Lassen Sie Sich den Ueberbringer, einen treuen tüchtigen Weimaraner[2] bestens empfohlen seyn. Er wird Ihnen im Einzelnen persönlich vortragen und erzählen, was Sie Sich von unsern Zuständen im Allgemeinen, auch entfernt

[1] Adresse: An des Herrn Generalmajors von Klinger Excellenz nach St. Petersburg.
[2] Major v. Goermar.

recht gut, leider vergegenwärtigen können. Wie unmittelbar berührt uns der grimmige Schmerz des Ostens! und was sollen wir beyde in hohen Jahren dazu sagen, daß dem bedeutenden Manne[1] nicht ebensoviel zum Heile der Welt gegönnt worden.

Ich muß aufhören, da ich gar nicht hätte anfangen mögen, lassen Sie uns bis ans Ende in Liebe und Treue verharren.
G.

1692a.

An Carus und d'Alton.

(1. Jan. 1826)

Wenn ich das neueste Vorschreiten der Naturwissenschaften betrachte, so komm' ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, das heranwachsende Licht mit Freuden anschaute und die Erscheinung des großen Feuerballs mit Sehnsucht erwartete, aber doch bey dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den gewünschten gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannichfachsten Leben durchführt und das große Geheimnis mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Altons Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar

[1] Kaiser Alexander

nach dessen Vollendung und Untergang darstellt und zugleich das innerste und äußerste Gerüst und Ueberzug, künstlerisch vermittelt vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet. So seh ich auch hier wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich seit einem halben Jahrhundert auf eben diesem Felde aus der Finsterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeschritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinste Licht, jeder Erkenntniß und Einsicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und indem es meine folgerechten Wünsche erfüllt mein sehnsüchtiges Bestreben vollkommen rechtfertigt.

Herrn Carus und d'Alton

zum neuen Jahre

treu theilnehmend und

ergeben

Weimar 1826. J. W. v. Goethe.

1693.*

An den Geselligen Kreis in Nonnenwerth.[1]

... Es werden Tage kommen, wo man erkennen wird, daß man in solchem Falle sich eben selbst feiert. Die reine Bildungslust, Jedem einwohnend, auf eine friedliche Ausgleichung sittlicher Verhältnisse hinstrebend, sie ist's, die sich gesellig am Freudigsten offenbart. Daß die Erinnerung an mich hiezu Anlaß giebt, habe ich für ein Glück zu

[1] Der Goethes Geburtstag festlich begangen hatte.

achten. Jener Trieb war von Jugend an der meinige, und es ist ein eigen ehrenwerthes Schicksal, daß ich gerade in ein gleichsinnig wirkendes Jahrhundert eintraf ...

G.

1694.

An K. W. Frhr. v. Fritsch.

Ew. Excellenz

erstatte dankbarlichst den höchst gelungenen Aufsatz,[1] welcher immer besser zu werden scheint, je mehr man sich mit ihm bekannt macht; nur wenig einzelne Bemerkungen fügt' ich bleistiftlich zur Seite. Die Hauptstelle glaubt' ich in dem Sinne verfassen zu müssen, wie sie etwa in funfzig Jahren ein freidenkender Geschichtsschreiber aufführen würde.

Wenn das Einzelne durch die Zeit ausgelöscht wird, so geht das Allgemeine rein hervor; die Handlungen verschwinden, man hört auf, nach den Mitteln zu fragen, die erreichten Zwecke treten vor die Seele des Betrachters.

Billigen Ew. Excellenz diese Gedanken, so werden Sie beurtheilen, ob ich in der Ausführung glücklich gewesen. Das niedergeschriebene Wort, insofern der Sinn einigermaßen annehmlich erscheint, einsichtiger Wahl überlassend.

Verehrend, vertrauend angehörig

J. W. v. Goethe.

Verzeihung der fremden Hand!
Die meine fördert nicht mehr.

Weimar, den 7. Januar 1826.

[1] Fritsch (1769—1851), seit 1818 Meister vom Stuhl in der Weimarer Loge, hatte einen für die Freimaurerloge bestimmten Aufsatz zur Durchsicht geschickt; Goethe fügte die nachstehende Beilage hinzu, die für Goethes Auffassung sehr bezeichnend ist.

Beilage.

Leider wird jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Mißverständniß fühlbar; das aufgeregte Gemüth deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten zu Staatsverwesern berufenen Geistern sorgliche Bedenklichkeiten, und hier mußten zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden.

Jene hielten sich durch manche tadelnswerthe, ja erschreckende Unregelmäßigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu beharren und deshalb die nöthig erachteten Vorschritte gemessen zu thun; diese jedoch, überzeugt, daß nach vorübergegangener Krise eine frische Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen.

Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrungsart zu rechtfertigen: und wir dürfen uns glücklich preisen, daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht sowol, als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen.

Wie erfreulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Theil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen.

1695.*

An Zelter.

15. Januar 1826.

Wenn ich gleich, mein Allertheuerster, in meinen alten Tagen mich nicht gerade mit den Elbogen durchzufechten habe; so kannst Du Dir doch mit einiger Einbildungskraft schon vorstellen daß ich, wenn Du mich auch nur als Lenker meines eigenen Fuhrwerks betrachtest, dieses Jahr nicht viel dämmern, ruhen und säumen durfte; deshalb mir denn unterwegs Dein freundlich aufmunterndes Wort sehr oft zu gute gekommen, indem es mir anschaulich machte daß Andere Anderes zu überwinden haben, und daher ein jeder sich wacker halten und nach seiner Art und Stelle sich behaupten muß.

Ich kann mir in meiner fast absoluten Einsamkeit kaum vorstellen, daß solche Lust- und Lärmbilder an Dir vorüber gehen, an denen Du mir aus Deinem Spiegel Theil lässest. Mit Macbeth und Euryanthen geh' es, durch Aufwand, parteyische Anregung und selbst durch Anerkennung des Trefflichen, wie es will; beide geben keine eigentlich erquickende Vorstellung, jener aus Ueberreichthum des Gehaltes, diese aus Armuth und Magerkeit der Unterlage. Doch weiß ich freylich nicht mehr was ein Theater-Publicum sey, oder ob es im Großen und im Kleinen sich befriedigen, vielleicht auch nur beschwichtigen lasse. Ein Abglanz davon erscheint mir jedoch dorther, da meine Kinder die Bühne nicht entbehren können, und das laß ich denn auch gut seyn.

Die Recensionen der Haude- und Spenerischen Zeitung mag ich gerne lesen; wie man denn überhaupt, wenn man auch nur selten in die Tagesblätter hineinsieht,

manches ganz Vernünftige trifft, woraus eine allgemeine gute Richtung, eine redliche Kennung[1] und Anerkennung sich hoffen läßt.

Ich bin persönlich das Widerbellen durch viele Jahre gewohnt worden, und spreche aus Erfahrung: wir haben noch lange nicht zu fürchten, daß wir überstimmt werden, wenn man uns auch widerspricht. Nur keine Ungeduld! immer fortgehandelt und mitunter gesprochen! so findet sich am Ende noch eine genugsame Zahl die sich für unsere Art zu denken erklärt. Niemanden aber wollen wir hindern sich seinen eigenen Kreis zu bilden; denn in unseres Vaters Hause ist Wohngelaß für manche Familie . . .

Ein Heft suche zu lesen etwa funfzig Seiten stark; es ist überschrieben: „Zwey Balladen von Goethe, verglichen mit den Griechischen Quellen woraus sie geschöpft sind, von Director Struve. Königsberg 1826.“ Indem der Verfasser Euch an den Born führt woher ich den Trank geholt, ist er freundlich genug zu beweisen daß ich das erquickliche Naß in einem kunstreichen Gefäß dargereicht habe. Was der Dichter vor so viel Jahren wollte, wird doch endlich anerkannt. Es ist von dem Zauberlehrling und der Braut von Korinth die Rede. Mein Folgendes soll sich unmittelbar anschließen. „Wer will der muß!“

Und warum sollten wir nicht auch müssen?

Angehörig seyn und bleiben

G.

[1] Im Sinne von Erkenntniß.

1696.*

An Zelter.

21. Januar 1826.

„Wer will der muß!“ und ich fahre fort: wer einsieht der will. Und so wären wir wieder im Kreise dahin gelangt wo wir ausgingen: daß nämlich man aus Ueberzeugung müssen müsse; für die nächstfolgende Zeit können wir daher viel Gutes hoffen.

So manches, auf Kunst und Wissenschaft bezüglich, kommt mir fast täglich vor die Augen, darunter wäre nichts Falsches, wenn der Mensch nicht schwach wäre und er nicht zugleich das was für ihn das Letzte ist auch für das Letzte halten wollte. Ueberhaupt aber begegnen mir sehr viel schöne, reine, hohe Ansichten. Man läßt gelten was man nicht erreichen kann, man freut sich deß was man nicht zu thun im Stande wäre; wie denn doch am Ende jeder tüchtige Mensch verfahren muß um selbst etwas zu seyn, um nach seiner Weise zu wirken, was auch Dilettanterey und damit nothwendig verknüpftes Nivelliren, im Laufe des Tages verderben oder hindern mag. Am Ende stellt sich alles her, wenn derjenige welcher weiß was er will und kann, in seinem Thun und Wirken unablässig beharrt. Du weißt es am besten und erfährst es jeden Tag . . .

G.

1697.

An Boisserée.

Weimar, 3. Februar 1826.

Was wollt' ich nicht geloben, mein allertheuerster, wenn ich Sie eine Stunde sprechen könnte! Denn wie

sollte mir Blatt und Feder genügen! Ich muß mich nur sogleich eines mythologischen Gleichnisses bedienen: Sie erscheinen mir wie Herkules, der dem Atlas, dem Prometheus zu Hülfe kommt. Wüßten Sie, was ich dieses Jahr gelitten habe, Sie würden solche Bildlichkeiten nicht übertrieben finden.

Doch eigentlich ist es der schon längst gekannte, geprüfte Freund Sulpiz, der uns das unmöglichste Bauwerk als vollendet vor Sinn und Seele bringt, der uns durch das Labyrinth uralter Gewölbe und Kreuzgänge zu klarem Anblick durchführt; welcher verdiente die unschätzbarste Gemäldesammlung zu erwerben, zu besitzen und nutzbar zu machen. Und dieser wendet nun sein thätiges Wohlwollen gegen mich und das Meinige!

Sie haben Sich, lassen Sie es mich geradezu sagen, so klug als tüchtig, so edel als grandios gezeigt,[1] und ich fange nur an, mich zu prüfen, ob ich meinen Dank bis an Ihre Leistungen steigern kann.

So viel für heute. Dem Urquell alles Schönen und Guten zum frömmsten und allertreuesten empfehlend

angehörig

J. W. Goethe.

---

[1] An Reinhard schreibt Goethe am 27. Februar: „daß Freund Sulpiz bei dieser Gelegenheit (Verhandlungen mit Cotta wegen der Neuausgabe von Goethes Werken) sich musterhaft benommen hat; ja lassen Sie mich bekennen, daß ohne ihn das Geschäft vielleicht nicht zu beendigen gewesen, sondern in eine unauflösliche Verwirrung gerathen wäre. In solchem Konflikt standen die mehrfachen Interessen, die im Laufe der bedeutenden Unterhandlungen rege geworden."

1698.

An Johannes Müller.

Ew. Wohlgeb.

will lieber gleich und im Allgemeinen für die bedeutende Sendung[1] meinen verbindlichsten Dank abstatten, als daß ich Gefahr laufe, durch ein näheres Betrachten derselben eine schuldige Erwiderung zu verspäten.

Die Vorbereitungen zur Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, die ich auch Ihnen empfohlen wünsche, beschäftigen mich schon einige Jahre und entfernen mich von unmittelbarer Betrachtung der äußeren Natur, in welche gegenwärtig nur verstohlene Blicke thun darf, damit der große Reiz, womit sie mich so oft an sich zog und alles Aesthetisch-productive verschlang, mich nicht wieder ergreife und von einem Geschäft ableite, welchem alles Zaudern und Stocken höchst gefährlich werden könnte. Nehmen Sie daher meine beste Anerkennung, daß Sie Gelegenheit gaben, mir bisher auch nicht fremd gebliebene Bemühungen näher zu überzeugen und einzusehen, wie Sie nach Art und Weise, die ich auch für die rechten halte, im Reiche der Natur vorzudringen bemüht sind.

Freilich ist die Region, in der wir uns umthun, so weit und breit, daß von einem gemeinsamen Wege eigentlich die Rede nicht sein kann; und gerade die, welche vom Centrum nach der Peripherie gehen, können, obgleich nach einem Ziele strebend, unmöglich parallelen Schritt halten,

---

[1] Naturwissenschaftliche Arbeiten Müllers, der damals in Bonn lebte.

und sie müssen daher, insofern ihnen die Thätigkeiten Anderer bekannt werden, immer nur darauf achten, ob ein Jeder seinem Radius, den er eingeschlagen, getreu bleibt. In diesem Sinne habe ich die Bemühungen der Mitlebenden, Aelterer und Jüngerer, seit geraumer Zeit zu betrachten gesucht.

Die Divergenzen der Forscher sind unvermeidlich, auch überzeugt man sich bei längerem Leben von der Unmöglichkeit irgend einer Art des Ausgleichens — denn indem alles Urtheil aus den Prämissen entspringt, und genau besehen Jedermann von besonderen Prämissen ausgeht, so wird im Abschluß jederzeit eine gewisse Differenz bleiben, die dem einzelnen Wissenden angehört, und erst recht von der Unendlichkeit des Gegenstandes zeugt, mit dem wir uns beschäftigen, es sei nun, daß wir uns selbst, oder die Welt, oder was über uns beiden ist, als Ziel unserer Betrachtungen ins Auge fassen.

Nehmen Sie dieses Wenige freundlich auf. In meinen Jahren muß man sich bescheiden, am Wege genugsam auszuruhen und Andere vorübereilen zu lassen, an die man in früherer Zeit sich gar zu gern angeschlossen hätte.

Da ich jedoch die Absicht hege, nach vollendeter Ausgabe ästhetisch-kritischer Werke auch dasjenige vorzuführen, was sich auf meine Naturstudien bezieht, wozu ich denn vorläufig Gedrucktes und Ungedrucktes zusammenzustellen und ihm wenigstens durch Andeuten einige Folge zu geben bemüht bin, so steht mir alsdann die Freude bevor, Ihnen wieder zu begegnen, welche ich durch einen treuen Händedruck, den ich abschiedlich reiche, zu feiern wünschen und hoffen darf.

Weimar, den 23. Februar 1826.

1699.

An K. W. Göttling.[1]

Ew. Wohlgeboren überschicke gegenwärtig einen der ersten Bände, mit dem Wunsche, Sie mögen die Durchsicht desselben einigermaßen beschleunigen, indem der Termin heranrückt, wo sich das Manuscript der ersten Sendung an den Verleger abzugeben habe; mit den folgenden hat es alsdann keine Eile.

Die Betrachtung über die Selbstbiographie ist sehr wichtig und erfreulich. Es wäre schön zu untersuchen, ob nicht Protestanten mehr als Katholiken zu Selbstbiographieen geneigt sind. Diese haben immer einen Beichtvater zur Seite und können ihre Gebrechen hübsch einzeln los werden, ohne sich um eine fruchtbare Folge zu bekümmern; der Protestant im entgegengesetzten Falle trägt sich selbst die Fehler länger nach und ihm ist es doch um ein sittliches Resultat zu thun. Montaigne und Descartes sind mir deshalb merkwürdig: ohne selbst Protestanten zu sein, leben sie doch in einer Epoche des vielanregenden Protestantismus. Lassen Sie uns diese Gedanken weiter verfolgen. Für bisherige Mitwirkung höchlich verpflichtet

ergebenst

Weimar, den 4. März 1826. J. W. v. Goethe.

[1] Göttling, seit 1822 Professor der klassischen Philologie an der Universität Jena, war von Goethe zur Redaktion seiner Werke für die „Ausgabe letzter Hand" herangezogen worden.

1700.

An G. Fr. Benecke.

Wohlgeborener

besonders hochzuverehrender Herr.

Ew. Wohlgeboren abermalige Sendung[1] gereicht mir zu nicht geringem Vergnügen; den Antrag eines verehrlichen Comite nehme in beyliegendem Schreiben dankbarlichst an, wobey ich Ew. Wohlgeboren ergebenst bitte für mich die Summe von zwanzig Pfund zu unterzeichnen, weil ich keinen Beweis versäumen möchte, wie hoch ich den Geist eines Mannes schätze, der nur allzufrüh das merkwürdigste Individuum das geboren werden konnte auf und weggezehrt hat.

Die Widmung des Sardanapals[2] ist mir von höchstem Werth. Wenn ich die Gunst eines solchen Blattes meinem Verdienste nicht wohl zuschreiben darf, so bleibt es immer merkwürdig, daß ein jüngerer in seinem Vorgänger die Ahnung jenes Strebens enthusiastisch verehrt das er in sich selbst unwiderstehlich empfindet.

Nehmen Sie meinen verpflichteten Dank und lassen mich durch Ihre Vermittelung von den weiteren Fortschritten jenes löblichen Unternehmens ein mehreres hören. Wenn der Vorübergegangene sich zwar selbst schon ein herrliches geistiges Monument gestiftet, so ist es doch sehr

[1] Benecke, Oberbibliothekar und Professor in Göttingen (gest. 1844) hatte Goethe benachrichtigt, daß ein Denkmal Byrons für die Westminsterabtei beabsichtigt werde.

[2] Goethe hatte den „Manfred" voll Bewunderung besprochen, zum Danke dafür wollte Byron ihm den „Sardanapal" widmen. Das Blatt, das die beabsichtigte Widmung enthielt, ging infolge von mancherlei Umständen Goethe verspätet zu, so daß die erste Sardanapal-Ausgabe ohne diese Widmung erschien, die dann erst den späteren Drucken des Werkes eingefügt wurde.

schön, daß ein bleibendes reales Denkmal die Nachkommen sinnlich erinnere: er sey auch dagewesen wie Viele, aber begabt, verehrt, geliebt wie Wenige. Mein Andenken auch unter Göttinger Freunden belebt zu sehen, ist mein eifriger Wunsch wenn ich mich fernerer Geneigtheit angelegentlichst empfehle.

Hochachtungsvoll

Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Weimar d. 3. April 1826. J. W. v. Goethe.

1701. *

An Reinhard.

Weimar den 12. Mai 1826.

. . . Daß die Herren vom Globe[1] mir wohlwollen, ist ganz billig, denn ich bin wirklich für sie eingenommen. Man wird eine Gesellschaft junger, energischer Männer gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen ist klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächste Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man sonst nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgesprochen und genugsam commentirt zu sehen. Ich werde nicht aufhören, Gutes von diesen Blättern zu sagen; sie sind das Liebste, was mir jetzt zu Händen kommt; werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen. Auch haben sie mir in den letzten Stücken zur Einleitung in die interessanten Hefte des Herrn Cousin ge-

[1] Am 27. Februar hatte er an Reinhard geschrieben: „Man hat mir die Zeitschrift ‚le Globe', vom September 1824, also wohl vom Anfang an, zugesendet und fährt posttäglich fort. Dem Vergangenen widme ich jeden Abend einige Stunden, ich bezeichne, streiche vor, ziehe aus, übersetze."

dient, indem sie mir deutlich machten, zu welcher Zeit, auf was Art und Weise und zu welchen Zwecken jene Vorlesungen gehalten würden.

Eine Recension der Uebersetzung meiner dramatischen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht. Verhalt' ich mich doch selbst gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich sie concipirte. Nun bleibt es höchst merkwürdig, wie sie sich zu einer fremden Nation verhalten und zwar so spät, bei ganz veränderten Ansichten der Zeit.

Was auf mich besonders erfreulich wirkt, das ist der gesellige Ton, in dem alles geschrieben ist. Man sieht diese Personen denken und sprechen immerfort in großer Gesellschaft, wenn man dem besten Deutschen immer die Einsamkeit abmerkt und jederzeit nur eine eingelernte Stimme vernimmt.

Den Symbolikern konnte ich bisher nicht gut seyn; sie sind im Grunde Antiklassiker, und haben in Kunst und Alterthum, insofern es mich interessirt, nichts Gutes gestiftet, ja dem was ich nach meiner Weise fördere, durchaus geschadet. Wir wollen sehen, ob in der Folge an irgend eine Theilnahme und Annäherung zu denken ist.

Ueberhaupt muß ich mich jetzt sehr zusammen nehmen und, mehr als jemals, alles Polemische an mir vorübergehen lassen. Der Mensch hat wirklich viel zu thun, wenn er sein eigenes Positive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Ueberzeugung, daß gar Vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter als man denkt . . .

Treu angehörig

Goethe.

1702. *

An Zelter.

20. May 1826.

Zuvörderst also schönsten Dank für die Partitur des wahrhaft enthusiastischen Liedes. [1] Es ist seine guten dreyßig Jahre alt und schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identificirte, es auszufüllen, ja es in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte. Jener kühne Drang hat uns denn doch eine reine dauernde Einwirkung aufs Leben nachgelassen; und wie weit wir auch im philosophischen Erkennen, dichterischen Behandeln vorgedrungen seyn mögen, so war es doch in der Zeit von Bedeutung und, wie ich tagtäglich sehen kann, anleitend und anregend für Manchen.

Mein Hauskreuz wogt noch immer hin und her: man müßte nichts von der Welt wissen, wenn dergleichen Epochen uns unerhört scheinen sollten; wir müssen das Rad dahin rollen lassen, und abwarten, wie es uns streift und quetscht, wenn es uns nur nicht gar zerdrückt.

Matthisson [2] ist auch bey uns durchgegangen; unsere Musenjünger haben ihn freundlich gefeyert, seine Gedichte gesungen, Lorbeerkränze gereicht, und das bey einem muntern Gastmahl, welches ganz billig und schicklich abgelaufen ist . . .

Wenn man bedenkt, daß so viel wichtige Menschen doch am Ende wie Oeltropfen auf Wasser hinschwimmen und sich höchstens nur an Einem Puncte berühren, so begreift man, wie man so oft im Leben in die Einsamkeit

[1] „Weltseele".
[2] Matthisson (1761—1831) war seit 1812 Oberbibliothekar in Stuttgart.

zurückgewiesen ward. Indessen mag denn doch ein so langes Nebeneinanderleben, wie uns mit Wolf geworden, mehr als wir gewahr werden und wissen, gewirkt und gefördert haben.

Du gedenkst meines Phaethons, dessen ich mich immer freue, obgleich betrübe daß ich nicht die zwey Hauptscenen damals niederschrieb. Wäre es auch nicht zulänglich gewesen, so war es doch immer etwas wovon sich jetzt Niemand einen Begriff machen kann ... G.

1703.*

An Zelter.

... Nächster Tage liegt unsere Correspondenz, aufs reinlichste abgeschrieben, in mehrere Bände geheftet, vor mir; da kannst Du nun wohl einmal eine Wallfahrt antreten um einem solchen Werke die gebührende Ehre zu erzeigen. Ich werde sie nun an ruhigen Abenden mit treulichem Bedacht durchstudiren und bemerken, wie es allenfalls künftig damit zu halten seyn möchte. Es ist ein wunderliches Document, das an wahrem Gehalt und barockem Wesen wohl kaum seines Gleichen finden möchte.

Sodann darf ich Dir wohl vertrauen: daß, um der ersten Sendung meiner neuen Ausgabe ein volles Gewicht zu geben, ich die Vorarbeiten eines bedeutenden Werks,[1] nicht in der Ausdehnung, sondern in der Eindichtung, wieder vorgenommen habe, das seit Schillers Tod nicht wieder angesehen worden, auch wohl ohne den jetzigen Anstoß in limbo patrum geblieben wäre. Es ist zwar von der Art, daß es in die neuste Literatur eingreift,

[1] „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zum Faust" zuerst erschienen in Band IV der Ausgabe letzter Hand, 1827.

daß aber auch Niemand, wer es auch sey, eine Ahnung davon haben durfte. Ich hoffe, da es zu Schlichtung eines Streites gedacht ist, große Verwirrung dadurch hervorgebracht zu sehen ...

1704.*

An J. T. Danz.[1]

... Ja, gewiß, wenn wir trachten, daß Gesinnung, Wort, Gegenstand und That immer möglichst als Eins erhalten werde, so dürfen wir uns für echte Nachfolger Luther's ansehen, eines Mannes, der in diesem Sinne so Großes wirkte und auch irrend noch immer ehrwürdig bleibt. Wer an solchen Ueberzeugungen festhält, wird sich seinen eigenen Wirkens erfreuen und auch da, wo er es gehindert fühlt, ruhigen Geistes bleiben. Es betrübt ihn, aber es trübt ihn nicht, wenn er in Künsten, Wissenschaften und sonst vielfach im Leben das Pfäffische heranschleichen sieht, wie es, den menschlichen Schwächen sich fügend, einen Tag nach dem andern sich anzueignen, bildsame Jünglinge zu umspinnen, den Eigensinn der Männer zu stärken und sich so eine bequeme Herrschaft einzuleiten weiß ...

1705.

An G. Fr. Benecke.

Ew. Wohlgeboren

gefällige Sendungen waren immer von Wichtigkeit; die letzte ist überraschend und so ehrenvoll als betrübend.

[1] Mitglied der theologischen Fakultät in Jena.

Mir giebt es ganz eigene Gedanken, daß der unbegreifliche Mann mich gerade auf den Sardanapal besonders anwies, da ich diesem Stück von jeher vor andern günstig gewesen. Der königliche Leichtsinn, die Anmuth des griechischen Mädchens, die ganz eigene wundersame Verbindung zwischen den zwey Personen verscheuchen alle hypochondrischen Gespenster, womit der treffliche Dichter seine Freunde zu ängstigen pflegt, sie erscheinen nur hier und da gleichsam aus den Wolken hervortretend.

Doch ich muß mich hüten von den Vorzügen dieses Stückes zu sprechen; man erschöpft eine solche Production niemals durch Nachdenken, beim jedesmaligen Lesen ist sie wieder neu.

So ging es mir auch diesmal. Lebhaft aber regte sich der Wunsch dem Dichter dagegen etwas Freundliches erwiedert zu haben; nun ist er nicht zu erfüllen und man kommt in Gefahr sich abzuquälen über die Frage: wie dieses, von seiner eignen Hand bezeichnete Exemplar so lange vorenthalten werden konnte, wie die mir erwiesene Freundlichkeit so lang ein Geheimniß blieb, ja durch die Zuschrift von Werner[1] noch mehr verdeckt und aller Nachforschung entzogen wurde.

Bin ich nun Ew. Wohlgeboren diese ganz unerwartete Entdeckung schuldig, verdank ich Ihnen ein Zeugniß das mir besonders in diesen Tagen ganz unschätzbar seyn mußte; so werden Sie überzeugt seyn, daß ich diese günstige Einwirkung auf mich und meine Zustände nach ihrem ganzen Werth anzuerkennen weiß.

Kann ich noch erleben, daß jenes intentionirte Monument wirklich zu Stande kommt, so wird es eine ganz eigene Klarheit über meine Tage verbreiten.

[1] Byron hatte seinen im Januar 1822 vollendeten „Werner" überschrieben „to the illustrious Goethe". — Vergl. für den übrigen Inhalt die Anmerkungen zu Brief 1700.

Ich bin gewiß, daß Ew. Wohlgeboren das Nähere, sobald es zu Ihrer Kenntniß kommt, mir geneigtest mittheilen und die Hand bieten werden, daß ich ungesäumt meine theilnehmende Pflicht erfülle.

In vorzüglicher Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Weimar den 27. Jul. 1826. J. W. v. Goethe.

1706. *

An Zelter.

5. August 1826.

Glück also und gutes Behagen zur Rückkehr ins Häusliche! Mögest Du Dich dort finden wie Du mich hier gelassen hast. Mir bleibt unser Zusammenleben[1] von großer Bedeutung, möge es Dir gleichfalls gesegnet seyn.

Deine lieben musikalischen Hieroglyphen sollen sich bald vor meinem Ohre auflösen und ich werde gewiß daran mich ergötzen und erquicken.

Ein Unsriger[2] von Paris zurückkehrend hat mir gar Angenehmes mitgebracht. Der Uebersetzer meiner dramatischen Werke, Albert Stapfer, sendet mir den vierten und

[1] Zelter war mit seiner Tochter vom 7. bis 19. Juli in Weimar gewesen. Goethe hatte am 26. Juli darüber an Boisserée geschrieben: „Zelter blieb acht Tage bei mir und es ward mir stärkend, in der Nähe dieses vorzüglichen Mannes auch nur kurze Zeit zu leben; er brachte mit seiner tüchtig gründlichen Individualität den Nebenklang des Berliner wundersamen Elements mit, wodurch ich denn freilich in ganz fremde Regionen versetzt ward."

[2] Präsident Weyland.

letzten Theil zu Complettirung des Ganzen und veranlaßt mich zu gar manchen Betrachtungen. Die neustrebenden Franzosen können uns gar gut brauchen, wenn sie ihre bisherige Literatur als beschränkt einseitig und stationair vorstellen wollen. Sie setzen mit aller Gewalt eine allgemeinere Kenntniß der sämmtlichen Literaturen durch. Veranlasse doch daß die Zeitschrift Le Globe (nicht der Englische The Globe) in Berlin gehalten werde; über diesen Punct schien der gute Sp.[1] höchst befangen, so daß ich auch gleich abbrach.

Von Baron Cuvier[2] habe gleichfalls eine höchst interessante Sendung: es sind die besondern Abdrücke seiner in der Akademie neuerlichst gehaltenen Vorträge, theils wissenschaftliche Uebersichten, theils sogenannte Elogen, nach dem Tod einzelner Männer Darstellung ihres Wesens und Wirkens. Wenn man sie nach einander mit Ruhe liest, so erstaunt man über den Reichthum des wissenschaftlichen Gehaltes, über das bewegte Leben wodurch dieser zusammengeführt wird, wie über die Klarheit und Faßlichkeit des Vortrags; der Gelehrte, der Welt- und Geschäftsmann treten vereint auf . . .

Erwünschte Abendunterhaltung mit Freund Riemer gewährt uns jetzt die belobte Correspondenz; wir gehen sie durch, revidiren, corrigiren, interpungiren und so giebt es ein reines Manuscript für jede Zukunft. Dein Portrait steht auf der Staffeley, theilnehmend und Zeugniß gebend. Gewiß ist diese bildliche Gegenwart, als Fortsetzung der wirklichen, höchst erfreulich. Nichts kann die Versicherung eines wohlzugebrachten Lebens mehr gewähren als ein so unmittelbarer Blick an die dreyßig Jahre hinter-

[1] Der Berliner Bibliothekar Sam. Heinrich Spiker, der am 16. und 17. Juli bei Goethe gewesen war.

[2] Der große Naturforscher (1769—1832).

wärts, wenn uns da ein reiner mäßiger aber aufs Gute und Vortreffliche unverwandt gerichteter Schritt zur Ansicht kommt. Ich freue mich den Ueberrest des Jahres dieser belohnenden Sorgfalt für das glücklich abgeschlossene Manuscript zu widmen . . .

1707.

An Charlotte v. Stein.

Am achtundzwanzigsten August 1826.[1]

Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,
Es trübt sich auch der freiste Blick.
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,
So bist du gleich befreit, gesegnet,
Gemeinsam freust du dich der That.
Ein zweiter kommt, sich anzuschließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht so sich Kraft und Rat.

Von äußerm Drang unangefochten,
Bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen!
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

[1] Dieses Gedicht hatte Goethe aus Anlaß seines 76. Geburtstages gedruckt „Den Freunden" zugesandt. Unter dieser Ueberschrift ist es dann in den Nachlaß-Werken erschienen.

(Auf einem besonderen Blatte.)

Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen:

„Neigung aber und Liebe nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann.“

Und so für und für!

Weimar, den 29. August 1826. Goethe.

1708. *

An Baronesse v. Cuvier.[1]

Weimar, September 1826.

Sie gönnen, theuerstes Fräulein, meinen dichterischen Arbeiten mehrfache Theilnahme, so versichern mir wenigstens meine von Paris zurückkehrenden Freunde; auch wollen Sie, fügt man hinzu, dem Dichter selbst einigen Antheil schenken. Hierauf gründet sich mein Vertrauen, Gegenwärtiges abzusenden, wozu die Rückkehr des Herrn Präsidenten Weyland verpflichtet.

Er bringt mir nämlich von Seiten Ihres Herrn Vaters unschätzbare Hefte, welche mich in diesen Tagen zu erfreulich belehrenden Studien veranlaßt. Denn wenn ich auch einige dieser trefflichen Aufsätze früher kannte, so wirkten sie nun doppelt, indem sie eine Reihe von Ansichten über die wissenswerthesten Gegenstände eröffnen. Nun freut es mich erst, daß ich dem labyrinthischen Gange der Naturforschung nach meiner Weise durch so viel Jahre

[1] Die Tochter des Naturforschers.

gefolgt bin, da ich mich nicht unwerth fühle, auf den Gipfeln, welche die Wissenschaften erreicht haben, begünstigt von den vorzüglichsten Männern, gleichfalls umherzuschauen und dasjenige mit einem Blick zu erfassen, wo ich sonst mit Mühe mich durchzuwinden hatte.

Diesen Ueberblick bin ich den Arbeiten Ihres Herrn Vaters wiederholt schuldig geworden, und wie sehr ich dafür dankbar sei, wird, wie ich glaube, besser und andringlicher von einer geliebten Tochter ausgesprochen, als wenn ich mich unmittelbar dem würdigen Manne genähert hätte. Wie wollte ich die tausendfältigen Bezüge in ein schickliches Maß zusammenfassen und mit Wenigem von dem sprechen, was unendlich ist?

Hier, mein theuerstes Fräulein, lassen Sie mich schließen, damit ich die Grenze eines Briefes nicht überschreite! . . .

1709. *

An Reinhard.

Weimar den 20. September 1826.

. . . Freundliche Mittheilung aus Frankreich, besonders von Herrn Cuvier haben mich in die Naturbetrachtungen gezogen. Die fast tägliche Unterhaltung mit den Herrn vom Globe gibt mir viel zu denken. Ich sehe recht, daß ihre Zwecke weiter liegen, als mir in meinem Alter zu blicken erlaubt ist; aber ihre Betrachtungen rückwärts und vorwärts sind mir wichtig-belehrend; geben doch ihre Schrift- und Blattgenossen selbst ihnen das beste Zeugniß, bei Gelegenheit ihrer Aeußerungen in der Sache Montlosier's. Führwahr sie sind streng und kühn, gründlich und mitunter rhadamanthisch; sie sprechen absichtlich, deß-

halb man sich ihnen nicht hingeben darf; sie zeigen durchaus einen großen Verstand, den man bewundert, wenn man auch nicht beistimmt.

Uebrigens ist das Weltwesen so groß und erstaunlich, daß ich mir wie auf einem kleinen Boote, durch die große Kriegsflotte mich durchwindend erscheine. Schwimmt doch alles neben mir, aber dem Auge nicht meßbar und dem Sinne nicht faßlich.

Indessen ich nun, wie ein wachender, nicht erwachter Epimenides, die vorübergezogenen Lebensträume, durch den Flor einer bewegten Gegenwart beruhigt schaue, reist Freund Müller in der Welt umher, neue Genüsse zu suchen, ältere zu wiederholen . . .

Goethe.

1710. *

An Kaspar Graf v. Sternberg.

. . . Der Mensch gesteht überall Probleme zu und kann doch keines ruhen und liegen lassen; und dies ist auch ganz recht, denn sonst würde die Forschung aufhören; aber mit dem Positiven muß man es nicht so ernsthaft nehmen, sondern sich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenschaft des Problem's erhalten; denn sonst wird man bey jedem geschichtlichen Rückblick confus und ärgerlich über sich selbst. Jahrzehnte haben wir uns mit Bertholet in den Wahlverwandtschaften abgemüdet, die man jetzt so wenig als meinen Roman will gelten lassen . . .

Weimar d. 21. Sept. G.

1711. *

An Zelter.

11. Oktober 1826.

Fräulein Ulrike ist glücklich zurückgekommen,[1] hat gut gesehen, und erzählt gar wacker. Dabey fällt mir aber auf, daß es eine sehr gewöhnliche prosaische Sache sey, in Berlin anzukommen, überall herumzugehen und manches Interessante zu besuchen; im Theater sich das Wunderlichste vorgaukeln zu lassen und in der Singakademie die höchste, gründlichste Freude zu genießen. Indessen erscheint mir das alles als ein Mährchen. Erhalte mir durch Freundes Antheil das Gefühl vom Wahrsten . . .

Grillparzer ist ein angenehmer wohlgefälliger Mann; ein angebornes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserm freyen Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich[2] . . .

Nun aber geben mir solche im Vorbeyeilen flüchtig angelegte Versuche mehr als billig Mühe, jetzt da ich zu meiner neuen Ausgabe gern manche Einzelnheiten und Entwürfe, die nicht unwerth sind, möchte zurechtstellen und einrücken. Es ist schwer ein früher Gedachtes dem Ausdruck nach gelten zu lassen, man möcht' es immer gleich umsprechen und umschreiben; das geht auch wieder nicht. Dir ist gewiß der Fall bey wiederaufgenommenen früheren Compositionen vorgekommen . . .

Gott erhalte uns im Alter und beym Alten!

G.

---

[1] Aus Berlin.

[2] Grillparzer, der am 29. September abends bei Goethe gewesen, erzählt darüber in seiner Selbstbiographie.

1712.*

An Boisserée.

Weimar, 22. Oktober 1826.

. . . Verzeihen Sie, mein Bester, wenn ich Ihnen exaltirt scheine, aber da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts besseres zu thun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Thätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücks, so lange es mir auch gewährt seyn mag, mich würdig erzeigen und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Thun, wie und damit es möglich sey.

Tag und Nacht ist keine Phrase, denn gar manche nächtliche Stunden, die dem Schicksale meines Alters gemäß ich schlaflos zubringe, widme ich nicht vagen und allgemeinen Gedanken, sondern ich betrachte genau, was den nächsten Tag zu thun? das ich denn auch redlich am Morgen beginne und so weit es möglich durchführe. Und so thu' ich vielleicht mehr und vollende sinnig in zugemessenen Tagen, was zu einer Zeit versäumt, wo man das Recht hat, zu glauben, oder zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen.

Die Helena ist eine meiner ältesten Conceptionen, gleichzeitig mit Faust, immer nach Einem Sinne, aber immer um und um gebildet. Was zu Anfang des Jahrhunderts fertig war, ließ ich Schillern sehen, der, wie unsere Correspondenz ausweist, mich treulich aufmunterte, fort zu arbeiten. Das geschah auch; aber abgerundet konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle dreitausend Jahre spielt, vom

Untergange Troja's bis auf die Zerstörung Missalonghi's; phantasmagorisch freilich aber mit reinster Einheit des Orts und der Handlung.

Und so mag es genug seyn! Ist dieß aber nicht schlimmer, als wenn ich gar nichts gesagt hätte? Welchen Werth man endlich auch dem Stücke zuschreiben mag, dergleichen habe ich noch nicht gemacht und so darf es gar wohl als das neueste gelten.

Da ich nun wieder lese, was hier auf dem Papier steht, so frage ich mich, ob ich es denn auch fortschicken soll? Denn eigentlich soll man nicht reden von dem was man thun will, nicht von dem was man thut, noch was man gethan hat. Alles Drei's ist gewissen Inconvenienzen unterworfen, die nicht zu vermeiden sind. Warum wohnen wir nicht näher an einander! daß man sich noch einige Zeit freier und vollständiger mittheilen könnte.

Zelter hat mir meine Briefe, die sich beinahe von dreißig Jahren her datiren, zugesendet; sie liegen nunmehr mit den meinen verschränkt in reinlichster Abschrift vor mir. Zwei Abende der Woche lese ich sie mit Riemern durch, um Schreibfehler, Interpunktion und sonst zu berichtigen. Jedesmal gedenke ich Ihrer und wünsche Sie zu uns her. Auch hiebei bewährt sich die alte Wahrheit: man soll wenig thun, aber Tüchtiges und es wirken lassen nach Zeit und Umständen. Wie Manches, was wir vor zehn bis fünfzehn Jahren unter uns mit einiger Scheu kaum auszusprechen wagten, ist jetzt trivial geworden und kaum weiß die Welt, was sie gewonnen hat, und die damals nicht wußten, was sie wollten, wissen's noch nicht. Nach meinem Bedünken bleiben diese drei Foliobände Manuscript noch einige Lustra liegen; denn es wäre Schade, wenn man einiger Rücksicht wegen die erbaulichsten Spitzen abstumpfen wollte. Uebrigens ist alles

höchst unschuldig, nur Dünkel und Vorurtheil hätten sich zu beschweren und beide verflüchtigen sich mit der Zeit.

Um baldige aufmunternde Erwiederung bittet, und so fortan G.

1713.*

An Wilhelm von Humboldt.

Brief und Sendung, verehrter Freund, gaben mir ein sehr erwünschtes Zeichen fortdauernden Andenkens und freundlicher Theilnahme. Möchte ich nur auch von Ihrem Wohlbefinden gleichermaßen versichert sein; ich für meine Person habe mich nicht zu beklagen: ein Schiff, das nicht mehr die hohe See hält, ist zu einem Küstenfahrer vielleicht immer noch nütze.

Ich habe den ganzen Sommer zu Hause zugebracht und ungestört an der Ausgabe meiner Werke fortgearbeitet. Erinnern Sie sich wol noch, mein Theuerster, einer dramatischen Helena, die im zweiten Theile von Faust erscheinen sollte? Aus Schiller's Briefen vom Anfang des Jahrhunderts sehe ich, daß ich ihm den Anfang vorzeigte, auch daß er mich zur Fortsetzung treulich ermahnte. Es ist eine meiner ältesten Conceptionen, sie ruht auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuschaffen. Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi. Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höhern Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet. Es tritt auf unter dem Titel:

Helena
klassisch-romantische
Phantasmagorie.
Zwischenspiel zu Faust.

Das heißt denn freilich wenig gesagt, und doch genug, hoff' ich, um Ihre Aufmerksamkeit auf die erste Lieferung lebhafter zu richten, die ich von meinen Arbeiten zu Ostern darzubieten gedenke.

Dann frag' ich mit mehr Zuversicht: Sie erinnern sich wol noch eines epischen Gedichts,[1] das ich gleich nach Beendigung von Hermann und Dorothea im Sinn hatte: Bei einer modernen Jagd kamen Tiger und Löwe mit ins Spiel; damals riethen Sie mir die Bearbeitung ab und ich unterließ sie; jetzt, beim Untersuchen alter Papiere, finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug cursirt . . .

Nun aber muß ich versichern, daß mir und Riemern das übersendete Programm[2] recht zu Gunsten gekommen, und über Sprache und Philosophie zu verhandeln gar löblichen Anlaß gegeben. Abgeneigt bin ich dem Indischen keineswegs, aber ich fürchte mich davor, denn es zieht meine Einbildungskraft ins Formlose und Difforme, wovor ich mich mehr als jemals zu hüten habe; kommt es aber unter der Firma eines werthen Freundes, so wird

[1] Goethe-Briefe IV, S. 151.

[2] Humboldt hatte am 30. September geschrieben: „Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, die Inlage (Ueber die Bhagavad-Gita), um mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Denn sonst weiß ich nicht, ob, da Sie dem Indischen nicht hold sein sollen, und die Metaphysik, noch zu Fichte's Zeit, oft ein Gegenstand unseres Scherzes war, ich Ihnen mit meinem indischen Gedicht gelegen komme.“

es immer willkommen sein, denn es gibt mir die erwünschte Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten von dem, was ihn interessirt und gewiß von Bedeutung sein muß.

Nun aber, da ich mich zum Schlusse anschicke, vermelde ich nur, daß ich beschäftigt sei, die aufgelösten Wanderjahre in ihren alten und neuen Theilen als zwei Bände zu fassen und zu vereinigen, bei welcher Arbeit mir nichts erfreulicher sein könnte, als den Hauptwanderer, Ihren hochverehrten Herrn Bruder bei uns zu begrüßen und von seiner immer gleichen Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen, wie ich denn auch Ihrer theuern Frau Gemahlin die besten Nachwirkungen der in so hohen Regionen gesuchten Cur herzlich anzuwünschen nicht unterlasse

und so für und für

in treulichster Theilnahme

Weimar, den 22. October 1826. Goethe.

1714. *

An Boisserée.

Weimar, 10. November 1826.

Das Ereigniß mit den Schiller'schen Reliquien[1] hat immer etwas Apprehensives, selbst für die, welche das Geschehene nicht mißbilligen, sogar für mich, der ich die Notwendigkeit vorzuschreiten einsehend, die Angelegenheit

[1] Als im März 1826 das Kassengewölbe auf dem Jakobskirchhof, wo u. a. auch die Ueberreste Schillers lagen, geräumt werden mußte, ergab sich, daß die Feuchtigkeit des Gewölbes den Sarg zerstört hatte und man die Gebeine und den Schädel Schillers nicht mit Sicherheit finden konnte.

im Stillen geleitet und gefördert habe und nur da zurücktrat, als man sie gegen meinen Plan ins Oeffentliche zog. Nur so viel sag' ich noch im Vertrauen, daß für den Augenblick nicht allein der Schädel, sondern die sämmtlichen Knochenglieder durch abwägenden Fleiß unserer vergleichenden Anatomen zusammengebracht, nun auf großherzoglicher Bibliothek in einem anständigen Gehäuse ordnungsgemäß niedergelegt sind. Nun aber tritt meine Wirkung wieder ein und ich hoffe durch die Art, wie ich diese köstlichen Reste zu bestatten gedenke, soll die ganze Fabel eine freundliche Auflösung finden, wobei man die unerfreulichen Mittelglieder gern vergessen wird. — Mit der Schiller'schen Familie bin ich im Stillen einig und Sie, mein Theuerster, sollen von den Ersten seyn, zu erfahren, wie ich mich deßhalb erkläre; freuen würde mich's, wenn Sie erriethen, was eigentlich ganz nahe liegt . . .

G.

1715. *

An Walter Scott.[1]

Der mir durch seine Thätigkeit vortheilhaft bekannte Kunstverleger Herr Handerson überschickt mir ein, wie man hoffen darf, wohlgerathenes Bild des zu früh abgeschiedenen Lord Byron und erregt aufs neue den Schmerz, den ich bey einem Verlust fühlen mußte der die Welt im Allgemeinen und mich im Besondern traf, da ich mich der Neigung eines so allgemein geschätzten Mannes, nach dessen verschiedenen Aeußerungen wohl schmeicheln durfte. Indeß gereicht den Ueberlebenden zum besten Troste, wenn

[1] 1771—1832.

sie umhersehen und sich überzeugen, daß, wie der Abgeschiedene nicht allein stand, sondern in Liebe, Freundschaft, Zutrauen gar manchen Guten an sich zog, auch sie nicht allein stehen, sondern einer geistigen Vereinigung mit vielen wackern Männern, die sich mit jenem verbunden fühlten, als der wichtigsten Erbschaft sich erfreuen dürften.

Indem nun Herr Handerson mir anzeigt, daß er nach Edinburg zurückzukehren denke, so freue ich mich bey dieser Gelegenheit einen schon längst gehegten Vorsatz auszuführen und Ihnen, mein verehrter Herr, den Antheil auszusprechen, den ich an Ihren bewundernswürdigen Darstellungen seit vielen Jahren zu nehmen nicht verfehlen konnte. Auch mangelt es mir nicht am Anlaß von außen Ihrer zu gedenken, indem in unseren Gegenden nicht etwa nur Uebersetzungen Ihrer so reich ausgestatteten Werke, sondern auch die Originale selbst gekannt und dem wahren Geist und Verdienst nach geschätzt sind.

Bedenke ich nun daß ein so vorzüglicher Mann in früherer Zeit auch von mir und meinen Arbeiten gründliche Kenntniß genommen und, wenn ich nicht irre, sogar seine Nation zum Antheil daran herbeygerufen; so darf ich in hohen Jahren meinen Dank dafür nicht länger verspäten, sondern den Ausdruck desselben bey neuerer Veranlassung um desto lieber beeilen als ich zugleich den Wunsch um Fortsetzung eines freundlichen Wohlwollens aussprechen und fernere geneigte Theilnahme mir unmittelbar erbitten kann.

Weimar, den 12. Januar 1827.

1716. *

An Boisserée.

Weimar, 19. Januar 1827.

. . . Und so habe ich denn, das endliche Ende vorzubereiten, auf unserm neuen lieu de repos, neben der Fürstlichen Gruft ein anständiges Gehäus projektirt, wo sie dereinst meine Exuvien und die Schiller'schen wieder gewonnenen Reste zusammen unterbringen mögen.[1] Die Freunde v. Müller, Coudray und ein wohldenkender Bürgermeister haben die Ausführung unternommen, und ich glaube auf diese Weise jene räthselhaften Schwankungen zu allgemeiner sittlich religiöser Zufriedenheit aufgelöst und befriedigt zu haben. Dieses und sonst noch Manches ist in der Anwesenheit des wackern Ernst v. Schiller verhandelt und abgeschlossen worden. Das Lokal hat vor, neben und besonders hinter sich aufwärts schöne freie Räume, so daß Weimar sich bald eines Père la chaise-Parks, bei beharrlichem guten Willen und wohlgeleitetem Geschmack möchte zu erfreuen haben . . .

G.

[1] Vergl. Goethes Gedicht: „Bei Betrachtung von Schillers Schädel". Karoline v. Wolzogen berichtet in ihrem Schiller-Buche: „Der Idee des Großherzogs, den Schädel, die Form, unter der ein so hohes geistiges Leben gewaltet, auf der fürstlichen Bibliothek zu verwahren, war die Familie nicht entgegen. Er wu de aufbewahrt mit den andern Gebeinen. Der König von Bayern vermochte den Großherzog, diese Idee, die seinem Gefühl widerstritt, aufzugeben. Man machte einen Abguß- und die ungetrennten Ueberreste Schillers wurden auf würdige Weise verwahrt: sie ruhen nun in dem fürstlichen Grabgebäude."

1717.*

An Cotta.

(26. Januar.)

... Die zugesagten Exemplare Faust erwarte mit Vergnügen; auf den pariser Abdruck bin ich neugierig. Auch bereiten sie dort eine neue Ausgabe der französischen Uebersetzung Stapfers,[1] begleitet von lithographischen Blättern von de la Croix. Zwey Probedrucke liegen vor, die wild und geistreich genug sind.

An Freund Boisserée habe ich diese Tage gesendet was zwischen Ernst v. Schiller und mir bei seinem letzten Hierseyn verhandelt worden.[2] Unsere Vorschläge sind der früheren Verabredung gemäß und ich darf wohl sagen daß die Masse Manuscript wie sie da liegt einen tüchtigen Schlußstein macht meine und Schillers Werke zusammen zu halten und zu stützen. Der Begriff, was wir beyde gewollt, wie wir uns aneinander gebildet, wie wir einander gefördert, was uns gehindert, wie weit wir mit unsern Leistungen gediehen, und warum nicht weiter? wird alles klarer und muß denen die auch bestrebsam sind zur guten Leuchte dienen.

Alle Freunde, die ich in diese Bände hinein sehen lassen wünschen baldigsten Abdruck und ich mit ihnen, besonders um der älteren Mitlebenden willen, denen dergleichen höchst willkommen ist ...

Das Manuscript der Helena geht in diesen Tagen vollständig ab; ich hoffe Sie werden demselben ansehen daß

[1] Faust, traduit en français par Albert Stapfer, ornée du portrait de l'auteur et de dix-sept dessins sur pierre, par Eugène Delacroix.
[2] Ueber den Schiller-Goetheschen Briefwechsel.

ein vieljährig intentionirtes Werk auch beym Abschluß mit möglichster Sorgfalt behandelt worden ...

J. W. v. Goethe.

1718.*

An Zelter.

6. Februar.

... Nun kommt auch Dein zweyter Brief und ich säume nicht zu sagen daß es mir die Zeit her ganz wohl gegangen; mein Befinden war leidlich, so daß ich die mir zugedachten Besuche mit guter Behaglichkeit verehren und genießen konnte. Von Ihro k. H. dem Kronprinzen[1] sage mit Wenigem, daß er auf mich einen vollkommen angenehm-günstigen Eindruck gemacht und mir den Wunsch hinterlassen hat ihn früher gekannt zu haben und länger zu kennen. Die drey Herren Gebrüder,[2] von meinem Fürsten mir zugeführt, sah ich mit Freude und Bewunderung; man kann einem Könige Glück wünschen drey so verschiedenartig wohlgebildete Söhne (mit einem vierten den ich noch nicht kenne) vor sich heranwachsen zu sehen. Sie haben ein ganz frisches Leben in unsern Zirkel gebracht, und das Behagen unseres Großherzogs an Ihnen und an dem neueingeleiteten Verhältniß war nur mit Rührung anzusehen ... G.

[1] Dem späteren König Friedrich Wilhelm IV.
[2] Außer dem Kronprinzen die Prinzen Wilhelm und Karl, letzterer verlobt mit Prinzessin Marie von Weimar.

1719. *

An Reinhard.

Weimar, 2. März 1827.

... Vorstehendes längst Geschriebenes verfehle nicht endlich heute den 12. März, kurz vor Frühlings-Anfang bei sichtbar und empfindlich scheidendem Winter fortzusetzen, und wiederhole, daß es mir seit Anfang des Jahres ganz wohl gegangen. Mein Befinden war leidlich, so daß ich die mir zugedachten höchsten Besuche mit Behaglichkeit verehren und genießen konnte ...

Das wichtigste und mit allem Ernst zu behandelnde Geschäft der neuen Ausgabe meiner Werke konnte ich den ganzen Winter über mit Sorgfalt verfolgen; auch kommt zu Ostern ein Heft Kunst und Alterthum heraus, welches ungesäumt erfolgen soll. Diese Arbeiten, welche mit mir sich niederlegen und wieder aufstehen, die mich Nachts in durchwachten Stunden ununterbrochen beschäftigen, sind die eigentlichen Ursachen meines retardirten Briefschreibens. Da ich meinen Freunden die Aeußerungen meines Daseyns gar oft im Stillen und zwar persönlich zudenke, so komm' ich nicht dazu, ihnen einige vertrauliche Worte unmittelbar zu widmen ...

Uebrigens kommt mir in meinen alten Tagen der Gährungsproceß im Königreich Bayern gar wunderbar vor; es sind und werden dort so vielerlei Elemente versammelt, deren Einigung, Verkörperung und Gestaltung sich niemand denken kann. Indessen werden wir bei größter Longävität Probleme hinter uns lassen und in der Hoffnung scheiden, daß die Nachwelt sich unerwartet glücklicher Resultate möge zu erfreuen haben ... Nun erwarten wir auch die neue Ausgabe des Faust mit Lithographien von

Delacroix, davon einige wundersame Probestücke zu uns gekommen sind, und so wirkt unser alter Sauerteig immer auf neues Backwerk, das wir uns denn wohl mögen gefallen lassen; und da einmal das Eindringen der deutschen Literatur, das sonst so hoch verpönt war, in Frankreich kein Hinderniß findet so mögen sie denn auch die guten und schlimmen Wirkungen unserer Produktionen, die wir selbst durchgenossen und durchgelitten haben, hinterdrein nachgenießen und erdulden.

Die Fortsetzung nächstens; indeß treulich und herzlich

J. W. v. Goethe.

1720. *

An K. A. Varnhagen von Ense und Karl Hegel.

Weimar, den 15. März 1827.

Das an mich, hochverehrte Herren, unterm 6. März freundlich erlassene Schreiben[1] hat mich zu bedeutenden Erinnerungen veranlaßt. Es sind so eben drei und vierzig Jahre, daß mich Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, und es muß mich höchlich freuen, daß in dieser langen Zeit das Zutrauen meiner Landsleute sich nicht vermindert hat, sondern daß mir vielmehr von einer Gesellschaft der Würdigsten die Ehre erzeugt wird, mich zu frischer vereinter Thätigkeit aufzufordern. Ich erkenne mit besonderm Danke, wenn Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen und mich auch öffentlich als einen solchen nennen

[1] Mit der Einladung zur Mitarbeiterschaft an den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik".

wollen. Ich thue dieses desto unbedenklicher, als Sie in dem Mitgefühl meiner gegenwärtigen Zustände nur eine gelegentliche Theilnahme zu erwarten scheinen.

Lassen Sie mich daher Ihren Arbeiten eine Zeitlang zusehen, damit ich Ihre Zwecke, Absichten, Gesinnungen, die mir im Allgemeinen gar wohl bekannt sind, auch im Einzelnen kennen lerne, und dadurch veranlaßt werde, von demjenigen, was mir am meisten anliegt, den Umständen gemäß etwas Würdiges mitzutheilen. Entrichten Sie meinen verpflichteten Dank der ganzen Gesellschaft, und bleiben Sie in jedem Falle meiner stillen oder ausdrücklich auszusprechenden Theilnahme gewiß . . . G.

1721.*

An Zelter.

19. März 1827.

Was soll der Freund dem Freunde in solchem Falle[1] erwiedern! Ein gleiches Unheil[2] schloß uns aufs engste zusammen, so daß der Verein nicht inniger seyn kann. Gegenwärtiges Unglück läßt uns wie wir sind und das ist schon viel.

Das alte Mährchen der tausendmaltausend und immer noch einmal einbrechenden Nacht erzählen sich die Parzen unermüdet. Lange leben heißt viele überleben: so klingt

[1] Zelter hatte geschrieben: „So erhalte ich die Nachricht vom Tode meines einzigen, meines letzten Sohnes Georg. Noch weiß ich nichts weiter als daß er am 5ten dieses zu Wobesde bey Stolpe im 38. Jahre an einer Gallenruhr verschieden ist und eine geliebte junge Frau und einen Sohn von sechs Monaten verläßt. Fehlt es nicht an Erfahrungen daß man in solchen Fällen sich selber rathen und helfen muß, so gestehe daß es mich diesmal hart anfaßt."

[2] Vergl. Goethe-Briefe Bd. VI, 230 f., nach dem Selbstmord von Zelters Stiefsohn.

das leidige Ritornell unseres vaudevilleartig hinschludernden Lebensganges; es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernstlichen Streben.

Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Convolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabey den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Werth verleiht. Wirken wir fort bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu; so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen . . .

Lebewohl und gedenke meiner treuen Anhänglichkeit in guten und bösen Tagen; setze Dich nieder öfters an mich zu schreiben, immer werd' ich eine Stunde und genugsamen Anlaß finden zu erwiedern und zu senden.

Bey mir geht es ruckweise, erst muß ich den Italiänischen Manzoni, dann Kunst und Alterthum, die nächste Lieferung meiner Werke, vielleicht bald die Schillerischen Briefe befördern. Auch sonst giebt's allerley zu thun, Fremde nicht wenig; deshalb denn auch der empfohlene Krüger freundlich aufgenommen werden soll.

Für immer und ewig G.

1722.*

An Zelter.

23.—29. März 1827.

Auf Deinen lieben Brief (vom 19. März), welcher mir heute, am 23. März, zukommt, erwiedere folgendes. Deiner Beystimmung bin ich gewiß, denn Du liebst wie ich vom Anfang anzufangen und so gehen wir parallel mit einander, können uns auch unterwegs deshalb von Zeit zu Zeit die Hand reichen.

Ich sagte neulich bey einer Gelegenheit, die ich vielleicht bald näher bezeichne: il faut croire à la simplicité! zu Deutsch: man muß an die Einfalt, an das Einfache, an das urständig Productive glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will. Dieses ist aber nicht jedem gegeben; wir werden in einem künstlichen Zustande geboren und es ist durchaus leichter, diesen immer mehr zu bekünsteln als zu dem Einfachen zurückzukehren.

Deine Empfehlung des empfehlenswerthen Krüger traf mit einer andern an unsern Großherzog gerichteten gar glücklich zusammen. Er trat gestern Abend als Mortimer mit Beyfall auf; meine Kinder und Freunde sagten hierüber verständig das Beste. Heute bat ich ihn zu Tische, wo die versammelten Theaterfreunde sich reichlich und anmuthig ergingen, wovon er auch gewiß den besten Eindruck in sich aufgenommen hat. Mittwochs spielt er den Orest in meiner Iphigenie, aber es ist mir unmöglich hineinzugehen, wie er wohl wünschte. Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb.

Doch ist mir in dieser letzten Zeit eine ähnliche Pein geworden. Ein Engländer, der wie andere um nicht

Deutsch zu lernen nach Deutschland gekommen war, verführt durch geistreich gesellige Unterhaltung und Anregung, machte den Versuch, meinen Tasso ins Englische zu übersetzen. Die ersten Probestellen waren nicht zu verwerfen, im Fortsetzen ward es immer besser, nicht ohne Eingreifen und Mitwirken meines häuslichen, wie eine Schraube ohne Ende sich umdrehenden Sprach- und Literaturkreises.

Nun wünschte er daß ich das ganze Stück gern und mit Bequemlichkeit durchlesen möchte, deshalb ließ er sein Concept in groß Octav, mit neuen Lettern, sehr anständig abdrucken, und ich ward dadurch freylich compromittirt, dieses wunderliche Werk, das ich, seitdem es gedruckt ist, nie wieder durchgelesen, solches auch höchstens nur unvollständig vom Theater herab vernommen hatte, mit Ernst und Sorgfalt durchzugehen. Da fand ich nun, zu meiner Verwunderung, mein damaliges Wollen und Vollbringen erst wieder am Tage, und begriff wie junge Leute Vergnügen und Trost finden können in wohlgestellter Rede zu vernehmen, daß andere sich auch schon einmal so gequält haben wie sie selbst jetzt gequält sind. Die Uebersetzung ist merkwürdig, das wenige Mißverstandene ist nach meiner Bemerkung abgeändert, der Ausdruck kommt nach und nach immer besser in Fluß, die letzten Acte und die passionirten Stellen sind vorzüglich gut.

Nun ist auch, mein Theuerster, Dein Brief vom 23. März angekommen und ich habe darauf wie immer zu erwiedern, daß es eine Freude sey mit Dir zu verkehren. Du nimmst Dir, nach alter Weise, einen prägnanten Punct heraus, und entfaltest ihn zum besten Verständniß und Nutzanwendung, und mich freut nun erst mein gefundenes Waizenkorn, da Du dasselbe zu einer reichen Erndte gefördert hast. Die Vollendung des Kunstwerks in sich selbst ist die ewige unerläßliche

Forderung! Aristoteles, der das Vollkommenste vor sich hatte, soll an den Effect gedacht haben! welch ein Jammer!

Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit, jugendlichere Kräfte zu Gebot, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz allen Schwierigkeiten die ich kenne. Die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk seyn. Es ist über alle Begriffe was dieser Mann erblickte, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabey aber freylich im Erklären sich übereilte.

Thun wir das aber nicht bis auf den heutigen Tag? An Erfahrung fehlt es uns nicht, aber an der Gemüthsruhe, wodurch das Erfahrne ganz allein klar, wahr, dauerhaft und nützlich wird. Man sehe die Lehre von Licht und Farbe, wie sie vor meinen sichtlichen Augen Professor Fries in Jena vorträgt; es ist die Hererzählung von Uebereilungen, deren man sich seit mehr als hundert Jahren im Erklären und Theoretisiren schuldig macht. Hierüber mag ich öffentlich nichts mehr sagen, aber schreiben will ich's. Irgend ein wahrhafter Geist ergreift es doch einmal . . .

Noch ist mit wenigem zu melden daß die Revision unsrer Correspondenz immer fortgeht, mir und Riemern Gelegenheit zu den besten Anmerkungen giebt und die wünschenswertheste Unterhaltung gewährt.

Treu der Deine G.

1723. *

An Reinhard.

Weimar d. 30. März 1827.

. . . **So weit war ich, als mein letztes Schreiben abging, gelangt. Nun aber erscheint unverhofft und unerwartet**

die uns höchst willkommene Uebersetzung aus einem wichtigen Stück des, wie bekannt, unter uns hochgefeierten Dichters.[1] Meine Tochter mag ihren bescheidenen Triumph, der ihr dadurch geworden, geziemend ausdrücken, ich will nur zum allerbesten danken, daß Sie mich wieder auf dieses Stück, das ich von jeher zum höchsten geschätzt, wieder hingeleitet. Durch dieses Werk zeigt der nur allzufrüh hingeschiedene Freund, daß er nicht nur ein gegründeter, kräftiger und fruchtbarer Dichter sey, der seiner Kühnheit keine Grenzen, seiner Einbildungskraft weder Maß noch Ziel zu setzen Lust hat, sondern daß er auch in eine strengere und engere Form, sobald er sie anerkennt, sich zu finden wisse.

Wohl ist es bemerkenswerth, daß das dichterische Naturell des außerordentlichen Mannes erst jede Einschränkung verabscheut und sich nur aus sich selbst seine Formen gestaltet, endlich doch den Forderungen der französischen Tragödie sich fügt und wenigstens bis auf einen gewissen Grad ihrer Strenge sich unterwirft. Dieß förderte ihn nun ganz besonders bei diesem Stoffe, indem er dadurch veranlaßt wird alles Beiwesen zu beseitigen und sich in den Grenzen des Dramas, mehr oder weniger wie es nach dem Vorbilde der Griechen sich einrichtet, auf das Mäßigste zu ergehen.

Die Scene, die Sie, mein Verehrter, zum Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit gewählt, reiht sich an das Zarteste, was Byron geliefert hat. Wie tief empfand er die Situation des Bejahrten, väterlich Liebenden! und wie natur-sittlich hold ist die jugendlich-kindliche Erwiederung.

Müßte ich noch die Lasten eines Theater-Vorstehers tragen, so würde ich sie mir, wie vormals mit trefflichen

---

[1] Byron.

Dingen, dadurch erleichtern, daß ich auch dies glänzende Meteor auf die Scene brächte. Wie hochwillkommen würde mir dazu Ihre wohlempfundene Uebertragung seyn . . .

Treu angehörig

Goethe.

1724.

An B. G. Niebuhr.

Es möchte anmaßend scheinen wenn ich auszusprechen wage, daß ich dieses wichtige Werk[1] in wenigen Tagen, Abenden und Nächten von Anfang bis zu Ende durchlas und daraus abermals den größten Vortheil zog; doch wird sich diese meine Behauptung erklären lassen, und einiges Zutrauen verdienen, wenn ich zugleich versichere daß ich schon der ersten Ausgabe die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und sowohl dem Inhalt als dem Sinne nach an diesem Werke mich zu erbauen getrachtet hatte.

Wenn man Zeuge ist, wie in einem so seltenen Jahrhunderte doch in manchen Fächern die Kritik ermangelt, so erfreut man sich an einem Musterbilde, das uns vor das Auge gestellt zu begreifen giebt, was Kritik denn eigentlich sey.

Und wenn der Redner dreimal betheuern muß, daß Anfang, Mittel und Ende seiner Kunst durchaus Verstellung sey, so werden wir an diesem Werke gewahr, daß die Wahrheitsliebe, lebendig und wirksam, den Verfasser durch dieses Labyrinth begleitet habe. Er setzt seine früheren Behauptungen eigentlich nicht fort, sondern er verfährt nur auf dieselbe Weise, wie gegen alte Schriftsteller so auch gegen

[1] Römische Geschichte.

sich selbst, und gewinnt der Wahrheit einen doppelten Triumph. Denn dies Herrliche hat sie, wo sie auch erscheine, daß sie uns Blick und Brust öffnet und uns ermuthiget auch in dem Felde, wo wir zu wirken haben auf gleiche Weise umher zu schauen und zu erneutem Glauben frischen Athem zu schöpfen.

Daß mir nach einem eiligen Leben manches im Einzelnen nachzuholen bleibe, sey denn aufrichtig gestanden; aber ich sehe voraus, daß der hohe Sinn des Ganzen sich nur immer kräftiger entwickeln werde.

Indessen ist mir zu eigner froher Aufmunterung schon genug geworden, und ich vermag auf's Neue mich eines jeden redlichen Strebens aufrichtig zu erfreuen, und mich gegentheils über die in den Wissenschaften obwaltenden Irrungen und Irrthümer, besonders über consequente Fortführung des Falschen, so wie des durch schleichende Paralogismen entstellten Wahrhaften, zwar nicht eigentlich zu ärgern, aber doch mit einem gewissen Unwillen gegen jeden Obskurantismus zu verfahren, der leider nach Beschaffenheit der Individuen seine Maske wechselt, und durch Schleier mancherlei Art selbst gesunden Blicken den reinen Tag und die Fruchtbarkeit des Wahren zu verkümmern beschäftigt ist.

* * *

Vorstehendes liegt schon seit dem 8. Februar unter manchen andern stockenden Blättern; es war kein Gebrauch davon zu machen, denn es sagt von dem Buche das mich zu dieser Aeußerung veranlaßte, eigentlich garnichts, sondern es drückt nur den damaligen Zustand meines Geistes und Gemüthes leidenschaftlich aus. Doch entschließ' ich mich gegenwärtig, da ich dem verehrten Verfasser jenes Werkes von meiner Seite eine kleine Zusendung veran-

staltete, darin eine Abschrift vertraulich mitzutheilen, denn es kann ihm doch von Bedeutung seyn, zu sehen wie seine eigensten Bemühungen ins Allgemeine wirken, und indem sie unterrichten, auch zugleich als die herrlichste Wirkung, den Glauben an Wahrheit und Einfalt beleben und ermuthigen.

Weimar den 4. April 1827.

Treu theilnehmend

Goethe.

1725.

An Ph. Albert Stapfer.[1]

Weimar, 4. 4. 1827.

Dans ce moment il ne sera rien ajouté à la première partie de Faust, que vous avez eu l'obligeance de traduire; elle restera absolument telle qu'elle est. Le nouveau drame que j'ai annoncé, sous le titre d'Hélène, est un interméde appartenant à la seconde partie; et cette seconde partie est complètement différente de la première, soit pour le plan, soit pour l'exécution, soit enfin pour le lieu de la scène qui est placé dans des régions plus élevées. Elle n'est point encore terminée; et c'est comme échantillon seulement, que je publie l'intermède d'Hélène, lequel doit y entrer plus tard. La presque totalité

[1] Schweizer Gesandter in Paris (1766—1840), Uebersetzer vo Goethes Faust und Verfasser der „Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe".

de cet intermède est écrite en vers jambiques et autres vers employés par les anciens, dont il n'y a pas trace dans la première partie de Faust. Vous vous convaincrez vous-même quand vous le lirez qu'il ne peut en aucune façon se rattacher à la première partie et que M. Motte nuirait au succés de sa publication, s'il voulait essayer de l'y joindre. Mais, si après l'avoir lu, vous le trouvez assez de votre goût pour avoir envie de la traduire; s'il inspire, en outre quelque artiste qui se sente le talent comme le désir d'en crayonner les diverses situations et si, enfin, de son côté, M. Motte ne répugne pas à publier ce nouvel ouvrage: je vous garanti, qu'il pourra se suffire à lui-même. Car, ainsi que je l'ai déjà dit, et que vous le verrez bientôt par vos yeux, il forme un tout complet et a une étendue convenable etc.

1726.*

An Zelter.

10. April 1827.

. . . Ich erinnere mich in früherer Zeit, als ich mit einem bedeutenden Mann in Verhältniß stand, folgendes erfahren zu haben. Der Fürst Primas, noch als Statthalter von Erfurt, unser Nachbar und Lebensgenosse, hatte an seiner hohen und einflußreichen Stelle, und noch dazu als Selbstautor, einen furchtbaren Zudrang von literarischen Zusendungen, auf die er als Mann von Stande, Lebensart und gutem Willen jederzeit etwas, wenn es auch nicht viel war, erwiederte. Nun besaß er zwar ausgebreitete Kenntnisse um solchen Fällen genug zu thun, aber wo hätte er Zeit und Besinnung hergenommen, um

einem jeden vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er hatte sich daher einen gewissen Styl angewöhnt, wodurch er die Leerheit seiner Antworten verschleyerte und jedem etwas Bedeutendes zu sagen schien, indem er etwas Freundliches sagte. Es müssen dergleichen Briefe noch zu Hunderten herumliegen. Ich war von solchen Erwiederungen öfters Zeuge, wir scherzten darüber, und da ich eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen mich und andere zu behaupten trachtete — die, weil ich doch auch oft in Irrthum war, manchmal wie eine Art von Wahnsinn erschien — so schwur ich mir hoch und theuer in gleichem Falle, mit dem mich meine damalige Celebrität schon bedrohte, mich niemals hinzugeben, indem sich dadurch denn doch zuletzt alles reine wahrhafte Verhältniß zu den Mitlebenden auflösen und zerstieben muß.

Daraus folgt denn, daß ich von jeher seltener antwortete, und dabey bleibt's denn auch jetzt in höhern Jahren, aus einer doppelten Ursache: keine leeren Briefe mag ich schreiben, und bedeutende führen mich ab von meinen nächsten Pflichten und nehmen mir zu viel Zeit weg . . .

G.

1727. *

An Zelter.

24. May 1827.

Kund und zu wissen sey hiermit dem theuersten Freunde daß ich Sonnabend den 12. May ganz unschuldigerweise in meinen untern Garten fuhr, ohne auch nur irgend einen Gedanken als daselbst eine freundliche Stunde zu verweilen. Nun gefiel es mir aber daselbst so wohl, die Frühlingsumgebung war so unvergleichlich, daß ich blieb

ohne bleiben zu wollen und heute am Himmelfahrtsfeste mich noch hier befinde, diese Tage her immer thätig und ich hoffe andern wie mir erfreulich. Der zweyte Theil der Wanderjahre ist abgeschlossen; nur weniger Binsen bedarf es um den Straußkranz völlig zusammenzuheften, und das thäte am Ende auch jeder gute Geist, das Einzelne auf und anfassend, und vielleicht besser.

Nun aber soll das Bekenntniß im Stillen zu Dir gelangen, daß ich durch guter Geister fördernde Theilnahme mich wieder an Faust begeben habe, und zwar gerade dahin, wo er, aus der antiken Wolke sich niederlassend, wieder seinem bösen Genius begegnet. Sage das Niemanden; dies aber vertrau' ich Dir, daß ich von diesem Punct an weiter fortzuschreiten und die Lücke auszufüllen gedenke zwischen dem völligen Schluß, der schon längst fertig ist. Dies alles sey Dir aufbewahrt und vor allem in Manuscript aus Deinem Munde meinem Ohre gegönnt . . .

G.

1728. *

An Knebel.

Weimar den 18. Jul. 1827.

Nach geraumer Zeit begrüße ich Dich wieder einmal, mein alter, verehrter Freund, und leugne nicht, wie ich manchmal beunruhigt bin, daß ein gutes Geschick, das uns so lange miteinander und so nahe nebeneinander bleiben und wohnen läßt, uns beiderseits auseinander hält, ohne daß wir unternehmen und wagen dürfen, öfter zusammen-

zukommen. Ich tröste mich dadurch, daß ich immerfort darauf hinarbeite, meinen Freunden von Zeit zu Zeit im Geiste zu erscheinen; wie ich mich denn besonders freue, wenn meine Helena, auf die ich undenkliche Zeit und Sorgfalt verwendet, die Aufmerksamkeit meiner Theuren auf sich zieht, sie zum Betrachten und Denken aufregt, zum Entwickeln und Vorschreiten . . .

treulichst

G.

1729.*

An Carlyle.

. . . Lassen Sie mich vorerst, mein Theuerster, von Ihrer Biographie Schillers das Beste sagen: sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Vorfälle seines Lebens beweist, so wie denn auch das Studium seiner Werke und eine innige Theilnahme an denselben daraus hervorgeht. Bewundernswürdig ist es wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Character und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: „der gute Wille hilft zu vollkommner Kenntniß.“ Denn gerade daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, dadurch erhebt er sich zu einer Klarheit zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen

konnten; denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes.

Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte, und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah . . .

Sey mir nun erlaubt, allgemeine Betrachtungen hinzuzufügen, welche ich längst bey mir im Stillen hege und die mir bey den vorliegenden Arbeiten abermals frisch aufgeregt worden:

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sey nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn.

Da nun auch im practischen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es was die Uebrigen

sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Verzeihen Sie mir, mein Werthester, diese vielleicht nicht ganz zusammenhängenden, noch alsbald zu überschauenden Aeußerungen; sie sind geschöpft aus dem Ocean der Betrachtungen, der um einen jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anschwillt. Lassen sie mich noch Einiges hinzufügen, welches ich bey einer andern Gelegenheit niederschrieb, das sich jedoch hauptsächlich auf Ihr Geschäfft unmittelbar beziehen läßt:

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bey.

Wer die deutsche Sprache versteht und studirt befindet sich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Uebersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht, und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäfft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäffte in dem allgemeinen Weltwesen.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eignen Sprache." So ist jeder Uebersetzer ein Prophet seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäfft der Bibelgesellschaft, als das Evangelium einem jeden Volke in seiner eignen Sprache zu verkündigen.

Hier lassen Sie mich schließen, wo man ins Unendliche fortfahren könnte, und erfreuen Sie mich bald mit einiger Erwiederung, wodurch ich Nachricht erhalte, daß gegenwärtige Sendung zu Ihnen gekommen ist.

Zum Schlusse lassen Sie mich denn auch Ihre liebe Gattin begrüßen, für die ich einige Kleinigkeiten, als Erwiederung ihrer anmuthigen Gabe, beyzulegen mir die Freude mache. Möge Ihnen ein glückliches Zusammenleben viele Jahre bescheert seyn.

Nach allem diesen finde ich mich doch noch angeregt, Einiges hinzuzufügen: Möge Herr Carlyle alles Obige freundlich aufnehmen und durch anhaltende Betrachtung in ein Gespräch verwandeln, damit es ihm zu Muthe werde, als wenn wir persönlich einander gegenüber ständen.

Hab' ich ihm ja sogar noch für die Bemühung zu danken, die er an meine Arbeiten gewendet hat, für den guten und wohlwollenden Sinn mit dem er von meiner Persönlichkeit und meinen Lebensereignissen zu sprechen geneigt war. In dieser Ueberzeugung darf ich mich denn auch zum Voraus freuen, daß künftighin, wenn noch mehrere von meinen Arbeiten ihm bekannt werden, besonders auch, wenn meine Correspondenz mit Schillern erscheinen wird, er weder von diesem Freunde noch von

mir seine Meinung ändern, sondern sie vielmehr durch manches Besondere noch mehr bestätigt finden wird.

Das Beste herzlich wünschend,
treu theilnehmend,

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 20. Jul. 1827.

1730. *

An Zelter.

Weimar, den 14. August 1827.

Nicht einen Augenblick versäume ich, zu melden, daß der willkommenste Gast im Bilde[1] glücklich angekommen ist, und große Freude gebracht hat, aber für jetzt nur mir allein, denn er wird bis zum 28sten secretirt und alsdann ehrenvoll ausgestellt.

Vor allem aber Dank dem Künstler, welcher in dem würdigen Freund zugleich den aufmerkenden und dirigirenden Meister wahrhaft und kunstreich überlieferte. Dank und Segen.

Treu freudig . . .

Unser La Roche[2] kann mit seinem Berliner Aufenthalte sehr wohl zufrieden seyn; auch Deine Worte über ihn werden, wenn ich sie mittheile, ihm und seinen hiesigen Gönnern große Freude machen. Dein Bild hab'

[1] Zelter hatte sich zu Goethes Geburtstag von Karl Begas (1794—1854) malen lassen.
[2] Der später berühmte Schauspieler Karl La Roche (1796—1885).

ich wieder zugenagelt, es hat es außer mir Niemand gesehen; indem ich Dir für Deinen persönlichen liebevollen Gedulds-Antheil daran herzlich danke, muß ich gestehen, daß ich es sehr brav und richtig finde; es wird schwerlich eine solche Uebereinstimmung zwischen Gestalt und Sinn, zwischen Bewegung und Bedeutung, zwischen Absicht und Ausführung sobald wieder gefunden werden. Herr Begas, der mir bisher ein bloßer Name war, ist mir nun erst ganz eigentlich zu einem mitlebenden vorzüglichen Künstler geworden. Danke ihm vorläufig zum besten.

Ich läugne nicht daß es mich manchmal peinigt: in den Jahren wo man etwas zu verstehen anfängt, von einer nur wenig entfernten Mitwelt ausgeschlossen zu seyn und mich mit Namen, historischen Daten und Relationen begnügen zu müssen. Indessen habe den besten Dank für Deine Theater-Andeutungen; da ich auf diesen Sinnegenuß Verzicht thue, so ist es mir dagegen wahrhaft wohlthätig wenn man mir dergleichen vor den Verstand zur innern Anschauung bringt.

Das Kärtchen an Herrn Mendelssohn-Bartholdy besorgst Du gefällig; nächster Tage schreibe ich ihm ausführlicher, so wie ich manches Andere in diesem Monat zu vollbringen hoffe, worunter einiges Dir künftighin Freude machen soll.

Wie oben und überall

G.

Zu Goethes Geburtstag waren aus Karlsbad, von der Familie Levetzow, folgende Zeilen eingetroffen:

Hochverehrter Herr Geheime Rath

So bin ich denn am 28. August wieder in Carlsbad an dem Tage der Sie Ihren Freunden, ja der Welt der Sie an-

gehören schenkte, an dem Tage wo ich und meine Töchter vor 4 Jahren in Ellenbogen so froh und vergnügt waren, am Tage des öffentlichen Geheimnisses. Obgleich uns Berge und Thäler trennen, so sind doch unsere Gefühle unsere Wünsche für Sie mein theurer Freund dieselben wie damals wo wir uns in Ihrer Geist und Herz belebenden Nähe so glücklich fühlten.

Empfangen Sie denn auch heute unsere innigsten Wünsche zu diesem Tag der Freude und des Jubels einer halben Welt und nehmen die Versicherung freundlich auf, daß das Andenken an Sie und Ihre Freundschaft der ich mich seit meiner frühesten Jugend erfreue mich freundlich durch das Leben geleitet und mir ewig werth und theuer bleiben wird.

Meine Kur bindet mich bis halben September in diese Berge, wo es schon recht herbstlich wird und wir uns oft Abends am runden Tische der vergangenen schönen Abende erinnern die Sie mit uns verlebten und deren Wiedererscheinen wir nun schon so manchen Sommer vergebens hofften und wünschten, und so endet auch dieser Sommer und die Hoffnung des Wiedersehens im nächsten soll uns durch den langen Winter freundlich geleiten. Um die Bestätigung dieses innigen Wunsches bittet herzlich verehrtester Herr Geheime Rath

Ihre

treu und wahrhaft ergebene
Carlsbad den 28. Aug. 1827 Freundin A v Levetzow

Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihren Glaße dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens heute Ihre Gesundheit

Ulrike

Die Jüngste ist zwar die Letzte auf diesen Blatt, doch gewies nicht in ihren Gefühl für Ihr Glück und Ihr Wohl, sie stöst freudig mit Mutter und Schwester auf Ihre Gesundheit an.

Bertha.

Goethe antwortet darauf in einem vom 29. August datierten, aber wohl später geschriebenen und nach Suphans Angabe am 9. September abgegangenen Briefe:

1731. *

An Frau v. Levetzow.

Sogleich nach Empfang Ihres lieben und liebenswürdigen Briefes, meine theuerste Freundin, bereite ich mich dafür zu dancken, da ich Sie noch in Carlsbad weis. Unvergeßlich gewiß sind die von Ihnen so lebhaft bezeichneten Tage! Die Anmuth jener Zustände war von der Art daß sie uns immer gegenwärtig bleiben müssen; wie die Sommertage eintreten wünsch ich sie jedesmal wiederhohlt und auch in der Zwischenzeit werden meine Gedancken und Erinnerungen oft genug in Ihre Nähe geführt. Diesmal haben mich schon wiederkehrende Freunde von Ihrem Wohlbefinden unterrichtet, aber leider nur oberflächlich, nicht näher wie ich wünschte.

Gestehen will ich denn auch daß gerade diesen Sommer wo ich das Marienbader Gestein abermals durchsah und ordnete, mir jene schönen Stunden wieder auf's lebhafteste hervortraten, als die lieben Freundinnen sogar der starren Neigung des Bergkletterers und Steinklopfers freundlichst zulächelten und auch liebenswürdig auflachten wenn die duftenden, genießbaren Tafelförmigen Kristallisationen sich hie und da eingereihet fanden.

Unendlich hat es mich gefreut auch von Ulrikens lieber, zarter Hand einige Züge geneigten Erinnerns zu sehen. Wie glücklich waren die Stunden die ich an ihren holden Fingern abzählen durfte.

Die sonst so genannte liebe Kleine möcht ich nun auch herangewachsen, unter den Augen der guten Mutter ausgebildet sehen. Der neckischen Mittleren, der ich zu ihrem gegenwärtigen ernsten Zustand alles Glück wünsche bin ich noch zum Ehrentage etwas Freundliches schuldig das nicht ausbleiben wird.

Meine nachsichtigen Lieben nehmen mich ja wie ein, in Reisen geschloßnes Gefäß, ruht es auch im Finstern ganz im Stillen, so verbessert sich doch sein Inhalt. Möge es mir gelingen von Zeit zu Zeit hievon Beweise zu geben.

Das mit Rahmen und Andencken so reich verzierte Glas steht mir immer zur Seite verwahrt, nur bey ganz besondern Gelegenheiten wird es hervorgenommen, und giebt mir jederzeit den erfreulichsten Anblick.

Wenn Sie den Ort verändern haben Sie die Güte mir es anzuzeigen . . .

treu angehörig

Weimar d 29. Aug. 1827 J W v Goethe.

1732. *

An Zelter.

1. September 1827.

Was zu meinem diesmaligen Geburtsfest sich wundersames ereignet, wird Dir die behende Fama schon zugebracht haben, ehe Du Gegenwärtiges erhältst. Ich aber kann weiter nichts hinzufügen, als daß uns in unsern alten Tagen des Guten beynahe zuviel zugemuthet wird. Es gehören wirklich jüngere Sinne und Schultern dazu, dergleichen alles aufzufassen und zu tragen . . .

Das Erst' und Letzte wovon ich aber reden soll, bleibt immer Dein Bildniß. Es hat an sich sehr viel Verdienst und so auch den allgemeinsten Beyfall gefunden. Bleibt dem gebildeten Kenner beym Anblick noch etwas Problematisches, bey näherer Untersuchung ein zu Wünschendes; so liegt es daran, daß dieser Mann, von so vorzüglichem Talent, wie alle unsere neuen bildenden Künstler nicht einen Sebastian Bach zum Urvater haben, den sie anerkennen, dessen Lehre und Thun sie respectiren müssen. Daher kommt denn, wie es Begas ja auch gegangen ist, daß sie sich in allen Arten und Weisen versuchen; wodurch sie denn nicht früh genug dazu gelangen, die rechte Weise auszubilden und sich mit ihr vollkommen zu einigen. Daher kommt's denn daß das Publicum nicht weiß was es aus manchen redlichen Bemühungen machen soll, wenn auch ein Kunstwerk angelegt und noch so sorgfältig ausgeführt ist, weil — der Künstler stelle sich wie er wolle — eine falsche Conception auf den natürlichen Menschen ohne Wirkung bleibt. Wie sehr ihm aber durch Deine Geduld und Mitwirkung diesmal gelungen ist, kannst Du aus beyliegendem Blättchen[1] sehen. Es wird Dich freuen was ein geistreicher Mann aus dem Bilde herausgesehen oder hineingelegt hat. Gieb mir einen Wink was ich dem braven Künstler, den Du schönstens dankend grüßen magst, irgend Freundliches erweisen könnte.

Ein Brief an ihn geht mit diesem zugleich ab. Das oben Gesagte theilst Du Niemand mit, es kann nichts helfen; denn die Deutschen werden sich mit ihrem Unabhängigkeitsgefühl noch eine Weile abquälen.

G.

[1] Von Heinrich Meyer.

1733.

An Zelter.

6. September.

Den Berlinern werde ich nun wohl Schlegel's Vorlesungen[1] abandonniren müssen. Sie halten freylich bey näherer Prüfung nicht Stich. Die ersten Blätter lesend, war ich zufrieden das Alte zu hören, weil mir das Neue gar oft zu ärgerlich wird. Freylich aber will man das Alte immer vollständiger haben, geordneter, zusammengefaßter, übersichtlicher; und das ist denn hier nicht geleistet. Und wie will auch einer eine Geschichte schreiben dessen was nicht sein Metier ist? Ich hab' es oft bemerkt: wenn ich etwas zu redigiren hatte was ich nicht von Grund aus verstand, so mußte ich Phrasen machen, es mochte mir Ernst seyn, wie es nur wollte.

Eure theatralische Ueberfülle bewundere höchlich. Meine alte Ueberzeugung wird durch jene jungen Auftretenden bestärkt. Mimische Talente werden immer geboren, und zu unserer Zeit haben sie eine viel leichtere und bequemere Entwicklung; die Musik hält ihre Schüler zusammen, sie dürfen aus Ton und Maaß nicht weichen. Der recitirende Schauspieler dagegen muß durch Uebung nach und nach zu einer gewissen Einheit seiner selbst gelangen, und sich ohne Wissen und eigentliches Wollen, so weit seine Natur verstattet, hervorbilden. Wenn wir nehmen was für wunderbare Dinge eine Deutsche Schauspielerin durcharbeiten muß, so würde sie zuletzt ganz auseinander fallen, wenn ihr Innerstes nicht zusammenhielte. Und so ist denn auch, wegen des angebornen Eigensinns,

[1] A. W. Schlegels Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste.

von Frauen in diesem Fach immer mehr zu hoffen als von Männern, die gar leicht Pedanten oder Phantasten werden.

So weit gelangte ich vor meinem Geburtstag, wo sich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Ueberraschung werden, die mich beynahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen daß sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seyen, beehrten mich, als ich grad' im Kreise meiner Werthen und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone und erwiesen Sich überhaupt so vollständig theilnehmend bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthalts in Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freylich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne weiteres zu erkennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt, da die Erscheinung vorüber geflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was man aber nicht zweymal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die verbliebe-

nen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung daß es kein Traum gewesen.

Und so sey Dir dieses meinem mehr als jemals nahen Freunde gewidmet, dessen Bildniß all und überall gegenwärtig blieb. G.

1734. *

An Boisserée.

... Von den Wirkungen meiner Farbenlehre erfahr' ich manches Merkwürdige, aber nicht durchaus Erfreuliche. Die alte aristokratische Stockung der Zunftgenossen dauert wie billig fort; sie wiederholen ihr Credo wie es zu erwarten ist. Dieses Geschlecht muß aussterben und zwar in gewisser Zeit, wie Charles Dupin[1] ausgerechnet hat. Den wohlmeinend-strebenden jüngeren Männern steht zweierlei entgegen; die herkömmliche Terminologie, die sie wenigstens theilweise fortbrauchen müssen, sogar wenn sie es auch schon besser verstehen, weil sie sich doch der Mitwelt verständlich machen und es mit der Zunft nicht ganz verderben möchten. Das zweite Hinderniß liegt in der unbezwinglichen Selbstigkeitslust der lieben Deutschen, so daß jeder in seinem Fache auch auf seine Weise gebahren will. Niemand hat einen Begriff, daß ein Individuum sich resigniren müsse, wenn es zu etwas kommen soll; da ist denn nicht leicht ein Begleiter, der nicht rechts und links abwiche und so wie vom Weg auch vom Ziel abkäme ...

[1] François Pierre Charles Dupin (1784–1873), hervorragender Polytechniker und Ingenieur, später auch Politiker.

Die Verlobung unserer Prinzeß Maria ward uns vielbedeutend und aufregend durch das öftermalige Erscheinen des hohen Bräutigams und seiner königlichen Brüder, mir besonders das Wohlwollen Ihro K. H. des Kronprinzen, der mir durch Uebersendung einer sehr schön gearbeiteten Copie eines kleinen Jupiters in Bronze, der sich in den Oderbrüchen gefunden hatte, die zarteste Aufmerksamkeit erwies. So kam der Mai heran und ich ward gelockt in den Garten am Park zu ziehen, wovon ich großen Nutzen hatte; denn ich förderte manches Alte, ergriff einiges Neue und gewann gar Vieles von einer reinern, obgleich auch öfters unterbrochenen Ruhe.

Indessen näherte sich die Abreise unserer geliebten Prinzeß, die ich mit ihren hohen Eltern an einem schönen Tage nochmals in meinem Garten sah und nachher bei ihrer feierlichen Abfahrt in der Allee des Webichts, durch herzlichen Trieb dorthin geführt, begrüßte. Dieß geschah den 22. Mai und so zog denn dieses liebe Wesen von uns in einen neuen Zustand, wo es ihr, wie wir durchaus vernehmen, wohl und erfreulich geht.

Indessen war mir aus Edinburg eine Sendung zugekommen, mit einem Schreiben von einem Manne, der im mittlern Alter seyn mag und sich mit der deutschen Literatur auf eine wundersam-innige Weise bekannt gemacht hat. Eine Biographie Schillers zeugt von dem reinsten Antheil, von einer warmen und zugleich einsichtigen Verehrung dieses außerordentlichen Mannes. Ein Werk in vier Bänden eben dieses Herrn Thomas Carlyle, German Romances, liefert Uebersetzungen aus den Werken unserer deutschen Erzähler: Musäus, Tieck, La Motte Fouqué, Hoffmann, mit kurzen Lebensnotizen von diesen sämmtlichen; der vierte Band enthält meine Wanderjahre und von meinem Leben eine freundliche Darstellung.

Ueberhaupt ist hier zu bemerken, was schon früher von der Schiller'schen Biographie dieses Verfassers gesagt worden; alle diese kurzen Biographien sind mit Neigung, aber mit Klarheit geschrieben; was er als Mängel seiner Autoren tadeln könnte, das behandelt er als Eigenschaften und Eigenheiten und so entsteht doch zuletzt das Bild eines lebendigen, wenn auch nicht durchaus lobenswürdigen Menschen.

So endete der Mai, Junis Anfang soll nicht außen bleiben. Alles treulichst zu melden bestrebt.

Goethe.

1735.*

An Zelter.

.... Hast Du Dich dem Herrn Grafen Sternberg[1] noch nicht vorgestellt, so thue es alsobald, und gedenke meiner zum schönsten; sprich aus daß ich fortfahre dankbar zu seyn für die so höchst wohlthätige und wirksame Gegenwart, die er uns vor kurzem genießen ließ. Wenn man bey der Jugend so viel Anmaßlich-Fahriges, bey dem Alter so viel Eigensinnig Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit einem Manne, der mit so viel Maaß und Ziel, mit immer gleichem Antheil den edelsten Zwecken entgegengeht.

Merke doch ja auf Andere in dieser großen Versammlung und melde wer Dir zusagt, es sey nun im Umgange oder im Vorlesen. Horche doch auch hin wie sie von einander denken, inwiefern sie sich vertragen, besonders auch, inwiefern einer von dem andern etwas lernen möchte. Nicht weniger sieh Dich unter Protestanten und Katholiken um; es sind so viel Elemente in München

[1] Zelter befand sich damals bis 1. Oktober in München.

zusammengerufen, daß nothwendig eine Gährung vorhergehen muß, ehe dieser Most sich zu Wein veredelt. Da ich alle Ursache habe, dem König das schönste Gelingen zu wünschen, so würdest Du mir mit jeder guten Nachricht die größte Freude machen.

Nun kehr' ich zu mir in mein beschränktes Wesen zurück und denke gern an meinen vierwöchentlichen Aufenthalt im Garten am Park. Wenn man gleich in frühere Zustände weder zurücktreten kann noch soll, so hätte ich, wenn schon vom Wetter keineswegs begünstigt, dennoch ausgehalten und bessere Tage erwartet, aber die Ankunft des Herrn Grafen veranlaßte mich in die Nähe der Societät wieder zurückzukehren; und so muß ich denn schon mit dem Gewinn der kurzen dort verbrachten Zeit zufrieden seyn. Davon wirst Du denn auch, wenn Du, wie Fräulein Ulrike behauptet, auf der Rückreise zu uns kommst, Dein reichliches Theil dahin nehmen. Unter andern wird, zur Begleitung eines Liedes, ein Chor von Aeolsharfen verlangt. Ob dergleichen schon ausgeführt worden, ist mir nicht bekannt. Diese Gelegenheit aber, etwas Wundersames hervorzubringen, solltest Du Dir nicht entgehen lassen.

Meine Schwiegertochter sieht ihrer Entbindung, und wir mit ihr, um desto sehnsuchtsvoller entgegen, als sie diesmal in ihrem Zustand mehr als billig zu leiden hat. Werden wir von diesem Hauskreuz glücklich erlöst, und Du kommst zur rechten Zeit an; so könnten wir noch einmal einer christlich-kirchlichen Function zusammen beywohnen, welches doch ein ganz artiger passus in unserer Lebensgeschichte seyn würde. Und nun zum Schluß: schreibe viel und eilig, wenn Du auch manchmal übereilte Stellen wieder auslöschen solltest, und sende jedes Blatt einzeln wie es trocknet.

Also geschehe es! G.

1736.

An Alfred Nicolovius.[1]

Ich werde Dir nun bald, mein lieber Neffe, und zwar nach und nach einen gründlichen Dank für Dein wundersam unternommenes Werk[2] sagen können. Die hiesigen Freunde lesen es mit Aufmerksamkeit und versichern, Du habest einen bedeutenden Beytrag zur deutschen Literarcritik gegeben, indem Du den Charakter der verschiedenen Beurtheiler in Deinem Werke ans Licht stellst. Solltest Du nun nicht auch, zu eben diesem Behufe, alles Dasjenige sammeln, was gegen mich gesagt ist? wenn Du es auch nur zu Deiner und der Freunde Belehrung thätest. Die Menschen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankömmt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, so ist es ebenso gut als das pro auch das contra nöthig. Du siehst, daß ich Dir und Deiner Arbeitslust gar Vieles zutraue, doch macht es Dir geringere Mühe als jedem Andern, da Du zu Deinem Zwecke doch immer die Werke durchgehen mußt, worin eines und das andere enthalten ist.

Erhalte mir ein freundlich-thätiges Andenken

W., 2. Oct. 1827. treulichst

G.

[1] Enkel von Goethes Schwester Cornelia Schlosser.

[2] „Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten.“ Herausgegeben von A. Nicolavius, Leipzig 1828.

1737.*

An Rauch.

Daß Sie, theurer, verehrter Mann, im Augenblick eines herben Schmerzen[1] Ihre Gedanken mir zuwenden und, mit mir sich unterhaltend, einige Erleichterung fühlen, dies giebt die schönste Ueberzeugung eines innig geneigten Wohlwollens, eines zarten, traulichen Verhältnisses, wie ich von je auch gegen Sie empfinde. Sie beweisen dadurch, daß Sie gewiß seien meines treusten Mitgefühls, einer wahren Theilnahme an jenem Unheil, das eine geistreiche Thätigkeit, ein schönes edles Ausüben des glücklichsten Talents in seinen werthesten Bezügen verletzt und in seinem tiefsten Grunde beschädigt. Auch mir bei dem schmerzlichsten Mitempfinden Ihres Kummers will es eine Linderung scheinen, wenn ich sogleich erwidernd Gegenwärtiges an Sie abgehen lasse.

Auch mir in einem langen Leben sind Ereignisse begegnet, die aus glänzenden Zuständen eine Reihe von Unglück mir in Andern entwickelten; ja, es giebt so grausame Augenblicke, an welchen man die Kürze des Lebens für die höchste Wohlthat halten möchte, um eine unerträgliche Qual nicht übermäßig lange zu empfinden.

Viele Leidende sind vor mir hingegangen; mir aber war die Pflicht auferlegt, auszudauern und eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das Einzelne wohl schon hätte tödtlich sein können.

In solchen Fällen bleibt nichts weiter übrig, als Alles, was mir jedesmal von Thätigkeit übrig blieb, abermals auf das Regsamste hervorzurufen, und gleich Einem,

[1] Aus Anlaß eines peinlichen Vorfalls in Rauchs Familie.

der in einen verderblichen Krieg verwickelt ist, den Kampf so im Nachtheil als im Vortheil kräftig fortzusetzen.

Und so habe ich mich bis auf den heutigen Tag durchgeschlagen, wo dem höchsten Glück, das den Menschen über sich selbst erheben möchte, immer so viel Mäßigendes beigemischt ist, welches mich von Stunde zu Stunde mir selbst angehörig zu sein ermahnt und nöthigt. Und wenn ich für mich selbst, um gegen das, was man Tücke des Schicksals zu nennen berechtigt ist, im Gleichgewicht zu bleiben, kein anderes Mittel zu finden wußte, so wird es gewiß Jedem heilsam werden, der von der Natur zu edler freischaffender Thätigkeit bestimmt, das widerwärtige Gefühl unvorhergesehener Hemmung durch eine frisch sich erprobende Kraft zu beseitigen, und sofern es dem Menschen gegeben ist, sich wieder herzustellen trachtet.

Vorstehendes, aus eigensten Erfahrnissen Hergeflossenes möge bezeugen, daß bei dem traurigen Fall, der Sie betroffen, das Andenken früherer Leiden durchaus in meiner Seele rege geworden, und daß zugleich Alles, was mir hilfreich gewesen, mein Geist wieder hervorrief. Möge diese herzlichste Theilnahme Ihren Schmerz, den sie nicht heilen kann, wenigstens augenblicklich zu lindern das Glück haben . . .

treulichst

Weimar den 21. October 1827. JWvGoethe.

1738. *

An Zelter.

24. October 1827.

Wenn es gleich höchst löblich und erfreulich ist daß alte Freunde sich wieder begegnen und auf's Neue vereinigen, so scheinen sie doch gleich wieder unter Einfluß

und Gesetzen des Tages zu stehen, so daß sie gleichfalls der Richtigkeit vorüberfliehender Stunden ausgesetzt sind. Diese Betrachtungen macht' ich nach Deiner Abfahrt,[1] einigermaßen verdrießlich, im Bemerken daß gerade das Wichtigste mitzutheilen versäumt worden. Die Reliquien Schiller's solltest Du verehren, ein Gedicht[2] das ich auf ihr Wiederfinden al Calvario gesprochen, ferner eine Novelle[3] der eigensten Art, kleinere Gedichte mancherley, darunter eine Sammlung mit der Rubrik: Chinesische Jahreszeiten[4] und was diesem sich noch alles hätte anschließen können und sollen.

Vielleicht ist es nicht wohlgethan daß ich dergleichen hinterdrein sage und klage, warum sollte man aber auch nicht des Versäumten gewahr werden, wenn des Gewonnenen und Genossenen so viel ist.

Erfolge Dir also der beste Dank für Deine liebwerthe Gegenwart, daher mir manches Gute und Liebe geworden und geblieben ist. Danke Herrn Hegel für seinen Besuch, denn ich darf nicht sagen wie tröstlich es mir erscheint, daß mir an meine Wohnung Gefesselten, von allen Orten und Enden her so viel Klares und Verständiges zu Theil wird; denn kaum ist mir durch genannten Freund so manche Aufklärung über die Pariser Zustände geworden, so trifft Herr Graf Reinhard ein, von Christiania in Norwegen zurückkehrend, und überliefert mir einen hellen Begriff von jenen Nordischen Zuständen. Von Westen kommt mir zugleich eine Beschreibung der Insel Helgo=

[1] Zelter war seit dem 12. Oktober mit Hegel zu Besuch in Weimar gewesen und am 19. abgereist.

[2] „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“, das erste von Goethe in Terzinen geschriebene Gedicht, zuerst gedruckt 1829 am Ende des letzten Buches der „Wanderjahre“.

[3] „Novelle“, erschienen 1828 in der 3. Lieferung der Ausgabe letzter Hand.

[4] „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“, zuerst erschienen im Berliner Musenalmanach“ für 1830.

land, mit schönen Belegen unorganischer und organischer Natur, consolidirte Reste des Urlebens und noch ganz frische Beweise des Fortlebens und Wirkens des ewigen Weltgeistes. Und so ward mir eine schöne Fortsetzung dessen was Euere Gegenwart mir so reichlich gewährt hatte . . . G.

1739.

An Schelling.

Gräfin Fritsch[1] hat mir schon einigemal höchst angenehme Gaben von ihren Reisen mitgebracht, die letzte war höchst erwünscht, ein Schreiben von Ihrer Hand, mein theurer verehrter Freund. Denn seit den früheren Anfängen einer gemeinsamen Bildung sah ich mich gar oft nach Ihrem Thun und Treiben um, woraus ich jederzeit eine freundliche und glückliche Anregung erfuhr. Lange haben Sie sich vor uns verborgen gehalten, und es freut mich Sie nun wieder auftreten zu sehen, berufen von einem Fürsten,[2] der die Thätigkeit des Jahrhunderts zu beschleunigen und zu benutzen weiß.

Wäre mir irgendwo das Glück bereitet gewesen, ihm persönlich aufzuwarten, so hätte mir schon dies zum größten Vortheil gereichen müssen; nun aber macht die Art, wie er sich uns zu nähern geneigt war, eine Epoche in meinem Leben, glänzend wie die, welche ihm in der Weltgeschichte

[1] Constanze Fritsch, Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin Maria Paulowna.
[2] Ludwig I. von Bayern hatte Schelling als Professor an die nach München verlegte Universität berufen und zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen ernannt.

bereitet ist. Mehr darf ich nicht hinzufügen, als daß ich Sie glücklich schätze zu seinen hohen Zwecken mitwirken zu können.

Willkommen ist mir gar mancher Reisende, der von Ihnen und Ihren Zuständen zu erzählen hat. Grüßen Sie zum Allerschönsten die theure Gattin, deren liebes Andenken in der Form schmackhaft vegetabilischer Gaben mir vor einiger Zeit höchst angenehm gewesen und dankbarlichst aufgenommen worden. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit vernehmen, wie Sie in Ihrem Geschäft fortschreiten, damit die späteren Jahre den früheren ähnlich und die gemeinsame Wirkung erfreulich werde. Die schon früher angedeuteten und nun akademisch angezeigten und zugesagten Weltalter[1] behalte ich sehnsuchtsvoll im Auge.

Treu anhänglich

unwandelbar

Weimar, d. 26. Oktober 1827. Goethe.

1740. *

An Knebel.

Weimar, den 14. November 1827.

Es ist mir, theurer verehrter Freund, höchst wohlthätig, wenn ich erfahre, daß meine ältesten edelsten Zeitgenossen sich mit Helena beschäftigen, da dieses Werk,

[1] Schellings niemals abgeschlossenes Werk; schon im Januar 1815 schrieb Goethe an Schelling in bezug darauf: „mit Sehnsucht erwarte ich das mir angekündigte Werk (Goethe-Briefe VII, S. 8).

ein Erzeugniß vieler Jahre, mir gegenwärtig eben so wunderbar vorkommt als die hohen Bäume[1] in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als diese poetische Conception, zu einer Höhe herangewachsen sind, daß ein Wirkliches, welches man selbst verursachte, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint.

Aus meinem Briefwechsel mit Schiller geht hervor, daß er schon zu Anfang des Jahrhunderts von dieser Arbeit Kenntniß genommen, und als ich darüber in Zweifel gerieth, mich darin fortzufahren ermuthigt habe.[2]

Und so ist es denn bis an die neuste Zeit herauf-herangewachsen, und erst in den letzten Tagen wirklich abgeschlossen worden. Daher denn die Masse von Erfahrung und Reflexion um einen Hauptpunkt versammelt, zu einem Kunstwerk anwachsen mußte, welches, ungeachtet seiner Einheit, dennoch schwer auf einmal zu übersehen ist.

Die rechte Art ihm beizukommen, es zu beschauen und zu genießen ist die, welche Du erwählt hast: es nämlich in Gesellschaft mit einem Freunde zu betrachten. Ueberhaupt ist jedes gemeinsame Anschauen von der größten Wirksamkeit; denn indem ein poetisches Werk für Viele geschrieben ist, gehören auch mehrere dazu, um es zu empfangen; da es viele Seiten hat, sollte es auch jederzeit vielseitig angesehen werden.

Mag Dein theilnehmender Freund mir seine schriftlich verfaßten Gedanken mittheilen, so sollt' es mich freuen und anregen, vielleicht noch ein und das andere Wort offen zu erwiedern. Hier sage schließlich nur so viel: die Hauptintention ist klar und das Ganze deutlich; auch

[1] Goethe hatte sie am 1. November 1776 gepflanzt.
[2] Am 13. Oktober 1800.

das Einzelne wird es seyn und werden, wenn man die Theile nicht an sich betrachten und erklären, sondern in Beziehung auf das Ganze sich verdeutlichen mag.

Hegels Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von großer Bedeutung und Erquickung. Gegen Letzteren, mit dem ich so viele Jahre in stetigem Verkehr lebe, konnte freilich das Eigenste und Besonderste verhandelt werden; die Unterhaltung mit dem Ersteren jedoch mußte den Wunsch erregen, längere Zeit mit ihm zusammen zu bleiben: denn was bei gedruckten Mitteilungen eines solchen Mannes uns unklar und abstrus erscheint, weil wir solches nicht unmittelbar unserem Bedürfniß aneignen können, das wird im lebendigen Gespräch alsobald unser Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Gesinnungen mit ihm übereinstimmen, und man also in beiderseitigem Entwickeln und Aufschließen sich gar wohl annähern und vereinigen könnte . . .

Verzeihung dieser schreibseligen Weitläuftigkeit! Beym Entbehren mündlichen Unterhaltens verfällt man zuletzt in diesen Fehler. Tausend Lebewohl!

treu angehörig G.

1741.*

An Adele Schopenhauer.

16. Nov. 1827.

Zum erstenmal seit langer Zeit befolg ich das Beyspiel jenes berühmten Secretairs der englischen Societät Hood,[1]

[1] Vergl. Goethe-Briefe, Bd. VI, S. 146, in bezug auf den Sekretär Oldenburg.

der niemals einen Brief erbrach als Feder Dinte und Papier schon in Bereitschaft. Ich rühme sehr oft diese Maxime und befolge sie selten, aber unter dem heutigen Datum wo ich Ihr liebes Schreiben empfangen, soll auch gegenwärtiges an Sie abgehen.

Möge sich Ihr liebes Innere, an der herrlichen Rheinnatur, in sittlicher und künstlerischer Thätigkeit zum schönsten und liebenswürdigsten wieder herstellen. Freunde tragen hiezu nichts bey. „Das Herz ist für sich eine Welt und muß in sich selbst schaffen und zerstören."

Von unsern Zuständen das Nächste: Ottilie ist ganz eigentlich von und an diesem Kinde genesen. Ein schönes Mädchen, willkommen Vater und Mutter, so wie Großvater und Brüdern, vom ersten Augenblicke herangeputzt mit auserwähltem Schmuck, an ausländische sowie inländische Freunde wundersam erinnernd, so daß man eine Jenny[1] oder sonst ein artiges Naturwunder dergleichen schon geweissagt vor sich zu sehen glaubt.

Sodann will ich lakonisch von uns allen versichern daß wir uns ganz leidlich befinden, doch gerade so um nicht übermüthig zu werden. Gar manche liebe Freunde gingen bey uns vorüber, unter welchen Zelter vorzüglich genannt werden muß. Ich erinnere mich nicht einmal ob Sie ein Bild von Begas[2] gesehen haben, welches ihn in seinem liebenswürdigsten Augenblick, als aufmerksamsten Tonhorcher und Forscher zu Jedermanns Zufriedenheit darstellt. Hegel besuchte mich auch, eher mündlich als schriftlich zu verstehen.

---

[1] Gemeint ist Jenny v. Pappenheim, damals 16 Jahre alt; Goethe sagt von ihr: „Sie ist gar so schön, so unbewußt anmutig wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht, wo er steckt." Sie ist die spätere Jenny v. Gustedt; ihre wertvollen Erinnerungen gab Lily v. Kretschman 1892 heraus unter dem Titel „Aus Goethes Freundeskreis".

[2] Vergl. Brief 1730.

Zum Heil unserer tanzenden Lieblinge sind die besten Engländer angelangt. Indem sie bey Hofe begünstigt figuriren weis ich noch nicht ob einer oder der andere schon capturirt ist, oder wer Anstalt macht diesen oder jenen sich anzueignen. Der alte treue Lawrence[1] ist wieder angekommen, man behandelt ihn ohne Consequenz und macht daher von allen Seiten offne Jagd auf ihn. Wie und wo er sich bestimmen, oder klüglich vielfache Gunst vorzuziehen geneigt seyn wird, davon wüßt ich noch nichts zu sagen . . .

Soviel für diesmal, mit dem Wunsche, Gegenwärtiges möge Sie erfreuen und mir von Ihrer Umgebung und Ihrem geselligen Leben auch künstlerischem Thun recht anschauliche Nachricht zu ertheilen.

Weimar den 16. Novbr 1827. treu angehörig Goethe

1742.*

An Zelter.

21. November 1827.

Welch eine große Gabe Napoleons Leben von Walter Scott[1] für mich seyn würde, habe ich seit der ersten Ankündigung gefühlt und deshalb die Menschen, wie sie auch sind, erst ausreden und ausklatschen lassen; doch enthalte ich mich nunmehr nicht länger und nehme das Buch getrost vor. Er ist 1771 gerade beym Ausbruch

---

[1] Einer der Engländer aus Ottiliens Freundeskreis.

[1] W. Scott, Life of Napoleon Bonaparte 1827, 7 Bände.

der Amerikanischen Revolution geboren, ihm ist, wie mir das Erdbeben von Lissabon, so der Theekasten-Sturz bey Boston, ein Jugend-Eindruck geworden und wie viel Wundersames hat er, als Engländer, bey sich müssen vorübergehen lassen. Meine Betrachtungen darüber theile ich gelegentlich mit.

Auch schon vorläufig fand ich das Publicum sich betragend wie immer. Die Kunden erlauben wohl dem Schneider hier und dort ein gewisses Tuch auszunehmen, den Rock aber wollen sie auf den Leib gepaßt haben, und sie beschweren sich höchlich wenn er ihnen zu eng oder zu weit ist; am besten befinden sie sich in den Polnischen Schlafröcken des Tags und der Stunden, worin sie ihrer vollkommensten Bequemlichkeit pflegen können; da sie, wie Du Dich wohl erinnern wirst, sich gegen meine Wahlverwandtschaften wie gegen das Kleid des Nessus geberdet haben.

Der zweite Theil des Faust fährt fort sich zu gestalten; die Aufgabe ist hier wie bey Helena: das Vorhandene so zu bilden und zu richten, daß es zum Neuen paßt und klappt; wobey manches zu verwerfen, manches umzuarbeiten ist. Deshalb Resolution dazu gehörte das Geschäft anzugreifen; im Fortschreiten vermindern sich die Schwierigkeiten.

Sey also hiermit zum schönsten gegrüßt, ermahnt und ermuntert im Tüchtigen zu verharren, wozu uns mitten im Frieden, das widerwärtige Weltgetreibe aufmahnt und nöthigt. Helfen wir uns selbst so wird uns Gott helfen.

In Treu und Glauben verharrend

G.

1743. *

An Zelter.

4. December 1827.

Wegen Walter Scotts Napoleon habe ich soviel zu sagen: Wenn Du Zeit und Lust hast, den bedeutenden Gang der Weltgeschichte, in dem wir seit funfzig Jahren mit fortgerissen werden, bey Dir im Stillen zu wiederholen und darüber noch einmal nachzudenken; so kann ich Dir nichts Besseres rathen, als gedachtes Werk von Anfang bis zu Ende ruhig durchzulesen. Ein verständiger wackerer, bürgerlicher Mann, dessen Jünglingszeit in die Französische Revolution fiel, der, als Engländer in seinen besten Jahren, diese wichtige Angelegenheit beobachtete, betrachtete und sie gewiß vielfach durchsprach; dieser ist noch überdies der beste Erzähler seiner Zeit und giebt sich die Mühe uns die ganze Reihe des Verfolgs, nach seiner Weise, klar und deutlich vorzutragen.

Wie er auf seinem politisch-nationalen Standpunct sich gegen das alles verhält, wie er, übern Canal herüberschauend, dieses und jenes anders ansieht als wir auf unserm beschränkten Platz im Continent, das ist mir eine neue Erfahrung, eine neue Welt Ein- und Ansicht.

Durchaus bemerklich ist aber, daß er als ein rechtlicher bürgerlicher Mann spricht, der sich bemüht in frommem gewissenhaften Sinne die Thaten zu beurteilen und sich streng vor aller Machiavellischen Ansicht hütet, ohne die man sich kaum mit der Weltgeschichte abgeben möchte.

In diesen Bezügen bin ich, bisjetzt sehr mit ihm zufrieden, bis zum 4ten Bande gelangt, und werde so ruhig fortlesen und ihn als Referenten betrachten, der das Recht

hat seinen Actenauszug, seine Darstellung und sein Votum vorzulegen, um sodann die Abstimmung der versammelten Richter zu erwarten.

Erst also wenn ich mit dem Werke durchbin, welches freylich mit seinen Neun Theilen gerade zur rechten Zeit kommt, um die traurigen langen Abende zu erhellen und zu verkürzen, werde ich mit gleichem Antheil beachten was man gegen ihn vorbringt. Dies kann nicht anders als interessant seyn. Man wird sehen ob er Facta anzuführen versäumt, ob er sie entstellt, ob er sie partheyisch ansieht, einseitig beurtheilt oder ob man ihm Recht lassen muß. Voraus aber sage ich mir: Man wird dabey die Menschen näher kennen lernen als den Gegenstand, und im Ganzen wird man es doch endlich bewenden lassen; denn wenn man sich bey einer Geschichte nicht beruhigt wie bey einer Legende, so löst sich zuletzt alles in Zweifel auf . . .

G.

1744. *

An Marianne v. Willemer.

. . . Das Abscheiden unseres guten Riese[1] mußte mir zu weiten Rückblicken Veranlassung geben; er war bis jetzt als mein ältester Freund stehen geblieben bis er nun auch aus diesem Gänsespiel scheidet. Schön war es, und völlig in seiner alten treuen Art, daß er sein Vermächtniß durch Ihre Hand gehen läßt; er spricht dadurch rührend aus was Sie ihm waren und was Sie mir sind. Und so bleibe es auch fortan.

[1] Goethes Jugendfreund (Goethe-Briefe I, 14 ff.) war am 21. September gestorben; er hatte Briefe Goethes an seinen Jugendfreund J. A. Horn (1750—1806) hinterlassen als Vermächtnis für Goethe.

Eigentlich waren es uralte redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich seyn konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; Zwey von Strasburg heb ich auf, in denen man endlich ein freyeres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist, bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freysinn, noch keine Spur von woher? und wohin? von wo aus? wo ein? deßhalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können Selbst davon einiges Zeugniß abgeben, doch werden Sie ihm deßhalb nicht Feind geworden seyn . . .

Weimar d. 3. Januar 1828. Goethe.

1745. *

An Zelter.

24. Januar 1828.

. . . Ich habe mich die Zeit ganz leidlich gehalten und meine Stunden zu allerley guten und bedeutenden Zwecken verwenden können. Drey bis vier Scenen des zweyten Theils von Faust sind nach Augsburg abgegangen; möchtet Ihr, wenn sie gedruckt erscheinen, in den Strömungen des Lebens diesen Darstellungen einige Augenblicke widmen können! Ich fahre fort an dieser Arbeit, denn ich möchte gar zu gern die zwey ersten Acte fertig bringen, damit Helena als dritter Act sich ganz

ungezwungen anschlösse und, genugsam vorbereitet, nicht mehr phantasmagorisch und eingeschoben, sondern in ästhetisch-vernunftgemäßer Folge sich erweisen könnte. Was gelingen kann, müssen wir abwarten.

Manches andere Hübsche, Muntere und Zweckmäßige ist auch die Zeit her gut gerathen; ferner hab' ich zu verschiedenen Sammlungen sehr angenehme Beyträge erhalten; an einem Stück Kunst und Alterthum wird gedruckt, und so haben wir bis Ostern so viel zu thun, daß wir uns nach weiterer Unterhaltung nicht umzusehen brauchen.

In meiner Umgebung, wie Du sie kennst, hat sich nichts verändert. Ottilie beschäftigt sich das Töchterchen heranzufüttern, das vor der Hand ganz niedlich und freundlich aussieht. Unsere junge Frauenwelt ist durch frisch angekommene englische Recruten nicht wenig in Bewegung gesetzt, macht sich mit allerley Liebschaften Lust, damit es ja an einem leidenschaftlichen Capital nicht fehle, wovon man später, beym Abschied und endlicher Entbehrung, die Schmerzensinteressen reichlich einzunehmen habe.

G.

1746. *

An Reinhard.

Weimar d. 28. Januar 1828.

. . . Das vorige Jahr habe ich meistens in unverrückter Thätigkeit geschlossen und bin, ich dürfte fast sagen, zufällig in eine Jugendepoche zurückgekehrt, von welcher unser Kanzler[1] schon, wie ich sehe, gemeldet hat. Ich

[1] Fr. v. Müller.

mag mich gern wieder der alten leichten losen Sylbenmaße bedienen, an denen der heitere Reim gefällig wiederklingt, und unter solcher Form, in solchem Klang, nach echter Poetenart, dasjenige heiter vor den Geist zurückzuführen, was uns im Leben erfreuen und betrüben, verdrießen und aufmuntern konnte. Wunderbarer Weise fügt sich's auch, daß die Außenwelt sich in gleichen Bewegungen hervorthut:

Daß hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen,

die Siege von Lepanto, Tschesme u. s. w. sich erneuern und wir uns also mit der Weltgeschichte wie mit dem Erdball auf unserer eigenen Achse herumzudrehen scheinen. Ebenso erneut sich in England und Frankreich die alte Verlegenheit, daß schon wieder Niemand regieren kann oder mag, da sich denn einmal über's andere für einen Usurpator gar vortheilhafter Raum fände.

Zu diesen mir sonst nicht gewöhnlichen Betrachtungen werde ich geführt durch mein letztes sorgfältiges Lesen des Walter Scott'schen Napoleons. Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers mit aufmerksamem Wohlwollen durchgelesen und zwar in englischer Sprache, welches nothwendig ist, weil es doch eigentlich immer ein Engländer ist der spricht, auf dessen einseitigen Vortrag man gefaßt sein muß. Denn daß er die große Symphonie des wundersamsten aller Heldenleben durchaus mit Sordinen abspielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt seyn will, wie diese großen Angelegenheiten über den Kanal herüber angeschaut werden, oder wie man dort will, daß sie angeschaut werden sollen.

Ich habe das Werk als ein wohlgestricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfische meiner eigenen

Lebenstage aus den anspielenden Wellen des letheischen See's wieder herauszufischen in den Stand gesetzt ward, und wirklich dadurch mehr Interesse an denen sich anschließenden und entwickelten Weltbegebenheiten gewann ...

Indessen nöthigt mich meine örtliche Umgebung, welche weder ästhetisch noch romantisch genannt werden kann, hereinzusehen in's Innere der Wohnung und des Geistes, da ich denn zu vermelden habe, daß Ottilie ein zierliches Mädchen mit Sorgfalt heranfüttert, und alles Uebrige gut und glücklich, jedoch nach irdischer Weise, nicht ohne irgend einen Mißklang ruhig dahin gleitet ...

Angelegentlichst

J. W. von Goethe.

1747.*

An Zelter.

28. Februar.

... Unser Vorleser[1] macht seine Sache gut; ich habe ihn bey mir zu Tische gesehn, wo er als angenehmer Gesellschafter erschien. Es sey mit ihm wie es will, er bringt eine gewisse allgemeine geistige Anregung in unsern Kreisen hervor. Ein wirklich gebildetes Publicum muß doch einmal Stand halten, hören was es sonst nicht vernähme, und gewinnt dadurch ein neues Ingrediens zu seinem Stadt- Hof- und Engländer-Klatsch; wodurch denn der Augenblick einigermaßen bedeutender wird ...

G.

[1] Karl v. Holtei (1798—1880) hielt in der Zeit vom 5. Februar bis 18. März Vorlesungen im kleinen Stadthaussaale.

1748.*

An Carlyle.

... Ueber das Princip woraus die Sittlichkeit abzuleiten sey, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgebot oben an, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am gerathensten finden aus dem ganzen Complex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche so wie das Schöne zu entwickeln.

In Deutschland hatten wir schon vor sechzig Jahren das Beyspiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unser Gellert, welcher keine Ansprüche machte ein Philosoph von Fach zu seyn, aber als ein grundguter, sittlicher und verständiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchst reine, ruhige, verständige und verständliche Sittenlehre mit großem Beyfall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meynungen eines Philosophen greifen sehr oft nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger wohlwollender Mann, frey von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das was eben seiner Zeit Noth thut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mittheilen was in der Epoche wo er auftritt die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und thatfordernde Leben hineinführt.

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 14. März 1828.

1749.*

An Zelter.

... Der wundersamste Zudrang von Manuscripten denen ich nachhelfen, von Drucksachen zu denen ich ein freundlich Wort sagen soll — eine Noth woran ich unsern ungeduldigen Wieland in seinem Alter schmerzlich leiden sah — ist auch mir höchst unbequem; da denn doch am Ende nichts Bedeutendes und Förderndes hervortritt. Ein jedes Individuum hat zwar das Recht soviel als möglich aus sich zu machen und von sich zu halten, nur sollten sie damit nicht andere belästigen, die mit und in sich genugsam beschäftigt sind, um auch etwas zu seyn und zu bleiben.

Gar hübsche Sachen bildender Kunst sind indessen auch bey mir eingelangt, und ob man sich gleich nicht überall des Gelingens erfreuen kann; so ist doch keine Frage daß die Bestrebungen schön sind. Nur tasten sie immer im Vorhof und an den Pforten herum, vermeiden, ja verlachen den Küster, der ihnen auf die gutmüthigste Weise die Flügel zu öffnen erbötig wäre.

Klanglos und tonlos sind immerfort noch meine Umgebungen; neulich versucht' ich's in der Oper, die große Trommel aber, von welcher unser ganzes Bretterhaus bis in die Dachsparren dröhnte, hat mich von jeden ferneren Versuchen abgeschreckt. Dagegen lockt mein Garten am Stern zu jeder freundlichen Stunde mich an; dort gelingt mir's mich zu sammeln und zu manchem guten Hervorbringen mich zu einigen und zu innigen ...

G.

1750.

An Nikolai Borchardt.[1]

Weimar, 1. Mai 1828.

Die Gelegenheit, welche sich mir darbietet, ein Blatt nach Petersburg zu bringen, damit es von da bequemer und gewisser zu ihnen gelange, darf ich nicht versäumen, und ich ergreife sie, um zu versichern, daß Ihre glücklich angekommene Sendung mir zu ganz besonderem Vergnügen gereicht.

Wenn man viele Lebensjahre dazu angewendet hat, sich selbst auszubilden und die Spuren der Fortschritte seiner eigenen Denkweise in Schriften zu erhalten, damit auch der Nachkommende aufmerksam werde auf das, was ihm ebenfalls bevorstehe, was ihn fördern und hindern könnte, und man erfährt sodann in hohen Jahren, daß ein erst fern scheinender Zweck erreicht, ein kühner Wunsch erfüllt sei, so kann dies nicht anders als die angenehmste Empfindung erregen.

Ich bin in meinen Arbeiten nicht leicht bidaktisch geworden; eine poetische Darstellung der Zustände, theils wirklicher, theils ideeller, schien mir immer das Vortheilhafteste, damit ein sinniger Leser sich an den Bildern bespiegele und die mannichfaltigsten Resultate bei wachsamer Erfahrung selbst herausfinden möge.

Wenn wir Westländer schon auf mehr als eine Weise, namentlich auch durch Herrn Bowring,[2] mit den Vorzügen Ihrer Dichter bekannt geworden und wir daher so wie aus

[1] In Moskau. Borchardt hatte seine Schrift „Goethes Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland" Goethe gewidmet.

[2] John Bowring (1792—1872) englischer Staatsmann, Sammler von Volksliedern.

andern edlen Symptomen auf eine hohe ästhetische Kultur in Ihrem ausgedehnten Sprachkreise zu schließen hatten, so war es mir doch gewissermaßen unerwartet, in Bezug auf mich jene so zarten als tieferen Gefühle in dem entfernten Osten aufblühen zu sehen, wie sie kaum anmuthiger und holder in den seit Jahrtausenden sich ausbildenden westlichen Ländern zu finden sein dürften.

Das Problem oder vielmehr der Knäuel von Problemen, wie meine Helena sie vorlegt, so entschieden einsichtig als herzlich fromm gelöst zu wissen, mußte mich in Verwunderung setzen, ob ich gleich schon zu erfahren gewohnt bin, daß die Steigerung der letzten Zeit nicht nach dem Maße der früheren berechnet werden könne. Wie denn ein höchst erquickliches Verhältniß zu Herrn Shukowskij mir von der zartesten Empfänglichkeit und rein wirksamster Theilnahme schon die Ueberzeugung gab.

In dem Falle, wie Sie sind, mein Werthester, hat man alle Ursache, Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie auf die Bildung einer großen Nation einen so schönen und ruhigen Einfluß ausüben. Halten Sie fest wie bisher, im gemessenen Schritte dasjenige zu überliefern, was zunächst den Ihrigen heilsam ist! Das Auge stets nach dem Monarchen und seinen weisen, wohlwollenden Absichten gerichtet, fördern Sie an Ihrer Stelle das Vorliegende! — Was dem Redlichen möglich ist, ist auch nützlich; was von dem Einfachen verstanden wird, ist auch fruchtbar. Möge Ihnen immer Ihr eigenes Herz zugleich mit Ihren Ohren ermunternden Beifall geben!

Die Betrachtungen, die ich hier niederzuschreiben veranlaßt, sind so weit und umgreifend wie das Reich, in dessen Mittelpunkt Sie sich befinden. — Schon hat sich die alte Kaiserstadt, die wir uns vor Kurzem in Trümmern dachten, aus der Asche unbegreiflich wieder hervorgehoben,

und da Sie in so merkwürdigem Weltpunkte, zu bedeutendster Epoche, verbunden mit würdigen Freunden, Theil zu nehmen berufen sind, so setzen Sie Ihren Studien keine Grenzen, um desto sicherer dahin zurückzukehren, wo eine edle, reine, einfache Wirkung noth thut, damit manches Hinderniß beseitigt und viel Gutes gefördert werde.

Hier muß ich endigen; denn fast will es scheinen, als ob meine Betrachtungen allen Gehalt verlieren, indem sie sich von dem Besonderen entfernen; doch darf ich mir vorstellen, daß Sie in Ihrer Lage doch Einigem, was ich im Allgemeinen ausspreche, einen eignen Sinn zu ertheilen wissen.

Grüßen Sie Ihre werthen Freunde, fahren Sie fort, ruhig dahin zu wirken, daß der Mensch mit sich selbst bekannt werde, seinen eigenen Werth und Würde fühle, aber zugleich auch die Stellung erkennen lerne, die ihm gegen die Welt überhaupt, besonders aber in seinem bestimmten Kreise gegeben ist!

Mögen Sie mir in einiger Zeit wieder von sich und Ihrem Gelingen zutrauliche Nachricht ertheilen, so wird es mir eine Freude machen, und eine Anregung, wieder von mir hören zu lassen, würde mir jederzeit erwünscht sein.

Einen alten theuren Freund, Herrn Geheim-Rath von Loder, grüßen Sie gelegentlich zum Allerschönsten, und meinem ehemaligen Wandnachbar, Herrn Treuter, Primärarzt beim Kaiserl. Findelhaus, erneuern Sie geneigt mein Andenken! G.

1751.

An Therese v. Eißl.[1]

Evangelium Mathäi 14, 24: Und das Schiff war mitten auf dem Meer und litte Noth von den Wellen ꝛc. ꝛc.

Vorstehende Ueberlieferung, man mag sie historisch oder symbolisch nehmen, ist eins von den schönsten Dokumenten urchristlichen Glaubens, mögen Sie es meine Theuerste in ein Bild fassen, so wird es an Gelingen und Beifall nicht ermangeln, nur wünsche ich, Sie sendeten mir eine Scizze, wie Sie Sich des Gegenstandes zu bemächtigen gedenken. Ein fertiges Bild muß man eben nehmen, wie es dasteht, ein werdendes läßt sich besprechen und es geht daraus eine belehrende heitere Unterhaltung hervor. In diesem Bezug stehe ich viele Jahre mit jüngeren und älteren Künstlern und habe daran immer viel Freude gehabt. Wollen Sie mir also Ihre Gedanken, wie Sie solche bey sich feststellen, zuerst vorlegen, so kann ich der freundlichen Gabe die Sie mir zudenken desto beruhigter entgegensehen.

Weimar, d. 21. May 1828. G.

1752.*

An Zelter.

... Sodann bemerke, daß die von mir angerufene Weltliteratur auf mich, wie auf den Zauberlehrling, zum ersäufen zuströmt. Schottland und Frankreich ergießen sich

[1] Seit 1821 verwitwet; sie hatte Goethe ihr Selbstporträt als trauernde Witwe übersandt. Das von Goethe in diesem Briefe angeregte Bild ist bei seinen Lebzeiten nicht mehr fertig geworden.

fast tagtäglich; in Mayland geben sie ein höchst bedeutendes Tagesblatt heraus, l'Eco betitelt; es ist in jedem Sinne vorzüglich, in der bekannten Art unserer Morgenblätter, aber geistreich weitumgreifend. Mache die Berliner aufmerksam darauf, sie können ihre täglichen Schüsseln gar löblich damit würzen.

In Gefolg dieses habe zu vermelden daß mir nun bekannt geworden, wie man Helena in Edinburg, Paris und Moskau begrüßte. Es ist sehr belehrend drey verschiedene Denkweisen hiebey kennen zu lernen; der Schotte sucht das Werk zu durchdringen, der Franzose es zu verstehen, der Russe es sich zuzueignen. Vielleicht fände sich bey deutschen Lesern alles drey ... G.

1753.

An Fr. v. Müller.

Weimar, den 24. Mai 1828.

Der Aufsatz: die Natur[1] ist mir vor kurzem aus der brieflichen Verlassenschaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden. Er ist von einer bekannten Hand geschrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte. Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Comparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern angedrängt ist. Man sieht

[1] Zuerst erschienen 1782 im „Tiefurter Journal“.

die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder der Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig. Jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren, wohin gedachter Aufsatz fallen möchte, war ich hauptsächlich mit vergleichender Anatomie beschäftigt, und gab mir 1786 unsägliche Mühe, bei anderen an meiner Ueberzeugung: dem Menschen dürfe der Zwischenknochen nicht abgesprochen werden Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieser Behauptung wollten selbst sehr gute Köpfe nicht einsehen, die Richtigkeit leugneten die besten Beobachter, und ich mußte, wie in vielen anderen Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unablässig, und es glückte mir 1788 in Sicilien die Metamorphose der Pflanzen, so im Anschauen als im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphose des Thierreichs lag nahe daran, und im Jahre 1790 offenbarte sich mir in

Venedig der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen. Ich verfolgte nun eifriger die Construction des Typus, dictirte das Schema im Jahr 1795 an Max Jacobi in Jena, und hatte bald die Freude, von deutschen Naturforschern mich in diesem Fache abgelös't zu sehen.

Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämmtlichen Naturerscheinungen nach und nach von dem menschlichen Geiste verkettet worden, und liest alsdann obigen Aufsatz nochmals mit Bedacht, so wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen. G.

1754. *

An Kaspar Graf Sternberg.

.... Sodann habe zu vermelden, daß mich in diesen Tagen des Dresdner Dr. Carus Werk von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes mit 12 Kupfertafeln höchlich erfreut hat.

Ein alter Schiffer der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drey Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinsame Bildungsgesetze geahnet hat, aber auf sein nothwendigstes Ruder- Segel- und Steuergeschäft aufmerksam sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte; der erfährt und schaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannigfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirk-

lich gethan sey. Wie sehr findet er Ursache verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt sey. Mehr darf ich nicht sagen denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber schon auf das Vollkommenste erhebt und befriedigt . . .

Wie reich aber wird nicht diesmal die Erndte der naturforschenden Zusammenkunft in Berlin sich erweisen! Ich bitte mitzutheilen wer aus Böhmen und Oesterreich wohl hingehen möchte. Auch von Berlin einige Worte! und wäre das nicht möglich, nach der Rückkehr.

Ich darf über manches Mühsal mich nicht beschweren, weil ich leichtsinnig mir auflade was nicht zu tragen ist. Aber das darf ich sagen, daß es mir in der letzten Zeit fast unmöglich war was ich wünschte und sollte fortzuführen und zu leisten. Ein neues Heft Kunst und Alterthum wartet nächstens auf.

Ganz unvermeidlich ist auch neuerlichst die Beschäftigung mit den fremden Literaturen, der englischen, französischen und italiänischen geworden; indem sie an uns Antheil nehmen verlangen sie gegenseitigen Antheil an ihnen; denn gerade die junge Masse der Nationen, die sich nach uns umsieht, lebt mit einer andern, die auf dem alten Eigenen beharrt, in Widerstreit, deshalb suchen sie sich durch uns zu stärken, indem sie, was an uns kräftig seyn mag, gelten lassen. Es ist ein eigenes Verhältniß das sich erst reinigen und zurecht schicken muß, welches aber mehr Zeit erfordern möchte, als uns zum Mitwirken übrig geblieben ist . . .

Und so fortan

unwandelbar angehörig

Weimar den 10. Juni 1828. J. W. v. Goethe.

1755.*

An Carlyle.

. . . Die Uebersetzung des Wallensteins[1] hat auf mich einen ganz eignen Eindruck gemacht, da ich die ganze Zeit als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt, mit dem Stück völlig bekannt, solches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beywohnte und dadurch mehr Quaal und Pein erlebte als billig, die nachfolgenden Vorstellungen nicht versäumen durfte um die schwierige Darstellung immer höher zu steigern; so läßt sichs denken, daß dieses herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab' ich es in zwanzig Jahren nicht gesehen und nicht gelesen. Nun aber da ich es unerwartet in Shakspear's Sprache wieder gewahr werde, so tritt es auf einmal wie ein frischgefirnißtes Bild in allen seinen Theilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor Alters und noch dazu auf eine ganz eigene Weise. Sagen Sie das dem Uebersetzer grüßend, nicht weniger auch, daß die Vorrede, die eben auch in dem reintheilnehmenden Sinn geschrieben ist, mir wohlgethan habe, nennen Sie mir ihn auch, damit aus dem Chor der Philo-Germanen er als eine einzelne Person hervortrete.

Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgesprochene Bemerkung hervor: daß der Uebersetzer nicht nur für seine Nation allein arbeitet, sondern auch für die aus deren Sprache er das Werk herübergenommen. Denn der Fall kommt öfter vor als man denkt, daß eine Nation Saft und Kraft aus einem Werke aussaugt und in ihr eigenes inneres Leben dergestalt aufnimmt,

[1] Von George Moir, späterem Professor der Rhetorik in Edinburg (Edinburg 1827).

daß sie daran keine weitere Freude haben, sich daraus keine Nahrung weiter zueignen kann. Vorzüglich begegnet dies den Deutschen, die gar zu schnell alles was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem sie es durch mancherley Wiederholungen umgestalten, es gewissermaßen vernichten. Deshalb denn sehr heilsam ist, wenn ihnen das Eigne durch eine wohlgerathene Uebersetzung späterhin wieder als frisch belebt erscheint . . .

Treu theilnehmend,

Weimar, den 15 Juni 1828. J. W. v. Goethe.

Leider überrascht uns beym Schluß dieses Schreibens die traurige Nachricht vom Ableben unsres vortrefflichen Fürsten des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach welcher am 14. Juni auf einer Rückreise von Berlin nahe bey Torgau das Zeitliche verließ . . .

*

Wie Goethe die Nachricht vom Tode seines fürstlichen Freundes aufgenommen, darüber berichtet Eckermann, der am Abend des 15. Juni zu ihm ging: „Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hin reden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. ‚Ich hatte gedacht‘, sagte er, ‚ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.‘“

1756. *

An Ottilie von Goethe.

Weimar, d. 24. Juni 1828.

In den ersten Tagen,[1] meine liebe Gute, war nichts zu sagen noch zu schreiben. Jeder mußte die traurigen Eindrücke in sich selbst verarbeiten. Nun aber kann man doch zu wechselseitiger Beruhigung wenigstens aussprechen, deshalb denn auch Gegenwärtiges zu Dir gelangen möge.

Vor allem empfiehl mich der theuern Frau Groß-Mama, versichere ihr, daß sie mir mit allen Lieben und Verehrten zuerst eingefallen ist. Deshalb ich denn auch vorzüglich zu ihrem Troste sage, daß sich die Frau Großherzogin den Umständen nach sehr leidlich befindet, wie Vogel schriftlich versichert, welcher gleich hinausging als er die traurige Nachricht vernommen hatte . . .

Leugnen will ich nicht, daß mir die letzten Tage sehr schwer ward, dem vortrefflichen Stieler zu sitzen, damit des Königs[2] Befehl bis zu Ende durchgeführt werde. Zwar gelingt ihm seine Arbeit so gut, er ist ein so verständiger, angenehm-unterhaltender Mann, daß ich es andrerseits für eine Wohlthat anzusehen habe. Jedermann ist mit dem Bilde zufrieden, und man hat alle Ursache es zu sein, doch kommt er unter vierzehn Tagen schwerlich weg, und da wird dann wegen Hand und Stellung noch manches auszuharren sein.

Eine wunderbare Erscheinung war mir Minchen Münchhausen[3] mit ihren Schwestern, die auf einer Reise

[1] Nach dem Tode des Großherzogs.
[2] Ludwig von Bayern.
[3] Goethe hatte Wilhelmine v. Münchhausen 1817 das Gedicht „Der zierlichsten Undine“ gewidmet.

nach Schnepfenthal zu Salzmann, bei uns eintrafen. Ich habe meine Neigung zu diesem wunderlichen Mädchen niemals geleugnet und — sie in einem solchen Augenblicke nach Jahren wiederzusehen, war eine seltsame Empfindung; doch benahm sie sich so artig und niedlich wie immer und erschien wie ein Sternchen in der Nacht.

1757.*

An Boisserée.

Das Unerträgliche, das man so lange fürchtet, ja voraussieht, wird nicht erträglicher dadurch, daß es in die Wirklichkeit hereintritt, es übt alsdann erst seine eigentliche ganze Gewalt aus.

Viele Tausende sind in dem gegenwärtigen Falle[1] schmerzlich berührt; ein Jeder leidet auf seine Weise und Jeder sucht sich nach Art und Verhältniß zu fassen und herzustellen.

Die Frau Großherzogin blieb auch dießmal sich selbst gleich, ihr Schmerz war jedoch desto empfindlicher, als Sie in den letzten Jahren die feste Hoffnung gehegt hatte, Sie werde vor Ihm hingehen.

Die jungen Herrschaften mit Prinzeß Auguste reisten nach Petersburg, die Frau Großherzogin mit Prinz Alexander nach Wilhelmsthal, der Großherzog[2] war nach Berlin gegangen, um entseelt, mit allen fürstlichen und militärischen Ehren, in das verödete Weimar zurück-

[1] Dem Tode des Großherzogs.

[2] Karl August hatte am 13. Mai an Goethe geschrieben: „Den 23. oder 24. dieses denke ich einen Abstecher nach Berlin zu machen und alles dorten Neuentstandene und Hingekommene zu beleuchten und so zu sagen, von der Außenwelt bei dieser Gelegenheit Abschied zu nehmen.“

gebracht zu werden, wo nun die oberen Behörden mit einer würdigen Bestattung beschäftigt sind, die durch manche zweifelhafte Umstände verzögert wird.

Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoffnung, als seinen herrlichen, ins Allgemeine gehenden Zwecken auch ferner nachzuleben, wozu ihnen der Charakter, die Gesinnung der neu antretenden Gebieter eine ermunternde Aussicht darbietet.

Alles dieses Unerwartete mit seinen Folgen mußte der brave Stieler erleben und erdulden. Glücklicher Weise für sein Geschäft war das unternommene Bild vollkommen untermalt, als das Unheil über uns hereinbrach. So wurde denn auch das Ausmalen durch die Exaltation, in die uns jede Leidenschaft versetzt, auf eine sonderbare Weise begünstigt, und sowohl diese als auch einige andere von ihm aufgestellte Arbeiten erschienen wie lichte Punkte den trauernden Beschauern. Es gereicht uns dieses zu desto größerer Zufriedenheit, als wir dem hohen Auftragenden einen glücklichen Erfolg dieses Geschäftes vor Augen gestellt wünschten.

Und so muß sich das fortschreitende Leben zwischen das scheidende einschlingen, um das Gewebe des wechselnden Weltwesens der ewigen Notwendigkeit gemäß fortzuwirken.

Möge ich nun aber von Ihren Zuständen etwas Tröstliches erfahren. Treu verbunden

J. W. v. Goethe.

1758.

An J. Götze.[1]

Da in dem übrigens ganz anmuthigen Schlößchen[2] kein wohlversorgter Keller vorhanden ist, ich auch keinen in der Nähe weiß als den Deinigen, so ersuche ich Dich, mich während meines hiesigen Aufenthalts mit Wein zu versorgen und mir vorerst durch Ueberbringer sechs Flaschen zu übersenden. Ich wünsche einen leichten reinen Würzburger und werde solchen nach abgeschlossener Wallfahrt auf irgend eine Weise dankbar ersetzen. Willst Du eine Flasche echten Steinwein hinzufügen, so soll auch der willkommen sein.

Machst Du einmal einen Ritt herüber und wirst Dich mit einem Glase Wein und einer Semmel begnügen, so bist Du willkommen. Schmalhans ist Küchenmeister und von ihm nichts zu erwarten, deshalb denn auch eine echte Jenaische Cervelatwurst, wenn Du solche dem Ueberbringer mitgäbest, sehr angenehm sein würde.

Weiter weiß ich für diesmal nichts zu sagen; innerlich gestimmt wie der Rand des Briefes aussieht, äußerlich den Zuständen mich fügend und zugleich die schönen hohen Zwecke unseres Verewigten, so lang ich lebe, wie jeder Getreue vor Augen behaltend.

Der alte Bekannte

J. W. v. Goethe.

Dornburg, den 10. July 1828.

---

[1] Goethes früherer Diener, der jetzt als Wegebau-Inspektor in Jena tätig war.

[2] Goethe hatte sich nach dem Tode des Großherzogs nach einem der großherzoglichen Schlösser bei dem stillen Städtchen Dornburg zurückgezogen, wo er zehn Wochen verweilte.

1759. *

An Zelter.

Dornburg, den 10. July.

Bey dem schmerzlichsten Zustand des Innern mußte ich wenigstens meine äußern Sinne schonen und ich begab mich (den 7. July) nach Dornburg, um jenen düstern Functionen zu entgehen wodurch man, wie billig und schicklich,[1] der Menge symbolisch darstellt was sie im Augenblick verloren hat, und was sie diesmal gewiß auch in jedem Sinne verloren hat . . .

Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen wo seine Thätigkeit auffallender anmutig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor.

Und wie es ist wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bey längerem und kürzerem Aufenthalt bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt woran ferner fortzuschreiten wäre.

---

[1] Beerdigungsfeier für Karl August.

Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen.

Damit du aber wissest wie Dein Freund, auf einem lustigen Schloß, von wo er ein hübsches Thal mit flachen Wiesen, steigenden Aeckern und einer bis an die unzugänglichen steilen Waldränder sich erstreckenden Vegetation übersieht, wie er daselbst diese langen Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zubringt, will ich Dir vertrauen: daß ich schon seit einiger Zeit vom Auslande her die Naturwissenschaften wieder aufzunehmen angeregt bin. Das liebe Deutschland hat etwas ganz eigentlich Wunderliches in seiner Art; ich habe redlich aufgepaßt: ob bey den nun seit drey Jahren eingeleiteten und durchgeführten naturwissenschaftlichen Zusammenkünften mich auch nur etwas berühre, anrühre, anrege, mich, der ich seit funfzig Jahren leidenschaftlich den Naturbetrachtungen ergeben bin; es ist mir aber — außer gewissen Einzelheiten, die mir eigentlich doch auch nur Kenntniß gaben — nichts zu Theil geworden, keine neue Forderung ist an mich gelangt, keine neue Gabe ward mir angeboten; ich mußte daher die Interessen zum Capital schlagen und will nun sehen wie das Summa Summarum im Auslande fruchtet. Verschweige das löblich, denn ich erinnere mich so eben daß bey Euch die Wissenschaft sich abermals in großer Breite versammelt. Allem Guten empfohlen. G.

1760. *

An Fr. Aug. v. Beulwitz.[1]

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! 1608.
Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!

Da gewiß höchsten Ortes, so wie von Ew. Hochwohlgeboren gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zustand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszusprechen wage, Dasjenige, was sich von selbst versteht, bescheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile, so eröffne mit obigen zwei lateinischen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand sie als Ueberschrift der Hauptpforte des Dornburger neu acquirirten Schlößchens, wo mir durch höchste Nachsicht in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfassung gedachter Thüre selbst ist, nach Weise jener Zeit, architektonisch-plastisch überreich verziert und giebt, zusammen mit der Inschrift, die Ueberzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menschen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hause gewesen, wogegen auch diese Wohnung durch so viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht bestehend erhalten worden.

---

[1] Die Nachricht vom Tode des Großherzogs hatte den Erbprinzen Karl Friedrich und seine Gemahlin Maria Paulowna in Petersburg erreicht. Am 28. Juni hatte Karl Friedrich an Goethe ein Schreiben gesandt, in dem er sich nach dem Befinden des alten Freundes seines verstorbenen Vaters teilnehmend erkundigte. Generaladjutant v. Beulwitz hatte dieses Schreiben an Goethe übermittelt.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade ein so einladend segnendes Motto sey durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daseyn gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als Derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden, oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunde ließ mich den Werth solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denenselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.

Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung. Es ruht auf starken Mauern, zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haushältischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.

Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer

Zeit zu anständigster Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe welches mich so gastfreundlich einlud.

Auf diesem Weg nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinthe architektonisch auf das Schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämmtlichen übereinander zurückweichenden Localitäten auf das Vollkommenste grünen und blühen sah. Weithingestreckt, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, sonst ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossen-gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus blühender Rosen, höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünschteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Besitz gemeinschaftlich festhaltend, pflegend und genießend, sich von Geschlecht zu Geschlecht ein anständig bequemes Wohlbefinden emsig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge bestätigten Daseyns und genießenden Behagens einleiten und sichern?

Dieses mußte mir also zu einer eigenen Tröstung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier sprach vielmehr der Gegenstand selbst das Alles aus, was ein bekümmertes Gemüth so gern vernehmen mag:

Die vernünftige Welt sey von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an- und abtretend, so Freude als Schmerz, wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben, an Andern, wie an sich selbst, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgesetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zustandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von diesen würdigen landesherrlichen Höhen sehe ich ferner in einem anmuthigen Thal so Vieles, was, dem Bedürfniß des Menschen entsprechend, weit und breit in allen Landen sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert; einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen zieht, wo eben eine reichliche Heuerndte die Emsigen beschäftigt; Wehr, Mühle, Brücke folgen auf einander, die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweis auch den heitersten Anblick gewährend seh ich große Anlagen von Fruchtbäumen; sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge.

Das Alles zeigt sich mir wie vor fünfzig Jahren und zwar in gesteigertem Wohlseyn, wenn schon diese Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte hart auftretend gewaltsam über die Thäler. Dagegen deutet Alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns seyn, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt:

„Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt."

Nun aber sey vergönnt, mich von jenen äussern und allgemeinen Dingen zu meinem Eigensten und Innersten zu wenden, wo ich denn aufrichtigst bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Gesinnungen daselbst lebendig sey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wüßte, als wenn ich, selbiger Weise dem verehrten Eintretenden gewidmet, Alles, was noch an mir ist, diesem wie seinem hohen Hause und seinen Landen von Frischem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigsten Wohlwollens, fortgesetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachsicht mich beruhigend getrösten darf, indem ja das von Pawlowsk am 28. July d. J. erlassene huldverkündende

Schreiben mir ein so entschieden erfreuliches, fast beschämendes Zeugniß geworden.

Wie sehr dasselbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen muß solches von der Hand eines so werthen längst geschätzten, geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge nur die Bitte hinzu: Ew. Hochwohlgeboren mögen sich eifrigst verwenden, daß Vorstehendes, wenn auch seltsam scheinend, jedoch aus den eigensten Zuständen und treusten Gesinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unsern höchsten Herrschaften gnädigst nachsichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiedersehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichster Hochachtung.

J. W. von Goethe.

Dornburg den 18. July[1] 1828.

1761. *

An Zelter.

Schloß Dornburg, den 26/27. July.

. . . Daß ich in diesen zwanzig Tagen, aus Unruhe, Neigung, Trieb und Langerweile gar manches geleistet habe, wirst Du wohl glauben; leider ist es sehr vielerley, dergestalt daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen wird. Meine nahe Hoffnung Euch zu Michael die Fortsetzung

[1] Das Tagebuch vom 18. Juli notiert: Major von Beulwitz, reflexive Relation meines hiesigen Aufenthalts und Brief, eingeschlossen an Herrn Kanzler von Müller mit Schreiben.

von Faust zu geben, wird mir denn auch durch diese Ereignisse vereitelt. Wenn dies Ding nicht, fortgesetzt, auf einen übermüthigen Zustand hindeutet, wenn es den Leser nicht auch nöthigt sich über sich selber hinauszumuthen; so ist es nichts werth. Bis jetzt, denk' ich, hat ein guter Kopf und Sinn schon zu thun wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem was da hineingeheimnisset ist. Dazu bist Du denn gerade der rechte Mann, und es wird Dir auch deshalb die Zeit bis auf die erscheinende Folge nicht zu lange werden.

Der Anfang des zweyten Acts ist gelungen; wir wollen dies ganz bescheiden aussprechen, weil wir ihn, wenn er nicht dastünde, nicht machen würden. Es kommt nun darauf an den ersten Act zu schließen, der bis aufs letzte Detail erfunden ist, und ohne dieses Unheil auch schon im behaglichen Reinen ausgeführt stände. Das müssen wir denn auch der vorschwebenden Zeit überlassen.

Von der allgemeinen Gesinnung kann ich Dir soviel sagen: daß jeder Treugesinnte vorerst nur darauf denkt in den Wegen fortzuwandeln die der Abgeschiedene bezeichnet und eingeleitet hat; dadurch wird denn auch wohl das allenfalls sich Abändernde erträglich seyn, und in einigen Puncten vielleicht Beyfall verdienen. Allen Ankündigungen gemäß sollte der neuantretende Fürst heut in Wilhelmsthal eintreffen; nächstens seine Gemahlin. Daß sich unsre bisher so bewährte Fürstin auch immerfort gleichmäßig erweist, wirst Du Dir ohne meine Betheuerung selbst genugsam versichern . . .

Nun aber wend' ich mich zu menschlichen Dingen und freue mich daß Du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und Dich zu Molièren gewendet hast. Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben wenn sie parodox d. h. ungerecht sind. Was Schlegel in seinen Vorlesungen über

Molière sagte hat mich tief gekränkt; ich schwieg viele Jahre, will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrsale aufzudecken.

Die Franzosen selbst sind über den Misanthrop nicht ganz klar; bald soll M. das Muster dazu von einem genannten, derbauftretenden Hofmann genommen, bald sich selber geschildert haben. Freylich mußte er das aus seinem eigenen Busen nehmen, er mußte seine eignen Beziehungen gegen die Welt schildern; aber was für Beziehungen! die allgemeinsten die es nur geben kann. Ich wollte wetten Du hast Dich auf mehr als einer Stelle auf der That ertappt. Und spielst Du nicht dieselbe Rolle gegen Deine Tagsgenossen? Ich bin alt genug geworden und hab' es doch noch nicht so weit gebracht mich an die Seite der epikurischen Götter zu setzen . . . G.

1762.

An Fr. J. Soret.[1]

Schloß Dornburg den 1. August 1828.

Vor allen Dingen wünscht ich, mein Theuerster, Sie überzeugten Sich wie großen Werth Ihre Briefe für mich haben müssen. Was kann mir angenehmer seyn als, gleichsam in einem magischen Spiegel, die Ereignisse in Wilhelmsthal zu sehen, wo die würdigsten und edelsten Personen, in so bedeutenden Augenblicken, wesen und wandeln, wo sich diejenigen auf die alle unsere Wünsche und Hoff-

[1] Soret (geb. in Petersburg 1795, gest. 1866 in Genf), seit 1822 Erzieher des 1818 geborenen Prinzen Karl Alexander.

nungen gerichtet sind wieder finden und so viele sonst sich begegnen, kreuzen und scheiden.

Lassen Sie mich aussprechen wieviel der Augenblick, auf diese Weise, durch ein bezeichnendes Wort festgehalten, für die Ferne sowie in der Folge werth sey. Ich fühle diese alte Wahrheit jetzt recht lebhaft und bitte Sie Sich von dieser Ueberzeugung zu durchdringen und ja auf das genauste und umständlichste fortzufahren, ich werde mich deshalb höflich verpflichtet erachten. Sich selbst, besonders auch Gönnern und Freunden sagen Sie: daß ich mich mit dem hiesigen, mir gleichsam dämonisch angewiesenen Aufenthalt auf eine wunderbare Weise in einem wünschenswerthen Zustand befinde. Sendungen und Briefe legen mit vielerley Pflichten auf, Studien aller Art, besonders unser Gemeinsames, beschäftigen mich dringend, ein ganzer, langer Tag geht durchaus genützt vorüber. Sodann fehlt es auch nicht an Gesellschaft, die Meinigen haben drey Stunden Wegs, die Jenaischen nur eine und so werd' ich denn zu rechter Stunde öfters heimgesucht. Der Anlaß wodurch ich eigentlich hier bin tritt denn auch wieder einmal aus diesen Zerstreuungen hervor, und indem ich den hohen Abgeschiedenen vermisse hat die Hoffnung, die Seinigen wieder zu sehen und mich gleichem Wohlwollen zu empfehlen, auch wieder etwas höchst Erquickendes und Tröstendes. Hier vergleichen Sie nun das Einfache aus Geist und Gemüth hervorgehende, gegen das Mannigfaltige wovon Sie mir so anmuthige Kenntniß geben.

Eben von dieser doppelten Betrachtung des Einfachen und Vielfachen werd ich in diesen Tagen durchaus hin und wieder, oder wenn Sie wollen im Kreise herum geführt, und es ist gerade das gemeinsame Geschäft das hier die Anregung gibt.

1763.*

An Friedrich v. Müller.

16. August 1828.

... Heut ist Dornburg fürchterlich und schon seit einigen Tagen. Ein wüthender Sturm saust nun schon seit 24 Stunden an meiner Ecke her, so daß man nicht zur Besinnung kommt. Das fest gegründete Haus ist noch ein Trost, wenn man an die Unglücklichen denkt, die Tag und Nächte lang gegenwärtig auf den Wellen geschaukelt werden ...

Die vortreffliche Rede des Hn. v. Fritsch[1] erfüllt auch eine von meinen Weissagungen; daß sobald Geschäftsmänner öffentlich sprechen, wir auch Muster der Redekunst werden aufweisen können. Man muß etwas zu sagen haben, wenn man reden will. Ich bedaure immer unsre guten Kanzelmänner, welche sich eine seit fast zweytausend Jahren durchgedroschene Garbe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit wählen müssen ...

Sie denken mein Theuerster, wie in solchen Sündfluthstagen das Dictiren überhand nimmt.

Nach wie vor

in treuer Beharrlichkeit

Goethe.

---

[1] Bei der Beisetzung Karl Augusts oder bei der Huldigungsfeier für den neuen Großherzog.

1764.*

An Zelter.

26. August.

... Von allem was gegen mich geschieht[1] keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt seyn. Ich habe Breite genug mich in der Welt zu bewegen, und es darf mich nicht kümmern ob sich irgend einer da oder dort in den Weg stellt den ich einmal gegangen bin. ...

G.

1765.

An Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

Durchlauchtigster Großherzog!

Gnädigst regierender Landesfürst und Herr!

Es war gewiß der liebenswürdigste Originalgedanke, mich in so hohen Jahren durch einen altgewohnten Glockenton an die ersten Stunden kindlichen Bewußtseins zu erinnern, wo das in gar manche Schalen eingewickelte Leben

---

[1] Zelter hatte ihm geschrieben: „Ein Herr Wolfgang Menzel hat zwei Bände von sich gegeben, worin er gegen Dich vom Leder zieht. Ich gestehe, daß ich von Zeit zu Zeit mit Interesse vernehme, was gegen Dich geäußert wird, da denn doch von Dir immer die Rede ist. Dieser Menzel aber ist ein rechter Lumpenkönig. Förster hat ihn im Konversations-Blatte derb zurechte gewiesen, wodurch denn die Angelegenheit im Gange bleibt, und begreiflich wird wie die schönsten Worte das dummste Zeug aussprechen und solche Leute sich deutlicher signalisieren als ihnen selber lieb wäre, wenn sie nicht vernagelt wären.“ Die „zwei Bände, die Menzel von sich gegeben“, sind die „Geschichte der deutschen Literatur“ (1. Ausgabe, Stuttg. 1828).

unter wundersamen Ahnungen des Zukünftigen harrte. Zugleich aber verleihen jene Töne den höchst angenehmen Eindruck, daß Ew. Königliche Hoheit sich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabei erfreuten; und so werd' ich nicht nur dadurch in jene Räume als in einen Familienaufenthalt versetzt, sondern bei jedem Stundenschlage hab' ich mitzuempfinden, daß Höchstdieselben auch hiernach Morgende und Abende Ihrer Jugend gezählt.

Ew. Königliche Hoheit würden einen so schönen und schwer auszuführenden Gedanken nicht gefaßt haben, wenn Höchstdieselben nicht vorempfunden hätten, mit welchem Entzücken ich dadurch beseligt werden müßte. Ebenmäßig wird auch mein Dank, in den wenigsten Worten ausgesprochen, von Höchstdenenselben mit- und nachempfunden werden.

Fügt sich nun zu Allem diesem hinzu, daß eine so bedeutende Gabe mich in den traurigsten Tagen aufsucht und bei dem tiefempfundenen Verlust mir auf das Klarste beurkundet, wie viel Wohlwollen für mich noch auf der Erde lebt und welch ein herrlicher Antheil daran mir noch immer vorbehalten bleibt, so steigert sich der Werth des Geschenks ins Unendliche.

Hier sei mir aber vergönnt zu schließen, in der Ueberzeugung, daß sich Höchstdieselben den besten und vollständigsten Kommentar zu diesem wenigen Texte auszubilden im Falle sind.

Möge sich alles Gute um den verehrten, geliebten Fürsten versammeln, und der reine Antheil, den er in Freud' und Leid den Seinigen zuwendet, ihm selbst die vollkommenste Belohnung sein.

Verzeihung der fremden Hand! Die meine will nicht mehr fördern. Geschlossen an einem Tage, der uns bisher

so festlich gewesen und nunmehr trüb und freudlos erscheint.

Verehrend, vertrauend,

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster, treu angehöriger Diener

J. W. v. Goethe.

Schloß Dornburg, den 3. September 1828.

1766.

An Cotta.

Ew. Hochwohlgeboren.

gefälliges Schreiben erreicht mich in dem Augenblick, da ein unersetzlicher Verlust mich anmahnt umherzuschauen und zu beachten was nun schätzenswerthes für mich auf dieser Erde übrig geblieben. Da tritt dann ohne Weiteres das Verhältniß zu Ew. Hochwohlgeb. bedeutend hervor und ich habe mir Glück zu wünschen daß ich ein Geschäft, woran mein und der Meinigen Wohlstand geknüpft ist, den Händen eines Mannes anvertraut sehe, der mit entschiedenster Thätigkeit die edelsten Zwecke verfolgt und, sowohl durch Klugheit und Redlichkeit, sich allgemeines Ansehen und Zutrauen erworben hat.

Hiernach muß daher mein eifrigster Wunsch bleiben, die wechselseitigen Bezüge klar und rein erhalten zu wissen, damit wir uns mit Zuversicht jener schönen Tage erinnern mögen, wo wir, unter den Augen, mit treuer Theil-

nahme eines nur zu früh abgeschiedenen Freundes,[1] den Anfang einer Verbindung feyerten die so lange segensreich für uns dauern sollte.

Das Weitere mir auf die nächste Mittheilung vorbehaltend.

In vorzüglichster Hochachtung mich unterzeichnend

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

J. W. v. Goethe.

Schloß Dornburg, den 10. Sept. 1828.

1767. *

An Zelter.

Weimar 30. Oktober 1828.

. . . Da Du doch einmal das Theater nicht los wirst, so ergötze Dich daran wie es gehen will, aber werde ja nicht mild im Urtheil. Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen will, weil es für diesmal das Privilegium hat gegenwärtig und lebendig zu seyn!

Dieser gute Oehlenschläger hat mir persönlich viel Noth gemacht; er wollte mir ein und allemal, aus Italien zurückkehrend, diesen Correggio vorlesen; welches ich hartnäckig verweigerte, dagegen mich erbot das Stück für mich im Stillen vorzunehmen, worüber er so

[1] Schiller.

außer sich gerieth daß er sich am Schluß noch ganz verrückt betrug. Wie ich denn überhaupt von diesem Gezücht viel auszustehn hatte.

Er ist einer von den Halben die sich für ganz halten und für etwas drüber. Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringen's doch nicht weiter als ihren Bären auf die Hinterfüße zu stellen, und wenn er einigermaßen tanzen lernt, dann meynen sie es wär' das Rechte . . .

Von den zurückkehrenden Naturforschern habe ich manche bedeutende Unterhaltung genossen. Genau aber besehen bleibt es immer eine entschiedene Wahrheit: was ich recht weiß, weiß ich eigentlich nur mir selbst; sobald ich damit hervortrete, rückt mir sogleich Bedingung, Bestimmung, Widerrede auf den Hals. Dies begegnet Dir mehr als mir, da Du mit Menschen aller Art umgehst und in Verhältniß kommst; und doch besucht mich die Widerrede im eignen Hause eben so gewiß als wenn ich sie auf dem Markte aufsuchte. Das sicherste bleibt immer, daß wir alles was in und an uns ist in That zu verwandeln suchen; darüber mögen denn die andern wie sie wollen und können reden und verhandeln . . .

G.

1768. *

An Cotta.

. . . Der erste Band der Correspondenz, angenehm gedruckt ist nunmehr in meinen Händen; den zweyten erwarte zunächst, und das Uebrige wird, wie ein jedes Geschäft das Sie unternehmen, seine gemessene Folge haben.

Wie ich die Widmung dieser Briefsammlung an Ihro Majestät den König[1] verstehe, möchte ich mich gern deutlich ausdrücken. Es ist hier von keiner gewöhnlichen Dedication die Rede, sondern wenn die Sechs Bände vollendet vor uns liegen, soll mir hoffentlich etwas gelungen seyn was, darauf Bezug habend, das Allgemeine, Würdige und Schickliche ausspräche. Es klingt dieses freylich einigermaßen mystisch, mehr kann ich jedoch nicht sagen und wünsche nur indessen daß man das was ich mir vorsetzte als etwas Selbstständiges betrachten und erwarten möge . . .

Mich aber und abermals angelegentlichst empfehlend

Weimar 30. November.

J. W. v. Goethe.

1769.*

An Zelter.

2. Januar 1829.

. . . Sey Dir vielmals gedankt, mein Guter, daß Du mir durch Dein Schreiben Gelegenheit giebst, in leidlicher Stunde etwas Freundliches zu erwiedern . . .

Meine Mutter pflegte zu sagen, wenn ihr gar zu viel Freunde über den Hals kamen: sie lassen mich die Nase nicht putzen. Ich freue mich daß ich Dich in einer ähnlichen Verlegenheit sehe.

Dagegen sagen aber auch die Leute, daß Du keine der Gelegenheiten, über die Du Dich beklagst, zu versäumen pflegest, und das ergo bibamus durchaus wissest geltend zu machen.

[1] Ludwig von Bayern.

Ich bin seit länger als vier Wochen nicht aus dem Hause, fast nicht aus der Stube gekommen; meine Wandernden, die zu Ostern bey Euch einsprechen werden, wollen ausgestattet seyn. Das Beginnen, das ganze Werk umzuarbeiten, leichtsinnig unternommen, will sich nicht leichtfertig abthun lassen, und so hab' ich denn noch vier Wochen zu ächzen, um diesen Alp völlig wegzudrängen, ganz im Gegensatz von Deinem Wesen und Thun, da Du mit völlig Fertigem und Bereitem retardirt und bey Seite geschoben wirst . . .

Wenn ich meine Wandergesellen, redlich ausgestattet fortgeschickt habe, so mögt Ihr leichtsinniges Volk sie aufnehmen wie Ihr könnt; ich aber werde mich alsobald nach der Natur wenden und vor allen Dingen eine Französische Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen mit einigen Zuthaten zu befördern suchen. Die paar Monate in Dornburg haben die alten Anschauungen wieder aufs Anmuthigste angeregt und begünstigt.

Ueberhaupt muß ich nun versuchen Tag für Tag, Stunde für Stunde zu sehn was zu leisten ist, um das Gegründete rein aufzurichten und praktisch zu befestigen. Es giebt sehr vorzügliche junge Leute, aber die Hansnarren wollen alle von vorn anfangen und unabhängig, selbstständig, original, eigenmächtig, uneingreifend, gerade vor sich hin, und wie man die Thorheiten alle nennen möchte, wirken und dem Unerreichbaren genugthun. Ich sehe diesem Gange seit 1789 zu und weiß was hätte geschehen können, wenn irgend einer rein eingegriffen und nicht jeder ein Peculium für sich vorbehalten hätte. Mir ziemt jetzt 1829 über das Vorliegende klar zu werden, es vielleicht auszusprechen, und wenn mir das auch gelingt, wird's doch nicht helfen; denn das Wahre ist einfach und giebt wenig zu thun, das Falsche giebt Gelegenheit Zeit und Kräfte zu zersplittern.

Das nimm nun also hin was ich in gewonnener einsamer Stunde für Dich dictire, und gieb mir Anlaß auch an einem Deiner guten Worte mich wieder zu erbauen.

G.

1770.*

An Ch. F. L. Schultz.

... Die Freude, welche mir Ihr letzter Brief gebracht, verehrter geliebter Freund, möcht' ich gern so frisch als möglich, wieder zu Ihnen hinüber klingen lassen; darum Folgendes eilig ohne Vorbereitung, wie es mir in den Sinn kommt.

Ich habe Sie nie aus den Gedanken, wenn auch schon einige Zeit aus den Augen verloren, war aber immer dabei überzeugt, daß Sie sich derweilen sowohl selbst als auch zugleich anderen manches zu Liebe thun würden. Sie setzen mich nunmehr von Ihrer Thätigkeit in Kenntniß; nehmen Sie dafür meinen besten Dank.

Die critische Zwietracht, die Sie erregen werden, muß uns allen willkommen sein. Ich ehre und liebe das Positive, und ruhe selbst darauf, in sofern es nämlich von Uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich, nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein directer Angriff auf eine usurpirte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten — denn sie schadet einem düsteren, dummen Volk nicht, das ohne sie noch übler wäre dran gewesen —; aber zuletzt, wenn das Wahre nothwendig wird, um uns das entschieden Nutzende zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur auf's Genauste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt. Manches der Art ist mir in meinem langen Leben schon geworden ...

Ich selbst werde noch einige Zeit in der Mühsamkeit gehalten, die eine Redaction jeder Art, wenn man abschließen soll, mit sich führt; mögen die Wanderjahre in der neuen Form, wie sie Ostern erscheinen werden, auch Ihnen irgend eine gute Stunde bereiten. Zu diesem Unternehmen, aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlassung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, mußte mein Bestes thun, was ich vielleicht besser hätte anwenden können.

Indeß gereicht es mir zur angenehmsten Empfindung, daß die Novelle freundlich aufgenommen wird; man fühlt es ihr an, daß sie sich vom tiefsten Grunde meines Wesens losgelöst hat. Die Conception ist über dreißig Jahre alt; es müssen sich Spuren davon in der Correspondenz[1] finden.

Und eben diese Correspondenz würdigen Sie vollkommen richtig. Man könnte sagen, ich sei sehr naiv, dergleichen drucken zu lassen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunct für den eigentlichen, jene Epoche wieder vorzuführen, da wo Sie, mein verehrter Freund, und so manche andere treffliche Menschen jung waren und strebten und sich zu bilden suchten, da wo wir Aelteren auffstrebten, uns auch zu bilden suchten und uns mitunter ungeschickt genug benahmen; solchen damals Gleichzeitigen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer sein, daß es beinahe komisch wird, die Briefe mit der pomposen Ankündigung der Horen anfangen zu sehen, und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängstlich um Manuscript verlegen!

---

[1] Mit Schiller.

Das ist wirklich lustig anzuschauen, und doch wäre damals der Trieb und Drang nicht gewesen, den Augenblick auf's Papier zu bringen, so sähe in der deutschen Litteratur alles anders aus. Schiller's Geist mußte sich manifestiren; ich endigte eben die Lehrjahre, und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Litteratur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, sich wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, z. B. in meinem Tasso des Herzensblutes vielleicht mehr, als billig ist, transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe.

Mit Wilhelm Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel giebt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller'n, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache

geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar manches anders geblieben. Die sechs Bändchen Briefe lassen hievon gar vieles durchblicken.

Indem Sie diesen Brief erhalten und lesen, so denken Sie sich, daß Ihr liebes Blatt auf einmal mir das Bedürfniß erregte, mich wieder mit Ihnen zu unterhalten. Ein stiller Abend gab die Gelegenheit, und so nehmen Sie freundlich, was ich eilig gebe. Gedenken Sie mein zu jeder guten Stunde, und lassen mich, wo möglich, von Ihren Hauptargumenten in dem wichtigen, so weit schon vorbereiteten Streite das Nöthigste wissen.

Hier aber will ich schließen, damit die nächste Post meinen Dank für Ihr liebwerthes Schreiben überbringe, und den Wunsch künftig kürzerer Pausen andringlich ausspreche.

unwandelbar

Weimar, den 10. Januar 1829. J W v Goethe.

1771. *

An Gräfin v. Chasseport.[1]

Weimar, den 13. Januar 1829.

Erst mit den neuen Abenden des Jahres 1829 gewinne ich einigen Raum, meiner unvergeßlichen liebenswürdigen Freundin wenn auch nur wenige Worte zu sagen und zu versichern, daß ich seit dem Empfang Ihres liebwerthen

[1] Geb. Dorothea v. Knabenau, die Goethe 1808 als Hofdame der Herzogin von Kurland in Karlsbad kennen gelernt hatte — „ein wirklich merkwürdiges Wesen von großer Anmuth und Lebenslustigkeit", wie Goethe damals an Frau v. Eybenberg schrieb. Außer seinen beiden Briefen von 1808 sind nur der obige und der Brief vom 21. April 1830 an Dorothea bekannt geworden.

Briefes im stillen Zusammenhange immer an Sie gedacht habe. Gewiß nahm ich den aufrichtigsten Antheil an Ihrem Glück, wie Sie es schildern; denn eben in meinen hohen Jahren gereicht es mir zur Erquickung, die Guten und Werthen, die mir im Laufe des Lebens begegneten, in erwünschtem Zustande zu wissen, welcher der Anlage nach dauernd und menschlicherweise sicher scheint.

Sie haben mir in dem Augenblick eines großen Verlustes,[1] der eine kaum erträgliche Entbehrung und fortdauernde Schmerzen zur Folge hat, ein freundliches theilnehmendes Wort zugesprochen, weshalb Ihnen denn mein später Dank gleichfalls angenehm sein möge! Sodann lassen Sie mich vertraulich gestehen, daß das Glück, mit so hohen Personen im Leben nah verbunden zu sein, mir sodann auch wieder zu größerem Unheil gereicht, indem, was mich sonst als Volks- und Weltgeschick nur vorübergehend berühren, auf meine nächsten Zustände jedoch kaum einen Einfluß haben würde, mich nunmehr als einen in solche Verhältnisse Verflochtenen zu unmittelbarer Theilnahme fordert und verhältnißmäßig unglücklich macht. Sie, meine Beste, werden dies am Ersten mitempfinden, da Sie solche Zustände gleichfalls geteilt und daran nicht wenig gelitten haben . . . G.

1772. *

An J. K. Stieler.

26. Jan. 1829.

. . . Bleiben Sie überzeugt, daß ich gar oft meine Unterhaltung mit Ihnen zu erneuern wünsche. Mit dem praktischen Künstler ist am besten sprechen, denn das Wahre

[1] Tod von Karl August.

bewahrheitet sich sogleich an der That. Daß Sie meiner Farbenlehre fortgesetzte Aufmerksamkeit gönnen, freut mich sehr; sie enthält nichts als was Sie Ihre Lebzeit über gethan haben und thun; wenn Sie sich genau damit bekannt machen, so würden Sie finden wie leicht das Ganze zu fassen sey. Nehmen Sie, wie Sie thun, dasjenige zuerst auf, was Sie anmuthet, das Uebrige lassen Sie liegen, bis es Sie irgend einmal aufsucht und sich aufdringt.

Ich habe mich 40 Jahre mit dieser Angelegenheit beschäftigt und zwey Octavbände mit der größten Sorgfalt geschrieben, da ist es dann auch wohl billig, daß man diesen einige Zeit und Aufmerksamkeit schenke. Den Mathematiko-Optikern verzeih ich gern, daß sie nichts davon wissen wollen, ihr Geschäft ist in diesem Fache blos negativ; wenn sie die Farbe aus ihren schätzbaren objectiv Gläsern los sind so fragen sie weiter nicht darnach ob es einen Maler, Färber, einen die Atmosphäre und die bunte Welt mit Freyheit betrachtenden Physiker, ein hübsches Mädchen daß sich ihrem Teint gemäß putzen will, obs diese in der Welt giebt, darum bekümmern sie sich nicht; denn freylich die Ehre den Astronomen den Weg zu den Doppelsternen eröffnet zu haben ist bedeutend genug. Dagegen lassen wir uns das Recht nicht nehmen die Farbe in allen ihren Vorkommnissen und Bedeutungen zu bewundern zu lieben und womöglich zu erforschen.

Ist mir doch indem ich dieses diktire als wenn Sie mich wieder auf den Stuhl gebannt und mit freundlich künstlerischem Thun zu angenehmer Unterhaltung gefesselt hätten.

Hieraus können Sie sehen wie gern ich mich recht in die Mitte von München wünschte. Die Hoffnung von Ihro Majestät großer gesegneter und unermüdeter Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen mit den tiefdenkenden und froh-

wirkenden Männern mich zu unterhalten, mich und mein Bestreben gefördert und gesteigert zu sehen würde mir eine wahre Glückseligkeit bereiten . . .

treu gedenkend

J. W. v. Goethe.

1773.*

An Zelter.

26. Januar 1829.

Die Ankündigung daß Du zum Ritterfeste eingeladen seyst, hat mir freylich viel Freude gemacht; Dich sodann No. 17. in der Zeitung aufzufinden und in so guter Gesellschaft, vermehrte mein Behagen, und nun erzählst Du selbst das Nähere, dabey mag es denn sein freundliches Bewenden haben.

Was den Menschen auf irgend eine Weise aus der Menge hervorhebt, gereicht immer zu seinem Vortheil, wird er auch dadurch in eine neue Menge versenkt, worin er wieder schwimmen und waden muß. Diese Ehrenzeichen gereichen eigentlich nur zu gesteigerten Mühseligkeiten, wozu man aber sich und andern Glück wünschen darf, weil das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets kämpfend-überwindendes zu betrachten ist.

Verzeih diesen abstrusen Worten, ich weiß mich aber nicht anders auszudrücken; denn wie ich mich immer besser zu verstehn glaube, schein' ich andern undeutlich zu werden. Du bist ja aber auch ein so wunderlicher Kauz daß Dir von der Art nichts unerklärlich seyn kann.

Ich bin seit acht Wochen kaum aus dem Zimmer gekommen, doch hat es mir da nicht an Anregung gefehlt. Die nächsten Anforderungen macht das verrückte Volk das es aufs Wandern angelegt hat.[1] Bis ich sie ausstatte, die Mobilen einschiffe und die Zurückbleibenden unterbringe, hab' ich nicht mehr viel, aber Beschwerliches zu thun. Mehr darf ich nicht sagen, zu Ostern wird ein jeder sehn was er sich von meinem Krame zuzueignen beliebt . . .

Die neue Direktion ist bis jetzt auf guten Wegen, nicht negativ und ablehnend wie die vorige, und da ist schon alles gewonnen. Wenn man hübschen Frauen und Männern die Bretter gönnt, so ist schon viel gethan, und wenn man in Gastrollen von Zeit zu Zeit ein vorzügliches Talent auftreten läßt, so findet sich unser kleiner Kreis schon zufrieden. Dies scheint man zu verstehn. Mit neuen Stücken muß man's wagen; was auf dem Repertoire bleibt dankbar bewahren, alte Stücke, die an den Schauspieler starke Forderungen machen, auch wohl einmal als Aufgabe aufstellen, mehr braucht es nicht in unserm Verhältniß fortzuwirken, wovon doch jetzt nur die Rede seyn kann. Uebrigens steht die allgemein ästhetische Bildung so hoch daß es an Schauspielern nicht fehlen kann, weil sich so manches Talent schon in geselligen Kreisen entwickelt; wenn nur noch halbweg etwas von Handwerk übrig bleibt, so ist das Deutsche Theater schon geborgen. In Berlin muß man freylich schon so viel Knicke in die Karte machen, wenn man nur einigermaßen Gewinn hoffen und ziehen will.

Wenn ich nun Gegenwärtiges am stillen Abend an Dich dictire, ohne mich weiter zu bekümmern wie Schnee und Kälte draußen ihr Wesen treiben. Und so fort an!

G.

---

[1] Anspielung auf „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

1774.*

An Zelter.

12. Februar 1829.

... Deine Klagen, oder vielmehr Invectiven bey nicht gemäßer Ausführung längst vorbereiteter Ton-Exhibitionen, glaub' ich zu verstehn. Die Tendenz der Zeit alles ins Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen, geht immer mehr durch und durch. Ich habe ein halb Dutzend Gedichte vorzuweisen, mir zu Lob und Ehren, wo ich aber eigentlich schon als ein selig Abgeschiedner behandelt bin. Am Ende wird noch, der neusten Philosophie gemäß, alles in Nichts zerfallen eh' es noch zu seyn angefangen hat.

Gegenwärtiges dictir' ich Abends um acht Uhr, durch die anfrierenden Fensterscheiben in meinen schneebedeckten, mondbeschienenen Garten hinausblickend. Einsame Abende kann ich jetzt genug genießen, man spielt viermal in der Woche und meine sämmtlich lieben Kinder, Freunde und Genossen gingen, aus zunehmender Gewohnheit, wohl noch öfter hinein. Dagegen kann ich aber auch den jetzigen Theaterführern das Zeugniß geben, daß sie auf guten Wegen sind und die Sachen so zu stellen wissen, daß sich alles nach und nach noch besser bilden muß. Das ganze Geschäft steht unter dem Hofmarschall, dem es darum zu thun ist, etwas Anziehendes hervorzubringen, wohldenkende und gescheite Leute ins Interesse zieht, und was alles noch dazu gehört um ein Geschäft zu führen, welches nicht mehr Schwierigkeiten hat als ein anderes, wenn man es einfach nach seiner Art nehmen will. Ostern laß ich vorbey, dann sag ich Dir wohl das Besondere. Wünsche Du unsern Schauspielern und Hörlustigen einstweilen zu diesem Allgemeinen Glück.

Und so wie an diesem Theil können wir auch überhaupt zufrieden seyn. An meiner Lage hat sich nichts verändert. Hie und da werd' ich, durch die sehr zweckmäßigen Absichten unsrer regierenden Frau Großherzogin, zu ein und anderer Thätigkeit aufgerufen, die meinen Jahren und Kräften noch wohl ziemen mag. Nach wie vor der Deine.

G.

1775.*

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 1. März 1829.

Ihr werthes Schreiben, theuerer, verehrter Freund, ob es mich schon zu einem schmerzlichen Antheil aufrief, war mir höchst willkommen, indem es mich des wünschenswerthesten Antheils und fortdauernden herzlichen Zutrauens versicherte. Mir aber werden Sie nach so vieljährigen Verhältnissen auch ohne Betheuerung glauben, daß mein Andenken immer lebhaft und das Aufhorchen aus der Ferne immer thätig sei, im stillen hier und da zu vernehmen, wie es denjenigen ergehe, die ich nicht anders als an und in mein Leben gegliedert betrachten kann. Den gefährlichen Zustand Ihrer Frau Gemahlin habe ich schon seit einiger Zeit vernommen. Auch dieser habe ich ja unter meinen frühesten Verhältnissen zu gedenken und erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo ich in Erfurt das Gedicht: Geheimnisse, kaum als es geschrieben war, in ihrer Gegenwart vorlas und großen Antheil erweckte, wie ich denn auch des Malteserritters oft gedenken muß, der sich nach ihr so eifrig in Palermo erkundigte. Möge derselben nach meinem Wunsche noch manche gute Stunde gegönnt sein.

Bei dem stillen Lebenswandel, den ich gegenwärtig führe, ist meine Beschäftigung gleichsam nur testamentarisch. Das Original meiner Werke dergestalt zuzurichten, daß die vierzig Bände auf jeden Fall auch ohne mein Zuthun abgedruckt werden können, ist gegenwärtig meine nächste Sorge. Ist nun dieses zunächst abgethan, so hat sich so viel gehäuft, das auch reguliert und zurechte gestellt sein will, daß ich eigentlich auf mehr Jahre als billig Arbeit vor mir sehe, und nur immer daran zu denken habe, wie ich jeden Tag das Nöthigste vorwärts schiebe und beseitige . . .

G.

1776.*

An Zelter.

4. März 1829.

Eigentlich für solche alte Käuze wie Du bist hab' ich, mein Theuerster, die Schillerische Correspondenz schon gegenwärtig drucken lassen; die Jetzt- und Folgewelt mag sie hinnehmen wie sie kann, für sie bleibt dies Wesen alles historisch, und auch so wird es manchem Verständigen dienlich und heilsam werden; denen aber die damals schon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollständigkeit und Bequemlichkeit, wenn auch sie das Facit ihres Lebens zu ziehen Lust haben.

Im Allgemeinen aber bleibt es einem jeden Denkenden interessant, in das Spiel zu sehen, wie damals die Karten vertheilt waren, und wie mit verschiedenem Glück, Geschick und Klugheit das Unternommene getrieben wurde.

Auf Ostern kommen Euch die neuen Wanderjahre in die Hände, und da möcht' ich immer das alte Wort wieder ausrufen: „O, ihr Athenienser!"

Die Uebertriebenheiten wozu die Theater des großen und weitläufigen Paris genöthigt werden, kommen auch uns zu Schaden, die wir noch lange nicht dahin sind dies Bedürfniß zu empfinden. Dies sind aber schon die Folgen der anmarschirenden Weltliteratur, und man kann sich hier ganz allein dadurch trösten, daß wenn auch das Allgemeine dabey übel fährt, gewiß Einzelne davon Heil und Segen gewinnen werden; wovon mir sehr schöne Zeugnisse zu Handen kommen. Ist doch eigentlich das wahrhaft Vernünftige und Auslangende das Erbtheil weniger im Stillen fortwirkenden Individuen . . .

Soviel für heute! Schreibe bald wieder, denn es giebt auch bey mir unter großem Drang, der manchmal in Verwirrung ausarten will, doch immer noch ein Stündchen ruhiger Fassung zu freundlichstem Erwiedern.

Und so fortan! G.

1777.

An Lazarus Bendavid.[1]

Wäre meine Farbenlehre nicht ein verbotenes Buch und deshalb schwer aufzufinden, so würde ich sagen: die unter dem Datum 2. Januar 1766 von dem wackeren Franklin als problematisch hinterlassenen Erscheinungen sind in obgedachtem meinem Büchlein, und zwar gleich zu Anfang in der ersten Abtheilung, überschrieben: physiologische Farben, mit allen ihren Seitenverwandten aufs deutlichste und vollständigste, wie mir scheinen darf, abgeleitet, ausgelegt und erklärt, wie man sagen möchte.

[1] Mathematiker und Philosoph in Berlin (1762—1832).

Diese meine Arbeit ist nun bald zwanzig Jahre öffentlich; das Nützliche davon hat sich aber noch nicht in die Masse verbreitet. Vielleicht schwirrt das laufende Jahrhundert vorüber und es bleibt beym Alten. Die Vortheile die ich mir dadurch selbst verschafft habe kenn' ich, andere mögen für sich sorgen. Die Herren vom Fach, denen es freylich ihr Fach zu zerstören droht, haben alle Ursache sich zu wehren und abzuwehren, daß niemand darüber ins Klare komme. Ich habe geschwiegen und werde schweigen.

Gar vieles wäre noch zu sagen, leider ist dies schon zu viel.[1] G.

1778. *

An Ernst Meyer.[2]

. . . Sonderbar ist es, daß der Mensch nicht so leicht begreift, wie räthlich und nützlich es sey, die einmal anerkannten Anfänge getrost gelten zu lassen, indem wir uns in der Anwendung doch immer unendlich abzumüden haben. Mäkelt man doch nicht am Einmal-Eins und rechnet in Gottes Namen lebenslänglich weiter.

Mir war dieses wunderliche Bestreben der Menschen, immer auf ihre eigene Weise von vorn anfangen zu wollen, desto auffallender, als ich für mich selbst und

[1] Diese Zeilen sandte Goethe als „Beilage" in einem Briefe an Zelter, der darauf erwiderte: „Der Bendavid hat schon die ganze Ladung in vernehmlicher Abschrift auf seinem Zettelchen zurück in Händen, denn er bringt es weiter und ist ein ehrlicher Kerl und behält auch wohl sein Teil für sich. Wenn ich mein Exemplar der Farbenlehre verleihen wollte, denn man weiß, daß ich's besitze; so würde ich's wenig zu sehen bekommen. Noch vor Kurzem sagte ichs Einem: Kaufen Sie sichs selber und lesen Sie den Index, da werden Sie Ihres Gleichen finden. Meine alte Schwägerin von 76 Jahren wird nicht satt und wenn sie damit fertig ist, fängt sie von vorn an es wieder durchzugehen; sie versteht mehr davon als alle die Kerls und gibt wohl einmal einem eine Tachtel darüber, was einer alten Frau nicht gar übel genommen wird, die auch etwas Drachenblut hat."

[2] (1791—1858), seit 1826 Direktor des Botan. Gartens in Königsberg.

um mein selbst willen auf das erste hinzudringen strebte, und wo ich es auch finden mochte, in der Natur oder Ueberlieferung, nachher unbesorgt blieb, wie sich Leben aus und auf Leben enthüllen mochte. Anstatt aber das Einfachere sich und Andern fruchtbar zu entwickeln, dreht man sich um den Anfang herum, dem man doch eher nichts abgewinnt, als wenn man auf ein lebendiges Fortschreiten aufmerkt . . .

An der Mannigfaltigkeit der Welterscheinungen freut sich der Lebemensch, an der Einheit dieser Mannigfaltigkeit der höhere Forscher.

Auch die stockende Wirkung meiner Farbenlehre hat mich hierüber denken lassen. Wenn die Herren vom Fach sie ablehnen und verrufen, so ist es natürlich; sie müssen dem Vorstbesen fluchen, der ihre Gespinste bedroht. Daß aber vorzügliche, gute wohlsinnige Männer, jüngere und ältere, die mit Eifer und Ueberzeugung daran gingen, doch gar bald an gewissen Punkten stockten und stecken blieben, mußte mir auffallen. Ich seh's mit Bedauern. Weniges von solchem Bestreben ist ins Publicum gekommen. Ich habe mir im Stillen Mühe gegeben mit diesen schätzbaren Personen, und ich mußte doch zuletzt auf das alte Wort wieder zurückkommen:

Longe aliter utimur proriis quam alienis.

Sie sehen, daß ich mich nach einer langen Abwesenheit wieder ganz bey Ihnen zu Hause finde. Lassen Sie mich so fortfahren, und sagen mir auch Einiges was man gewöhnlich nicht sagt, von Zeit zu Zeit . . .

Gründlich theilnehmend

ergebenst

Weimar den 23 April 1829. J. W. Goethe.

1779.

An K. E. Schubarth.

Sie sind, mein Werthester, beschäftigt, sich in dem weiten Kreise, der dem menschlichen Geist eröffnet ist, neben aller Philosophie zu ergehen, und hie oder dort, wo es Ihnen gefallen möchte, sich anzusiedeln. Da ich auch kein anderes Bestreben kenne, als mich selbst, nach meiner Weise, so viel als möglich auszubilden, damit ich an dem Unendlichen, in das wir gesetzt sind, immer reiner und froher Antheil nehmen möge, so kann ich nicht anders als den Weg billigen, den Sie auf gleiche Weise eingeschlagen haben.

Da muß ich jedoch bekennen, daß die polemischen Richtungen bei mir immer schwächer werden, und sich nach der inneren Einheit zusammenziehen; denn die Gegenstellungen sind immer dergestalt unvermeidlich, daß wenn man den Menschen ganz genau in zwei Hälften spaltete, die rechte Seite sogleich mit der linken in Streit gerathen würde. In eben dem Sinne tadle ich jedoch die Jugend nicht, wenn sie den Gegensatz, den sie in sich gegen anders Denkende empfindet, polemisch ausspricht, sich von dem Widerwärtigen trennt, und sich in der Theilnahme Gleichgesinnter höchlich erfreut.

Hierbei das früher Uebersendete, worüber ich kein Urtheil habe, indem sich meine Gedanken in diesen Regionen nicht mehr umsehen. Gelinge Ihnen alles, was Sie zu eignem und Anderer Nutzen und Frommen treugesinnt unternehmen.

ergebenst

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 10. May 1829.

1780.*

An Zelter.

17. May 1829.

. . . Die werthe alte Dame[1] welche meine Farbenlehre wie eine Art Bibel behandelt, mußte mich sehr freuen. Das Büchlein enthält freylich vieles was man sich zueignen kann, wenn man auch das Viele was uns nichts angeht auf sich beruhen läßt. Ein gar verständiger Aufsatz über das Colorit, in Bezug auf diese Farbenlehre, steht im Januar des Morgenblatts dieses Jahres. Es ist ein praktischer Künstler, welchem das ihm Nutzbare lebendig geworden ist; er konnte noch etwas weiter gehen; ich nehme zu meiner Beruhigung in diesem Sinne die Sache selbst noch einmal vor. Wenn eine Haupt- und Grundmaxime nur erst einmal eingreift, so kann man schon nachrücken. Glücklicherweise widersteht dem Künstler nichts in dem Meinigen und was er mir zugiebt kann er gleich brauchen. Daß aber ein Mathematiker aus dem Hexengewirre seiner Formeln heraus, zur Anschauung der Natur käme, und Sinn und Verstand, unabhängig wie ein gesunder Mensch brauchte, werd' ich wohl nicht erleben. Es wird allein dadurch möglich, daß ein junger frischer Mann, ehe er sich in jene Labyrinthe einläßt, den Faden aus den Händen der liebenswürdigen Natur empfange, der wahren Ariadne, die uns allein beseligt, welcher wir zeitlebens nicht untreu werden können . . .

G.

[1] Vergl. Brief 1777, Anmerkung S. 258.

1781. *

An Reinhard.

Weimar den 18. Juni 1829.

. . . Es ist wirklich wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschließend zu seyn. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer, besser als die Nationen sich selbst; wie bestimmt schildert er in diesen die eigennützigen Weltmenschen, in jenen die gutmüthigen Privatleute. Auch der Globe, wenn schon seine special-politische Tendenz uns eine etwas unbehaglichere Ansicht gibt, bleibt mir gleichfalls lieb und werth. Man braucht ja mit vorzüglichen Menschen nicht durchaus einig zu seyn, um Neigung und Bewunderung für sie zu empfinden . . .

Victor Hugo ist entschiedenes praktisches Talent, nur geht er auf einem Wege, wo er den völligen reinen Gebrauch desselben wohl schwerlich finden wird. Andere vorzügliche Talente versuchen, wie er, auf dem romantischen Boden Fuß zu fassen, aber es schwärmen in dieser feuchten Region so viel Irrlichter, daß der bravste Wanderer in Gefahr kommt, seinen Pfad zu verlieren; dabei findet man am hellen Tage die freie Landschaft, in die man sich eingelassen, so mannigfaltig anmuthig, daß man sie wohl zu durchwandern gereizt, aber sich da oder dort anzubauen nicht leicht bestimmt wird. Indessen sind die französischen Talente noch daran, etwas ganz Treffliches, Haltbares zu leisten. Vor allen Dingen müssen sie suchen im höheren Sinn das für's Theater Brauchbare hervorzubringen, wie es Casimir de la Vigne mit seinem Marino Falieri gelungen zu seyn scheint. Doch kommen in diesen

Lagen so viele Betrachtungen zusammen, in die ich mich nicht einlassen darf; das Wunderlichste bleibt immer, daß die Nationen überhaupt gern etwas Vortreffliches wünschten und doch wohl wenn es sich ganz rein darstellte, es kaum genießen könnten, ein jedes Produkt muß wenigstens die Nationalkokarde aufstecken, um in den privelegirten Kreis gutwillig aufgenommen zu werden.

Sehr bewegt und wundersam wirkt freilich die Weltliteratur gegen einander; wenn ich nicht sehr irre, so ziehen die Franzosen in Um- und Uebersicht die größten Vortheile davon; auch haben sie schon ein gewisses selbst bewußtes Vorgefühl, daß ihre Literatur, und zwar noch in einem höheren Sinne, denselben Einfluß auf Europa haben werde, den sie in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich erworben. G.

1782. *

An Ch. F. L. Schultz.

Ihr Werthestes, verehrter Freund, geschlossen am 17. Juni, trifft mich gerade in einem operosen Momente, wo ich an auswärtige Naturfreunde gar manches expedire, und da geht mir der, wie ich hoffe, glückliche Gedanke bei, Ihnen das allenfalls Willkommenste mundiren zu lassen, auch einiges davon unmittelbar an Sie zu richten. Sie sind zur Vielseitigkeit so geeignet als geneigt, und einiges weckt Sie gewiß zu erneuerter Theilnahme.

Unser Freund Hirt erfährt nun, was Napoleon erfahren mußte: „Wer den Menschen allzu unbequem wird, hat zu erwarten, daß sie sich doch zuletzt zusammenthun und ihn beseitigen.“ Dabei glaubt denn doch ein solcher mit festem Gefühl, man thue ihm durchaus Unrecht.

Ich hoffe, meine Wanderjahre sind nun in Ihren Händen, und haben Ihnen mancherlei zu denken gegeben; verschmähen Sie nicht, mir einiges mitzutheilen. Unser Leben gleicht denn doch zuletzt den Sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.

Die wunderliche verworrene Mannigfaltigkeit beikommender Blätter verzeihen Sie; sie sind eine treue Abbildung meiner noch wunderlicheren Zustände.

und so fortan!

Weimar, den 29. Juni 1829. G.

Mit der Metamorphose der Pflanzen ist es wunderlich gegangen; diese Idee, wie man sie wohl nennen darf, wirkt nun schon, im Stillen und Halbverborgenen, durch Deutschland seit beinahe funfzig Jahren, und die Franzosen glauben erst neuerlich a posteriori, wie man's heißt, darauf gekommen zu sein. Genau genommen, so haben sie solche eigentlich nur genutzt; sie ist in ihren Vorträgen wohl enthalten, aber nicht lebendig, welches mir zu wichtigen Betrachtungen Anlaß gegeben hat. Kann ich mich umständlicher und genauer hierüber erklären, so theile solches mit.

Was meiner Farbenlehre eigentlich ermangelt, war, daß nicht ein Mann wie Chladni (sie) ersonnen, oder sich ihrer bemächtigt hat; es mußte einer mit einem compendiosen Apparat Deutschland bereisen, durch das Hocuspocus der Versuche die Aufmerksamkeit erregen, einen methodischen Zusammenhang merken lassen, und das Practische unmittelbar mittheilen, das Theoretische einschwärzen, den Professoren der Physik überlassen, ihrer verworrenen Vornirtheit gemäß sich zu betragen, nach ihrer Weise die Sache zu läugnen und sich ihrer heimlich zu bedienen, und was dergleichen mehr ist. Auf solche Weise wäre die Sache lebendig geworden, irgend ein paar gute Köpfe hätten sich derselben bemächtigt und sie durchgeführt.

Ueberhaupt aber ist es das Schlimmste, daß Jeder auf seinem eigenen Weg in die Sache gekommen sein will; Niemand begreift, daß es irgendwo eine bequeme, vielleicht einzige Stelle gibt, wo auf dieser Insel zu landen sei. (Die Franzosen brauchen hier das hübsche Wort aborder une question.) Auch hierüber wäre ein fruchtbarer Lebenspunct von Betrachtungen zu entwickeln, wozu jetzo weder Fassung noch Zeit noch Sprache zu finden ist. Ueberlassen Sie sich solchen Gedanken im frei(en) Garten zu schöner Stunde, und dabei dem Andenken an mich! . . .

1783.

An Graf Sternberg.

Die Monatsschrift des vaterländischen Museums von Prag las ich immer mit wahrhaftem Antheil; hievon zeugt ein Aktenstückchen welches ich am Schluß des ersten Jahres zusammendiktirt hatte; es enthält Auszüge aus den zwölf Heften zum Zweck einer Rezension in den Berliner Jahrbüchern.[1] Ich beging hiebey meinen alten Fehler, ich holte zu weit aus, meine darstellenden Auszüge sind zwar vollständig, aber nicht gedrängt genug, und so kam ich im ersten Bestreben nicht zu Ende. Sodann, gleich hin und

[1] Varnhagens.

hergerissen von tausend Obliegenheiten, konnte ich nicht wie ich gewünscht hätte seit langer Zeit wieder dran gehen, und ich muß jenes Fascikel wirklich beylegen um meinen ins stocken geratenen guten Willen zu bethätigen.

Hiebey ist mir oft die Betrachtung vorüber gegangen, wie schroff das so nah liegende Böhmen von dem übrigen benachbarten Deutschland abgeschlossen ist. Mein Wunsch war daher die Zusammenkunft der Naturforscher möchte im Jahre 1829 in Prag gehalten werden, deshalb mir denn die Krankheit des verehrten Freundes doppelt und dreyfach schmerzlich ward.

Ich hielt es für wünschenswerth und höchst nöthig für das allgemeine Gute daß einmal eine Maße Nord- und westlicher gebildeter Deutschen sich überzeugte was in Osten vorzüglich ist, wie und auf welche Art solches daselbst besteht.

Ich getraute mir kaum zu sagen wie seltsam der protestantische Deutsche sich Böhmen und die kaiserlichen Erblande denkt. Jene sind in ihren Preß(frei)heits-Forderungen so leidenschaftlich daß sie einen jeden für dumm halten der nicht alles dumme Zeug lesen kann und darf. Als wenn das Leben im Lesen bestünde und als wenn eine reine durchgreifende Thätigkeit nicht ohne die Quängeleyen der durcheinander schwirrenden Zeitschreiberey irgend nur denklich wäre.

Desto angenehmer ist mir die Unterhaltung mit verständigen Reisenden, wie sie mir seit kurzer Zeit mit zwey einsichtigen erfahrenen Männern geworden, welche die Fülle und den Werth der dortigen Zustände gründlich zu würdigen verstanden.

Nach langem Zaudern und Zweifeln abgesendet

Weimar den 29. Juni 1829. G.

1784.*

An Zelter.

19. July 1829.

. . . Professor Rauch war einen Tag bey uns und nach seiner alten Weise anmuthig, heiter und thätig. Ein junger Mann, den er mit sich brachte,[1] der viel Talent haben mag, zeigte eine Art von Friese vor, lobenswürdig gedacht und gezeichnet, aber Christi Einzug in Jerusalem, wo wir andern geängstigt werden durch die Mühe die sich ein guter Kopf giebt da Motive zu suchen wo keine zu finden sind. Wenn man doch nur die Frömmigkeit, die im Leben so nothwendig und liebenswürdig ist, von der Kunst sondern wollte, wo sie, eben wegen ihrer Einfalt und Würde, die Energie niederhält und nur dem höchsten Geiste Freyheit läßt sich mit ihr zu vereinigen, wo nicht gar sie zu überwinden.

Daß Du auf den zweyten Faust zurückkehrst, thut mir sehr wohl; es wird mich das anregen manches andere zu beseitigen, und wenigstens das Allernächste was hieran stößt bald möglichst auszufertigen. Der Abschluß ist so gut wie ganz vollbracht, von den Zwischenstellen manches Bedeutende vollendet, und wenn man mich von Seiten höchster Gewalten auffangen und auf ein Vierteljahr einer hohen Festung anvertrauen wollte, so sollte nicht viel übrig seyn. Ich habe alles so deutlich in Herz und Sinn daß es mir oft unbequem fällt.

Und nun von dem Anmuthigsten zuletzt! Es gereicht mir zur innigen Freude, daß Prinzeß Auguste Dir mit Ihren Vorzügen so glücklich erschienen ist; sie verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine

[1] Ernst Rietschel (1804–61), seit 1826 Schüler Rauchs.

so vollkommene Weise daß man wirklich in Verwunderung geräth und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung in uns entsteht. Ich wünsche daß Du in der Folge noch öfters Gelegenheit haben mögest Dich davon zu überzeugen.

Soviel aus meinem stillen und, da die Heuernte vorüber ist, vollkommen grünen Thal. Die Ruhe ist so groß daß heute früh ein artiges Reh, aus den Büschen hervortretend, ganz gelassen sich weiden ging. Womit Dir im lebenslustigen, getümmelreichen Berlin auch ein froher genußreicher Morgen gegönnt sey. Treufleißig verharrend

G.

1785.

An J. K. Stieler.

28. Juli 1829.

Indem ich Nachstehendes absende, ergreife ich die Gelegenheit eine Bemerkung mitzutheilen, welche mir diese Tage gar freundlich entgegenkam; ich fand nämlich, daß man für eine bedeutende Gabe erst nach einiger Zeit würdig danken könne. Das Bild[1] welches Ihro Majestät Gnade und Ihrer Sorgfalt zu danken habe, wächst jetzo, da es in den Zimmern meiner Tochter aufgehängt ist, gleichsam an Werth, indem sich jedermann daran erfreut und die Meinigen es als ein Kapital ansehen können, von dem sie, für ewige Zeiten, für sich und andere die erfreulichsten Zinsen an Erinnerung Wohlbehagen und Dankbarkeit zu gewinnen im Fall seyn werden.

Das Bild der Frau von Heygendorf,[2] wie man Ihnen gewiß schon gemeldet hat, ist nicht mit geringerer

[1] Goethes.
[2] Jagemann.

Theilnahme empfangen worden. Ich behielt es einige Tage im Hause, zu meiner und der nächsten Freunde größter Vergnüglichkeit, doch wurden die Wallfahrten dazu in dem Grade häufig, daß ich das herrliche Kunstwerk, obwohl ungern, ins Museum senden und einer öffentlichen Beschauung widmen mußte. Wir wollen es wie es ist gerne gelten lassen, denn es bleibt eine glückliche Conception und eine vollkommen gleiche harmonische Ausführung. Auch für dieses Denkmal Ihres hiesigen erfolgreichen Aufenthaltes danke zum allerschönsten.

Die vielfachen Grüße von den Meinigen und Nächsten hab' ich zu entrichten; und bitte überall wie es sich schicken und ziemen will bestens zu empfehlen . . .

H. Rauch den Sie das Glück haben zu besitzen, lassen Sie nicht ohne das freundlichste Wort von mir

dem treu anhänglichen

J. W. v. Goethe.

1786.*

An Zelter.

20. August.

. . . Zu gleicher Zeit war ein Engländer[1] bey uns, der zu Anfang des Jahrhunderts in Jena studirt hatte und seit der Zeit der deutschen Literatur gefolgt war, auf eine Weise von der man sich gar keinen Begriff machen konnte. Er war so recht in die merita causae unserer Zustände initiirt, daß ich ihm, wenn ich auch gewollt hätte, und wie man wohl gegen Fremde zu thun pflegt, keinen blauen phraseologischen Dunst vor die Augen bringen

[1] Henry Crabb Robinson.

durfte. Aus seiner Unterhaltung ging hervor, daß seit diesen zwanzig Jahren und drüber, sehr gebildete Engländer nach Deutschland gekommen sind und sich von den Persönlichkeiten, ästhetischen und moralischen Verhältnissen unsrer, jetzt Vorfahren zu nennenden Männer genau unterrichteten. Von Klopstocks Verknöcherung erzählte er wundersame Dinge.

Sodann zeigte er sich als einen Missionär der englischen Literatur, las mir und meiner Tochter zusammen und einzeln Gedichte vor. Byrons Himmel und Erde war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweytes Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich noch auf Miltons Samson aufmerksam und las ihn mit mir. Es ist merkwürdig hier den Ahnherrn Byrons kennen zu lernen; er ist so grandios und umsichtig wie der Genannte, aber freylich geht der Enkel schon ins Gränzenlose, ins wunderlichst Mannigfaltige, wo jener einfach und stattlich erscheint . . .

Meinen zweyten Aufenthalt in Rom, dem ich den 29. Band widme, habe ich möglichst ausgestattet, und ich hätte das Doppelte thun können, ohne das unaufhörliche Hin- und Herzerren von guten lieben Fremden, die nichts bringend nichts holen . . .

Insofern Dir nun auch zunächst Thun und Leiden, Wirken und Genießen, Anstrengung und Zerstreuung, und wie das alles heißen mag was Dich, als Zelter und Berliner, hält und zieht, einigt und sondert ꝛc. es einigermaßen zuläßt; so fahre fort zu schreiben und bedenke daß ich Euch Band- und Alphabetweise von meinem Besten zuschicke, wogegen Ihr Euch denn doch wie der Leviathan verhaltet, von dem geschrieben steht: er verschlingt den Strom und achtet nicht sein! Am trüben und heitern Tag treu angehörig

G.

1787.

An Frau v. Levetzow.

Es ist nun jährig daß Sie, als theure geprüfte Freundinn, mir Ihren Antheil zu erkennen gaben bey dem schweren Geschick [1] das mich betroffen, denjenigen vor mir hingehen zu sehen, dem ich, dem Laufe der Natur und meinen Wünschen gemäß, in jene Gegenden hätte vorantreten sollen.

Da ich wirklich seit jener Stunde nur zur Hälfte lebe, so ist es mir um so erfreulicher von Freunden und Gönnern zu erfahren: daß so mancher gute Geist, manches liebe Herz geneigt ist das Lückenhafte, was in meinem Zustande sich finden mag, durch Wohlwollen und Neigung zu hegen und auszufüllen. Haben Sie den herzlichsten Dank daß Sie Sich unter die Ersten, die dieses fromme Werk an mir ausübten stellen und so freundlich erweisen wollten.

Ein Gleiches geschieht nun auch durch die baldige frohe Nachricht, die Sie mir von dem glücklichen Ereigniß [2] geben, das Ihre, mir so werthe Familie nochmals erfreut hat. Möge diese kleine Nachkommenschaft wachsen, blühen und, unter liebevoller Sorge, sich zur Freude der nächsten Mitwelt heranbilden. Empfehlen Sie mich dem werthen Elternpaare; da ich denn zugleich aufrichtigst wünsche, daß Fräulein Ulrike sich aus diesen Zeilen den treulichsten Gruß herausnehmen möge! Wie ich denn nicht zweifle daß die Jüngste den Geschwistern in Liebenswürdigkeit werde nachgeeifert haben.

Meine lebhaftesten Wünsche und wiederholten Grüße zum Schluß, mit der hinzugefügten Bitte: Sie möchten

[1] Dem Tode Carl Augusts.

[2] Amélie, vermählt mit Herrn v. Rauch in Potsdam, hatte einen zweiten Sohn geboren.

mich von Zeit zu Zeit mit anmuthiger Nachricht, von Ihrem und der lieben Ihrigen Wohlbefinden, geneigtest erfreuen und erquicken.

Und so fortan!

angeeignet

JWvGoethe.

Weimar, den 2. Septbr 1829.

1788. *

An Adele Schopenhauer.

... Noch etwas sehr Wunderbares ist mir in diesen Tagen zu Haus und Hof gekommen. Ein junger kräftiger französischer Bildhauer[1] kommt an und wünscht meine Büste zu machen; er scheint so wacker ist so wohl empfohlen, geistreich und überredend daß ichs ihm nicht abschlagen kann. Ich sehe eine ungeheure Masse Thon zusammengebracht und aufgethürmt und, zu meiner nicht geringen Verwunderung, mein Bildniß in colossalen Verhältnissen heraussteigen. Glücklicherweise gelingt es ihm nach und nach dem Werke natürliches Ansehen zu geben, so daß jedermann damit zufrieden ist. Ich werde Ottilien ersuchen das Nähere zu melden und hoffe sie wird diesen Auftrag gern übernehmen, wie sie mir auch soeben verspricht ...

Mit den treusten Wünschen

anhänglichst

J W v Goethe.

Weimar den 5. September 1829.

[1] Jeanne Pierre David (1789—1856) war am 23. August nach Weimar gekommen; er schuf dort ein Medaillon Goethes und machte Skizzen zu dessen Kolossalbüste, die seit Juli 1831 in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar Aufstellung gefunden hat.

1789.

An Ludwig Tieck.

Gar wohl erinnere ich mich, theuerster Mann, der guten Abendstunden in welchen Sie mir die neuentstandene Genoveva[1] vorlasen, die mich so sehr hinriß daß ich die noch ertönende Thurmglocke überhörte und Mitternacht unvermuthet herbeykam. Die freundliche Theilnahme die Sie nachher dem Gelingen meiner Arbeiten gegönnt, wie Sie manche davon durch Vorlesen erst anschaulich und eindringlich gemacht, ist mir nicht unbemerkt geblieben; so daß ein endliches Wiedersehen die frühesten wohlwollenden Gesinnungen freundlichst erneuen müßte.

Nunmehr erhalte ich durch die Aufführung von Faust[2] und die demselben vorgeschickten gewogenen Worte die angenehmste Versicherung aufs Neue. Wenn ich nun zeither mich alles desjenigen zu erfreuen hatte, was Ihnen zum Aufbau und zur Ausbildung unsrer Literatur fortschreitend beyzutragen gelungen ist und ich manche Winke sehr gut zu verstehen glaubte um zu so löblichen Ansichten mitzuwirken; so bleibt mir, einen reinen Dank zu entrichten kaum mehr übrig als der Wunsch: es möge fernerhin ein so schönes und eignes Verhältniß, so früh gestattet und so viele Jahre erhalten und bewährt mich auch noch meine übrigen Lebenstage begleiten.

Meine besten Empfehlungen an die lieben Ihrigen, deren Erinnerung ich immer gegenwärtig zu seyn wünsche.

Hochachtungsvoll

in treuer Anhänglichkeit

J. W. v. Goethe.

Weimar den 9. Septbr. 1829.

[1] In Jena am 5. Dezember 1799.

[2] An Goethes 80. Geburtstag hatte Tieck im Dresdener Hoftheater Goethes Faust aufgeführt und dazu einen Prolog gedichtet.

1790.

An Caroline v. Wolzogen.

Weimar, den 29. September 1829.

Das mir geneigtest anvertraute Manuskript[1] liegt schon einige Tage neben mir, ich habe hinein gesehen und mache dabei eine Erfahrung, von der man sich in jüngern Jahren nichts träumen läßt; ich finde ganz unmöglich es durchzulesen und werd' es Ihnen leider ohne Weiteres zurückschicken müssen. Durch diese Empfindungen werd' ich nur aufmerksamer auf das was mir schon einige Zeit begegnet, daß ich nehmlich in's längst Vergangene nicht zurückschauen mag. Mit dem Abgedruckten Briefwechsel geht es mir ebenso, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich sie mir verdeutlichen will, sich ohngefähr dahin auflöst, daß in hohen Jahren, wo man mit der Zeit so haushältig muß, man über sich und Andre wegen vergeudeter Tage höchst ärgerlich wird. Jenes Manuskript laß ich daher noch kurze Tage bei mir liegen, theile Meyern obige Bemerkung mit und läßt sich das Gefühl durch Reflexion nicht beschwichtigen, so erhalten Sie die Hefte ungesäumt zurück, mit höchst dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereignisses, dessen ich nicht Herr werden kann.

Erhalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unschätzbares Wohlwollen und setzen Sie Ihre aufmunternde Theilnahme an demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte.

Mich angelegentlichst empfehlend, treu angehörig

J. W. v. Goethe.

---

[1] Wahrscheinlich „Schillers Leben" von C. v. Wolzogen.

1791.*

An F. v. Müller.

Weimar 11. Oktober 1829.

. . . Nach Ihrem Scheiden[1] bin ich in meine alte Geschäftigkeit eingetreten, erwarte die sechste Lieferung meiner Werke vor der Messe vollständig (die sechs Bände der Schiller'schen Correspondenz besitze ich auch schon wenigstens in Aushängebogen) und bereite mich die siebente Lieferung abzuschicken. Indessen schwärmt eine Masse von Engländern um unsre jungen Damen, und um hierzu bessere Gelegenheit zu finden, veranstallten sie zunächst einen Ball auf dem Stadthause. Dabei aber ist das Wunderlichste, daß unsre junge schöne Welt sich vereinigt hat, wöchentlich ein Druckblatt herauszugeben, wovon die Redaktion unter meinem Dache geschieht. Es sind schon drei Blätter herausgegeben; der Titel ist: „Chaos",[2] es darf nur noch die Nacht hinzutreten, so ist auch der Eros schon geboren. Ich behauptete, sie sollten diesem gemäß den Titel von Zeit zu Zeit verändern. Uebrigens darf ich dem Reisenden versichern, daß man stark auf seine Mitwirkung zählt, und es wäre sehr schön, wenn er bey seiner Rückkunft schon erwünschte Beiträge in seinem Taschenbuche mitbrächte, oder gar etwas vorausschickte, da er sich denn in guter Gesellschaft gedruckt bei seiner Wiederkehr ehrenvoll begrüßen könnte.

Und so will ich nun zum Schlusse noch vermelden, daß die beiden Preußischen Prinzen[3] mit ihren Ge-

---

[1] Kanzler Müller hatte eine Reise nach Italien unternommen.

[2] Eine handschriftliche Zeitschrift unter Leitung von Ottilie; sie erhielt von Goethe manche Beiträge. Auch Müller wurde Mitarbeiter.

[3] Wilhelm und Karl.

mahlinnen, Prinzessin Karl mit zwei Kindern glücklich angekommen sind, woraus denn große und wahrhafte Familienfreuden entspringen. Möge dies alles zum besten und schönsten bleiben und verharren, damit der ersehnte Freund allgemein von heitern Gesichtern empfangen werde.

Treu verpflichtet J. W. v. Goethe.

1792.

An König Ludwig von Bayern.[1]

Allerdurchlauchtigster, Allergnädigst regierender König und Herr,

In Bezug auf die von Ew. Königl. Majestät zu meinem unvergeßlichen Freunde gnädigst gefaßte Neigung mußte mir gar oft, bei abschließender Durchsicht des mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechsels, die Ueberzeugung beigehen: wie sehr demselben das Glück, Ew. Majestät anzugehören, wäre zu wünschen gewesen. Jetzt da ich nach beendigter Arbeit von ihm abermals zu scheiden genötigt bin, beschäftigen mich ganz eigene, jedoch dieser Lage nicht ungemäße Gedanken.

In Zeiten wenn uns eine wichtige, auf unser Leben einflußreiche Person verläßt, pflegen wir auf unser eigenes Selbst zurückzukehren, gewohnt nur dasjenige schmerzlich zu empfinden, was wir persönlich für die Folge zu entbehren haben. In meiner Lage war dieß von der größten Bedeutung: denn mir fehlte nunmehr eine innig vertraute Theilnahme, ich vermißte eine geistreiche Anregung und was

[1] Zuerst gedruckt an der Spitze des 6. Bandes der Ausgabe des Briefwechsels Schiller und Goethe.

nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte. Dieß empfand ich damals auf's schmerzlichste; aber der Gedanke, wie viel auch Er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte.

Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße wiederfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Daseyn durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.

Wäre nun das Leben des Dichters auf diese Weise Ew. Majestät gewidmet gewesen, so dürfen wohl auch diese Briefe, die einen wichtigen Theil des strebsamsten Daseyns darstellen, Allerhöchstdenenselben bescheiden vorgelegt werden. Sie geben ein treues unmittelbares Bild, und lassen erfreulich sehen: wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinnten, besonders auch mit mir, er unablässig gestrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen.

Sehen also diese sorgfältig erhaltenen Erinnerungen hiemit zur rechten Stelle gebracht, in der Ueberzeugung,

Ew. Majestät gewidmet gewesen, so dürfen wohl auch diese aus eigner höchster Bewegung, als auch um des abgeschiedenen Freundes willen, die bisher zugewandte Gnade fernerhin bewahren, damit, wenn es mir auch nicht verliehen war, in jene ausgebreitete königliche Thätigkeit eingeordnet mitzuwirken, mir doch das erhebende Gefühl fortdaure, mit dankbarem Herzen die großen Unternehmungen segnend, dem Geleisteten und dessen weitausgreifendem Einfluß nicht fremd geblieben zu seyn.

In reinster Verehrung mit unverbrüchlicher Dankbarkeit lebenswierig verharrend

Weimar den 18. Oktober 1829.

Ew. Königl. Majestät

alleruntertḣänigster Diener

Johann Wolfgang von Goethe.

1793. *

An Zelter.

1. November.

... Ein Wort von meiner Lectüre! Mit den Memoiren von Bourrienne[1] bin ich bis zum achten Bande gekommen. Erinnerung und Aufklärung gesellen sich für uns in diesem Werke. Merkwürdig ist zu lesen die neue Ansicht eines wichtigen Punctes der Geschichte: der Verfasser macht höchst wahrscheinlich, daß Napoleon nie den Vorsatz gehabt, nach England über zu setzen, vielmehr

[1] Bourrienne (1769—1834), Geheimsekretär Napoleons I. Seine „Mémoires sur Napoléon“ (10 Bände) erschienen 1829.

habe er unter dieser Vorspiegelung eigentlich nur die Absicht gehegt, den Kern einer großen, thätigen, zu allem bereiten Heeresmacht zu bilden, und um diese Mitte her eine Truppenmasse dergestalt disponirt und locirt, daß er sie in der kürzesten Zeit an und über den Rhein bringen könne; welches ihm denn auch auf den Grad gelungen, daß er, wider aller Menschen Denken und Vermuthen, Ulm eingeschlossen und in seine Gewalt bekommen habe. Von den Folgen dieses Zuges nicht weiter zu reden.

Aufgefordert, unsre Gedanken dorthin zurückzuwenden, fühlen wir uns von einem neuen Staunen angewandelt. Es ist ein Glück, daß zur Zeit, da wir dieses erlebten, das Ungeheure solcher Ereignisse uns nicht deutlich werden konnte.

Nun aber selbst von mir etwas zu sagen, so ist alles, was ich gegenwärtig persönlich leiste rein testamentlich. Das Manuscript der siebenten[1] Lieferung ist abgegangen, das der achten ist so gut wie beysammen und so wäre denn Ostern das Ziel erreicht, welches zu erleben kaum hoffen durfte.

Nun aber muß möglichst redigirt werden, was unter meinen übrigen Papieren von angefangenen und angedeuteten Sachen befindlich seyn möchte von einigem Werth; auch ist meine Correspondenz von einigen Jahren her durchzusehen; am meisten aber fordert mich auf dasjenige zu retten was ich für Naturkunde gethan habe. Von den dreyhundert Naturforschern, wie sie zusammengekommen, ist keiner der nur die mindeste Annäherung zu meiner Sinnesart hätte, und das mag ganz gut seyn. Annäherungen bringen nur Irrungen hervor. Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen

[1] Band 31—35 der Werke, Ausgabe letzter Hand; die achte Lieferung brachte Band 36—40.

es Confessionen seyn, man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich heraussuchen, was ihnen gemäß ist und was im Allgemeinen gültig seyn mag. Dergleichen blieb uns viel von unsern Vorfahren.

Womit also für heute die Unterhaltung möge geschlossen seyn.

Paganini hörte gestern Abend.[1] G.

1794.*

An Zelter.

9. November 1829.

In Deine Zustände kann ich mich aufs Innigste hineindenken und fühlen, auch recht deutlich schauen, wie wunderlich Dein Verhältniß zu dem lieben Menschengeschlecht sich ausgebildet hat. Das liebe Volk (und so sind unsere charmanten Anglomanen Freundinnen auch) glauben, man sey dazu da ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihren Wünschen und Grillen Vorschub zu thun, und so sey es eben recht. Das wissen wir lange, aber es incommodirt doch jeden Tag wo es eintritt. Auf alle Fälle hab' ich es bequemer wie Du, mein Freund; denn wenn ich halbweg guten Humors bin, so geht denn doch ein Tag nach dem andern ganz leidlich hin; nur darauf muß man Verzicht thun, dasjenige gethan zu sehen was man sich vorsetzte. Ich bin zuletzt darauf gekommen nur zu schieben, da muß denn doch zuletzt das Reifste abfallen.

Paganini hab' ich denn auch gehört und sogleich an demselben Abend Deinen Brief aufgeschlagen, wodurch ich

[1] Laut Tagebuch am 30. Oktober.

mir denn einbilden konnte etwas Vernünftiges über diese Wunderlichkeiten zu denken. Mir fehlte zudem was man Genuß nennt und was bey mir immer zwischen Sinnlichkeit und Verstand schwebt, eine Basis zu dieser Flammen- und Wolkensäule . . .

Läugnen kann ich übrigens nicht daß die Franzosen mich vorzüglich unterhalten; den Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin folg' ich mit ruhiger Betrachtung. Le Globe, la Revue française und seit drey Wochen le Temps, führen mich in einen Kreis den man in Deutschland vergebens suchen würde. Wenn ich ihnen aber in allem was unmittelbar auf das Sittlich-Praktische dringt das größte Lob ertheilen muß; so wollen mir ihre Naturbetrachtungen nicht gleichmäßig gefallen. Ist auch schon ihre Erfahrungsweise ganz respectabel, so können sie beym Ueberdenken sich von mechanischen und atomistischen Vorstellungen nicht losmachen, und werden sie eine Idee gewahr, so wollen sie solche zur Hinterthüre hereinbringen, welches ein für allemal nicht geht.

In allem demjenigen, was man Naturforschung heißt, bleib' ich ernst und aufmerksam, Schritt vor Schritt auf meinem Wege. Leider sind die Mitlebenden gar zu wunderlich. Zeigen mir doch die Mailänder ganz erstaunt neuerlich an: Herr v. B. wolle ihnen augenfällig sehen lassen, das Euganeische Gebirg, welches sie bisher als eine natürliche Vorlage der Alpen angesehen, sey plötzlich irgend einmal aus dem Erdboden aufgestiegen. Sie lassen sich das gefallen, wie ohngefähr die Wilden den Vortrag eines Missionairs. Nun meldet man neuerlichst auch aus dem hohen Norden: der Altai sey auch einmal gelegentlich aus dem Tiefgrund gequetscht worden. Und Ihr könnt Gott danken, daß es dem Erdbauche nicht irgend einmal einfällt sich zwischen Berlin und Potsdam auf gleiche Weise seiner Gährung zu

entledigen. Die Pariser Akademie sanctionirt die Vorstellung: der Mont blanc sey ganz zuletzt, nach völlig gebildeter Erdrinde, aus dem Abgrund hervorgestiegen. So steigert sich nach und nach der Unsinn und wird ein allgemeiner Volks- und Gelehrtenglaube, gerade wie im dunkelsten Zeitalter man Hexen, Teufel und ihre Werke so sicher glaubte, daß man sogar mit den gräßlichsten Peinen gegen sie vorschritt.

Hier hab' ich immer den großen König Matthias von Ungarn bewundert, welcher, bey Strafe, verbot von Hexen zu reden, weil es keine gäbe. Ohne König zu seyn, verhalte ich mich im Stillen eben so gegen jene Strudler, Sprudler und Quetscher, indem ich der Natur in ihrem großen Thun einfachere und grandiosere Mittel zutraue. Indessen ist es doch zu bedauern, wenn man von der Chinesischen Gränze her nichts melden darf als was in Paris gilt.

Verzeih' mir wenn ich fortfahre von Dingen zu reden die Dich direct nicht interessiren; irgend einen Anklang in Deinen Zuständen wirst Du wohl finden. Mich bringt nichts von meinem alten erprobten Wege: die Probleme sachte sachte wie Zwiebelhäute zu enthüllen und Respect zu behalten vor allen wahrhaft stilllebendigen Knospen.

Ich könnte noch viel sagen, wie die letzten Sendungen mich beschäftigen. Auch im Einzelnen ist es wohl heiter und artig, aber zuletzt erscheint es mir: es seyen Rosen, die abfallen, aber nicht ohne Nachkommenschaft und Keime. Je älter ich werde, je mehr vertrau' ich auf das Gesetz, wonach die Ros' und Lilie blüht.

Der vierte und fünfte Band der Correspondenz wird nun auch zu Dir gelangen und gelangt seyn; dabei wirst Du wohl meiner im Guten gedenken. Der sechste Band wird

bald folgen, mit meiner Widmung an den König von Bayern, und so erlebten wir denn auch noch den Abschluß dieses wundersamen Werkes. Und so fortan!

G.

1795. *

An die Gesellschaft für in- und ausländische Literatur in Berlin.[1]

Weimar, den 11. November 1829.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntnis zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer von dem übrigen deutschen Literatur- und Staatswesen im Allgemeinen und Besonderen unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften. Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer fremden Nation nicht erkannt und empfunden werden kann, ohne daß man den Komplex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtige! Dies geschieht nur zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Dies ist aber nicht hinlänglich, sondern man hat noch hinzuzufügen, was sie in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders

[1] Die Gesellschaft, die 1824 von Hitzig begründet worden und bis März 1856 bestanden hat, feierte seit 1825 regelmäßig Goethes Geburtstag und hatte seit 1826 für das beste Goethe feiernde Gedicht jährlich einen Preis ausgesetzt.

auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind . . .

Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere; am Wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen: daß die französische Poesie so wie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher dann freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat, geistreich zu sein.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns denken macht. — Darf ich aufrichtig reden, so wird hierdurch ein größerer Vortheil erzielt, als wenn wir uns mit ausländischen Dichtern in Korrespondenz setzen wollten. Die besten bleiben immer in ihrem Kreis beschränkte Individuen, welche in solchem Falle gar nichts thun können als schönstens zu danken, wenn man ihre Sachen gut findet. Setzt man daran aus, so ist das Verhältniß sogleich aufgehoben. Befolgt man aber jenen vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von Allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich

nähert, unterrichtet. Bei dem jetzigen schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte.

Aus Allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die englische wie über die italienische müßte man wieder besonders reden; denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

Doch ich schließe hier, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe; erbiete mich, auch in der Folge über die Hilfsmittel mich bescheidentlich zu äußern. Danke zum Allerschönsten für die liebenswürdige Beachtung meines Andenkens und für jenes Schreiben, gezeichnet mit so vielen werthen Namen. Geben Sie mir manchmal Nachricht von dem Fortwalten Ihrer Bemühungen! Empfehlen Sie mich Herrn Geh. Rath Streckfuß[1] und der übrigen Gesellschaft zum Angelegentlichsten!

Treu angehörig

J. W. Goethe.

1796. *

An Johannes Müller.

. . . Lassen Sie mich hinzufügen, wenn auch nur zum Ueberflusse, daß es vor 40 Jahren einem Kampf galt, der zwar gewonnen, aber doch nicht geendigt ist. Ein Typus sollte anerkannt werden, ein Gesetz von dem in

[1] Adolf Fr. Streckfuß (1778—1844), Ueberſetzer von Arioſt, Dante und Taſſo.

der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind: eben dies geheime und unbezwingliche Vorbild, in welchem sich alles Leben bewegen muß, während es die abgeschlossene Grenze immerfort zu durchbrechen strebt. Ohne dies zu bedenken, würde man kaum begreifen, wie ein solcher Aufwand von Zeit und Kräften auf diese Einzelheiten konnte gelenkt werden. Betrachten wir gegenwärtig, was in diesem Fache zeither geschehen und was unsere trefflichen Landsleute, die Herren Dalton und Carus geleistet, so gebe man wenigstens freundlich zu, daß damals schon ein Bestreben des Nachsinnens und Bearbeitens im Engen und Stillen obwaltete, welches wir jetzt in der größten Breite und Ausführlichkeit zu belehrender Freude glücklich gelungen sehen.

Gruß an Nees v. Esenbeck. G.

1797.*

An Zelter.

25. Dezember 1829.

Aus Deiner werthen Zuschrift vom 17. ersehe aufs Neue mit Vergnügen daß Du auf dem musikalischen Ocean glücklich schiffest und beherrschest; und so sey denn auch gesegnet, daß Deine Zimmer gleichmäßig geheizt sind und uns ferner die Berliner Zeitungen täglich von dem reizenden Markte unterrichten, welcher um Euch her von dem fremdesten Speisewaaren und Naschwerken aufgeschlagen ist; da kann es auch Euren Tafeln an nichts Gutem fehlen. Fürwahr der Bewohner

einer großen Stadt ist wie zu einem ununterbrochenen Feste eingeladen, wo er nur zu naschen braucht um satt zu werden, indessen wir andern am ernsten Kamine uns zur Noth erwärmen und von Zeit zu Zeit nachsehen, ob die selbstgezogenen Kartoffeln die wir beygesetzt, gar geworden, worauf die Enkel sehnsüchtig warten, sich und dem Ahnherrn die Ungeduld auf den Maultrommeln nicht ganz ungeschickt zu beschwichtigen suchend. An welchem Bilde Du denn den treuen Schüler des Doctor Primrose erkennen wirst.

Warum ich aber diesen werthen Namen gerade hier nenne und meinen Zustand nach dem Bilde seiner Familie symbolisire, will ich mit Wenigem erklären: In diesen Tagen kam mir von ungefähr der Landpriester von Wakefield zu Händen, ich mußte das Werklein vom Anfang bis zu Ende wieder durchlesen, nicht wenig gerührt von der lebhaften Erinnerung wieviel ich dem Verfasser in den siebziger Jahren schuldig geworden. Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpuncte der Entwicklung auf mich gewirkt haben. Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bey aller Uebersicht, diese Sanftmuth bey aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bey allem Wechsel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen, erzogen mich aufs löblichste, und am Ende sind es denn doch diese Gesinnungen die uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführen.

Merkwürdig ist noch hiebey daß Yorik sich mehr in das Formlose neigt und Goldsmith ganz Form ist, der ich mich denn auch ergab, indessen die werthen Deutschen sich überzeugt hatten die Eigenschaft des wahren Humors sey das Formlose . . . G.

1798.

An Knebel.

Weimar, den 6. Januar 1830.

Es ist zwar nicht recht und billig, mein theuerster Freund, daß man nach einem so lange, mit und neben einander geführten bedeutenden Lebenswandel zuletzt so ganz ohne Wechselwort und Wirkung verbleibe. Da ich aber von Dir vernehme und weiß, daß Du auf Deinem Gange redlich vorschreitest, Dich zu unterhalten und zu belehren treulich fortfährst, Du auch von mir manches mehr oder weniger Eingreifende von Zeit zu Zeit vernimmst; wie ich mich denn, indem ich dieses oder jenes ausfertige, auch Deiner stillen Theilnahme getrösten darf —: so wollen wir in unserm bisherigen Zustande freundlich verweilen, bis uns eine günstigere Jahreszeit wohl wieder, wenn auch nur auf Augenblicke, zusammenbringt.

An dem vergangenen Winter ist wenigstens die Gleichförmigkeit zu loben. Bey einer wohlerwärmten Stube giebt uns eine weiße Außenwelt ein früheres und längeres Licht, also daß die nächsten Wochen leichter zu überstehen sein werden. Möge Dir und den lieben Deinigen das mögliche Gute zukommen, wenn auch unseren Wünschen und Hoffnungen immer noch etwas zurückbleiben dürfte.

Und so fortan!

Der Deine

G.

1799.*

An Adele Schopenhauer.

. . . Wenn Sie mir nun freundlich melden von den günstigen Wirkungen des, nicht ohne Bedenklichkeit herausgebenen Briefwechsels,[1] ist es mir höchst willkommen, denn es bestärkt mich im Glauben: gerade diese Mittheilung werde einen freien, wohldenkenden Geist, wenn er sie mit anderen gleichzeitigen Vertraulichkeiten, wie Freunde sich einander offenbarten vergleicht, ganz gewiß einen schönen Aufschluß über die innern ethischen Verhältnisse unseres Literar-Wesens, aus welchem so manches Löbliche hervorgegangen, sich zu gewinnen in den Stand setzen.

Daß etwas für unsern Freund von Schlegel Bedenkliches darin möchte enthalten seyn, wüßte ich mich nicht zu erinnern. Seit dem Druck hab' ich die Briefe nicht wieder angesehn, ja, seit der, vor Jahren durchgeführten Redaction, niemals ganz durchaus gelesen. So viel aber weis ich recht gut: daß ich Schillern oft zu beschwichtigen hatte, wenn von den talentvollen Brüdern die Rede war; er wollte leben und wirken, deshalb nahm er es vielleicht zu empfindlich wenn ihm etwas in den Weg gelegt wurde, woran es denn die geistreichen jungen Männer mitunter nicht fehlen ließen . . .

treu angehörig

Weimar den 16. Jan. JWvGoethe.

[1] Mit Schiller.

1800.*

An Zelter.

15. Februar 1830.

Was den freylich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: Wahrheit und Dichtung betrifft, so ward derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publicum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen bekannte ich mich zu einer Art von Fiction, gewissermaßen ohne Noth, durch einen gewissen Widerspruchs-Geist getrieben; denn es war mein ernstestes Bestreben das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrucken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben; so ist es klar daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangegene jetzt denken, als die Einzelnheiten wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde. Bringt ja selbst die gemeinste Chronik nothwendig etwas von dem Geiste der Zeit mit, in der sie geschrieben wurde. Wird das vierzehnte Jahrhundert einen Kometen nicht ahnungsvoller überliefern als das neunzehnte? Ja, ein bedeutendes Ereigniß wird man, in derselben Stadt, Abends anders als am Morgen erzählen hören.

Dieses alles was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte: Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können. Ob ich ihn

erreicht habe, überlaß' ich dem günstigen Leser zu entscheiden, da denn die Frage sich hervorthut: ob das Vorgetragene congruent sey? ob man daraus den Begriff stufenweiser Ausbildung einer, durch ihre Arbeiten schon bekannten, Persönlichkeit sich zu bilden vermöge? . . .

So weit waren wir gekommen als uns ein zwar gefürchtetes, aber durch Hoffnung abgelehntes Uebel überfiel; davon Dir die Nachricht schon zugekommen ist, welches mein schwarzes Siegel leider bekräftigt.[1] Hiebey wirst Du manches zu denken haben, als Mitgenosse unsres Denkens und Empfindens.

Versäume nicht zu schreiben wie es um Dich aussieht, wie es zugeht und auch wohl wie dieses und jenes gelingt. Auch ich verfehle nicht manches zu vermelden, wenngleich nicht in den ersten Tagen. Und somit fahren wir fort gemeinschaftlich zu handeln und einander davon Kenntniß zu geben, so lange es gegönnt. Und so fortan beharrlichst

G.

1801.*

An Pierre Jean David.

Weimar, den 8. März 1830.

Um baldmöglichst, mein werthgeschätzter Herr, Ihnen für die überraschende Sendung[2] schönstens zu danken, bedien' ich mich meiner Muttersprache, da ich mich in der

[1] Großherzogin Luise war in den Nachmittagsstunden des 14. Februar ohne jeden Todeskampf sanft entschlafen — im Alter von 73 Jahren.

[2] David hatte u. a. Gipsmedaillons von Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps, Delphine Gay (der späteren Madame de Girardin) und Sabine Tastu gesandt.

Ihrigen nicht so bequem auszudrücken fähig bin; Sie finden in Ihrer Nähe gewiß einen Freund, der Ihnen meine Gesinnungen treulich dolmetscht. Herr Deschamps, dem ich mich vorläufig bestens empfehle, übernimmt ja wol freundlich ein solches Geschäft.

Lassen Sie mich also ohne Uebertreibung sagen, daß Ihre Sendung wahrhaft Epoche in meinem häuslichen und Freundeskreise gemacht hat, doppelt und dreifach erfreulich, weil wir zugleich mit neuen Ansichten uns die schönen Zeiten vergegenwärtigt sehen, wo wir des Vorzugs genossen, Sie bei uns zu besitzen.

Wenn Sie sich, mein Geehrtester, lebhaft erinnern, wie sehr ich mich an den drei Profilen vorzüglicher Männer erfreute, die Sie mir dazumal mitbrachten, so werden Sie wol mit empfinden, welches hohe Interesse die nunmehr gesendete reichhaltige Sammlung für mich haben muß. Den physiologischen und kraniologischen Lehren Lavater's und Gall's nicht abgeneigt, fühl' ich das lebhafteste Bedürfniß, solche Personen, deren Verdienste mir auf irgend eine Weise bekannt geworden, auch individuell im Bilde näher kennen zu lernen und die Gestalt mit dem Werke, mit der That vergleichen zu können. Und wer kann einen solchen Wunsch eher befriedigen als der Bildhauer, der bei einem rein-lebendigen Blick in die Natur einer vollkommenen Technik Meister ist, um dasjenige, was er angeschaut und aufgenommen hat, unmittelbar wieder uns vor Augen zu stellen? Als einen solchen haben wir Sie kennen lernen, als einen solchen beweisen Sie sich in diesen vielfachen, durch mehrere Jahre hindurch gefertigten Bildnissen.

Hierbei scheint mir höchst merkwürdig, daß jedes Gesicht, gleichsam in seiner eigenen Art, durch eine andere Behandlung ausgesprochen worden; die kindlich glatte der

Delphine Gay und die mannichfaltig geschmackvoll umgebene M. Lescot scheinen von zwei verschiedenen Händen zu sein. Ein Gleiches würde von Alten und Jungen und von beiden unter sich wohl durchgeführt werden können.

Höchst angenehm war mir's, Poeten, Künstler, Schriftsteller, deren Arbeiten und Namen mir mehr oder weniger bekannt sind, hier im Bilde zu sehen und in ihren Zügen und Mienen das Complement ihrer Werke auszuführen. Gar Manches wäre hierüber zu sagen, und mehr wird zu sagen sein, wenn ich mit einer so ansehnlichen und trefflichen Gesellschaft mich näher werde bekannt gemacht und mich derselben näher befreundet haben . . .

G.

1802. *

An Zelter.

27. März.

Dem altgegründeten Musiker wie dem wohlfundirten Poeten geht es denn doch in der neueren Zeit wie dem Zauberlehrling:

„Die ich rief die Geister
Werd' ich nun nicht los."

Ich habe nun noch eine besondere Qual daß gute, wohlwollende, verständige Menschen meine Gedichte auslegen wollen und dazu die Specialissima, wobey und woran sie entstanden seyen, zu eigentlichster Einsicht unentbehrlich halten; anstatt daß sie zufrieden seyn sollten daß ihnen irgend einer das Speciale so ins Allgemeine emporgehoben, damit sie es wieder in ihre eigene Specialität ohne Weiteres aufnehmen können.

Doch fällt mir ein daß auch manchmal etwas Anmuthiges aus solchem Bestreben nach Particularitäten entspringen kann.

Eine geistreiche Dame sagte mir bey Gelegenheit jener leidenschaftlichen Elegie, die Du mir in meinen schlechten Zuständen[1] vorlasest: ich möchte dem Frauenzimmer das diese Elegie veranlaßt, irgend etwas zu Liebe thun, um meinen Antheil an einem so liebevollen Gedicht auszudrücken.

Dein reines eigenes Verhältniß zu Emilia Galotti soll Dir nicht verkümmert werden. Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weissischen u. s. w. Wasserfluth um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig.

Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirksam seyn. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor den Respect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß giebt . . . G.

1803. *

An Carlyle.

Das werthe Schatzkästlein,[2] nachdem es durch den strengsten Winter vom Continent lange abgehalten worden, ist endlich um die Hälfte März glücklich angelangt.

Um von seinem Gehalt zu sprechen, erwähne zuerst der unschätzbaren Locke, die man wohl mit dem theuren

[1] Siehe S. 49.
[2] Anfang Dezember von London abgesandt.

Haupte verbunden möchte gesehen haben, die aber hier einzeln erblickt, mich fast erschreckt hätte. Der Gegensatz war zu auffallend; denn ich brauchte meinen Schädel nicht zu berühren, um zu wissen daß daselbst nur Stoppeln sich hervorthun; es war nicht nöthig vor den Spiegel zu treten, um zu erfahren daß eine lange Zeitreihe ihnen ein mißfarbiges Ansehen gegeben. Die Unmöglichkeit der verlangten Erwiederung fiel mir aufs Herz, und nöthigte mich zu Gedanken deren man sich zu entschlagen pflegt. Am Ende aber blieb mir doch nichts übrig als mich an der Vorstellung zu begnügen: eine solche Gabe sey dankbarlichst ohne Hoffnung irgend einer genügenden Gegengift anzunehmen. Sie soll auch heilig in der ihrer würdigen Brieftasche aufbewahrt bleiben, und nur das Liebenswürdigste ihr zugestellt werden.

Der Schottische elegante Turban hat, wie ich versichern darf, zu manchem Vergnüglichen Gelegenheit gegeben. Seit vielen Jahren werden wir von den Einwohnern der drey Königreiche besucht, welche gern einige Zeit lang bey uns verweilen und guter Gesellschaft genießen mögen. Hierunter befinden sich zwar weniger Schotten, doch kann es nicht fehlen daß nicht noch das Andenken an einen solchen Landsmann sich in einem schönen Herzen so lebendig finde, um die National-Prachtmütze, die Distel mit eingeschlossen, als einen wünschenswerthesten Schmuck anzusehen, und die gütige Senderin hätte sich gewiß gefreut das lieblichste Gesicht von der Welt darunter hervorgucken zu sehen. Ottilie aber dankt zum allerverbindlichsten, und wird, sobald unsre Trauertage vorüber sind, damit glorreich aufzutreten nicht ermangeln.

Sagen Sie mir etwa zunächst wie Sie die deutsche Literatur bey den Ihrigen einleiten wollen; ich eröffne Ihnen gern meine Gedanken über die Folge der Epochen.

Man braucht nicht überall ausführlich zu seyn: gut aber ist's auf manches vorübergehende Interessante wenigstens hinzudeuten, um zu zeigen daß man es kennt. Dr. Eckermann macht mit meinem Sohne eine Reise gegen Süden[1] und bedauert, nicht wie er gewünscht hatte, diesmal behülflich seyn zu können. Ich werde gern wie obgesagt seine Rolle vertreten. Diesen Sommer bleib' ich zu Hause und sehe bis Michael Geschäfte genug vor mir.

Gedenken Sie mit Ihrer lieben Gattin unsrer zum besten und empfangen wiederholten herzlichen Dank für die schöne Sendung.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 13. Apr. 1830.

1804.

An Gräfin v. Chasseport.

Weimar, den 21. April 1830.

Ihr liebes Schreiben, meine theure Freundin, kam so ganz zu rechter Stunde. Das Gefühl, seine ältesten, ganz zunächst mitlebenden Gönner und Freunde verloren zu haben, tritt freilich manchmal hervor, und so fühlt man es um sich her gar zu hohl und zu leer, besonders wenn irgend ein Umstand eintritt, den man ihnen mitzutheilen, worüber man sich mit ihnen zu berathen viele Jahre gewohnt war.

[1] Augusts Reise nach Italien, von der er nicht mehr heimgekehrt ist.

Sieht man nun aus der weiten Welt ein freundliches Licht erscheinen, nähert sich's, und erkennt man eine gebildete, geprüfte Freundin, so ist es gewiß ein glänzender Stern, der uns aus einer düstern Wolkennacht entgegenleuchtet. Vernimmt man nun zu gleicher Zeit, daß es der Geliebten wohl geht, so ist man in diesem Sinne wieder aufgerichtet; denn gar oft drücken uns bei eigenen Uebeln auch noch die Uebel der Herzens- und Geistesverwandten noch mehr herunter.

In Erwiderung aber Ihren lieben guten Worten darf ich wol sagen, daß in dieser letzten Zeit unsere neu eintretenden jungen Herrschaften Alles zu thun sich geneigt erweisen, was mir, wie in jenen früheren Zuständen, alles Behagen gewähren können.

Die Frau Herzogin[1] besonders weiß die mir noch anvertrauten Geschäfte, und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich dadurch zu überzeugen, daß manches von mir gestiftete Gute mich überleben soll. Hieran werden Sie sich gewiß theilnehmend erfreuen, wie ich mich an der[2] Ihrer Umstände erfreut gefühlt habe.

Die guten Reisenden, die mich besuchen, bringen mir Manches, wenn sie mir schon die Stunde nehmen. Auch an der Stunde wäre nichts gelegen, wenn ich nicht gerade einen bedeutenden Faden, ich will nicht sagen abschneiden, aber doch müßte stocken lassen, um zu vernehmen, wie es auf irgend einem Punkte der bewohnten Welt aussieht, der mich nicht im geringsten angeht. Wollte man aber billig sein, und könnte man zuletzt eine Bilance aufstellen, so würde ich doch immer als der Gewinnende erscheinen; denn es ist doch keine Kleinigkeit, so viel Personen als

[1] Großherzogin Maria Paulowna.
[2] Das hier zu erwartende Wort Mittheilung fehlt.

Repräsentanten ihrer Völkerschaften an sich vorübergehen zu sehen und darunter sehr bedeutende Menschen gewahr zu werden.

In wie fern ich die französischen Ankömmlinge freundlich aufnehme, davon kann Herr David, der vorzügliche Bildhauer, ein Zeugniß geben. Er kam an mit dem Wunsch, meine Büste zu bilden; ich ließ mir's gefallen, weil das in drei, vier Tagen wol abgethan sein konnte. Da beliebte es aber dem werthen Manne, eine Masse Thon ins Haus zu schaffen, woraus Gott der Herr mit allen Bequemlichkeiten einen ganzen Adam herausgeknetet hätte. Wir widmeten daher einige Wochen diesem Geschäft; genug, dieses ungeheure Gebilde steht nun, wie ich höre, in Paris in der Werkstatt des genannten vortrefflichen Mannes, und ich wünschte nichts mehr, als daß die liebe Freundin sich dorthin verfügte. Findet sie Aehnlichkeit mit dem ihr schon längst Ergebenen, und spricht sie es aus, so wird es dem werthen Künstler gewiß zur Freude gereichen. Denn es kommt am Ende doch darauf an, ob ein solches Konterfei, das dauern soll dem entschwundenen vergänglichen Wesen einigermaßen zu vergleichen sein möchte.

G.

1805. *

An Varnhagen von Ense.

25. April 1830.

Unserer werthen vieljährigen Freundin, der Frau v. Kalb,[1] die besten Grüße und Versicherungen, daß ich

[1] Charlotte v. Kalb wohnte seit 1820 im Kgl. Schloß zu Berlin.

unserer frühern, wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisse stets eingedenk bin. Die Verwirrung, welche der gute Jean Paul in die deutschen Gemüter gebracht hat, konnte mich nie erreichen. Seine Briefe so wenig als seine Werke gelangten zu mir, und so kann man über das, was darin steht, insofern es mich betrifft, ganz beruhigt sein. Allerdings hätte ich von Herrn v. Henning mich auch für einen Augenblick gern in jene theologischen Unbilden verführen lassen. In diesem Punkte sind wir Weimaraner überglücklich, indem wir in dem Lande Gosen des reinen rationellen Realismus, mit ungetrübter Gewissensruhe, verharren, und übrigens einen jeden nach Belieben und Fähigkeiten über Gott, Seele und Welt gern mögen denken lassen . . .

So weit war ich gekommen, als eine zweite, so werthe Sendung[1] bei mir einging, und ich habe nur vor allen Dingen zu ersuchen, des Herrn Staatsministers v. Beyme Excellenz meinen verpflichteten Dank auszusprechen: daß er mich von jener bedeutenden Eröffnung alsobald haben

[1] Varnhagen hatte an Goethe folgende als „Berichtigung" im Intelligenzblatt der Hallischen „Allg. Lit. Ztg." erschienene Erklärung übersandt: „Die Zueignungsschrift des Herrn von Goethe an Se. Majestät den König von Bayern vor dem letzten Theil seines von ihm herausgegebenen Briefwechsels mit Schiller, enthält einen mittelbaren Vorwurf für die Fürsten Deutschlands, welche Zeitgenossen Schillers waren: daß nämlich Letzterer keinen Beschützer unter Ihnen gefunden habe, durch dessen Gunst ihm das Leben erheitert, dem Vaterlande aber seine Geistesthätigkeit länger erhalten worden wäre.

Um diesen Vorwurf wenigstens von Sr. Majestät dem Könige von Preußen, meinem allergnädigsten Herrn, abzuwenden, und in einem Gefühle, das alle meine Landsleute mit mir theilen werden, wage ich es, die amtlich nur mir bekannte Thatsache zu allgemeiner Kenntniß zu bringen: daß unser allertheuerster König Schillern, als dieser den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus allerhöchst eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 R.hlr. nebst freyem Gebrauch einer Hofequipage, zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den großmüthigen Monarchen und unser engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen.

Berlin, den 27. März 1830. v. Beyme."

in Kenntniß setzen lassen. Freilich konnte der mit jener Erinnerung verbundene Schmerz dadurch nur gesteigert werden, indem ich erfuhr: gerade da, als ich den unschätzbaren Freund, nach einem strebsamen, leidensvollen Leben, in seinem 46. Jahre scheiden sah, eben in diesem Augenblick sei die größte Beruhigung für seine spätern Tage durch die Gunst eines großen Monarchen vorbereitet gewesen. Wie vielen andern Verdienten ist nicht zeither eine solche Beihülfe zu gute gekommen! . . .

G.

1806.*

An Zelter.

29. April 1830.

. . . Auf das Publicandum[1] habe nichts zu erwiedern. Leider erneuert sich dabey der alte Schmerz, daß man diesen vorzüglichsten Mann, bis in sein fünf und vierzigstes Jahr, sich selbst, dem Herzog von Weimar und seinem Verleger überließ, wodurch ihm eine zwar mäßige, aber doch immer beschränkte Existenz gesichert war, und ihm erst zuletzt einen breitern Zustand anzubieten dachte, der ihm früher nicht einmal gemäß gewesen wäre, nun aber gar nicht mehr in Erfüllung gehen konnte.

Hiebey werd' ich veranlaßt Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der

[1] Die Erklärung des Ministers v. Beyme, die inzwischen auch in den Berliner Blättern erschienen war.

größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterey wenn wir demjenigen zuviel Antheil schenken was uns nichts angeht.

Seit den sechs Wochen daß ich die sämmtlichen Französischen und Deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte.

Die letzten Bände meiner Werke sind nun in den Händen der Drucker, die nöthigsten Briefe und Antworten sind fast alle beseitigt. Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr sagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Also wollen wir uns, solange es Tag ist, nicht mit Allotrien beschäftigen . . .

G.

1807.

An Fr. v. Müller.

In dem zurückgehenden mir anvertrauten Brieflein unseres werthen Niethammer's[1] finde ich, mein verehrter Freund, des wackeren Mannes treue Gesinnungen, die regsten Erinnerungen früher guter Zeiten, einen warmen

[1] Fr. J. Niethammer (1766–1848), der von 1792–1803 in Jena als Dozent tätig und mit Schiller befreundet gewesen, hatte in einem Schreiben an Kanzler Müller sich gegen die „sogenannte Berichtigung“ Beymes entschieden ausgesprochen und u. a. ausgeführt: „Die Angabe, die sich noch dazu eine amtliche nennt, daß Schiller ‚deshalb‘ nach Potsdamm gekommen sey, um eine Anstellung in Berlin zu erlangen, ist so auffallend, daß sie dem Berichtiger schwerlich ungeahndet hingehen wird . . . Einer solchen Untreue gegen seinen Fürsten, wie sie in dieser Berichtigung angedeutet ist, war niemand weniger fähig als Schiller, das wissen all seine Freunde.“ Müller hatte Niethammers Brief Goethe übergeben, der ihm darauf Vorstehendes antwortete; bis vor wenigen Jahren hat dieser Brief als an Schelling gerichtet gegolten.

Antheil an der Vergangenheit, wie er ihn sonst an der Gegenwart nahm. Wird mir aber der Gute verzeihen, wenn ich ausspreche: daß ich zu der fraglichen Angelegenheit nicht ein gleiches Verhältniß habe?

In meinen hohen Jahren muß die unverbrüchliche Maxime seyn, durchaus und unter jeder Bedingung im Frieden zu leben; ich möchte um keinen Preis, bey irgend einer Contestation, sie habe einen politischen, literarischen, moralischen Anlaß, als thätig mitwirkend erscheinen.

Was sollte aus den schönen mir noch gegönnten Lebenstagen werden, wenn ich Notiz nehmen wollte von allem was in dem lieben Vaterlande gegen mich und meine Nächsten geschieht! Unserm werthen Freunde ist wahrscheinlich mehr wie wir bekannt, was für Neckereyen und Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten gegen mich ausgehen; ich weiß nur davon was manchmal ein gegenwärtiger theilnehmender Freund, oder wohlwollende Correspondenten erwähnen. Hör' ich doch, daß selbst aus dem Königreiche, dessen höchster Herrscher, wie ein Stern erster Größe, günstig über meinen Schicksalen waltet, das Widerwärtigste verlautet und zwar, was noch sonderbarer scheint, unter der Firma meines werthen Verlegers, mit dem ich seit vielen Jahren in freundlichster Verpflichtung stehe. Hat man jemals von mir eine Reklamation deshalb vernommen, auch nur einen Laut?

Möge Vorstehendes unsern hochgeschätzten Freund in München,[1] den ich schönstens grüße, einigermaßen geneigt machen, es für recht zu halten, wenn ich auf jene Berichtigung schweige, und dem Publicum überlasse, was es darüber denken und urtheilen will. Ich benütze diese Tage, was an mir noch zu berichtigen möglich ist, zu berichtigen,

[1] Wo Niethammer seit 1808 lebte.

und glaube so der mir durch mein ganzes Leben höchst geneigten Vorsehung nach Absicht und Willen zu handeln.

Alles Gute und Beruhigende!

Treulichst

JWvGoethe.

Weimar, den 21. Mai 1830.

1808. *

An August v. Goethe.

... den 23. Juni, als am Tag vor Johanni war, mir unwissend, das fünfzigste Jahr voll, gerechnet von meinem Eintritt in die Freymaurer Brüderschaft; sie haben diesen Tag gar anmuthig und vorläufig geehrt, durch ein großes wohlbebuchstabtes Pergament, durch ein Gedicht und freundliche Meldung. Am Johannistage war Tafelloge, der Saal von Coudray, auf eine eigene geschmackvolle Weise decorirt; Ottilien führte man heute hinein und sie belobte die Anlage sehr.

Sodann ist Holtei gekommen, mit einer allerliebsten jungen Frau, geht als Regisseur nach Darmstadt, wo der Leipziger Hofrath Küstner, als einmal dem Theaterteufel Verschriebener, die Direction übernommen hat.

Nun ich auf den letzten Augenblick gekommen bin brauch ich wohl auch nicht zu erwähnen, daß die beiden Bürschchen[1] gleichfalls ausgetreten sind; der Eine nach Frankenhausen, der Andere nach Dessau, und ich kann

[1] Die beiden Enkel.

versichern daß ich die Gegenwart ihrer Arten und Unarten jeden Augenblick vermisse.

Wenn Eckermann, bey soviel Lockungen und Versicherungen noch beysammen und ein rückwärts blickender Mensch geblieben ist, so sag ihm: Die Walpurgisnacht sey völlig abgeschlossen, und wegen des fernerhin und weiter Nöthigen sey die beste Hoffnung.

Dein letzter Brief enthält den Abschied Mayland; wir werden nun bald etwas von Euren Wanderungen durch die Lombardey hören.

Eins aber hab' ich doch noch zu bemerken. Die Anforderungen von eigenen Handschriften, vermehren sich immer und wird mir immer unmöglicher sie zu befriedigen. Daher hab' ich mich entschlossen dergleichen mit lithographischer Tinte zu schreiben, da sie sich denn gar wohl vermehren lassen; dergl. erhälst Du hoffentlich in Rom, da sie dann immer noch brauchbar sein werden.

Nun wüßt' ich nichts als das Allerneuste, daß soeben der zweyte Bogen der Metamorphose der Pflanzen mit Freund Sorets Uebersetzung zu revidiren ist. Möge Dir dagegen in freyer Luft und schöner merkwürdiger Gegend eine angenehme Stunde beschieden sein.

Wie von je, so fortan,

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 25. Juni 1830.

Nachmittags um 4 Uhr.

1809.*

An Boisserée.

Weimar, 3. Juli 1830.

Mit langen Intervallen sich freundlich zu schreiben ist wohl recht und gut, ja es läßt sich fast nicht anders thun. Dießmal aber, in ruhiger Stunde Ihr liebes Blatt erhaltend, fühl' ich mich angeregt, einiges, wie sonst, sogleich behaglich zu erwiedern.

Ich will gestehen, daß bei meiner neuen Ausgabe für mich unter mancherlei Gutem der größte Gewinn dadurch entsteht, daß ich zu meinen Freunden unmittelbar hinzutrete. Bedenk ich manchmal, daß man gelegentlich ganze Strecken eines angenehm genutzten Lebens mit dem einen und den andern tagtäglich, stundstündlich zusammen war und recht gätliche[1] Fäden mit einander zwirnte, so will es fast seltsam erscheinen, wenn nachher ein jeder auf eigenem Weg, in besonderer Weise fortmühen und streben muß, ohne daß man sich auf irgend eine Weise berühre oder merke, daß man einander angehöre.

Daher denk' ich bei allem, was ich thue, treibe und dichte, wie das wieder einmal eben zu jenen Freunden gelangen möge; sagen sie mir's nun, daß dieß gelungen sey, so ist es ein freudiges Ereigniß, ein geistiges Händereichen über eine ungeheure Kluft. Ich empfehle Ihnen auch in diesem Sinne das 23. Bändchen der Recensionen; ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor, denn ich erinnere mich ja nicht mehr, daß ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine

[1] Thüringer Ausdruck: zusammen passend.

entschiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen.

Sie fragen nach dem wöchentlichen Blatte, das Ottilie redigirt; es ist von mehr Bedeutung, als man glaubt für unsern Kreis; alles dichtet und will sich gedruckt sehen, auch haben wir manche Subjekte, auswärtige und einheimische, um uns her, die gar wohl Anspruch darauf machen dürfen. Dieß ist nun für einen geselligen Kreisel ein gar artiges Abschnurren, gibt mehrfaches Interesse, erregt auch manchmal kleine Differenzien und was man zum geselligen Leben verlangt. Ich habe weder an dem Vornehmen noch an der Ausführung im geringsten Theil, sehe es aber gerne, theile sowohl eigene Kleinigkeiten als Fremdes, was mir zur Hand kommt, mit, und so ist das neckische Volk mit schätzenswerther Beharrlichkeit schon bis zum 38. Blatte gelangt. Das Blatt führt den Titel Chaos. Dabei ist gesetzlich, daß die Societät wenigstens in drei Sprachen sich in jedem Blatte müsse hören lassen. Deutsch, französisch und englisch ist das Herkömmliche, doch haben sich auch schon italienisch und die älteren Sprachen blicken lassen . . . G.

1810. *

An Zelter.

8. Juli.

. . . Ferner hab' ich wohl schon gemeldet, daß mein Sohn mit Dr. Eckermann seit Ende Aprils eine Reise nach Süden unternommen. Seine Tagebücher unterwegs bis Mayland, von da bis Venedig, zeugen von seinen guten Einsichten in die irdischen Dinge, von besonnener Thätig-

keit sich mit Menschen und Gegenständen bekannt zu machen und zu befreunden. Der große Vortheil für ihn und uns wird daraus entstehen daß er sich selbst gewahr wird, daß er erfährt was an ihm ist, welches in unsern einfach beschränkten Verhältnissen nicht zur Klarheit kommen konnte. Zu allem diesem wirst Du Deinen Segen geben.

Und hiemit allen guten Geistern empfohlen!

G.

Und am 19. Juli

1811. *

An Zelter.

fügt er hinzu:

. . . Von meinem Sohne will ich noch soviel melden: daß er mit ruhiger Aufmerksamkeit sich umsieht und recht ausführliche Tagebücher schreibt, worauf doch alles ankommt; die Gegenstände schwinden und die Eindrücke verlöschen. Er ging von Mayland, nachdem er die Stadt so wie die Umgegend wirklich erschöpft hatte, über Brescia, Verona, Padua nach Venedig, welches er auch recht wacker durchstöberte; sodann über Mantua, Cremona, Lodi nach Mayland zurück. Hier nahm er noch alle Ueberbleibsel auf, machte Bekanntschaft mit Eurem Herrn Prof. Mauch; sie gefielen sich und gingen etwa den 5. July nach Genua. Eckermann begleitete ihn bisher und auch so weiter. [1] Mein Sohn ist wirklich als realistisch Reisender ganz musterhaft und fühlt erst jetzt wie viel Kenntnisse er eingesogen hat. Seine Einsicht bewies er auch dadurch daß er mir zu meiner Sammlung von Medaillen, besonders gegossenen,

[1] Eckermann trennte sich bereits in Genua von August.

aus dem 15. und 16. Säculum beynahe 100 Stück von der wichtigsten Sorte, um einen leidlichen Preis, eingekauft hate, welche auch schon zu meiner großen Ergötzniß glücklich angekommen sind. G.

1812.

An die Großherzogin Maria Paulowna.

(Weimar August 1830.[1])

Ew. Kaiserlichen Hoheit fühle mich durch gnädigste Mittheilung der hiebei zurückkommenden Bände aufs neue zu lebhaftestem Dank verpflichtet, indem ich dadurch in den Stand gesetzt werde, im Einzelnen genau und ausführlich einzusehen, was ich im Allgemeinen schon wissen und vermuthen konnte.

Sei mir vergönnt bei dieser Gelegenheit schriftlich auszudrücken, was man, wenn es auch auf der Zunge schwebt, mündlich zu äußern Anstand nimmt. Ueber 50 Jahre bin ich dem Fürsten, dem Hohen Hause, dem Lande angehörig und habe so manches gelingen und mißlingen gesehen durch Verdienst und Schuld der Personen wie auch durch Einwirkung höherer Gewalten. Dabei hat es mir nie an treuem Einwirken und an ernsten Wünschen gefehlt, deren Erfüllung ich nun mit inniger Freude vor mir sehe. Einsicht und Uebersicht, thätige Besonnenheit, reine Beharrlichkeit und wie viele andere treffliche Eigenschaften sah ich nicht wirksam zu klarsten edelsten Zwecken und

[1] Das Original des Briefes ist nicht erhalten, im Tagebuche ist der Brief nicht erwähnt; das Datum des Briefes ist zwischen den 15. und 20. August zu setzen.

genieße auf solche Weise eines Glücks, welches wohl selten einem Menschen zu Theil wird.

Hierzu füge nur noch den Wunsch, Ew. K. Hoheit mögen einen ungestörten Genuß des glücklichen Gelingens Selbst empfinden, dessen sich alles Unternommene zunächst schon jetzt erfreut und sich in unausbleiblicher Steigerung auch zunächst erweisen wird; wobei mir die Hoffnung bleiben möge, nach Kräften in einem so herrlichen Kreise auch fernerhin mitwirken zu dürfen.

G.

1813.

An F. J. Soret.

Nicht goldene Aepfel, mein theuerster, kann ich Ihnen anbieten, wohl aber zarte, vergilbte Blätter, die, wenn sie, im Herbst, von hesperischen Bäumen abfallen, von sorgfältigen Gärtnern der reichen Gefilde nicht ungern aufgelesen werden. Nehmen Sie diese mit Freundlichkeit an, und lassen uns fernerhin den unsterblichen Wärterinnen des ewig keimenden, blühenden und fruchtenden Reiches treu und angehörig bleiben! Am heutigen Festtage[1] uns allen das Beste wünschend!

Weimar d. 30. Sept. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Geburtstag der Prinzessin Auguste von Weimar, seit 11. Juni 1829 mit Prinz Wilhelm von Preußen vermählt. Das Tagebuch verzeichnet am gleichen Tage: „Prinzeß Auguste zu ihrem Geburtstag zwey Theile der neuen Auflage meiner Gedichte. Herrn Soret das schuldige Honorar."

1814.*

An Varnhagen v. Ense.

3. October 1830.

. . . Die vom Hn. W. v. Humboldt zugegangene Auszeichnung und die Hoffnung ihn wieder in äußerer Thätigkeit zu sehen, freut mich von Herzen. Seine Anzeige meines 29. Bandes hat mir viel Vergnügen gebracht. Sich wieder einmal in einem verwandten, so lange geprüft verbundenen Geiste zu spiegeln ist vollkommen behaglich fördernd.

Die bildende Kunst ist eine Asträa, die einmal aus himmlischen Regionen mit ihren Fußspitzen auf den Erdball getippt, bald aber weiß man nicht, wo sie hingekommen ist. Mir hat zunächst Eugen Neureuther[1] durch seine Randzeichnungen zu meinen Balladen und Romanzen und einigen Tyroler Liedern besondere Freude gemacht. Kann ich in diesen Tagen einige ruhige Stunden finden, so sende Ihnen davon eine Anzeige. Bey diesen Heften kann man wenigstens sagen: was es ist, ist vollkommen, Bewunderung erregend, überraschend und zum Erstaunen hinreißend. Hier liegt die Erklärung bedeutender Kunstregeln ganz nah, ich werde mich wohl aber hüten, das Wort auszusprechen, das den Menschen oft noch räthselhafter vorkommt als das Räthsel selbst.

Soll ich aufrichtig gestehen, so ist mein Antheil an der neueren Kunst jetzt ganz eigentlich symbolisch; ich sehe immer mehr, worauf die Arbeiten hindeuten, als was sie sind. Ob auf Geist? (that is the question).

[1] 1806—1882; Schüler von Cornelius.

Verzeihung diesen extemporirten Aeußerungen! Wer kann sagen, daß er sich in diesen Augenblicken völlig rein zusammenfasse? Und doch soll man nicht säumen freundliche Mittheilungen treulichst zu erwidern, wie es der Augenblick geben will . . .

Und so fort an

Goethe.

1815.*

An Carlyle.

Das Gegenwärtige, gleichfalls der Sorgfalt Hn. Parish's überlassene, enthält denn endlich das so lange vorbereitete und immer verspätete Leben Schillers, in deutscher Uebersetzung. Mögen Sie zufrieden seyn mit der Art wie ich wünschte Sie und meine Berliner Freunde in lebhaftem und fruchtbarem Verhältniß zu sehen. In meinen Jahren muß es mir angelegen seyn, die vielen Bezüge, die sich bey mir zusammenknüpften, sich anderwärts wieder anknüpfen zu sehen, und zu beschleunigen was der Gute wünscht und wünschen muß: eine gewisse sittlich freysinnige Uebereinstimmung durch die Welt, und wär' es auch nur im Stillen, ja oft gehindert, zu verbreiten; dergestalt damit sich manches friedlich zurecht lege, um nicht erst zerstreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verlust, gesetzt zu werden. Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vortheile der Deutschen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort thätig erweisen den unsrigen die Vorzüge der Fremden zu verdeutlichen.

Die Berliner Freunde[1] haben meine Widmung Ihres Schillerischen Lebens gar geneigt aufgenommen und sind zu allen wechselseitigen Mittheilungen erbötig. Sie haben mir ein Diplom zugeschickt, worin sie Herrn Thomas Carlyle zu Craigenputtock zum auswärtigen Ehrenmitglied ernennen . . .

Weimar, d. 5. October 1830. Goethe.

1816.

An Antoine Leonard de Chézy.[2]

Sie werden nicht zweifeln, verehrter Mann, daß ich mit dankbarem Herzen die schöne Gabe empfing, die Sie mir auf das Geneigteste zudachten. Unerwartet folgte jedoch gleich darauf die große Epoche, die uns für unsere werthen Freunde in Paris besorgt machen mußte. Jetzt aber, da sie den allgemeinen Wünschen gemäß vorübergegangen und ich mich vergewissern kann, daß sie keinen der Männer, die mir zunächst am Herzen liegen, schädlich berührt hat, kann ich mit desto freierem Geiste Gegenwärtiges entlassen und darf aussprechen, welch ein ganz vorzügliches Geschenk Sie mir durch die Uebersetzung der „Sakuntala" verliehen haben.

---

[1] Die „Gesellschaft für ausländische schöne Literatur in Berlin", an die Goethe in einem Schreiben vom 15. April Carlyle empfohlen hatte als einen Mann, „welchen ich unter diejenigen zähle, die in spätern Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben."

[2] Antoine Leonard de Chézy (1773–1832), der bekannte Pariser Orientalist, hatte Goethe seine Ausgabe und französische Uebersetzung der „Sakuntala" des Kalidasa gesandt.

Das erste Mal, als ich dieses unergründliche Werk gewahr wurde, erregte es in mir einen solchen Enthusiasmus, zog mich dergestalt an, daß ich es zu studiren nicht unterließ, ja sogar zu dem unmöglichen Unternehmen mich getrieben fühlte, es, wenn auch nur einigermaßen, der deutschen Bühne anzueignen. Durch diese, wenngleich fruchtlosen Bemühungen bin ich mit dem höchst schätzbaren Werke so genau bekannt geworden, es hat eine solche Epoche in meinem Lebensgange bestimmt, es ist mir so eigen geworden, daß ich seit dreißig Jahren weder das englische noch das deutsche je wieder angesehen habe.

Nun aber begrüßt Ihre unmittelbare durchstudirte Uebersetzung mich in hohen Jahren, wo der Stoff eines Kunstwerks, welcher sonst den Antheil eines Kunstwerks meistens bestimmt, für die Betrachtung fast Null wird und man der Behandlung allein, aber in desto höherem Grade, Ehre zu geben sich gefähigt fühlt.

Soll ich meine Betrachtungen hier in Kurzem zusammenfassen? Ich begreife erst jetzt den überschwänglichen Eindruck, den dieses Werk früher auf mich gewann. Hier erscheint uns der Dichter in seiner höchsten Funktion als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesbetrachtung; zugleich aber bleibt er dergestalt Herr und Meister seiner Schöpfung, daß er gemeine und lächerliche Gegensätze wagen darf, welche doch als nothwendige Verbindungsglieder der ganzen Organisation betrachtet werden müssen.

Dieses Alles wird nun erst recht eingänglich durch die anmuthige, in so hohem Grade gebildete französische Sprache, und es ist uns im Augenblick zu Muthe, als wenn wir alles Heitere, Schöne, Kräftige, was wir jemals in diesem Idiom vernommen, nochmals anklingend empfänden.

Ich könnte noch lange fortfahren und gar manches Bedeutende hier anknüpfen; aber ich will abbrechen und nur noch wiederholt versichern, daß Ihre „Sakuntala“ unter die schönsten Sterne zu rechnen ist, die meine Nächte vorzüglicher machen als meinen Tag.

Dankbar, hochachtungsvoll

verpflichtet

Weimar, den 9. Oktober 1830. W. Goethe.

Je vous adresse cette lettre dans une langue où je suis sûr, d'exprimer avec justesse mes pensées et mes sentiments. Je l'aurais encore choisie pour vous écrire, quand même je n'aurais pas eu cette persuasion, que vous êtes entièrement pénétré de l'esprit de notre langue et du charactère de notre nation dans ces aimables relations avec une épouse chérie (Madame de Chézy), que nous comptons parmi nous, dont l'absence vous est si douloureuse et sur laquelle vous vous exprimez avec une sensibilité si touchante.

1817. *

An Zelter.

29. October 1830.

Du thust mir einen wahren Freundschaftsdienst, wenn Du mir manchmal das lebendige Berliner Treiben, als Schattenspiel, durch meine Einsiedeley führst; kaum daß ich mein kleines Hinterzimmer verlasse, das Du kennst, Tag

und Nacht beschäftigt die Kräfte zu nutzen die mir geblieben sind. Gar manche Forderungen von Innen und von Außen setzen sich fort, erneuern sich auch wohl, und so geht ein Tag, oft ein Theil der Nacht hin, wo ich Deiner viel gedenke und oft wünschte mich mit Dir auszureden; wozu Deine Briefe gar löblichen Text enthalten. Und so will ich denn das Nächstvergangene vornehmen.

Die werthe Milder habe einen Augenblick bey mir gesehen, leider aber nicht gehört; ins Theater komm ich nicht mehr und ein Concert bey mir einzurichten, wollte sich nicht machen. Auch Deine früher empfohlene Frau von Wahl, die, wie mir Ottilie meldet, aus Italien munter und wohl zurückkehrt, konnt' ich diesmal nicht sprechen. Laß mich entschuldigt seyn. Fremde Zustände mir zu vergegenwärtigen, will mir nicht mehr gefallen; ich habe an meinen eignen zu richten und zu schlichten.

Mich freut daß Du Hrn. von Humboldt, wegen seiner Aeußerungen über meinen Römischen Aufenthalt, etwas freundlich-dankbares gesagt hast, mir haben sie zu Erinnerung und Nachdenken viel Gelegenheit gegeben. Es ist merkwürdig wie er alles an- und aufregt, wie er sich in die dortigen Zustände versenkt hat und mich daselbst betrachtet. Ihm von Innen heraus entgegen zu gehen fand ich alle Ursache, und bin auf mancherley Betrachtungen über mich selbst dadurch zurückgeführt worden.

Wie gern möcht' ich in Eurem unschätzbaren Museum mein Erkennen und Wissen recapituliren, meine Unwissenheit gestehen, meine Begriffe bereichern und vervollständigen, am meisten aber einen freyen Genuß einmal, ohne Kritik und Geschichte, mir gewinnen. Das Denken über ein Kunstwerk ist eine schöne Sache; der Beyfall aber muß vorausgehen und das Urtheil folgen . . .

G.

1818.

An Zelter.

6. November 1830.[1]

Von dem Zweige Deiner Liedertafel zu sprechen, mit dem Du nicht unzufrieden bist, möchte ich sagen: daß diese guten jungen Leute, der fortschreitenden Zeit gemäß, natürlicherweise auch vorwärts wollen; aber wohin? das ist die Frage. Wir andern, wie alle unsre Lieder zeugen, verlangten eine gesellig-abgegränzte Heiterkeit und setzten uns in die unschuldige Opposition mit den Philistern. Diese sind zwar weder überwunden noch vertilgt, aber sie kommen nicht mehr in Betracht. Nun suchen sich die neuern Muntern auf einer höhern Stufe ihre Gegner, und es sollte mich wundern, wenn Deine Schüler nicht auf die Sprünge von Béranger kämen. Das ist freylich ein Feld wo noch was zu thun ist und wo sie uns überbieten können, vorausgesetzt daß sie so viel Talent haben als der Genannte. Dieses aber so wie manches Andere sey den Dämonen empfohlen, die ihre Pfoten in all dem Spiele haben.

Daß Bürgers Talent wieder zur Sprache kommt, wundert mich nicht; es war ein entschiedenes Deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publicum. Ich habe gewiß, als junger Enthusiast, zu seinem Gelingen vor der Welt viel beygetragen, zuletzt aber war mir's doch gräßlich zu Muthe wenn eine wohlerzogene Hofdame, im galantesten Négligé, die Frau Fips oder Faps wie sie heißt, mit Entzücken vordeclamirte. Es ward bedenklich den Hof den man ihr zu machen angefangen hatte, weiter fortzusetzen, wenn sie auch übrigens ganz reizend und appetitlich aussah.

[1] Von Goethe als Fortsetzung des vorigen Briefes bezeichnet.

Schiller hielt ihm freylich den ideelgeschliffenen Spiegel schroff entgegen und in diesem Sinne kann man sich Bürgers annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden, da er etwas anderes wollte, was er auch erreicht hat.

Bürgers Talent anzuerkennen kostete mich nichts, es war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer, und wird in der Geschichte der Deutschen Literatur mit Ehren genannt werden.

Daß unsre sechs Bändchen, die Du nun verschlungen hast, Dich im Innern zugleich erfreuen und peinigen, liegt in der Natur der Sache. Wenn Du nun überlegst daß Schiller gerade in der rechten Zeit von hinnen ging und uns die Epoche von 1806 u. s. w. auf dem Halse ließ; so kannst Du allerley denken, da Dir diese auch genugsam gelastet hat.

Meine Farbenlehre war bis etwa in den 10ten Bogen abgedruckt, die dazu gehörigen Papiere waren das erste was ich rettete. Wundersam genug fand sich daß irgend jemand anders auch dieses Asyl für bedeutende Dinge gesucht, und mein Geflüchtetes beseitigt hatte. Es war auch so gerettet. Ich fand mich in Stand gesetzt das ganze Werk, nach bester Ueberzeugung, vier Jahre hernach herauszugeben, ich wüßte noch jetzt nicht viel daran zu ändern. Was zu suppliren war hab' ich anderwärts gethan, und noch weiß vielleicht niemand vollkommen was er damit machen soll.

Mit diesem Besondern sprach ich aus: daß wir seit Schillers Ableben nicht aufgehört haben uns tausendfach zu bemühen, bis auf den heutigen Tag, der nach seiner Art gleichfalls auf uns lastet.

Erlaube mir diese wunderbar hin- und herspringende Manier, es gibt sonst kein Gespräch und keine Unterhaltung; ich erlaube Dir das Gleiche ohne viel Besinnen.

Es gilt am Ende doch nur Vorwärts!

G.

* * *

Am 19. November verzeichnet Goethes Tagebuch:

Gegen Abend Herr Geh. Rath von Müller und Hofrath Vogel, mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. October erfolgte Ableben meines Sohnes in Rom zur Kenntniß zu bringen.

Wie die Todesbotschaft auf Goethe wirkte, wird aus einem Briefe von Alwine Frommann an Marianne v. Willemer vom 16. November ersichtlich: „Vielleicht kann es Ihnen eine Beruhigung geben, verehrte Freundin, wenn ich Ihnen sage, daß ich Goethe am Sonnabend selbst gesehen und ihn körperlich leidlich wohl gefunden — am Mittwoch Abend hat er die Nachricht erfahren durch den Geheimerath v. Müller, dem sie Kestner und ein Maler Preller aus Rom geschrieben; Letzterer hat August die drei Tage, wo er krank lag, gepflegt. Auch sind noch mehrere Briefe aus Rom angekommen, die bestätigen, daß Scharlach und zuletzt ein Nervenschlag sein schnelles Ende herbeigeführt. Goethe spricht fast mit niemand darüber: mit seinem Arzt, Geheimerath Müller, Röhr und vielleicht noch Wenigen, mit Ottilien fast gar nichts, welches eine große Qual für sie ist, da sie aufs heftigste erschüttert ist, doch ist er sehr freundlich gegen sie und hat sie viel um sich; Mittags ißt sie mit den Kindern bei ihm, seit August weg ist, und auch Abends läßt er sie jetzt meistens einige Stunden zu sich kommen; sie beklagt sehr, nicht über Kunstsachen mit ihm sprechen zu können, da er sich auch jetzt damit am meisten beschäftigt; alles hofft für ihn, daß Zelter kommt. Mich hat sein Anblick tief erschüttert und während er an seinem Geburtstag, wo ich auch bei ihm zu Mittag war, so heiter und liebenswürdig war wie seit Jahren, saß er jetzt oft ganz versunken da; dann wollte er wieder freundlich mit uns sprechen, man fühlte aber die

Anstrengung. Oft sah er die Kinder wehmüthig an und sagte ‚Ihr armen Kinder‘ — es schnitt mir durchs Herz, auch schien er mir unwohl, Ottilie sagte aber, sie finde ihn wieder besser als vor einigen Wochen. Er sieht ziemlich viel Besuch — das traurigste ist, daß alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater, selbst wenn er auch nicht alles wußte, fühlen müssen, daß dies das mildeste war, was geschehen konnte.“

Am 21. November schreibt Goethe:

1819.

An Zelter.

Nemo ante obitum beatus, ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt.“

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es scheint als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sehe nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Drath zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! hatt' ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabey wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt

sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor von diesem Puncte gelegentlich fortzuschreiten. Meine herzlichsten dankbaren Grüße an alle so treulich Theilnehmende.

Treu angehörig

G.

„Der Körper muß", hatte der mehr als Achtzigjährige geschrieben; wenige Tage darauf aber, in der Nacht zum 26. (Freitag) überfiel ihn ein Blutsturz. Eckermann berichtet am 30.: „Goethe setzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut, welches bei seinem achtzigjährigen Alter viel sagen will. Die große Geschicklichkeit seines Arztes, des Hofrats Vogel, verbunden mit seiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal gesiegt, so daß er mit raschen Schritten seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten. Diesen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet das er mit der Bleifeder im Bette geschrieben:

„Haben Sie die Güte, mein bester Doktor, beikommende schon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. ‚Faust' folgt hierauf.

Ein frohes Wiedersehen!

W. d. 30. Nov. 1830.

Goethe."

Am 1. Dezember bereits schrieb Goethe, die Eingangs- und die Schlußzeilen eigenhändig mit Bleistift:

1820.

An Marianne v. Willemer.[1]

Daß ich noch lebe und liebe kann ich vermelten! Mit der Krankheits-Geschichte verschon ich die Freunde. Hier! was mein trefflicher Arzt von der löblichen Genesung meldet.

Man kann behaupten, daß jetzt alle Functionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, die Verdauung regelmäßig. Die Kräfte sind bey weitem nicht so geringe, als man bey solchen Vorgängen fürchten müssen. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken läßt eine baldige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

W. d. 29. Nov. 1830.

Dr. Vogel.

Lebhaften Dank für so manches Angenehme Gesendete. Auch bis heute d. 1. Dec. geht es erwünscht.

Herzlichst

Goethe.

1821.

An Willemer und Frau.

Aus Beygehendem, theuerste Freunde, ersehen Sie daß uns nichts anders übrig bleibt als, nach Meiden, Scheiden,

[1] Einen im Uebrigen wörtlich gleichen Brief erhielt Zelter, nur lautet der erste Satz: „Noch ist das Individuum beysammen und bey Sinnen."

Leiden, wieder an Freuden zu denken, wenn auch nicht für uns, doch für andere.

Hier ist es nun zu thun, das Weihnachtsfest den Enkeln, nach ihrem Sinne, möglichst auszuschmücken, welche, so froh, als läge nichts hinter ihnen, dieser ersehnten Epoche, lernend, musicirend, spielend entgegen leben.

Zu Beruhigung der geliebten Freunde darf ich vermelden: daß, verhältnißmäßig zu der Lage, ich mich nicht besser befinden könnte.

Nochmals für alles freundlich Gesendete dankend, zeige an: daß die zugesagten Festbilder nächstens ankommen werden. Eingepackt in die Teppichmuster, welche ich dankbar, ohne weitere Bestellung, zurücksende. Das grüne würde ich gewählt haben wenn es Zeit wäre das Haus zu schmücken.

Und so fortan!

treu angehörig

Weimar den 2. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

1822.*

An Zelter.

6. December 1830.

Es wird sich wohl einleiten lassen daß unsere Mittheilungen nicht unterbrochen werden. Ich schreibe manches mit Bleystift welches mundirt wird. Alles kommt darauf an, daß die Kräfte, die mir geblieben sind und die sich allmählig vermehren, wohl genutzt werden; denn es bedarf

deren. Die mir auferlegten Lasten vermindern sich nicht, doch vertheil' ich sie auf Wohlgesinnte, die sich an diesem Falle doppelt erproben. Nach und nach hörst Du das Weitere. Schon seit einiger Zeit trau' ich dem Landfrieden nicht und befleißige mich das Haus zu bestellen; das geht nun fort, rein und stetig, zu meiner großen Beruhigung.

Wegen unserer Correspondenz ist Vorsorge getroffen. Willst Du, wie ich denke, den künftigen nicht unbedeutenden Betrag des Erlöses auch für Doris bestimmen, so drücke es in einem legalen Document gegen mich aus, damit es sich an die andern Verfügungen gesetzlich anschließe, wodurch ich möglichst die wunderliche Complication der Zustände für die nächste Zukunft zu sichern für Pflicht halte . . . G.

1823.*

An Zelter.

Weimar 10.—14. Dezember.

Du hast vollkommen recht, mein Bester! wenn ich das Uhrwerk meiner Lebensbetriebe nicht gehörig in Ordnung hielte, so könnte ich in einem dergleichen leidigen Falle kaum weiter existieren. Diesmal aber hat der Zeiger nur einige Stunden retardirt und nun ist alles wieder im alten, mäßigen Gange.

Jedoch hab' ich Dir vom Verlauf des Novembers noch Einiges zu bekennen. Das Außenbleiben meines Sohnes drückte mich, auf mehr als eine Weise, sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu einer Arbeit die mich ganz absorbiren sollte. Der vierte Band meines Lebens lag, über zehn Jahre, in Schematen und theilweiser Aus-

führung, ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an und es gelang so weit, daß der Band, wie er liegt, gedruckt werden könnte, wenn ich nicht Hoffnung hätte den Inhalt noch reicher und bedeutender, die Behandlung aber noch vollendeter darzustellen.

So weit nun bracht' ich's in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel seyn, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponirt finden mochte, dürften verursacht haben. Plötzlich, nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, riß ein Gefäß in der Lunge und der Blutauswurf war so stark, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben. Nächstens noch von andern Dingen, worauf ich den vergangenen sonnenlosen Sommer aufmerksamen Fleiß gewendet, zu vorläufiger und, wie ich hoffe, zu künftiger Zufriedenheit.

Schon manchmal hab' ich bedacht, wie wir beide gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, giebst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hiezu noch der Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da giebt es denn schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie Merlin vom leuchtenden Grabe her, mein eignes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in die Ferne vernehmen lasse . . .

G.

1824. *

An Marianne v. Willemer.

. . . Von meinen Zuständen kann ich das Beste versichern. Da die Krisis einmal glücklich vorüber ist, läßt sich denken, daß ich mich besser befinde als vorher, wo doch immer etwas unbestimmt Bedrohliches im Körper lag. Doch ist mir nicht beschieden, ein meinem Alter und Kräften gemäßes behagliches Leben zu führen. Die äußere Welt fragt nicht wo man die Kräfte hernimmt, ihre Forderungen bleiben gleich; es thäte Noth man wäre immer dreyßig Jahre alt. Doch suche ich mit Mäßigung und Gleichheit über die Verschränkungen und Beschränkungen hinauszukommen, die mich seit zwei Monaten umfangen und festhalten. Bleiben Sie mir liebend und gewogen jetzt und künftig. Dr. Eckermann ist angekommen, empfiehlt sich zum Schönsten und ist mir von bedeutender Beyhülfe.

treu angehörig

Weimar den 19. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

1825. *

An August Kestner.[1]

Je länger ich aufschiebe, theuerster Mann, Ihnen zu schreiben, desto schwerer wird es mir und es möchte mir

[1] Vierter Sohn von Charlotte Kestner (Lotte Buff). Er war damals hannöverscher Ministerresident in Rom.

zuletzt ganz unmöglich werden, wenn ich nicht entschlösse gerade hin auszusprechen, wie es mir eben zu Sinne kömmt. Es bleibt eine schwere Aufgabe, nach bedeutenden Unfällen sich wieder zu fassen und zu sammeln, da man denn erst später zur Besinnung kömmt, wenn man dabey eigentlich den größten Dank schuldig ist. Es tritt dann zugleich die Ueberzeugung ein, daß Worte nicht hinreichen denselben abzustatten.

Wenn ich mich zu Ihnen nach Rom denke, so muß ich mir den bänglich zweifelhaften Zustand wieder vor die Seele führen, in welchem ich die acht vergangenen Monate verlebte. Mein[1] Sohn reiste, um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich; er hatte Mayland, die Lombardey, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen, mit tüchtigem frohem Antheil bereist und beschaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mayland wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für Natur und Kunst; er war behaglich bey Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Eben so setzte sichs fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zusammentraf und sich darauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbeins, der zwischen gedachtem Ort und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an 4 Wochen fest; aber auch dieses Unheil, so wie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beydes in der großen Hitze sehr beschwerlich, übertrug er mit männlich gutem

[1] Von hier ab bis auf Seite 327, Zeile 23 übereinstimmend mit der Mitteilung „Freundlich zu gedenken", die Goethe dann am 23. Februar 1831 an Zelter und wohl auch an andere Freunde sandte.

Humor; seine Tagebücher blieben vollständig und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längeren in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen.

Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler Herrn Zahn, der bey seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beystand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben, ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig.

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen.[1]

Leider schließen sich hier Ihre freundschaftlichen Behandlungen, Ihre Fördernisse, Ihre Sorgfalt, Ihre Beyhülfe, Ihr Schmerz an meine Briefschaften schmerzlich an, und ich fahre nicht weiter fort als um zu sagen, was

[1] In dem Schreiben an Zelter heißt es dann weiter: „Die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen Deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht giebt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus seinen Reiseblättern, das Gedächtniß dieses eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen. Und so, über Gräber, vorwärts!"

sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn bey seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Theil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushalts, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieses alles nunmehr lastend auf mir zurückbleibt und ich täglich und stündlich einsam veranstalten muß, was ich im Ganzen, jüngeren Thätigkeiten zu übertragen gedachte.

Fügen Sie hinzu, daß ich an meinen dichterischen und wissenschaftlichen und sonstigen geistigen Arbeiten noch gar Manches zu ergänzen, zu ordnen habe, manches redigiren und zurechtstellen, für die Zukunft der Meinigen sorgen muß, auch gegen die gesellige Außenwelt mich gewissen Verhältnissen nicht entziehen kann; so werden Sie sich überzeugen, daß ich ein operoseres Leben führe, als meinen hohen Jahren zuzumuthen billig ist. Da uns Erdebewohnern aber Kampf und Strauß bis ans Ende zu bestehen nicht erlassen wird, so überfiel mich am Schluß des vorigen Monats sogar eine bedenkliche Krankheit, von der ich mich schnell möglichst zu erholen das Glück hatte, und nun in dem Falle bin, am Ende meiner Tage noch als wie zu einem neuen Anfang mich einzurichten.

Hier muß ich schließen, indem ich nochmals versichere, daß ich alles dasjenige, was von römischen Gönnern und Freunden meinem Sohn in den wenigen Tagen Ergötzliches und Hülfreiches geschehen, sowie das, was nach seinem Ableben veranstaltet worden, in seinem gründlichen Werthe vollkommen anerkenne. Denen Herren von Bunsen, Plattner, Riccardi, Thorwaldsen und allen und jeden meine dankbarsten Empfehlungen; den guten und geschickten Preller mit eingeschlossen, der, wie ich höre, auch von einer Krankheit angefallen worden. Haben Sie die Güte, einem so schönen Talente mit einsichtigem Rathe beizustehen,

welchen zu beherzigen freylich unsere Jugend selten ein Ohr hat . . .

treu geeignet

J. W. v. Goethe.

Weimar den 27. Decbr. 1830.

1826.*

An Zelter.

Weimar 4. Januar 1831.

. . . Die zwey ersten Acte von Faust sind fertig. Die Exclamation des Cardinals von Este,[1] womit er den Ariost zu ehren glaubte, möchte wohl hier am Orte seyn. Genug! Helena tritt zu Anfang des dritten Acts, nicht als Zwischenspielerin sondern als Heroine, ohne Weiteres auf. Der Decurs[2] dieser dritten Abteilung ist bekannt; in wiefern mir die Götter zum vierten Acte helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes steht auch schon auf dem Papiere. Ich möchte diesen zweyten Theil des Faust, von Anfang bis zum Bachanal, wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen und sie werden etwas aufzurathen finden.

Noch ein bedeutendes Wörtchen zum Schluß. Ottilie sagt: unsre Correspondenz sey für den Leser noch unterhaltender als die Schillerische. Wie sie das meynt und sich's auslegt, wo möglich nächstens zu guter Stunde.

Und so fernerhin G.

---

[1] Der nach der Lektüre des „Rasenden Roland" ausrief: „Messer Lodovico, wie kommt Ihr nur zu all den Torheiten".
[2] Hier im Sinne von „Ende".

1827. *

An Adele Schopenhauer.

... Unser August ist nicht wieder gekommen. Wenn Geist und Character der Hinterbliebenen wie man fordert, solchen Fällen gewachsen seyn sollen, so muß der Körper sich dabey ganz natürlich betragen und bey einer sittlichen Krise zu seiner Erhaltung eine physische erfolgen lassen. Und so war ich denn, meine Gute, dem äußern Anschein nach, schon mit den Fußzehen im Flusse des Vergessens, sollte aber diesmal doch die Barke nicht erreichen. Hierauf denn bleibt mir nichts übrig als von vorn anzufangen und die mißliche Rolle eines deutschen Hausvaters zu spielen; zwar, wie ich dankbar anerkennen muß, unter den günstigsten äußeren Umständen.

Eben als ich schließen will stockt mir die Rede. Ich kann nicht ausdrucken wie mich das Hinscheiden unsres Niebuhrs[1] angegriffen hat. Eben wollt ich Ihnen die freundlichsten Grüße an denselben auftragen. Vor drey Wochen erhielt ich einen treuen, verständig-wohlwollenden, belehrenden Brief von ihm und habe mich tagtäglich mit dem zweyten Theil römischer Geschichte neuster Ausgabe beschäftigt, und, in anhaltendem geistigen Gespräch mit ihm, einen Brief, den ich an ihn senden wollte, vorbereitet. Nun muß ich das für mich allein durcharbeiten und das ist eine leidige Zugabe, die mir eben jetzt sehr ungelegen kommt.

Möge es unter uns noch lange beym Alten bleiben.

Weimar den 10. Jan. 1831.

JW v Goethe.

[1] Am 2. Januar.

1828. *

An Zelter.

... Deine Einleitung zu Händels Te Deum ist höchst wacker und brav und Deiner würdig. — Das liebe, allerliebste gegenwärtige Publicum meynt immer: das was man ihm vorsetzt müßten jedesmal warme Kräppel aus der Pfanne seyn. Es hat keinen Begriff daß man sich zu jedem Neuen und wahrhaft Altneuen erst wieder zu bilden habe. Doch wie sollten sie dazu kommen? Werden sie doch immer neu geboren.

In den Wissenschaften hör' ich schon mein liebes langes Leben lang, bey Gelegenheit mancher bedeutenden Productionen: was wahr daran sey, sey nicht neu und das Neue nicht wahr; d. h. doch weiter nichts als: was wir gelernt haben, glauben wir zu verstehen; und was wir lernen sollen, verstehen wir nicht.

Hätt' ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt' ich die Menschen nie kennen lernen. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernsten, Redlichen gar bald deutlich was das für Personnagen sind, die der Natur Unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht und sogar wenn sie von Menschen schon ausgesprochen ist.

Nun will ich aber bekennen daß ich neulich[1] gefrevelt habe, wenn ich, im Unmuth über Niebuhrs Tod, zu sagen mich vermaß: nur Niebuhr sey es, und nicht das von ihm so glücklich behandelte alt-Römische Wesen, was mich interessire; das ist keineswegs richtig. Denn der Ver-

[1] In einem vom 17. Januar datierten Briefe an Zelter.

ständige, der irgend eine Angelegenheit liebevoll und gründlich behandelt, giebt uns Theil an seiner Theilnahme und nöthigt uns in seine Angelegenheiten hinein. So find' ich es jetzt, da die Römisch-antiquarische Societät fortfährt mir ihre Bemühungen mitzutheilen, die ganz im Sinne Niebuhrs, von ihm angeregt und nun auf seine eigentlichste Weise fortgeführt, ihn nach seinem Abscheiden wirklich wieder beleben. Er geht noch umher und wirkt . . .

29. Januar. G.

1829.

An J. H. Meyer.

In Erwartung Ihrer freundlichen Zusprache send' ich die Anfrage voraus: ob Sie mir mit etwa Dreyhundert Thalern auf kurze Zeit aushelfen mögen? und können. Mein ökonomisches Wesen erlebt eine wunderliche Krise.

W. 8. Febr. 1831. G.

1830.*

An Wilhelm Zahn.

Weimar, den 24. Februar 1831.

Das Schreiben meines Sohnes, datirt den 13. September von Neapel, war eins der angenehmsten seiner bisherigen Wallfahrt. Nach manchen Unbilden einer sonst glücklichen Reise, nach überstandenen harten Meeresstürmen, war er endlich im herrlichsten Hafen angelangt, an einem bedeutenden Festtage, welches gute Vorbedeutungen aufzu-

fordern schien. Sein Glück hielt ich für ganz vollkommen, da er Sie gleich antraf,[1] und es ihm sodann an Leitung Führung und allen möglichen Fördernissen nicht fehlen konnte. Wenn das durch Ihre Vermittlung möglich gewordene Ereigniß einer besonders gewidmeten Ausgrabung[2] auch fernerhin die Folge haben kann, daß unser Name heiter in Pompeji von Zeit zu Zeit ausgesprochen werde, so ist das einer von den Gedanken, mit denen unsere über der Vergangenheit spielende Einbildungskraft sich angenehm zu beschäftigen, Schmerzen zu lindern und an die Stelle des Entflohenen das Künftige sich vorzubilden Gelegenheit nimmt. Empfangen Sie meinen besten Dank für diese höchst freundliche Einleitung . . .

Mit den treusten Wünschen

J. W. v. Goethe.

1831.*

An Boisserée.

Weimar, 20. März.

. . . Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich die geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte mich körperlich und

[1] Prof. Wilhelm Zahn (1800—1871) war 1825 nach Neapel gegangen; 1828 begann er sein 1859 abgeschlossenes Hauptwerk: „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabia". Bei seiner zweiten italienischen Reise hatte er Gelegenheit, sich August nützlich zu erweisen. Goethe, für die Ausgrabungen in Pompeji, sowie für die kunstwissenschaftlichen Arbeiten Zahns interessiert, stand mit ihm seit 1828 in Briefwechsel.

[2] Zahn hatte veranlaßt, daß eines der in Pompeji ausgegrabenen Häuser nach Goethe benannt wurde.

geistig auf eine Weise wieder herzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug thut. Denn daß die großen Unbilden, die mich in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mußten, werden Sie denken. Wenn ich auch innerlich gleich blieb, so war es doch eine schwere Aufgabe in Bezügen zu wirken, die ich längst Andern übertragen hatte. Aus der Stellung des Großvaters zum Hausvater, aus dem Herrn zum Verwalter überzugehen, war eine bedeutende Forderung. Sie ist gelöst, und wenn ich sage, daß Tochter und Enkel sich so betragen, daß man sich über ihre Fügsamkeit, Zucht und Anmuth, über alles unabsichtliche Zuvorkommen und harmonisches Uebereinseyn nicht genug erfreuen kann, so ist noch nicht alles gesagt. Wollte man dieses Behaben und Behagen nach der Wirklichkeit schildern so würde es zwischen die Idylle und das Mährchen hineinfallen.

Die letzte Seite bin ich nun veranlaßt, in Ernst und Scherz mit etwas Wunderlichem zu schließen.

Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deßwegen sucht er oder macht sich Proselyten.

Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier,[1] welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und in sofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse,

[1] Eine kappadokische Glaubensgenossenschaft des 4. Jahrhunderts.

anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualificiren; das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beschränkung seiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?

In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen lassen.

J. W. v. Goethe.

1832.*

An Zelter.

1. Juny 1831.

Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen äußern Erndte in die Du gesendet bist, mir von Zeit zu Zeit einige Büschel zuzuschicken, indeß ich ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausspreche, den zweyten Theil meines Faust zu vollenden. Es ist keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweyundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache . . .

1833.*

An August Kestner.

... Doch ich will noch etwas anschließen: sollte es thunlich und schicklich seyn, daß man die Stelle, wo mein Sohn niedergelegt worden, auf irgend eine Weise bescheidentlichst bezeichnete. Haben Sie die Güte, mir Ihren Gedanken darüber zu eröffnen; da der Vater, wie jene Elegie[1] bezeugt, jenen Weg zu nehmen gewünscht, so ist es doch ganz eigen, daß der Sohn denselben eingeschlagen und der Vorfall verdiente wohl ein Merkzeichen ...

Dankbar verpflichtet

J. W. v. Goethe.

Weimar, 9. Juny 1831.

1834.*

An Zelter.

28. Juny 1831.

... Das ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Daseyn findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich daran sich erfreuen muß.

Bey manchen innern stillen Arbeiten, wobei ich Dein immerfort gedenke, bin ich auch in das neuere Französische mitunter hineingezogen worden und habe bei solcher Ver-

[1] Römische Elegie 7 (Schluß).

anlassung über die Religion Simonienne nachzudenken gehabt. An der Spitze dieser Secte stehen sehr gescheite Leute; sie kennen die Mängel unserer Zeit sehr genau und verstehen auch das Wünschenswerthe vorzutragen. Wie sie sich aber anmaßen wollen das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerthe zu befördern, so hinkt es überall. Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar, an sie anschließt und sich mit ihnen vereinigt.

Welcher Mensch, welche Gesellschaft dürfte dergleichen aussprechen! da man ja von Jugend auf nicht leicht jemand kennen und die Steigerung seiner Thätigkeit beurtheilen wird. Wodurch bethätigt sich denn zuletzt der Charakter als daß er sich in der Tagesbewegung, im Hin- und Wiederwirken bildet? Wer unterstünde sich den Werth der Zufälligkeiten, der Anstöße, der Nachklänge zu bestimmen? wer getraute sich die Wahlverwandtschaften zu würdigen? Genug, wer sich untersteht zu schätzen was der Mensch ist, er müsse in Anschlag bringen, was er war und wie er's geworden ist. Solche allgemeine Unverschämtheiten haben wir gar oft schon erlebt, sie kehren immer zurück und müssen geduldet werden.

Dies hab' ich bey Gelegenheit jener Unternehmungen gedacht und ich zweifle nicht daß dabey noch gar manches andere zu denken seyn möchte.

Von der neusten Französischen Romanlectüre und ihrem nächsten Kreise will ich nur so viel sagen: es ist eine Literatur der Verzweiflung, woraus nach und nach alles Wahre, Aesthetische sich von selbst verbannt. Notre dame de Paris von Victor Hugo besticht durch das Verdienst fleißiger, wohlgenutzter Studien der alten Locali-

täten, Sitten und Ereignisse; aber in den handelnden Figuren ist durchaus keine Spur von Naturlebendigkeit. Es sind lebensuntheilhafte Gliedermänner und Weiber, nach ganz geschickten Proportionen aufgebaut, aber außer dem hölzernen und stählernen Knochengerüste durchaus nur ausgestopfte Puppen, mit welchen der Verfasser aufs unbarmherzigste umgeht, sie in die seltsamsten Posituren renkt und verrenkt, sie foltert und durchpeitscht, geistig und leiblich zerfleischt — freylich ein Nichtfleisch ohne Barmherzigkeit zerfetzt und in Lappen zerreißt; doch das alles geschieht mit dem entschiedenen historisch-rhetorischen Talent dem man eine lebhafte Einbildungskraft nicht absprechen kann, ohne die er solche Abominationen gar nicht hervorbringen könnte . . .

1835. *

An August Kestner.

29. Juli.

. . . Was die wenige Verlassenschaft meines Sohnes betrifft, so sey die Absendung derselben ganz in Ihre Hände gegeben. An Herrn Mylius in Mayland gesendet, kommen sie mir zu Handen. Meine wiederholte dankbare Empfehlung an Herrn von Platner.

Um nunmehr von dem Monument zu sprechen, darf ich wohl meine Rührung bekennen, die mich ergreift, als ich die freundliche Vorsorge der dortigen geneigten Wohlwollenden und das Anerbieten des Herrn Thorwaldsen vernehme, welches ich nicht anders als höchst dankbar anzuerkennen habe, wie ich in Worten kaum auszusprechen wage. Mit der Absicht, den Cippus auf zwölf Palmen zu setzen, bin ich völlig einverstanden, wie denn durch

einen in der Zeichnung versuchten Einbug, eine rechte angenehme Proportion hervortritt. Auch eine Inschrift ist beygelegt, welcher ich der dortigen Kenner Beyfall gleichfalls wünsche. G.

(Goethe, Fil. Patri. Antevertens.
Obit.
Annorum. XL.
MDCCCXXX).

1836.

An L. D. v. Henning.

Weimar, den 20. August 1831.

Wie sehr freue ich mich, mein Theuerster, zu erfahren, daß Sie nicht unterlassen, die einmal gegründete und gebilligte Farbenlehre durch Ihre Vorträge anschaulich zu machen! Genau besehen, gestehen wir uns selbst nicht recht, welche verwilderte Aufgabe wir zu lösen unternommen haben. Nichts ist schwerer, als daß der Mensch, dem man das eine Fruchtbare überliefert, es bei sich auch fruchtbar werden lasse. Die Forderung wird immer größer, je länger man sich in diesen Geschäften ernst und treu, leidenschaftlich und doch umsichtig fortwirkend bemüht.

Wie gern spräch' ich weiter! Doch verliert man sich, will man so wichtigen Betrachtungen nachgehen, gar zu schnell ins Abstruse; deshalb die Hoffnung mir höchst willkommen ist, Sie im Laufe dieser Monate wiederzusehen. Einer Quittung über die erhaltenen Gelder widme ich das folgende Blatt.

Mich schönstens und bestens empfehlend

treu theilnehmend

J. W. v. Goethe.

Dreizehn Thaler 5 Sgr. als Honorar für die beiden zum vorjährigen Septemberheft der „Berliner Jahrbücher" gelieferten Rezensionen richtig erhalten zu haben, bescheinige hiermit.

Weimar, den 21. August 1831.

J. W. v. Goethe.

1837. *

An Zelter.

20. August 1831.

. . . Wenn ich nun diese Deine reiche Gabe [1] auf meinen nächsten Geburtstag beziehe, so darf ich wohl vermelden von dem merkwürdigen Geschenk das ich über den Canal erhalten habe. Funfzehn Englische Freunde wie sie sich selbst unterzeichnen, ließen bey ihren berühmtesten Goldschmieden ein Siegel verfertigen, welches bequem in der hohlen Hand zu fassen, einer länglichen Vase sich allenfalls vergleichen läßt. Alles was der Goldschmied verbunden mit dem Emaillirer leisten kann, ist hier zu schauen. Man wird an die Beschreibungen erinnert, mit welchen Cellini seine Arbeiten zu rühmen pflegt und die Absicht ist offenbar sich dem sechzehnten Jahrhundert zu nähern. Den Spruch:

„Ohne Rast, doch ohne Hast"

scheinen die Engländer bedeutend genug gefunden zu haben, da er im Grunde ihr eignes Thun sehr gut ausdrückt. Diese Worte sind um einen Stern, innerhalb des bekannten Schlangenkreises eingeschrieben, leider mit altdeutschen Versalien, welche den Sinn nicht ganz zur Klarheit bringen. In jeder Rücksicht ist diese Gabe dankenswerth, und ich hab' ihnen einige freundliche Reime dagegen geschrieben.

[1] Eine Sendung Kupferstiche.

Da es die guten lieben Weimaraner nicht lassen können dieses Fest, wie so manches andere, durch ein Ergo bibamus zu feyern, auch sonst noch verschiedene, durch die Umstände herbeygeführte Incidenzien zu nutzen gedenken; so werd' ich mich wohl in diesen Tagen, wenn auch nicht weit, entfernen. Dergleichen wohlgemeynte Huldigung persönlich abzuwarten, wird mir immer unmöglicher. Je älter ich werde seh' ich mein Leben immer lückenhafter, indem es Andere als ein Ganzes zu behandeln belieben und sich daran ergötzen . . .

G.

1838.

An Frau v. Levetzow. [1]

Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend, stelle ich jenes Glas vor mich, das auf so manche Jahre zurückdeutet, und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt.

Nach so wundersam unerfreulichen Schicksalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Antheil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Versicherung aussprechend: Daß meine Gesinnungen unwandelbar bleiben.

(Ilmenau) am 28. Aug. 1831.

treu angehörig

JWvGoethe.

[1] Goethes letzter Brief an Levetzows.

1839. *

An Zelter.

4. September 1831.

Sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, recognoscirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh' ꝛc."

Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht so gesucht wie sonst. Pech ward gesotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künstlichst und kümmerlichst verfertigt. Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, kolossale Urstämme, in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt (einen davon Dir vorzuzeigen hatte ich vergessen, er steht im Gartenhause); und so ging's denn weiter, vom alten Granit, durch die angränzenden Epochen, wobey immer neue Probleme sich entwickeln, welche die neusten Weltschöpfer mit der größten Bequemlichkeit aus der Erde aufsteigen lassen.

Im Ganzen herrscht ein wundernswürdiges Benutzen der mannigfaltigsten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen.

Wenn ich mich von da zu Dir versetze, wünscht' ich nichts mehr als Dich den großen Contrast zwischen Deinen äußern Zuständen und diesem empfinden zu sehen . . .

G.

1840. *

An Reinhard.

Weimar d. 7. September 1831.[1]

. . . Daß wir nun auch die lieben Ihrigen nicht sehen sollen, ist ein wahrhaftes Mißgeschick; denn ein heiteres Anknüpfen in Gegenwart hat doch gar zu großen Werth besonders für unsre Zustände, wo von dem Drang des Augenblicks das Vergangene zu verschwinden scheint.

Doch dergleichen umnebelnde hypochondrische Dünste zu entfernen, bedien' ich mich aller sittlich-realistischen Mittel. Die dießmal sehr gesteigerte Feier des 28. August, welche ich zu dämpfen kein Recht hatte, glaubte ich nicht in der Nähe bestehen zu können. Deshalb verfügte ich mich mit meinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um die Geister der Vergangenheit durch die Gegenwart des herankommenden auf eine gesetzte und gefaßte Weise zu begrüßen.

Die jungen Wesen, worunter sich der liebe Pathe besonders hervorthat, drangen ohne poetisches Vehikel in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur. Sie sahen die Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr weder Brod, noch Butter, noch Bier zu sehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläser, sind in ähnlichem Falle, aber alle

[1] Goethes letzter Brief an Reinhard.

heiterer als Unsereiner, dessen Kahn sich so vollgepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen.

Indessen muß man nicht versäumen, Ruder und Segel und sonstige Griffe des Handwerks zu benutzen, um über die Welle des Augenblicks wegzukommen.

Als Poet denk' ich immer, daß auf's stranden sich landen reime und somit Gott befohlen. Doch warum sag' ich Ihnen das? Da Sie hierin erfahrener und gewandter sind, als wir Sedentarier alle.

Bekräftigen muß ich aber doch vertraulich, daß es mir gelungen ist, den zweiten Theil des Faust in sich selbst abzuschließen. Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit anlachten. Nun bedurft es zuletzt einen recht tüchtigen Entschluß das Ganze zusammenzuarbeiten, ich bestimmte fest in mir: es müsse vor meinem Geburtstage geschehen seyn. Und es war in der Hälfte des Augusts, daß ich nichts mehr daran zu thun wußte, das Manuskript einsiegelte, damit es mir aus den Augen und aus allem Antheil sich entfernte. Nun mag es dereinst die specifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren, wie und wann es damit auch werde. Mein Wunsch ist, daß es Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen möge. Aufschluß erwarten Sie nicht; der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes.

Möge Gegenwärtiges im besten Sinne, aber hie und da nicht mit wünschenswerther Deutlichkeit Geschriebenes, freundlich aufgenommen und seiner Zeit geneigt erwiedert werden.

Goethe.

1841.*

An Felix Mendelssohn-Bartholdy.

... Daß Du die erste Walpurgisnacht[1] Dir so ernstlich zugeeignet hast, freut mich sehr, da Niemand, selbst unser trefflicher Zelter, diesem Gedicht nichts abgewinnen können. Es ist im eigentlichen Sinne hoch symbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht werde. Die Mittelzeit, wo der Held noch gegen wirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt, und ein freudiger unzerstörbarer Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinauf. Diesem Allem hast Du gewiß Leben und Bedeutung verliehen und so möge es denn auch mir zu freudigem Genuß gedeihen...

Weimar den 9. Septbr. 1831.

1842.*

An Adele Schopenhauer.

... Erzählen Sie mir viel von Sich und der Frau Mutter, hiezu will ich Sie aufmuntern, indem ich von mir vermelde: daß ich sechs Tage auswärts war, in Ilmenau, bey einem außerordentlich schönen, dieses Jahr

[1] Felix hatte im März aus Rom geschrieben, er wolle die erste Walpurgisnacht „mit Orchesterbegleitung als eine Art großer Cantate componiren, und der heitere Frühlingsanfang, dann die Hexerei und der Teufelsspuk, und die feierlichen Opferchöre mitten durch könnten zur schönsten Musik Gelegenheit geben". Am 28. August schreibt er aus Luzern, daß er die Musik in Mailand vollendet habe: „Es ist eine Art Cantate für Chor und Orchester geworden, länger und ausgedehnter, als ich zuerst gedacht hatte, weil die Aufgabe sich ausdehnte und größer ward und mir mehr sagte, je länger ich sie mit mir herumtrug."

seltenen Wetter. Dort befuhr ich auf neuerrichteten Chausseen, die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bey deren Pflanzungen ich vor 50 Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen hatten gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden, anderes, weder zu Erwartendes, noch zu Ahnendes hatte sich entfaltet. Genug! das alles war, durch einen leidlichen Wettlauf, von gescheiten und klugen Menschen, recht hübsch geordnet ins Leben geführt und wohlerhalten. Besonders erfreuen die hundertjährigen Fichtenwände, schwarz grün und düster, von der heitersten Mittagssonne kaum Notiz nehmend. In einiger Entfernung, junge, von allen Jahren heranwachsende Reviere, welche ihr helles Gelbgrün, auch bey trüben Himmel, unsern Augen entgegen zu schicken nicht versagen.

Hab' ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländischte Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigen Zwiespalt in sich selbst sind: ob es wohl räthlich sey gegen Nordosten zu ziehen? wo die asiatische Hyäne [1] uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist.

Hier kann niemand dem Andern rathen; beschließe was zu thun ist jeder bey sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Muth machen.

Mir geht es ganz gut; Ottilie und die Kinder sind allerliebst und die vielen Fremden die bey mir vorbeygehen, machen mir den umgekehrten optischen Betrug als wenn ich mich selbst vom Platz bewegte . . .

und so fortan!

treulichst

Goethe.

Weimar den 19. Sept. 1831.

[1] Cholera.

1843.

An Graf Brühl.

Weimar, 15. Oktober 1831.

Im hohen Alter, wo uns die Jahre nach und nach wieder entziehen, was sie uns früher so freundlich und reichlich gebracht haben, halte ich für die erste Pflicht gegen uns selbst und gegen die Welt, genau zu bemerken, was uns noch übrig bleibt. Und was ist schätzenswerther als geprüfter Freunde Dasein, mit denen man viele Jahre einverstanden gehandelt und mit welchen man sich in geistiger Gemeinschaft immerfort näher und ferner bildete?

Dankbarlichst erkenne ich daher Ihre lieben Zeilen, theuerster Herr und Freund, so wie das beigefügte Heft.

Bei Gelegenheit desselben möchte ich Ihnen nun recht stark ins Gewissen reden und Sie beschwören: lassen Sie sich ja nicht reuen, was Sie gethan und geleistet haben, und verkümmern Sie sich's in der Erinnerung nicht selbst! Scheint auch ein redliches Bemühen nicht von solcher Wirkung, wie man gewünscht, wie man gehofft hatte, so hat es auf eine andere, uns vielleicht unbekannte Weise genützt, gefördert und gebessert.

Und mich dünkt, Sie sind gerade in dem Falle, daß Sie talentvolle Künstler zu eigenen Gedanken auf einen besseren Weg geleitet haben. Ja, man ist Ihnen schuldig, daß die Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Innern nicht allein mit Worten gelehrt, sondern durch lebendigen Vorgang ein kongruenterer Geschmack möglich geworden.

In irdischen Dingen ist Alles folgenreich, aber durch Sprünge. Glaubt man, irgend ein Eindruck sei verloren, so tritt die Wirkung da oder dort hervor. Vielleicht ver-

nehmen wir es nicht, oder es giebt uns auch wol keine Zufriedenheit, weil es nicht in unserm Sinne, nicht nach unsern Absichten sich äußert.

Verzeihen Sie diese Allgemeinheiten! Es sind die Früchte des Alters, an denen wir uns wiederherstellen müssen; sie passen aber gerade auch diesmal zu dem Fache, in welchem wir Beide arbeiteten, und so darf ich wol, was ich mir selbst gelegentlich zu Nutze mache, auch einem werthen Freunde mittheilen und empfehlen. Ein Blick in die frühere Zeit kann uns Beiden wohlthun; Sie aber genießen mit Behaglichkeit der schönen Stellung, die Ihnen jetzt zu der bildenden Kunst gegönnt ist. Von einer Fülle sind Sie umgeben, an derem letztem gedämpften Abglanz wir unsere einsiedlerischen Tage zu erquicken und zu fristen haben. Möge das Beste Ihre Stunden begleiten!

G.

1844. *

An Zelter.

20. Oktober 1831.

... Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bey so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen als ihnen von Natur gegeben war und mehr wirken als sie vermochten; daher haben sie in Kunst und Literatur viel Unheil angerichtet. Von ihren falschen Lehren in der bildenden Kunst, welche den Egoismus, mit Schwäche verbunden, präconisirten lehrten und ausbreiteten, haben sich die Deutschen Künstler und Liebhaber noch nicht erholt; sogar muß man diesen

den Irrthum auf eine Weile gönnen, sie würden verzweifeln wenn ihnen die Augen aufgingen. Indessen haben wir Andern die Noth, die wir Künstlern forthelfen sollen deren Werke doch am Ende niemand will, weil sie niemanden zusagen. Deswegen haben die liebenswürdigen Vereine das Publicum redlich zum Besten, indem sie verloosen was niemand kaufen würde, und woran derjenige der's gewinnt sich kaum erfreuen kann.

Ich würde sogar das Falsche lieben und fördern, wenn es nur gesucht und gut bezahlt würde. Und da mag es denn so hingehen.

Um zu jenen Dioskuren zurückzukehren, so erstickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, die er, auf seinem unbehaglichen Lebensgange, gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte; deshalb er sich in den Katholicismus flüchtete und, bey seinem Untergang, ein recht hübsches aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich zog.

Genau besehen war die Richtung nach dem Indischen auch nur ein pis-aller. Sie waren klug genug zu sehen, daß weder im Deutschen noch Lateinischen und Griechischen Felde etwas Brillantes für sie zu thun sey; nun warfen sie sich in den ferneren Osten und hier manifestirt sich das Talent von August Wilhelm auf eine ehrenvolle Weise. Alles das — und + wird die Folgezeit reiner in Evidenz setzen. Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bey der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, nothdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte delirt haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andere. . . . .

Schiller war mit Recht auf sie erboßt; wie er ihnen im Wege stand, konnt' er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Förderniß dessen was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respectabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht."

Daß August Schlegel so lange lebt um jene Mißhelligkeiten wieder zur Sprache zu bringen, muß man ihm gönnen. Der Neid, so viele wirksamere Talente auftauchen zu sehen, und der Verdruß als junger Ehemann [1] so schlecht bestanden zu haben, können unmöglich das Innere dieses guten Mannes ins Wohlwollen gelangen lassen.

Wir wollen das alles, wie seit so vielen Jahren, vorübergehen lassen und immer nur auf das hinarbeiten was wirksam ist und bleibt. Ich habe gar manche hübsche Faden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, die mir niemand abreißen kann . . .

G.

1845.*

An Savigny.

. . . Mit meinem Bezug zu Niebuhrs letzter Arbeit verhält es sich folgendermaßen: den dritten Band seiner Römischen Geschichte erhielt ich, glücklicherweise zu einer Zeit, wo es von mir abhing mir irgend ein Interesse zu wählen; ich ergab mich daher diesem Werke und zog nach

[1] Er hatte jüngst Karoline Paulus geheiratet; die Ehe wurde sehr bald getrennt.

meiner Art viel Vortheil und Auferbauung daraus. Was ich mir zu Nutze gemacht, war mir deutlich, was ich noch ferner zu nutzen wünschte, wohl ebenfalls, und da ich das Ganze als Conversation mit dem Verfasser gelesen und mir ihn möglichst zu vergegenwärtigen gesucht hatte, so wären meine ersten Aeußerungen gegen ihn lebhaft und einem Dialog ähnlich geworden. Auch war schon alles mit Heiterkeit im Kopfe zu rechte gerichtet, und ich freute mich auf eine unmittelbare Ausführung eines für mich so bebedeutenden Geschäftes.

Nun aber versetze man sich in meinen Schmerz, als die unerwartete Nachricht seines Todes mich ereilte. Ich fand mich ganz ohne Hülfe, ohne Rettung; denn nur mit dem Autor selbst könnte ich auf diese Weise sprechen, es konnte kein Dritter seyn. Und wie sollte auch jemand zu ebenderselben Zeit sich in das Buch dergestalt versenkt haben? Sogar, wenn er auch wäre aufzufinden gewesen, so war es doch nur ein Leser wie ich, der, nach dem Maße seiner Neigung und Erkenntniß, sich dasjenige zugeeignet hatte, was ihn am meisten ansprach. Ich versuchte daher auch nicht einmal eine Zeile aufs Papier zu bringen, verarbeitete das Gelesene eine Zeitlang in mir selbst. Doch fühlte ich bald, daß ich mich ablenken, mein Interesse nach einer andern Seite hinrichten müsse, um die schmerzlich verwirrenden Gefühle nicht immerfort wieder aufzuregen. So ist denn, außer dem wirklichen Nutzen den ich aus dem Buche gezogen, alles weggeschwunden was durch Mittheilung und gegenseitige Theilnahme eigentlich erst ein anmuthiges Leben im Wissen bewirken wollte.

Diese weitläuftige Darstellung nehmen Sie gewiß freundlich auf; sie hatte für mich etwas traulich Tröstliches, indem es mich zugleich schmerzt nicht ein gründlicheres Zeugniß meiner Theilnahme an einem so nahverwandten

Manne ablegen und indem ich es zu so schönen Zwecken in Ihre Hände gab, auch Ihnen gefällig seyn und ein dauerndes bedeutendes Verhältniß bethätigen zu können. Und so fortan!

Weimar, den 21. October 1831.

Treulichst Goethe.

1846.

An Gottfried Hermann.[1]

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich so oft aus düstern kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tagland gerufen und versetzt, daß ich Ihnen die angenehmsten Augenblicke meines Lebens schuldig geworden. Phaeton, Philoktet, die Urmythologie und so manches Andere haben mich vielfältig beschäftigt, und mir möglich gemacht, das nach Zeit und Ort, Gesinnung und Talent Entfernteste an mich heranzurufen.

Wollen Sie mir nun gar auf die ehrenvollste Weise zugestehen, daß ich als ein gedämpftes aber doch treues Echo jene Klänge unserm gemeinsamen Vaterland zugelenkt, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen übrig. Die glücklichsten Augenblicke hab' ich dabei gelebt; hat sich nun zugleich etwas erfreulich Förderndes für meine Landes- und Zeitgenossen entwickelt, so dient dieß zur Stärkung und Belebung meines Glaubens, den ich während eines langen Lebens festgehalten habe.

[1] Hermann (1772—1848), der große Philologe, hatte Goethe seine Ausgabe der „Iphigenie auf Tauris“ gewidmet. Er hatte früher bereits einmal Goethe als einen unter den Deutschen wandelnden Griechen bezeichnet, und nun lautete seine Widmung: „Goethio Taurica Iphigenia spiritum Grajae tenuem Camenae Germanis monstratori d. G. H.“

Der Hauptgedanke, nach welchem Sie uns ein so herrliches Stück wiederherstellen, ist bewundernswürdig, die Ausbildung im Einzelnen unschätzbar. Soviel darf ich wol im Allgemeinen sagen, wenn ich auch schon, weder jetzt noch künftig, das eigentliche Verdienst gründlich anzuerkennen mir einbilden darf.

Doch freu' ich mich gerade in solchen Fällen eines lebendigen Ahnungsvermögens, welches durch Ihre Behandlungsweise, soweit sie auch im Besonderen von mir abliegen möchte, im Ganzen mich immer befähigt und fördert.

Eine höchst angenehme schon eingeleitete sowie belehrende Unterhaltung mit Freund Riemer seh' ich über diese neuste Mittheilung vor mir. In diesen sich immer mehr verlängernden Abenden werden Sie also einen stetigen Dank von theilnehmenden Bewunderern zunächst sich immer vergegenwärtigen können.

In aufrichtigster Anerkennung und Hochachtung

treu verpflichtet

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 12. Nov. 1831.

1847. *

An Zelter.

23. November 1831.

. . . Zuvörderst aber hab' ich zu melden daß ich in meine Klosterzelle mich zurückgezogen, wo die Sonne, gerade jetzt bey ihrem Aufgehn, mir horizontal in meine Stube

ſcheint und mich bis zum Untergange nicht verläßt, ſo daß ſie mir durch ihre Zudringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad daß ich ſie wirklich auf einige Zeit ausſchließen muß. Dabey kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, welches, überſetzt, ohngefähr alſo lauten würde:

Mit Liebe nicht, nur mit Reſpect
Können wir uns mit Dir vereinen:
O Sonne! thäteſt Du Deinen Effect
Ohne zu ſcheinen.

... Uebrigens begreifſt Du, daß ich ein teſtamentariſches und codicillariſches Leben führe, damit der Körper des Beſitzthums, der mich umgiebt, nicht allzuſchnell in die niederträchtigſten Elemente, nach Art des Individuums ſelbſt, ſich eiligſt auflöſe. Doch haben Könige ſelbſt nicht ein Quer-Fingerbreit über ihr irdiſches Daſeyn hinaus wirken können; was wollen wir andern armen Teufel für Umſtände machen!

Ich ſehe nur wenige Menſchen zu beſtimmten Zeiten, deswegen mir manche ſchöne Stunde in salvo bleibt, wo ich denn in der Ferne auch wohl ein gutes Wort abzulaſſen im Stande bin. Schreibe fleißig, vermelde und vertraue wie bisher, damit ich, wenn ich zaudern ſollte, zum Erwiedern angeregt werde.

G.

1848.*

An Boiſſerée.

24. November.

... Seitdem ich das Glück hatte, meinen Fauſt abzuſchließen und zu verſiegeln, damit er, wie er auch ſey, noch einige Jahre in Ruhe bleiben möge, hab' ich mich

wieder in die naturwiſſenſchaftlichen Dinge geworfen, um ſie ſo zu redigiren, zu ſtellen und zu ordnen, daß ſie ſich dereinſt an die Ausgabe meiner Werke ſchicklich anſchließen mögen. Auf dieſem Wege ſuch' ich gerade jetzt aus meiner Farbenlehre zwar nicht ein Leſebuch, aber doch ein lesbares Buch zu machen. Ohnerachtet des grimmig-haſſenden Widerſtrebens der Phyſiko-Mathematiker, wirkt ſie im Stillen, wovon mir anmuthige Beweiſe zugekommen ſind. Freilich laſten die Schulnebel zu ſchwer auf den Ueberliefernden, von denen man nicht verlangen kann, daß ſie ſich entſchließen ſollen von vorn anzufangen; wer weiß aber ob das Barometer der Vernunft nicht ſo hoch ſteigen kann um jenen dichten Dunſtkreis auf einmal zu zerreißen, damit die beſchmutzte Sonne ſich in ihrer ewig reinen Klarheit zeige und die reine Materie dagegen das ihr anheim gegebene Farbenſpiel auch vor dem geiſtigen Auge der Menſchen beginne ...

Als ich meinen abgeſchloſſenen Fauſt einſiegelte, war mir denn doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe; denn es mußte mir einfallen, daß meine wertheſten, im allgemeinen mit mir übereinſtimmenden Freunde nicht alſobald den Spaß haben ſollten, ſich an dieſen ernſt gemeinten Scherzen einige Stunden zu ergötzen, und dabei gewahr zu werden, was ſich viele Jahre im Kopf und Sinn herum bewegte, bis es endlich dieſe Geſtalt angenommen. Sogar als Dichter, der ſein Licht unter den Scheffel ſetzen will, mußt' ich verzweifeln, indem ich auf die nächſte unmittelbare Theilnahme Verzicht that. Mein Troſt iſt jedoch, daß gerade die an denen mir gelegen ſeyn muß, alle jünger ſind als ich, und ſeiner Zeit das für ſie Bereitete und Aufgeſparte zu meinem Andenken genießen werden ...

Und ſo fortan! Von der erſten zur letzten Zeile

J. W. v. Goethe.

1849.*

An Wilhelm v. Humboldt.

1. Dez. 1831.

... Darf ich mich, mein Verehrtester, in altem Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nahräumlich, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da man mir abends den Plutarch vorliest, so komme ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte.

Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig und da ich dictire, kann mich diese Naturbestimmung gar wohl überraschen.

Von meinem Faust ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Dictum ein:

> Gebt ihr euch einmal für Poeten,
> So commandirt die Poesie.

Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studirt zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Production erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens bestand darin, daß der zweite Theil des Faust, dessen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, seit funfzig Jahren in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb.

Nun hat der Verstand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Uebergängen zu suppliren genug übrig blieb. Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowol für historische als ästhetische Stetigkeit nöthig, welches ich so lange fortsetzte, bis ich endlich für räthlich hielt auszurufen:

> Schließet den Wäss'rungskanal, genugsam tranken die Wiesen.

Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln, damit ich nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme; wobei ich freilich bedauere, daß ich es — was der Dichter doch so gern thut — meinen werthesten Freunden nicht mittheilen kann ...

Lassen Sie uns beiderseits von Zeit zu Zeit einen Anklang fortwährenden Daseins nicht vermissen.

G.

1850.

An Fürst Pückler-Muskau.[1]

Weimar, den 5. Januar 1832.

Wenn der edle Scheintodte auf seinen zurückgelegten Reisewegen freudig von mir begleitet ward, so muß der ins

[1] Pückler-Muskau (1785—1871) hatte sein erstes Werk „Briefe eines Verstorbenen" 1830/31 erscheinen lassen; Goethe hatte die ersten beiden Bände in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" besprochen, worauf ihm Pückler den 3. und 4. Teil gesandt und ihm u. a. geschrieben hatte: „Nicht ohne Zagen wage ich dem hochverehrten Gönner hiebei die beendete Arbeit zu überreichen. Einige Freunde haben überdies noch die Besorgniß geäußert, daß Ew. Excellenz es vielleicht ungern sehen möchten, sich selbst darin redend aufgeführt zu finden. Mir war dies in meiner, wie soll ich sagen, naiven Verehrung, die ich für Sie hege, gar nicht eingefallen. Ich hatte ganz vergessen, daß es noch Irdisches um Sie her giebt, alltägliche Rücksichten, die doch vielleicht der Besorgniß meiner Sie übrigens persönlich kennenden Freunde einigen Grund geben könnten."

Leben Zurückkehrende mich gewiß auf Schritten und Tritten theilnehmend an seine Seite ziehen.

Leider begegnete ich auf den ersten Schritten mir selbst, und wie man weiß, hat jedes Doppelsehen, vom Schielen und Schwindel an bis zum double sight, immer etwas Apprehensives, ja Sinneverwirrendes.

Davon mich wieder herzustellen so eiligst als möglich, halte als Langelebender für Pflicht, um einen freien Dank für die mir übersendeten höchst willkommenen Bände desto heiterer abstatten zu können. Als treusten und bequemsten Reisegefährten indessen hochachtungsvoll sich unterzeichnend, allerbestens empfohlen zu sein wünscht

J. W. Goethe.

1851.

An Marianne v. Willemer.

Das vorübergehende Jahr wollen wir wenigstens bey seiner Sylvesterschleppe fassen, um unsre theuersten Freunde noch eilig zu begrüßen.

Herzlich leid war es mir zu erfahren, daß Sie einen Theil der letzten Monate in krankhaften Zuständen verbracht haben, denn gar zu gern denke ich mir Sie in den Augenblicken, in welchen Sie immer gleich heiter, liebenswürdig und wohlthuend die Gegenwart ergriffen.

Wir in diesen Gegenden sind wie aus einem widerwärtigen Traum erwacht. Das asiatische Ungeheuer entfaltete immer mehr Hälse, Köpfe und Rachen, je näher es heranrückte; man machte, was ich sehr billige, fürchterliche Anstalten dagegen, um die Furcht zu balanciren. Wir aber, auf der Allerweltslandstraße, wurden durch scheue, flüchtende, aufgeregte Durchreisende in der Apprehension eines Uebels fort und fortzuleben genöthigt, das endlich auf die bewundernswürdigste Weise sich im Norden dämpfte, und gleichsam erlischt. Jetzt, ohngeachtet alle Sperren aufgehoben sind, wir keine durchstochenen Briefe und Pakete mehr erhalten, ruhig fortleben, auch bey uns nicht die mindeste Andeutung davon sich spüren ließ; jetzt, da alles leidlich ablief, triumphiren die Aerzte, welche es für nicht ansteckend erklärten, obgleich es durch Ansteckung verbreitet worden war. Wir wollen den freundlichen Wesen die in der Luft herrschen zutrauen, daß sie im Frühling die Wiederkehr des Ungeheuers abhalten, damit nicht der Spectakel, von vorn angehend, die Menschen in Furcht setze, welcher niemand entgeht und die größer ist, als das Uebel, dem doch nur ein Theil unterliegt.

Daß meine treusten Wünsche, meine wahrhafte Theilnahme Sie immer umgeben und berühren, davon sind Sie überzeugt und so bin ich wirklich wegen unsres trefflichen Willemers in einiger Sorge. Seiner thätigen Sinnes- und Handelsweise muß freylich die Hemmung späterer Tage höchst widerwärtig seyn. Ich will nicht läugnen, daß ich es für ein Kunststück halte, als entbehrlich anzusehen was die Jahre uns nehmen; dagegen aber hoch und höher zu schätzen, was sie uns lassen, am höchsten aber wenn sie so artig sind uns mit neuer Gabe zu erfreuen, welche meistens von den guten Menschen kaum bemerkt und selten dankbar aufgenommen wird.

Wenn Sie, meine Beste, wie im Sommer, so auch im Winter, für meine Tafel und Haushaltung sorgen wollten, deren persönliche genaue Behandlung Sie komisch finden würden, wenn Sie mich dieses Geschäft nothwendig consequent durchführen sähen: so vermelde ich nächstens einige Wünsche durch deren Erfüllung ich meinen Gästen wohl

ein besonderes Lächeln abgewinnen möchte. Wollen Sie mir indeß freundliche Gesichter von meinen Enkeln erwecken, so erbitte mir, etwa im Februar, etwas Offenbacher Pfeffernüsse; bis dahin werden die magenverderblichen Weihnachtsgaben wohl schon aufgespeist sein. Die Menschheit, merke ich, mag noch so sehr zu ihrem höchsten Ziele vorschreiten, die Zuckerbecker rücken immer nach; indem sich Geist und Herz immerfort reinigt, wird, wie ich fürchte, der Magen immer weiter seiner Verderbniß entgegengeführt.

Damit dieses lange zaudernde Blatt endlich seinen Weg antrete.

eiligst unwandelbar

Weimar den 13. Januar 1832.

J. W. v. Goethe.

1852.*

An Zelter.

Weimar, 4. Februar.

... Schon vor einiger Zeit hast Du mir gemeldet: daß einige gebildete Berliner sich freuten, außer Deinem Exemplar meiner Farbenlehre, vielleicht kein anderes in Berlin zu wissen. Ist etwa eins auf der königl. Bibliothek, so wird man es dort secretiren und als ein verbotnes Werk verläugnen. Zwey Octav-Bände und ein Quart-Heft sind seit dreyundzwanzig Jahren gedruckt, und es gehört zu den wichtigsten Erfahrungen meines hohen Alters, daß seit

jener Zeit die Gilden und Societäten sich dagegen immer wehren und in gräulicher Furcht davor begriffen sind. Sie haben Recht! und ich lobe sie darum. Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen der ihre Spinneweben früher oder später zu zerstören Miene macht. Damals schwieg ich, jetzt will ich doch einige Worte nicht sparen.

Es sind alles ehrenhafte, wohldenkende Männer in der Gesellschaft von der Du erzählst; aber freylich gehören sie einer Gilde, einer Confession, einer Partey an, welche durchaus wohl thut alles widerwärtig Eingreifende, das sie nicht vernichten können, zu beseitigen.

Was ist ein Minister anders als das Haupt einer Partey, die er zu beschützen hat und von der er abhängt? Was ist der Akademiker anders als ein eingelerntes und angeeignetes Glied einer großen Vereinigung? Hinge er mit dieser nicht zusammen, so wär' er nichts; sie aber muß das Ueberlieferte, Angenommene weiter führen und nur eine gewisse Art neuer, einzelner Beobachtungen und Entdeckungen herein lassen und sich assimiliren, Alles andere muß beseitigt werden als Ketzerey ...

G.

1853.*

An Marianne v. Willemer.

Weimar, 10. Februar 1832.

... Indem ich die mir gegönnte Zeit ernstlich anwende, die gränzenlosen Papiere die sich um mich versammelt haben, um sie zu sichten und darüber zu bestimmen; so leuchten mir besonders gewisse Blätter entgegen, die auf die schönsten Tage meines Lebens hindeuten; dergl.

sind manche von jeher abgesondert nunmehr aber eingepackt und versiegelt.

Ein solches Packet liegt nun, mit Ihrer Adresse, vor mir und ich möchte es Ihnen gleich jetzt, allen Zufälligkeiten vorzubeugen, zusenden; nur würde mir das einzige Versprechen ausbitten, daß Sie es uneröffnet bey sich, bis zu unbestimmter Stunde, liegen lassen. Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl daß wir gelebt haben; dieß sind die schönsten Documente auf denen man ruhen darf . . .

Dieses Paket waren Mariannens Briefe, die Goethe bereits am 3. März 1830 zusammengelegt und mit folgendem Begleitvers versehen hatte:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geschrieben, —
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust der sie entquollen
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

J. W. v. Goethe.

1854. *

An Wilhelm Zahn.

Weimar, den 10. März 1832.

. . . Kaum, ich will es wohl gestehen, konnt' ich bei mir festsetzen und vertrauen: jene ehrenvolle Widmung[1]

[1] Die Bezeichnung eines in Pompeji ausgegrabenen Hauses mit Goethes Namen.

werde sich auch für die Folge aufrecht erhalten, mein Name könnte dort bewahrt, Freunden zum Versammlungspunkt dienen. Wie sehr weiß ich deshalb zu schätzen, wenn meine werthen Landsleute, vereint mit den dortigen Behörden, geneigt sind, den Ausdruck jener verehrlichen Gesinnungen lebendig fortwirken zu lassen.

Freilich, Sonderbares mußte hier zusammentreffen! Es war in den Sternen geschrieben (ich bediene mich dieses tropischen Ausdrucks für eins der Ereignisse, wofür kein Wort zu finden ist) daß mein Sohn, an dem ich soviel Freude, Sorge und Hoffnung erlebt, auf seiner parabolischen Bahn durch Italien ehe er sein Ziel in der Nähe der Pyramide des Cestius erreichte, soviel theilnehmende Freunde fand, und auch dort erwarb um seinem Vater für alle liebevolle Mühe, treue Sorgfalt und bedeutende Aufopferungen, unter einem eigenen Zusammenwirken so mancher von einander unabhängiger Ereignisse, das würdigste Denkmal zu gewinnen. Ich weiß recht wohl, daß wir Ihrem Einfluß dieses Gute schuldig sind, und erkenne nicht allein, wie immer, Ihre rastlose zweckmäßige Thätigkeit, sondern auch zugleich das Beharren in dem Wohlwollen gegen die, denen Sie eine gründliche Neigung gewidmet haben . . .

. . . Wie sehr es sich auch von selbst versteht, so darf ich doch nicht unausgesprochen lassen, ja ich muß wiederholen, daß es mir ein durchdringend würdiges Gefühl in meinen hohen Jahren giebt, jüngere Heranwirkende zu sehen, die nicht allein was ich bisher allenfalls geleistet billigen, sondern zugleich empfinden, daß der Weg, auf dem ich unverrückt gewandelt auch derjenige sei, auf welchem sie prosperieren. Ich war stets aufmerksam auf diejenigen Punkte der Weltkunst und Kulturgeschichte, wo ich mich immer mehr vergewissern konnte, hier sei eine hohe wahre menschliche Bildung zu gewinnen . . .

Sollte Herr Walter Scott noch in Ihrer Nähe sein, so versichern Sie demselben, daß er sich bei uns durchaus einheimisch finden werde, und nicht nur als Verfasser so vieler und bedeutender Werke, sondern zugleich als ein Wohl- und Edeldenkender, der allgemeinen Ausbildung sich widmend. Und ich für meine Person darf wohl sagen, daß diese durchgängige Anerkennung bei mir durch eine gewisse Zärtlichkeit einer vieljährigen Verwandtschaft noch erhöht wird.

Meine gute Tochter, die ihr freundliches Andenken zum besten erwidert, wünscht, wenn es Gelegenheit giebt, der unverheirateten Tochter des Sir Walter Scott, die, wie man sagt, ihren Herrn Vater begleitet, bestens empfohlen zu sein und versichert von ihrer Seite den lebhaften Empfang . . . J. W. v. Goethe.

1855.

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es

eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß; ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mislingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, sodaß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über 60 Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, sodaß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig

nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wol wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Ganz ohne Frage würd' es mir unendliche Freude machen, meinen werthen, durchaus dankbar anerkannten, weitvertheilten Freunden auch bey Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzutheilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich so absurd und confus, daß ich mich überzeuge meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigenthümlichkeiten zu cohibiren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen. G.

* * *

Dieser letzte Brief Goethes, diktiert am Morgen des Tages seiner tödlichen Erkrankung, ist zuerst abgedruckt im Schlußheft von „Kunst und Altertum", VI, 622 ff., dann in Bratranecks Ausgabe von Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt (1876). Beidemal aber ist der Schlußabsatz des Briefes, dieses wichtige, aufschlußreiche letzte Bekenntnis Goethes, fortgeblieben; nach dem im Goethe-Archiv befindlichen Original hat Pniower in seinem vortrefflichen Faustbuch (1899) dieses Finale mitgeteilt.

Am 22. März, um halb zwölf mittags, ist Goethe im Alter von 82 Jahren und sieben Monaten in seinem Lehnstuhl entschlafen. Es währte lange — berichtet sein Arzt Dr. Vogel — ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entrissen sei.

Register.

1. Nummern der Briefe an:

2. Nummern der Briefe aus:

3. Goethes Schriften.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

4. Personen- und Sachregister.

5. Literatur.

Goethes Tagebücher. Sophienausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 26 Bde. Herausgeber L. Geiger, Frankfurt.
Goethe-Briefe. Herausgeber F. Strehlke. 3 Bde. Berlin 1884.
Goethes Briefe. Herausgeber Döring. Leipzig 1837.
Goethes Briefe an G. F. Benecke („Im neuen Reich", hrsg. v. A. Dove, Jahrg. 1875, Leipz.).
Sulpiz Boisserées Briefwechsel mit Goethe. Stuttg. 1862.
Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Bd. II. Weimar 1863.
Goethes und Carlyles Briefwechsel. Berlin 1887.
Briefe von und an Hegel. Leipzig 1887 (auch „Vermischte Schriften", Bd. II).

Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratraneck. Leipzig 1876.
Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte. Herausgeber H. Kestner-Köchlin. Straßburg 1904.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. Bd. II. Leipzig 1851.
Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Herausgeber Jahn. Leipzig 1867.
Goethe und Maria Paulowna. Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Weimar 1898.
Aus Briefen Goethes an Alfred Nicolovius. Ohne O. und J. (Bonn 1879).
Goethe und Oesterreich. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber August Sauer. 2 Bde. Weimar 1902/4. (Bd. 17 und 18 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen von Karl Eggers. Berlin 1889.
Briefwechsel zwischen Goethe und Karl Fr. Graf v. Reinhard. Stuttgart 1850.
Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841. Briefe von und an Goethe. Herausgeber Riemer. Berlin 1846.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1867.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erlänterungen. Herausgeber Schüddekopf und Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Briefe Goethes an K. E. Schubarth. Herausgeber Hettner (Deutsche Rundschau, 1875).
Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz. Herausgeber Düntzer. Leipzig 1853.
Goethes Briefe an Soret. Herausgeber Herm. Uhde. Stuttgart 1877.
Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg. Herausgeber A. Sauer. Prag 1902.
Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 2. Aufl. Herausgeber W. Arndt. Leipzig 1881.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer. Herausgeber Creizenach. 2. Aufl. Stuttgart 1878.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/34. — Neuausgabe L. Geiger (Leipzig, Reclam).
Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz. Herausgeber Bratraneck. 2 Bde. Leipzig 1874.
Goethe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Akten usw. von C. Vogel. Jena 1834.
Joh. Val. Teichmanns literarischer Nachlaß. Herausgeber Fr. Dingelstedt. (Briefe an Graf Brühl.)
Pniower, Goethes Faust. Berlin 1899.

